This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

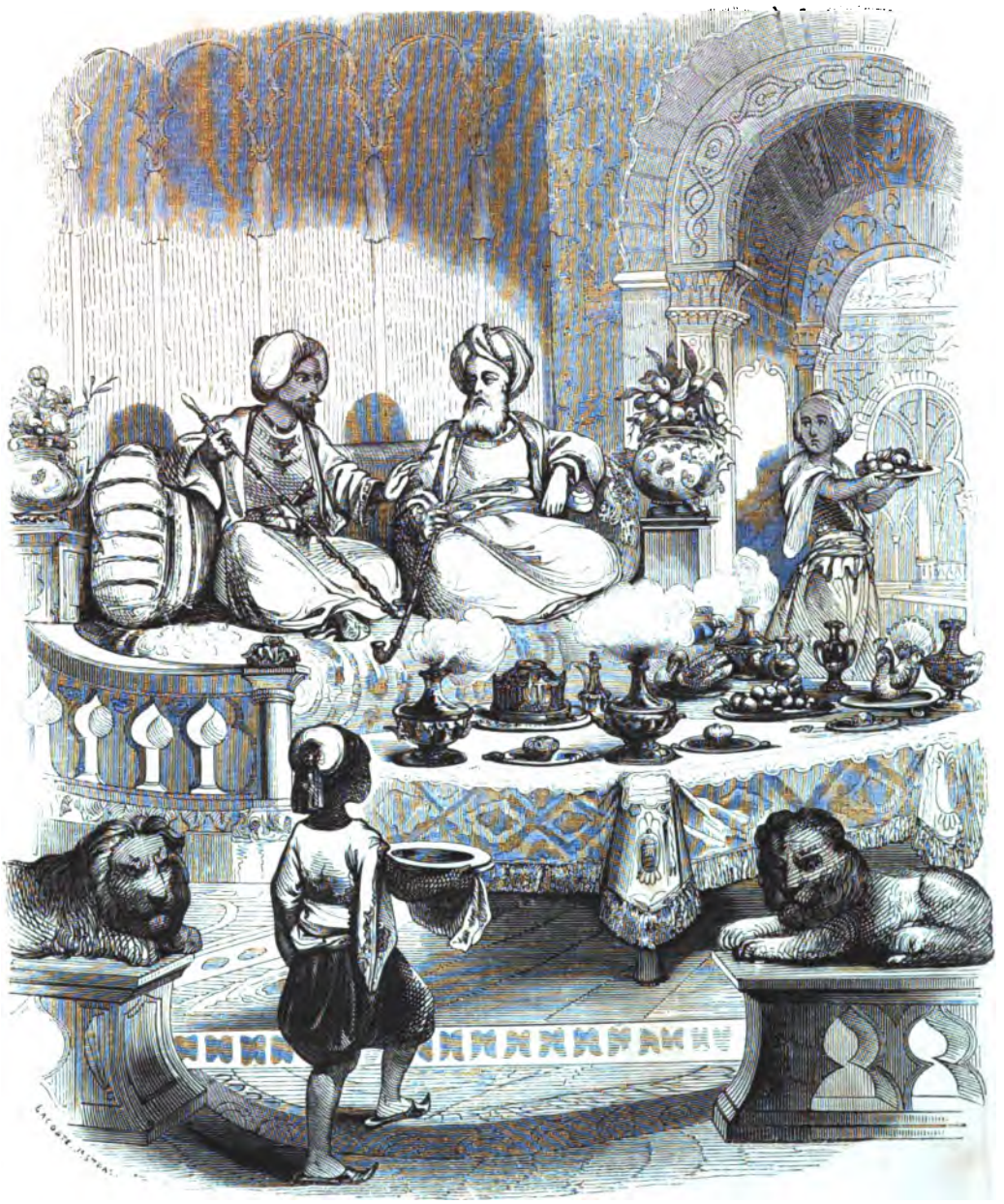
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bibliothek zu Sax. A. No 79.

83.408 1928

600036841S

931 d. 64



Tauſend und eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſten Male

aus dem Urtext

treu überſetzt

von

Dr. Guſtav Weil.

Mit 2000 Bildern und Vignetten in feinſtem Holzſtich.

Vierter Band.

Pforzheim.
Dennig, Finck & C°
1841.

BODLEIAN
16 APR 1930
LIBRARY

Siebenhundert und einunddreißigste Nacht.

Fortsetzung der Geschichte des Königs Kalad und seines Viziers Schimas.

Geschichte des Kaufmanns und der Diebe.

inst reiste ein reicher Kaufmann mit vielen kostbaren Waaren in ein großes Königreich, miethete sich daselbst eine anständige Wohnung, in der er sich mit seinen Waaren niederließ, und viele Leute der Hauptstadt befreundeten sich mit ihm, weil er die kostbarsten Stoffe mitgebracht hatte. Bald war seine Ankunft aber einigen sehr gewandten Dieben, die schon viele andere reiche Leute bestohlen und sich sogar an des Königs Schatzkammer schon gewagt hatten, kein Geheimniß mehr. Eines Nachts versammelten sie sich an einem bestimmten Orte und unterhielten sich von diesem fremden Kaufmanne, und berathschlagten, wie sie ihn berauben könnten, obschon seine Niederlage an einem sehr festen und wohlverwahrten Orte war. Da sagte Einer von ihnen: „Seyd nur ganz ruhig, ich übernehme dieses Geschäft

ganz allein und werde euch bald deſſen Erfolg ankündigen.“ Die Diebe freuten ſich und lobten ihren Geſellen und wünſchten ihm Glück zu ſeinem Unternehmen. Am folgenden Morgen kleidete er ſich als Arzt und nahm eine niedliche Taſche mit allerlei Kräutern und Medikamenten und Pflaſtern auf den Rücken, und ein ſchönes mediziniſches Buch unter den Arm, ging in die Nähe der Wohnung des Kaufmanns und ordnete ſeine Pulver und Salben auf Blätter, und behielt das Buch unter ſeinem Arme. Bald kamen viele Leute, um ſeine Medikamente zu ſehen, und er hatte für jeden ihn um Rath Fragenden eine Antwort bereit. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe einen Ruf in der Stadt erworben, begab er ſich zum Kaufmanne, der eben ſeine Mittagsmahlzeit hielt, und fragte ihn, ob er eines Arzneimittels bedürfe. Der Kaufmann ſagte: er brauche nichts, doch hieß er ihn ſitzen und mit ihm eſſen. Der Dieb aß mit ihm, und als er bemerkte, daß der Kaufmann ein Freund von guten Biſſen war, ſagte er ihm: „Da wir nun Freunde ſind, darf ich dir einen wohlgemeinten Rath nicht vorenthalten; ich ſehe, du biſt ein ſtarker Eſſer und ſchadeſt dadurch deinem Körper; wenn du nicht dafür ſorgſt, ſo gehſt du bald dem Tode entgegen.“ — „Wie,“ ſagte der Kaufmann: „kann mir das ſchaden? Ich eſſe ja ſchon lange ſo viel und

befinde mich wohl dabei?“ Der Dieb antwortete: „Der Nachtheil wird ſich erſt ſpäter zeigen, drum nimm eine Arznei, die dich vor vielen Krankheiten ſchützen wird.“ Der

Kaufmann nahm dem Diebe eine ihm dargereichte Arznei ab und trank sie des Abends, obschon sie sehr bitter war. Am andern Abend brachte ihm der Dieb wieder eine Arznei, noch bitterer als die erste; doch der Kaufmann ließ sich nicht vom schlechten Geschmacke abschrecken. Als der Dieb nun sah, daß der Kaufmann ihm vertraute und Alles trank, was er ihm überreichte, holte er am dritten Tage Gift und überreichte es dem Kaufmanne, der noch in derselben Nacht daran starb. Der Dieb kam nun mit seinen Gesellen herbei und trug Alles davon, was er besaß.

„Ich erzählte dir dies, o König," sagte die Schöne, „damit du dich nicht bethören lassest von Leuten, die dich hintergehen wollen." Der König erwiderte: „Du hast Recht, ich werde morgen wieder nicht zu meinen Vizieren gehen." Als daher des Morgens die Leute wieder vergebens den König erwarteten, gingen sie zu Schimas und sagten ihm: „Du siehst, o weiser Herr, daß es der König immer schlimmer macht, drum geh und sage ihm, daß, wenn er sich nicht bessert, das Wohl des Reichs es erfordert, daß wir ihn des Thrones verlustig erklären. Wir werden morgen mit unsern Waffen vor seinem Schlosse erscheinen, und kommt er nicht heraus, so erstürmen wir es, bringen ihn um und ernennen einen andern König; er mag dann nur sich selbst anklagen." Schimas ging zum König und sagte ihm: „Was bewegt dich, gegen unsere Verträge zu handeln und so dir selbst zu schaden? Was verwandelt deine Klugheit in Thorheit, deine Aufrichtigkeit in Lüge, deine Treue in Treulosigkeit? Warum folgst du meinem Rathe nicht, wie dein Vater dir befohlen? Erwache doch, ehe das Unheil zu groß wird; wie willst du allen deinen Gegnern entkommen, die beschlossen haben, dich zu tödten und einen andern König zu ernennen? Verschmähe deine Unterthanen nicht, denn wenn auch Steine noch so lange im Wasser liegen, springt doch Feuer heraus, wenn man sie aneinander reibt; befürchte, daß es dir gehe mit deinem Volke, wie dem

Fuchse, Wolfe und Löwen.

Einst zog nämlich eine Heerde Füchse aus, um etwas zu essen zu suchen. Als sie ein todtes Kameel fanden, sagte einer von ihnen: „Nun haben wir auf einen Monat zu leben; doch wollen wir uns einen Obersten wählen, der dafür wache, daß das Kameel gleich vertheilt werde und der Schwächere nicht zu kurz komme." Während sie darüber sich besprachen, kam ein Wolf herbei, und einer der Füchse sagte: „Hier ist ein Wolf; wir wollen ihn zu unserm Oberhaupte erwählen, denn er ist stark und mächtig,

und auch ſein Vater war ſchon unſer König. Hoffen wir, daß er eben ſo gerecht ſeyn wird, wie ſein Vater war.“ Die Füchſe begaben ſich insgeſammt zum Wolfe, theilten ihm ihren Beſchluß mit und baten ihn, die Regierung zu übernehmen, damit er nach Recht und Billigkeit unter ihnen entſcheide und einem Jeden das ihm Gebührende zutheile.“ Der Wolf nahm ihren Antrag an und theilte am erſten Tage die Nahrung zur allgemeinen Zufriedenheit aus; aber am andern Tage dachte er bei ſich: Wenn ich fortfahre, dieſes Kameel unter den Füchſen zu theilen, halten ſie mich für ſchwach; aber ich bin doch ſtark, ſie können mir nicht widerſtehen, darum will ich Niemanden mehr etwas davon geben, ich fürchte mich nicht vor ihnen, ſie ſind ja meine Sklaven.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Siebenhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Als am folgenden Tage die Füchse wieder demüthig vor dem Wolfe erschienen und um Nahrung baten, sagte er ihnen: „Was ihr besitzt, gehört mir, geht euers Weges; wer sich wieder sehen läßt, wird umgebracht.“ Die Füchse sagten zu einander: „Dieser gottlose Verräther hat uns in's Verderben gestürzt, und wir haben keine Macht über ihn; was fangen wir nun an?“ Da sagte ein Fuchs: „Nur der Hunger hat ihn heute irre geleitet; laßt ihn heute essen und sich sättigen, wir wollen dann morgen wieder vor ihm erscheinen.“

Am andern Morgen sagten sie ihm: „O Wolf, wir haben dich zum Könige erwählt, damit du Jedem seinen Antheil gewährest und Niemanden Unrecht geschehe; wir haben uns aber selbst getäuscht, denn seit gestern müssen wir hungrig umhergehen; doch wollen wir das gerne vergessen, gib uns nur heute etwas zu essen.“ Aber der Wolf ward noch gröber und wollte wieder nichts hergeben. Da sagten die Füchse untereinander: „Von diesem Wolfe haben wir nur immer Schlimmeres zu erwarten, darum laßt uns den Löwen um Hülfe anflehen und ihm unser Kameel zum Lohne überlassen, damit er diesen treulosen Wolf umbringe.“ Dieser Vorschlag ward gebilligt, und der Löwe nahm ihr Gesuch an und brachte den Wolf um, den dann die Füchse in Stücke zerrissen.

„Lerne daraus, o König,“ fuhr der Vizier fort, „daß man seine Unterthanen nie geringschätzen darf; ich warne dich zum letzten Male und erinnere dich an den letzten Willen deines seligen Vaters; klage dann nur dich selbst an!“ Der König sagte: „So Gott will, werde ich morgen Sitzung halten.“ Schimas verließ ihn hierauf und berichtete dem Volke, was er dem Könige gesagt und was ihm dieser geantwortet. Sobald aber diese Unterredung der Geliebten des Königs bekannt wurde, eilte sie zu ihm und sagte: „Wie sehr muß ich mich über dich und über deinen Gehorsam gegen

deine Viziere wundern. Haben ſie dich etwa nackt gefunden und dich auf einmal auf den Thron erhoben? Und ſelbſt dann dürften ſie ſich nicht ſo abſcheulich gegen dich benehmen; du darfſt dich nicht ſo tief herablaſſen. Weißt du nicht, daß ſie die Sklaven deines Vaters waren, der dich zu ihrem Herrſcher eingeſetzt? Du biſt aber ſo furchtſam, als hätte dich nicht dein Vater gezeugt, du erſchrickſt vor Denen, die Gott unter deine

Fußſohlen gelegt. Mit Recht ſagt man: Wenn das Herz eines Königs nicht von Eiſen iſt, ſo verdient er nicht, König zu ſeyn, denn nur das Vieh hat ein Herz von Fleiſch. Dieſe Leute drohen dir mit ihrem Abfall und Ungehorſam bloß, um dich einzuſchüchtern; gibſt du ihnen nach, ſo werden ſie ſich bald über dich erheben und aus Gewohnheit nach deiner Macht lüſtern werden. Hüte dich wohl davor, es möchte dir ſonſt gehen, wie dem Hirten mit den Dieben." Der König fragte: „Wie war dies?" Und ſeine Geliebte erzählte:

Geſchichte des Hirten und der Diebe.

Ein Hirt war einſt mit ſeinen Schafen auf der Weide und wachte über ſie, daß ihm keines geſtohlen werde. Eines Nachts kam ein Dieb in der Abſicht, ein Schaf zu ſtehlen; er fand aber den Hirten ſo wachſam bei Tag und bei Nacht, daß er kein Mittel ſah, ſeinen Zweck zu erreichen. Nachdem er lange ſich vergebens bemüht hatte,

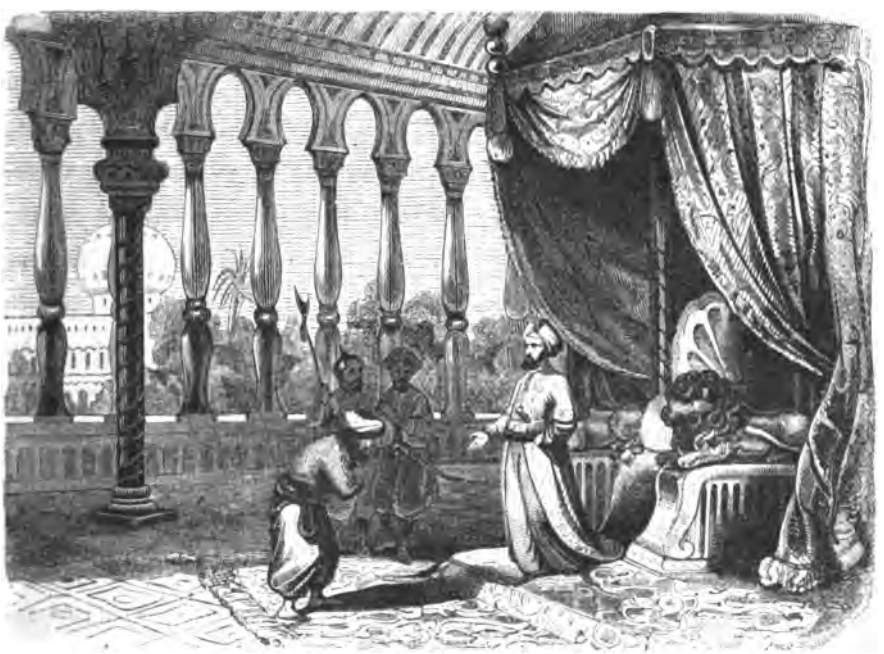
nahm er eine Löwenhaut, ſtopfte ſie mit Stroh aus und ſtellte ſie auf einen Hügel, ſo daß der Hirt ſie ſehen konnte. Er ging dann zum Hirten und ſagte ihm: „Ein Löwe fordert ſein Nachteſſen von dir.“ — „Wo iſt ein Löwe?“ fragte der Hirt. „Dort auf dem Hügel,“ antwortete der Dieb. Der Hirt blickte hin und ſah das ausgeſtopfte Fell, das er für einen Löwen hielt, und fürchtete ſich ſo ſehr, daß er dem Diebe ſagte: „Nimm von meiner Heerde, was du willſt.“ Der Dieb nahm, was ihm beliebte, und dachte bei ſich: nun bin ich meiner Beute gewiß, und ſo oft er nach Schafen gelüſtete, holte er die Löwenhaut und erſchreckte den Hirten damit, bis er ihm nach und nach alle ſeine Schafe abgelockt hatte.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:

Siebenhundert und dreiunddreißigste Nacht.

Die Geliebte des Königs ſprach dann weiter: „Dies erzählte ich dir, o König, damit du dich ja nicht weich finden laſſeſt, und dieſe Menſchen ihren Zweck erreichen; der Tod iſt ihnen viel näher, als daß ſie dir ein Uebel zuzufügen im Stande wären.“ Der König horchte auf dieſe Rede und gab ihr ſeinen Beifall. Am folgenden Morgen kamen alle Bewohner der Reſidenz bewaffnet vor das Thor des Schloſſes und forderten den Pförtner auf, zu öffnen. Als dieſer ſich weigerte, holten ſie Feuer herbei, um das Thor zu verbrennen. Der Pförtner berichtete dem König, was ſich zugetragen, und fragte ihn, was er thun ſolle. Als ſich der König in ſo großer Gefahr ſah, ließ er ſeine Geliebte rufen und ſagte ihr: „Hat mir nicht Schimas die Wahrheit prophezeit? Nun hat ſich das Volk zuſammengerottet, und man will mich umbringen.“ Die Geliebte erwiderte: „Fürchte nichts, o König, Gott wird dir beiſtehen, laß nur deine Viziere und die Gelehrten und Häupter des Volks und der Truppen umbringen, du haſt dann von den Uebrigen nichts mehr zu befürchten, Niemand wird ſich mehr deinem Willen widerſetzen, noch deine Ruhe ſtören.“ Der König ſagte ihr: „Du haſt Recht,“ ließ ſich ſchnell ſeinen Turban geben und ſchickte nach Schimas. Als er kam, ſagte er ihm: „Du weißt, daß ich dich liebe, denn du biſt mein Bruder

und Vater ſeit meines Vaters Tode, auch befolge ich deinen Rath und zeige mich meinen Leuten; entſchuldige mich nur jetzt bei ihnen und ſtelle die Eintracht wieder her; ich wollte eben zu ihnen herauskommen, als dieſe Gewaltthätigkeiten ſtattfanden; doch ich entſchuldige ſie, und morgen werde ich in Allem ihren Wünſchen willfahren.“ Schimas verbeugte ſich vor dem Könige, küßte ihm Hände und Füße, ging dann freudig zum Volke hinaus, verkündete ihm, was der König verſprochen, und hielt es von ſeinem gewaltthätigen Vorhaben ab. Man löſchte das Feuer aus, und Jeder ging nach Hauſe. Der König wendete ſich hierauf zu den zehn älteſten und ſtärkſten Sklaven ſeines Vaters und ſagte ihnen: „Ihr wiſſet, wie ihr bei meinem Vater ſowohl, als nach deſſen Tode bei mir ſo gut und hoch gehalten waret; nun



frage ich euch, ob ihr auch etwas für mich thun wollt?“ Die Sklaven antworteten: „Befiehl nur, o Herr, wir ſind deine Sklaven und bereit, Alles für dich zu thun.“ Da ſagte der König: „Ihr wiſſet, was die Bewohner dieſer Stadt meinem Vater geſchworen, und nun haben ſie die Treue gebrochen und meinen Tod beſchloſſen. Ich muß daher, um das Uebel auszurotten, ſeine Anführer und Gelehrten um's Leben bringen, und zwar auf folgende Weiſe: ich laſſe Einen nach dem Andern vor mir erſcheinen; ſobald er aber hereinkommt, führt ihr ihn in das Nebenzimmer und bringt ihn um.“ Da die Sklaven Gehorſam verſprachen, ſetzte ſich der König am folgenden Morgen auf den

Thron mit dem Richterbuche in der Hand, und ließ die Thore öffnen und alle Viziere, Gelehrten und Häupter des Volks Einen nach dem Andern vor sich kommen und von den Sklaven aus dem Wege räumen. Nachdem auf diese Weise alle Mächtigen das Leben verloren hatten, wurde das gemeine Volk weggejagt, und ein Jeder eilte schnell in seine Wohnung. Der König überließ sich nun ganz seinem Vergnügen und vernachlässigte das Heil des Staates und das Wohl seiner Unterthanen. Da aber dieser König wegen seines an Gold, Silber und Edelsteinen so reichen Landes von allen seinen Nachbarn beneidet wurde, so dachte einer der benachbarten Sultane, der von der Hinrichtung der Viziere und Gelehrten hörte: Nun werde ich bald zum Besitze dieses kostbaren Landes gelangen; dieser junge, unbesonnene König hat Niemanden mehr, auf den er sich stützen kann, es wird mir leicht werden, sein Land zu erobern. Er beschloß daher, um seine Stärke zu prüfen, ihm folgenden Brief zu schreiben:

„Im Namen Gottes, des Allgnädigen, Allbarmherzigen! Wir haben vernommen, daß du die Gelehrten deines Reichs und deine Viziere und mächtigen Krieger hast umbringen lassen, und daß du überhaupt einen schlechten und ruchlosen Lebenswandel führst, wodurch uns Gott den Sieg über dich erleichtert. Du stehst nun unter meinen Befehlen, baue mir daher einen großen Palast auf der Oberfläche des Wassers mitten im Meere; kannst du dies nicht, so verlasse dieses Land. Ich werde meinen Vizier mit zehntausend Regimentern, jedes aus tausend Kriegern zusammengesetzt, in dein Land schicken, um davon Besitz zu nehmen; er wird dir nur drei Tage Frist gönnen, und widersetzest du dich ihm, so wird es bald um dich geschehen seyn."

Diesen Brief schickte der Sultan durch einen Boten ab, und als der verweichlichte König ihn gelesen hatte, verlor er allen Muth und alle Kraft, und wußte nicht, was beginnen, denn er hatte Niemanden, der ihm Beistand leistete. Er ging ganz blaß und entstellt zu seinen Frauen, und als sie ihn fragten: „Was hast du, o König?" antwortete er: „Ich bin nicht mehr König, ich bin nur noch ein Sklave," und las ihnen weinend den eben erhaltenen Brief vor und fragte sie, ob sie ihm nun in dieser Noth zu rathen wüßten? Die Frauen antworteten: „Wir sind ja nur Weiber, wir haben weder Verstand, noch Kraft genug, um in einer solchen schwierigen Sache einen Ausweg zu finden; du kannst nur bei Männern Rath und Hülfe suchen." Jetzt sah der König erst ein, daß er durch die Hinrichtung seiner Viziere, Gelehrten und Großen des Reichs ein großes Unheil über sein Land gebracht hatte; er bereute sehr, was er gethan, und sagte zu seinen Frauen: „Mir geht es mit euch, wie dem Rebhuhne mit den Schildkröten." Da fragten die Frauen: „Was war das für eine Geschichte?" Darauf erzählte der König:

Geschichte des Rebhuhns mit den Schildkröten.

Einst lebten Schildkröten auf einer sehr fruchtbaren, mit vielen Bäumen bepflanzten Insel. Da flog eines Tages ein Rebhuhn vorbei, das wegen der großen Hitze einen kühlen Ruheplatz suchte, und ließ sich neben dem Neste der Schildkröten nieder. Als die Schildkröten von ihrem Ausfluge zurückkehrten und das Rebhuhn sahen, fanden sie es so ausgezeichnet schön, daß sie sich mit seiner Gesellschaft freuten und sagten: „Das ist gewiß der Herr aller Vögel.“ Sie näherten sich ihm daher so freundlich, daß es jeden Abend, nachdem es den Tag über auf der Insel umhergestreift war und Korn aufgelesen hatte, wieder zu ihnen zurückkehrte. Die Schildkröten gewannen es aber bald so lieb, daß es ihnen schwer fiel, den ganzen Tag von ihm getrennt zu leben. Sie sagten daher eine zur andern: „Wir müssen ein Mittel finden, das Rebhuhn ganz an uns zu fesseln, daß wir auch am Tage uns an ihm ergötzen und nicht zu befürchten haben, daß es einmal auf seinen Ausflügen sich an einen andern Vogel anschließe und uns ganz verlasse.“ Da sagte eine von den Schildkröten: „Ich will euch aus dieser Verlegenheit helfen.“

In der nächsten Nacht setzte Scheherfad diese Erzählung mit des Königs Worten fort:

Siebenhundert

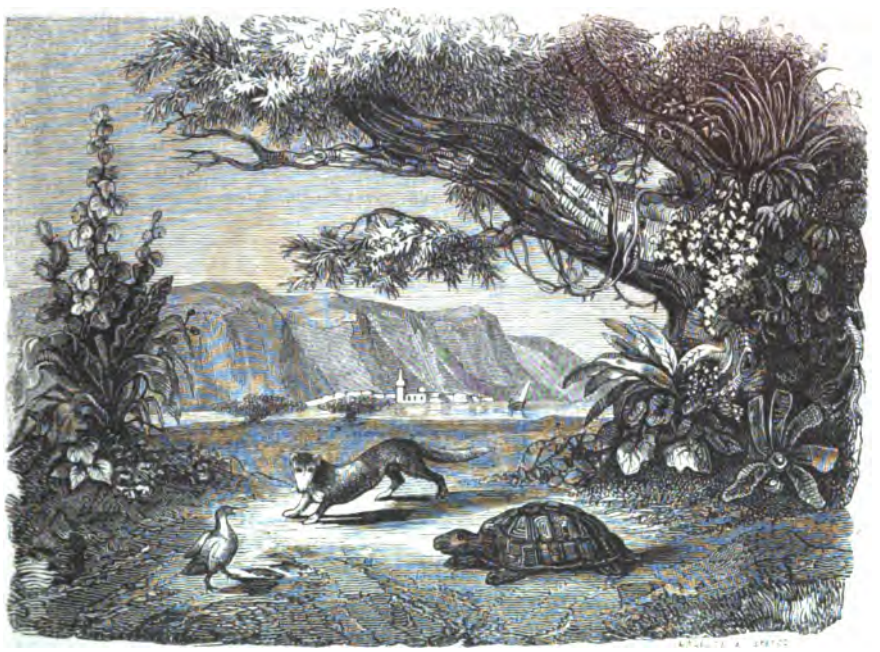
und

vierunddreißigste Nacht.

Die Schildkröte näherte ſich des Abends dem Rebhuhne, als es heimkehrte, wünſchte ihm guten Abend, küßte die Erde vor ihm und ſagte: „Gott hat dir unſre Liebe in vollem Maße geſchenkt und uns eben ſo mit der deinigen geſegnet. Doch der Liebende findet nur Ruhe in der Nähe ſeiner Geliebten, jede Trennung aber bringt ihm herben Schmerz; wir können aus Wohlgefallen an dir dich gar nicht genug ſehen und in deiner Abweſenheit gar keine Freude genießen, und doch ſind wir ſo wenig beiſammen: das kränkt uns ſehr; auch du mußt ſehr leiden, wenn deine Liebe der unſrigen gleich iſt.“ Das Rebhuhn ſagte: „Mir iſt nur wohl, wenn ich bei euch bin, doch was ſoll ich mit meinen zwei Flügeln anfangen, die mich immer von euch treiben?“

Die Schildkröte antwortete: „Wenn dir deine Flügel alle Ruhe und alles Vergnügen rauben und dich dazu noch der Gefahr ausſetzen, von einem deiner Feinde unter den Vögeln auf dem Fluge ergriffen zu werden, ſo lege ſie ab, bleibe bei uns und laſſe dir es wohl ſeyn in unſerm Ueberfluſſe.“ — „Wie kann ich das?“ fragte das Rebhuhn. Da ſagte die Schildkröte: „Reiße eine Feder nach der andern mit deinem Schnabel aus, bis keine einzige mehr übrig bleibt.“ Das Rebhuhn verlor keinen Augenblick, dieſen

Rath zu befolgen. Das Schickſal führte aber gerade ein Wieſel vorüber, das auch auf dieſer Inſel wohnte; es ſah mit Erſtaunen das kahle Rebhuhn und rief: „Nun iſt mein Glück gemacht, nun entgeht mir dieſes Rebhuhn nicht mehr.“ Es ſprang ſogleich auf das Rebhuhn los, das vergebens ſeine federloſen Flügel aufſchlug, um zu entfliehen;

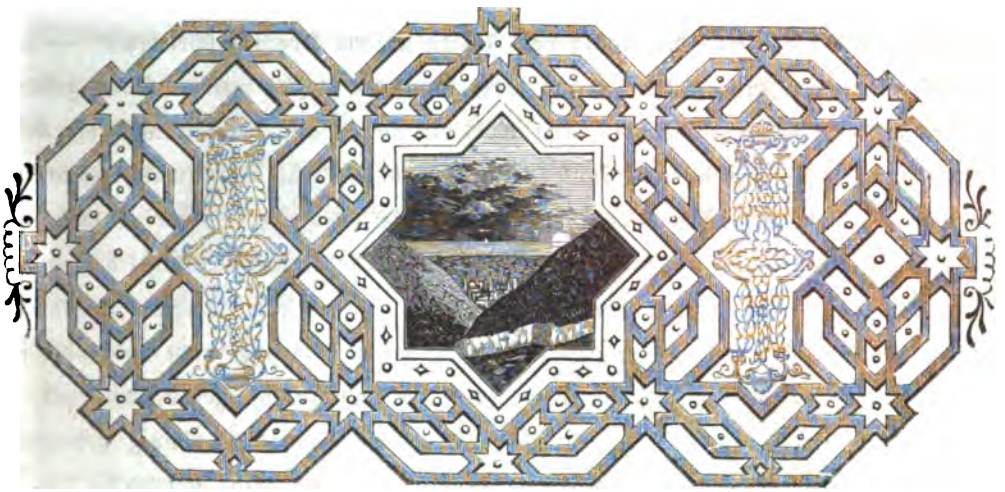


es ward vom Wieſel ergriffen und zerriſſen. Die Schildkröten, vor deren Augen dies geſchah, weinten vor Mitleid. Als aber das Rebhuhn ſie fragte, ob ſie mit etwas Anderem, als mit Thränen, ihm helfen könnten, ſagten ſie: „In Wahrheit, gegen ein ſolches Uebel wiſſen wir nichts Anderes zu thun.“ Da ſagte das Rebhuhn: „Weinet nicht, ihr ſeyd unſchuldig, ich ſelbſt habe mein Unglück herbeigezogen.“ —

„So muß auch ich,“ ſagte der König, „nur mir ſelbſt Vorwürfe machen, daß ich euern Rath befolgt und die Wackerſten und Klügſten in meinem Reiche umgebracht habe, die, welche mich am meiſten liebten und mich am beſten gegen meinen Feind ſchützen konnten, und finde ich jetzt keinen Erſatz für ſie, ſo muß ich, wie jenes Rebhuhn, untergehen.“ Der König ging dann in das Zimmer, wo die Leichen ſeiner Viziere und Gelehrten lagen, und weinte heftig und ſchrie: „O könnte doch Jemand dieſe Todten nur einen Augenblick wieder beleben, daß ich ihnen mein Verbrechen bekenne und ihnen meinen Zuſtand klage.“ Nachdem er den ganzen Tag ohne zu eſſen oder zu trinken in

tiefſter Trauer in dieſem Zimmer zugebracht hatte, zog er ſchlechte Kleider an und ſtreifte verkleidet in der Stadt umher. Da ſah er zwei Jungen von zwölf Jahren, die an einer Mauer ſaßen, und hörte, wie Einer zum Andern ſagte: „Haſt du ſchon gehört, daß unſer Feld aus Mangel an Regen ganz verdorrt iſt? Alles Unglück kommt von unſerm König, der die Gelehrten und Viziere ſchuldlos hat umbringen laſſen, bloß um ſeine Geliebte, die Feindin Gottes und der Menſchen, zufrieden zu ſtellen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:



Siebenhundert und fünfunddreißigſte Nacht.

Der zweite Junge erwiderte dem erſten: „Das iſt noch nicht Alles, du wirſt noch Schlimmeres erleben.“ — „Wie!“ verſetzte der Erſte: „gibt es etwas Schlimmeres, als keinen Regen zu haben?“ — „Ja wohl,“ erwiderte der Andere: „ſchon hat ein benachbarter König dem unſrigen einen Boten geſchickt, durch welchen er ihn auffordern läßt, ihm ein Schloß mitten im Meere auf die Oberfläche des Waſſers zu bauen; vermag er dies nicht, ſo wird er zwölftauſend Regimenter, jedes aus tauſend Kriegern beſtehend, abſchicken, um Beſitz von ſeinem Königreiche zu nehmen, und wiſſe, daß dieſer König ſehr mächtig iſt und über ein unzählbares Volk herrſcht; wenn nun unſer König dieſes Uebel nicht abzuwenden weiß, ſo iſt es um unſre Stadt geſchehen; denn unſer Nachbar war ein Feind des Vaters unſers Königs; er wird dann Männer und Kinder umbringen, die Frauen in Gefangenſchaft führen, alles Vermögen rauben und den König verbannen. Gott ſtehe uns bei!“ Des Königs Thränen floſſen im Uebermaße, als er dieſes Geſpräch hörte, und er dachte: dieſer Junge muß ſehr klug ſeyn, wie kann er etwas von dem Boten wiſſen, der noch Niemanden geſprochen? Vielleicht wird mir Gott durch ihn helfen. Er näherte ſich hierauf dem Jungen und ſagte: „Was du eben vom König erzählt, lieber Junge, iſt wahr, er hat mit Unrecht ſeine Viziere und Weiſen umbringen laſſen;

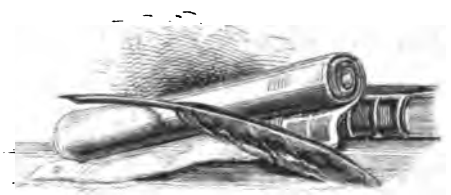
doch woher weißt du, was der König von Indien unserm König geschrieben?" — „Ich weiß es," sagte der Junge, „durch meine Zauberkunst, die ich von meinem Vater gelernt." Da fragte der König: „Gibt dir diese wohl ein Mittel an, durch welches der König aus seiner Noth gerettet werden könnte?" — „Wohl weiß ich ein Mittel," antwortete der Junge; „doch ich werde es nur dem König selbst offenbaren, wenn er mich rufen läßt und um Rath fragt." Da fragte der König: „Woher kennt er dich, daß er nach dir schicken soll?" Der Junge erwiderte: „Wenn er nach den Gelehrten und Weisen schickt, so findet er auch mich unter dieser Zahl, thut er dies aber nicht und fährt fort, bei seinen Weibern sich zu zerstreuen, so werde ich nicht zu ihm gehen, um auch, wie seine Viziere, umgebracht und dazu noch von allen Leuten für blödsinnig gehalten zu werden; dann würde sich das Sprichwort bestätigen: Wer mehr Kenntnisse hat, als Verstand, der geht durch seine Kenntnisse wegen seiner Thorheit zu Grunde." Der König, erstaunt über die Worte dieses Jungen, fragte ihn nach seiner Wohnung, und der Junge antwortete: „Ich wohne in dieser Straße, und hier ist die Mauer meines Hauses." Der König merkte sich sein Haus, grüßte die Jungen, kehrte freudig in sein Schloß zurück, legte die Trauerkleider ab und zog wieder sein königliches Gewand an, aß und trank und dankte Gott, bekannte sein Verbrechen, bat um Vergebung und beschloß, Buße zu thun und fromme Werke zu vollbringen. Sodann ließ er einen seiner Diener rufen und beschrieb ihm das Haus des Jungen, den er an der Mauer gesehen, so wie den Jungen selbst, und die Straße, in welcher er wohnte, und sagte ihm: „Geh zu diesem Jungen und sage ihm in einem milden, einnehmenden Tone: der König läßt dich zu sich bitten, um dich über etwas zu befragen, das dir viel Glück bringen wird." Der Bote traf den Jungen noch an derselben Stelle der Mauer, wo ihn der König verlassen, und theilte ihm den Wunsch des Königs mit: „Ich bin bereit, zu gehorchen," sagte der Junge, folgte sogleich dem Boten, verbeugte sich mit Anstand vor dem König, grüßte ihn und wünschte ihm Glück. Der König hieß ihn sitzen und fragte ihn: „Weißt du wohl, wer heute an deinem Hause vorüber ging und mit dir sprach?" Der Junge fing an nachzudenken und auszurechnen, und sagte nach einer Weile: „Du warst es, erhabener König!" — „Du hast die Wahrheit gesagt, geliebter Junge," versetzte der König, ihn küssend und zu sich auf seinen Thron hebend.

Der König ließ dann Speisen und Getränke bringen, und nachdem sie gegessen hatten, sagte er: „Du sprachst heute von einem Mittel, den Drohungen des Königs von Indien zu entgehen; nun, worin besteht dieses?" — „In einem tapfern Herzen," sagte der Junge: „schicke nur nach deinen Frauen, die dir gerathen haben, meinen Vater

Schimas und die übrigen Viziere und Gelehrten umzubringen." — „Wie," ſagte der König tief ſeufzend: „Schimas war dein Vater? Gott, der dich zu mir ſchickt, um über das Unrecht, das ich an deinem Vater begangen, mich zu beſchämen, ſtehe mir bei! Dieſe Strafe habe ich verdient, doch will ich dich nun an die Stelle deines Vaters erheben und dich ſeinetwillen noch mehr ehren; rathe mir nur jetzt, wie ich gegen meinen Feind mich vertheidigen ſoll, und laſſe die Frauen auf eine andere Zeit." Da ſagte der Junge: „Schwöre mir, daß du Alles thuſt, was ich von dir fordere." Der König erwiderte: „Gott iſt Zeuge, daß ich nur deinem Rathe und deinem Willen zu folgen bereit bin." — „Nun," verſetzte der Junge, „laß den Boten des Königs von Indien bis zum dritten Tage warten, dann ſagſt du ihm, du wollteſt ihm morgen die Antwort geben, ſo gewinnſt du Zeit, und wenn er Einwendungen macht, ſo weiſe ihn zurecht, doch ohne Härte. Wenn er dann alles Vorgefallene in der Stadt verbreitet und die

Einwohner vor dem Untergange warnt, ſo laſſe ihn zu dir rufen und ſage ihm: Du verdienſt den Tod, weil du mich bei meinen Unterthanen anklagſt, doch Gott verzeiht dir; auch habe ich jetzt zu wenig Zeit, mich mit dir zu beſchäftigen. Du fragſt ihn dann, ob er ſonſt noch einen Auftrag habe, und antwortet er: nein, ſo ſage ihm: Dein König muß ein recht blödſinniger Mann ſeyn, der keine Folgen bedenkt und Niemanden um Rath fragt, ſonſt würde er nicht durch eine ſolche Forderung ſich in ſo große Gefahr begeben; doch freue ich mich über ſeine Thorheit, denn ich habe dadurch einen gerechten Vorwand, ſein Land zu erobern, ohne von irgend Jemanden deßhalb getadelt zu werden. Ich halte es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu antworten, ein Schulknabe mag dies thun; du ſchickſt dann nach mir, und ich werde die Antwort ſchreiben." Der König ſchenkte dem Jungen ſeinen Beifall, gab ihm ein koſtbares Ehrenkleid und entließ ihn; gegen den Boten benahm er ſich aber ganz, wie ihm der Junge gerathen, und zuletzt ließ er Letztern wieder rufen, gab ihm des Königs Brief und ſagte ihm: „Beantworte dieſes Schreiben." Der Junge las den Brief und ſagte lächelnd: „O König! wenn du die Beantwortung dieſes Briefs für wichtig hältſt, ſo will ich deinem Befehle gehorchen, aber ein weit jüngerer Knabe könnte es auch thun." Da ſagte der König: „Schreibe ſchnell, denn der Bote eilt, er iſt ſchon einen Tag zu lang aufgehalten worden."

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:



Siebenhundert

und

ſechsunddreißigſte Nacht.

Der Junge nahm Dinte und Papier und ſchrieb: „Friede und Heil vom Barmherzigen allen Gläubigen! Wiſſe du, den man den großen König nennt, wir haben deinen Brief erhalten, geleſen und verſtanden, und daraus deine Thorheit und Gewaltthätigkeit erkannt; aus Verachtung gegen dich haben wir deinen Boten zurückgehalten, und nur aus Mitleid für dieſen ſchicken wir dir eine Antwort. Was du von meinen Vizieren, Gelehrten und Großen des Reichs ſchreibſt, iſt wahr, doch iſt das nur ein Unkraut, das ich aus dem Weizenfelde geriſſen; für jeden Umgebrachten haben wir tauſend Beſſere und Tüchtigere. Jedes Kind, das nur ſprechen kann, iſt ſo reich an Kenntniſſen, als der Regen des Himmels an Segen; fragſt du nach meinen Kriegern, ſo findeſt du bei mir Helden, von denen ein Einziger Tauſende deiner Truppen ſchlägt. Was meine Schätze angeht, ſo ſchneiden wir Juwelen aus den Gebirgen wie Steine, und meine Fundgruben bringen mir täglich tauſend Pfund Silber ein, auch iſt der Wohlſtand und die Macht meiner Unterthanen unbeſchreiblich. Dein Wunſch, ein Schloß mitten im Meere zu haben, beweiſt deinen Unverſtand; gebiete zuerſt dem Winde Ruhe und den Wellen Stillſtand, dann wollen wir dir ein Schloß bauen. Du glaubſt, Gott habe dir den Sieg über mich verliehen, ich aber, der ihm vertraue und nach deſſen Geboten handle, hoffe das Gegentheil, weil du dich ungerechter

Weiſe, als wäre ich dein Sklave, über mich erheben willſt. Du verdienſt eine Strafe von mir, doch ich fürchte Gott und verzeihe dir, wenn du mir auch dieſes Jahr Tribut ſchickſt, wo nicht, ſo ſende ich dir eine Armee von elfhunderttauſend Mann unter der Anführung des Viziers Ghadban, der dich drei Jahre lang belagern wird, ſtatt der drei Tage Friſt, die du mir gegönnt; er wird Beſitz von deinem Reiche nehmen und nur dich allein tödten; darum ſey auf deiner Hut und überlege es wohl, ehe du es wagſt, dich mir zu widerſetzen."

Dieſes Schreiben ward verſiegelt und dem Boten gegeben, der nach dem, was er vom Jungen hörte, froh war, mit heiler Haut davon zu kommen. Als er zu ſeinem König zurückkehrte, der ſchon wegen deſſen langer Abweſenheit einen großen Divan hielt, überreichte er ihm den Brief und erzählte ihm Alles, was er geſehen und gehört. Der König konnte ſeiner Erzählung nicht glauben, bis er endlich den Brief las; da erſchrack er ſehr und ſah ſich ſchon ſeines Reichs beraubt. Er ließ ſogleich ſeine Viziere und

Gelehrten rufen und las ihnen den Brief vor; ſie ſuchten zwar den König zu beruhigen, doch war ihr eignes Herz voller Furcht. Endlich ſagte der Großvizier: „Alle dieſe Worte helfen nichts, ich rathe dir, dich in einem Schreiben bei dem Könige zu entſchuldigen, ihn an die alte Freundſchaft zu erinnern, und ihm zu ſagen, du habeſt nur ſeine

Tapferkeit und Gewandtheit erproben wollen, wünschest ihm aber ein langes, glorreiches Leben." Der König sagte: „Das muß ein mächtiger Sultan seyn, dessen Schulknaben solche Briefe schreiben; ich habe selbst ein verzehrendes Feuer angezündet, ich muß es nun auch löschen." Er ließ dann sogleich kostbare Geschenke zubereiten, schrieb einen schönen Brief und schickte ihn mit einem Hauptmanne, von vielem Gefolge begleitet, ab. Der König ließ bei der Ankunft des Hauptmanns den Jungen rufen, um ihm den Brief vorzulesen, und auf dessen Rath nahm er die Entschuldigungen und die Geschenke des Hauptmanns an und machte ihm königliche Gegengeschenke.

Scheherſad brach für heute hier ab. In der nächsten Nacht fuhr sie fort:

Siebenhundert

und

ſiebenunddreißigſte Nacht.

Der Junge aber wandte alle ſeine Gelehrſamkeit auf und ſchrieb einen ſehr ſinnreichen, freundlichen Brief, den er dem Könige vorlas. Der Hauptmann wurde dann mit dem Briefe entlaſſen und von einer Abtheilung Truppen bis Mitte Wegs begleitet. Nach der Abreiſe des Hauptmanns, der wegen der Wiederherſtellung des Friedens von ſeinem Herrn durch Erhöhung ſeines Rangs belohnt ward, kehrte der König wieder zu ſeinem frühern frommen Lebenswandel zurück, hörte auf, der Frauenliebe und dem Vergnügen zu leben, und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit den Angelegenheiten ſeiner Unterthanen. Der junge Sohn des Viziers Schimas ward zum Vizier ernannt, die Stadt wurde drei Tage hinter einander beleuchtet, und groß war die Freude des Volks, das einer beſſern Zukunft entgegen ſah, und für den König und den Vizier Gebete gen Himmel ſandte. Als dann der König den Vizier fragte, was nun zur neuen Organiſation des Staats zu thun ſey? ſagte er: „Zuerſt muß das Uebel aus ſeiner Wurzel ausgerottet werden, damit es nicht wieder zu noch größerem Unheil nachwachſe.“ — „Was meinſt du damit?“ fragte der König. „Ich meine,“ antwortete der junge, aber verſtändige Vizier: „den Hang nach Weibern und das Befolgen ihres Raths; durch Frauenliebe wird ſogar der Klügſte irre geführt. War nicht Salomon, der Sohn Davids, der

Weiſeſte aller Sterblichen, ſo daß Menſchen und Genien, Thiere und Vögel ihm dienſtbar waren? Hat er nicht viele Werke über weltliche Angelegenheiten und Religion geſchrieben, und doch vergaß er Alles wieder durch ſeine Liebe zu den Weibern, und wußte in Gegenwart aller Gelehrten eine Frage nicht mehr zu beantworten, die in einem ihm früher wohlbekannten Werke ausführlich behandelt war, ſo daß er zuletzt geſtehen mußte, daß er durch ſeine Liebe zu den Weibern ſeinen Verſtand verloren hatte, und daher alle Leute, beſonders aber Gelehrte und Könige, davor warnte.“ Der König erwiderte hierauf: „Schon habe ich aufgehört, die Frauen zu lieben; doch ſage mir, was ich ihnen thun ſoll, weil ſie mir gerathen haben, deinen Vater und die übrigen

Großen zu ermorden.“ Der Vizier erwiderte: „Nicht sie allein sind schuldig; sie sind wie schöne Waaren, die wohl Käufer herbeilocken, doch Niemanden zwingen, sie zu kaufen.“ Da sagte der König: „Ich sehe, daß du die Schuld auf mich laden willst, und du hast ganz Recht.“ Der Vizier erwiderte: „Das wollte ich zwar nicht, o König, doch Gott hat uns Macht über uns selbst gegeben, wir können dem Bösen widerstehen, wenn wir wollen. Gott will nur unser Bestes, durch unsern eignen Willen aber neigen wir uns zum Schlimmen hin; doch jetzt ist nichts mehr zu thun, als das Gewand der Thorheit mit dem des Verstandes zu vertauschen, die Begierden zu besiegen und den Geboten des Herrn zu folgen, Gott wird dir dann verzeihen, dir heitere Tage schenken und allen deinen Feinden Ehrfurcht vor dir einflößen.“ Der König versprach dem Vizier, der ihn aus so großer Noth gerettet, ihm in Allem zu gehorchen, alle seine Vorschläge anzunehmen und alle seine Handlungen zu billigen. Auf den Rath des Viziers wurden dann alle Gelehrten versammelt und sieben neue Viziere gewählt, die Frauen des Königs aber in das Haus lebenslänglich eingesperrt, wo die Ermordeten lagen; so fielen sie selbst in die Grube, die sie Andern gegraben. So viel ist uns von dieser wunderbaren Geschichte zugekommen.

Geschichte der unglücklichen Frau mit dem Bettler.

Man erzählt unter Andern: Ein König verbot einst seinen Unterthanen, Almosen zu geben, und ließ Jedem, der diesem Verbote zuwider handelte, die Hand abschneiden, so daß Niemand mehr es wagte, den Armen etwas zu schenken. Eines Abends kam ein hungriger Bettler zu einer Frau und forderte Almosen. Da sagte ihm die Frau: „Wie kann ich dir etwas geben? der König läßt ja Jedem die Hand abhauen, welcher Almosen reicht.“ Aber der Bettler beschwor sie so lange bei Gott, sie möchte ihm doch Etwas geben, daß sie seinen Bitten nicht widerstehen konnte und ihm zwei Laib Brod schenkte. Sobald der König dies erfuhr, ließ er die Frau rufen und ihre beiden Hände abschneiden. Nach einiger Zeit sagte der König zu seiner Mutter: „Ich möchte gern heirathen, wähle mir doch eine schöne Frau.“ Seine Mutter antwortete: „In unserer Nachbarschaft lebt die schönste Frau, die man je gesehen hat; aber sie hat beide Hände verloren. Der König wünschte sie zu sehen, und als sie vor ihm erschien, ward er so bezaubert von ihrer Schönheit, daß er sie heirathete. Aber die Nebenbuhlerin dieser Frau beneidete sie so sehr, daß sie sie dem König als ein schlechtes Frauenzimmer

ſchilderte. Der König ſchrieb dies ſeiner Mutter und befahl ihr, die von ihr empfohlene Frau aus dem Harem zu verſtoßen. Die Frau wanderte nun, über ihr Unglück weinend, mit ihrem Kinde am Halſe, in der Wüſte umher, bis ſie an einen Bach gelangte; da kniete ſie nieder, um ihren Durſt zu löſchen, und ließ das Kind in den Bach fallen. Sie weinte darüber ſehr heftig, als zwei Männer vorüberkamen und ſie fragten, warum ſie ſo weine. „Mein Kind," ſchrie die Arme, „iſt in's Waſſer gefallen, vielleicht könnt ihr es noch retten!" Die Männer beteten zu Gott und zogen das Kind unverletzt aus dem Waſſer. Sie fragten dann die Frau: „Wünſcheſt du auch deine beiden Hände wieder zu haben?" Auf ihre bejahende Antwort beteten die Männer wieder, und, ſiehe da! ihre beiden Hände wuchſen wieder hervor noch ſchöner, als ſie waren. Dann ſagten ſie ihr: „Weißt du, wer wir ſind?" — „Das weiß nur Gott." — „Wiſſe denn, wir ſind die zwei Laib Brod, die du dem Bettler gegeben und durch welche du deine beiden Hände verloren; danke nun Gott, der dir deine beiden Hände wiedergegeben und dein Kind." Sie dankte und pries Gott und ſetzte ihren Weg getröſtet fort.

Der Tag dämmerte bereits, als Scheherſad dieſe Erzählung beendigte; ſie begann deßhalb erſt in der nächſten Nacht mit folgender Geſchichte:

Siebenhundert

und

achtunddreißigſte Nacht.

Geſchichte des edlen Gebers.

Man erzählt ferner: Einſt verlor ein ſehr reicher Goldarbeiter ſein ganzes Vermögen, ſo daß ihm gar nichts mehr übrig blieb. Da ſagte ihm ſeine Frau: „Geh zu einem deiner Freunde und ſuche Hülfe bei ihm.“ Er ging zu einem Freunde und klagte ihm ſeine Noth. Der Freund lieh ihm fünfhundert Dinare, mit denen er wieder ſein Geſchäft betreiben ſollte. Der Goldarbeiter öffnete hierauf wieder ſeinen Laden und kaufte und verkaufte. Als er einſt in ſeinem Laden ſaß, kamen drei Männer und fragten nach ſeinem Vater; der Goldarbeiter ſagte ihnen: er ſey ſchon längſt todt. Da fragten ſie: ob er keine Nachkommen hinterlaſſen. „Ich bin deſſen Sohn!“ — „Kannſt du dies beweiſen?“ — „Alle Kaufleute des Bazars können mir es bezeugen!“ — „Bringe Einige her, um uns zu überzeugen, daß der Mann, nach welchem wir dich fragten, dein Vater war.“ Der Goldarbeiter rief einige Kaufleute zu ſich, und nachdem ſie bezeugt hatten, daß der Mann, nach dem die drei Fremden ſich erkundigt hatten, ſein

Vater war, zogen dieſe einen Sack heraus, in welchem etwa dreißigtauſend Dinare Gold und Edelſteine waren, und ſagten: „Das hat dein Vater uns aufzubewahren gegeben,“ und gingen wieder ihres Weges. Bald darauf kam eine Frau und kaufte einen Edelſtein, welcher fünfhundert Dinare werth war, für dreitauſend Dinare. Der

Goldarbeiter ging nun zu ſeinem Freunde und wollte ihm die fünfhundert entlehnten Dinare zurückgeben; dieſer nahm ſie aber nicht und ſagte: „Ich habe ſie nach Gottes Willen hergegeben, behalte ſie nur, nimm auch dieſes Briefchen, öffne es aber nicht, bis du zu Hauſe biſt.“ Der Juwelier nahm ein Briefchen, ging nach Hauſe und fand folgende Zeilen darin: „Die Männer, welche bei dir waren, ſind mein Vater und meine beiden Oheime; die Frau, welche bei dir einkaufte, war meine Mutter, und alles Geld kam von mir. Ich hatte dabei keine andere Abſicht, als dir ein Erröthen zu erſparen.“

Wunderbare Erfüllung eines Traums.

Man erzählt ferner: Ein ſehr begüterter Mann aus Bagdad verlor ſein ganzes Vermögen und hatte viele Mühe, ſich ſein tägliches Brod zu erwerben. Eines Nachts, als er ſich in trauriger Stimmung niederlegte, erſchien ihm im Traume Jemand, der ihm ſagte: „Du wirſt deinen Lebensunterhalt in Kahira finden, reiſe dahin.“ Der Mann machte ſich des Morgens auf und trat ſeine Reiſe nach Kahira an. Da er des Abends daſelbſt ankam, ging er in eine Moſchee und ſchlief darin. In derſelben Nacht drangen Diebe von der Moſchee aus in ein daran ſtoßendes Haus, um es zu beſtehlen. Aber die Bewohner dieſes Hauſes erwachten und machten Lärmen. Die Polizei kam herbei, und die Diebe entflohen wieder durch die Moſchee. Als der Polizeioberſte in die Moſchee kam und den Mann aus Bagdad fand, den er für einen der Diebe hielt, ergriff er ihn, ließ ihn faſt todt prügeln und in's Gefängniß werfen.

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach hier dieſe Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

Siebenhundert

und

neununddreißigſte Nacht.

Nach drei Tagen ward er vor den Polizeioberſten geführt, der ihn fragte, woher er wäre und was er in Kahira thäte? Er antwortete: „Ich bewohne Bagdad und bin hierher gekommen, weil mir Jemand im Traume geſagt, ich werde hier meinen Lebensunterhalt finden; nun fand ich aber nichts, als die Prügel, die du mir ertheilen ließeſt.“ Der Polizeioberſte lachte ſo herzlich, daß er alle ſeine Zähne zeigte, und ſagte: „Du dreifach unverſtändiger Menſch, mir iſt Jemand im Traume erſchienen, der mir ſagte: In dem Stadtviertel N. N. in Bagdad iſt ein Haus, das ſo und ſo ausſieht, in deſſen Hofe iſt ein Gärtchen mit einem Piſtazierbaume; dort iſt Geld begraben, das von einem Verbrechen herrührt, geh hin und nimm es! Und doch bin ich hier geblieben, und du thörichter Menſch machſt eine ſolche Reiſe wegen eines eitlen Traumes.“ Er gab ihm dann einige Drachmen und ſagte ihm: „Suche damit deine Rückkehr anzutreten.“ Der Mann nahm das Geld und kehrte damit nach Bagdad zurück, ging in ſein Haus, welches kein anderes war, als das vom Polizeioberſten von Kahira beſchriebene, ließ unter dem Baume aufgraben, und fand ſo viel Geld darunter, daß er wieder reicher war als zuvor.

Tod eines Liebenden aus dem Stamme Uzra.

Man erzählt ferner: Unter dem Stamme der Söhne Uzra war ein Mann, der keinen Tag ohne eine neue Liebe leben konnte. Einſt liebte er ein ſchönes Mädchen aus ſeinem Stamme und warb um ſie; ſie aber verſchmähte ihn und wies ihn immerfort ab.

Der Mann ward darüber krank und grämte sich so sehr, daß alle seine Kräfte schwanden und er so schwach und mager ward, daß seine Liebe kein Geheimniß mehr blieb. Lange baten seine und ihre Verwandten seine Geliebte, sie möchte ihn doch besuchen, aber sie weigerte sich, bis er dem Tode nahe war. Erst als sie sein nahes Ende vernahm, bemitleidete sie ihn und entschloß sich, ihn zu besuchen. Als er sie erblickte, flossen seine Augen in Thränen über und er sprach folgende Verse:

„Siehst du meinen Leichenzug vorüberziehen, so folge doch und grüße den Verschiedenen, der dem Grabe überlassen wird."

Das Mädchen sagte weinend: „Ich dachte nicht, daß es so weit mit dir gekommen wäre, aber bei Gott, ich will dir Alles gewähren, was du von mir forderst." Da recitirte er weinend folgenden Vers:

„Sie nahet mir, wenn Todesschatten uns trennen, und will mir gehören, wenn ich sie nicht mehr besitzen kann."

Dann athmete er tief und verschied. Das Mädchen weinte, küßte ihn und fiel in Ohnmacht, und nach drei Tagen starb auch es und wurde in sein Grab gelegt.

Geschichte des Dichters Mutalammes.

Ferner wird erzählt: Der Dichter Mutalammes mußte einst vor Numan, dem Sohne Munzirs, entfliehen, und er blieb so lange abwesend, daß man ihn für todt hielt. Er hatte eine schöne Frau, welche Umeima hieß und ihn so innig liebte, daß sie lange keinen Andern heirathen wollte, so sehr auch ihre Familie sie darum bat. Doch endlich wurde ihr so viel zugeredet und fast Zwang angethan, daß sie nachgeben mußte und mit einem Manne aus ihrem Stamme sich verlobte. Mutalammes kam aber gerade zur Hochzeitsnacht von seiner Reise zurück. Er hörte Musik und Freudengesang und jubelnde Frauen, und fragte einen Knaben: was denn für ein Fest gefeiert werde. Der Knabe antwortete: „Die Gattin Mutalammes' verheirathet sich wieder diese Nacht." Als Mutalammes dies hörte, mischte er sich verkleidet unter die Frauen und sah, wie der Bräutigam neben seiner Frau saß und sie küssen wollte. Sie aber seufzte und sprach weinend: „O wüßte ich doch bei so vielen heranstürmenden Unglücksfällen, wo du weilest, o Mutalammes!" Dieser antwortete: „O du meine Heimath! o Umeima! wisse, daß ich mich stets nach dir sehnte, so oft die Karavane ihre Zelte

aufſchlug.“ Als der Bräutigam dies hörte, merkte er, daß er überflüſſig geworden, und zog ſich zurück. Mutalammes blieb allein bei ſeiner Frau und lebte höchſt glücklich mit ihr, bis der Tod ſie trennte.

Sonderbares Gebet eines Pilgers.

Man erzählt ferner: Zur Zeit der Pilgerfahrt rief einſt ein Mann, an den Vorhängen der heiligen Kaaba ſich feſt klammernd: „O Gott, laß ſie doch wieder ihrem Manne zürnen, daß ſie ſich mir hingebe!“ Als einige Pilger dieſes ſonderbare Gebet hörten, ergriffen ſie ihn, durchprügelten ihn, führten ihn zum Emir der Pilger und ſagten ihm, was ſie von dieſem Manne an einem ſo heiligen Orte vernommen. Der Emir der Pilger gab den Befehl, ihn zu hängen; aber der Angeklagte beſchwor ihn bei Mohammed, dem Abgeſandten Gottes, er möchte doch zuerſt ſeine Erzählung anhören, dann nach Belieben mit ihm verfahren. Der Emir gewährte ihm ſeine Bitte, und er ſprach: „Wiſſe, o Emir! ich bin ein Mann von der niederſten Volksklaſſe, der ſich oft mit Chaſchiſch berauſcht; mein Geſchäft war, dem Vieh die Haut abzuziehen, und Blut und andern Schmutz auf den dazu beſtimmten Ort zu bringen. Eines Tages ging ich

mit meinem beladenen Esel über die Straße, da sah ich, wie alle Leute davon liefen, und Einer derselben sagte mir: „Flüchte dich schnell in dieses Gäßchen, sonst bringt man dich um.“ Ich fragte: warum denn alle Leute so flöhen. Da antwortete mir der Diener eines vornehmen Herrn: „Es kommt ein Harem, und die ihm vorangehenden Diener schlagen alle Leute, um den Weg frei zu machen.“ Ich wollte, als ich dies hörte, mit meinem Esel in eine Nebenstraße einlenken, da kamen die Diener, mit großen Stöcken in den Händen, an der Spitze von ungefähr dreißig Frauen, worunter eine einen Wuchs wie die Zweige des Ban, und Augen wie eine nach Wasser lechzende Gazelle hatte; diese ausgezeichnet schöne und liebliche Frau war die Gebieterin aller Uebrigen, die sie begleiteten. Ich blieb stehen und betrachtete sie von allen Seiten. Auf einmal rief sie einen ihrer Diener zu sich und sagte ihm etwas in's Ohr. Sogleich lief der Diener auf mich zu und nahm mich fest. Alle Leute liefen davon, nur ein alter Mann nahm meinen Esel und führte ihn weg, während die Eunuchen mich mit einem Stricke banden und mit sich schleppten.“

Scheherſad unterbrach hier ihre heutige Erzählung; in der nächſten Nacht aber nahm ſie den Faden der Geſchichte folgendermaßen wieder auf:

Siebenhundert und vierzigſte Nacht.

Der Pilger erzählte weiter: „Ich wußte gar nicht, was dies zu bedeuten habe, und alle Leute hinter mir ſchrien: „Das iſt nicht erlaubt von Gott, mit einem armen Bettler, einem elenden Chaſchiſchfreſſer, ſo umzugehen.“ Manche ſagten zu den Eunuchen: „Habt doch Mitleid mit ihm, Gott wird ſich auch eurer erbarmen, und laßt ihn doch los!“ Ich dachte bei mir ſelbſt: Gewiß hat die Dame den Schmutz und Unrath, mit dem mein Eſel beladen war, gerochen und will dafür mich beſtrafen laſſen. Was kann ich thun? Es gibt keinen Schutz und keine Macht, als bei Gott, dem Erhabenen!

„Ich wurde nun von den Eunuchen mitgeſchleppt, bis wir an die Pforte eines großen Hauſes kamen. Da traten ſie hinein und führten mich in einen großen Saal von unbeſchreiblicher Schönheit; er war rein ausgekehrt und friſch beſpritzt, und mit koſtbaren Matten und Polſtern bedeckt. Die Gebieterin und ihr Gefolge zog an mir vorüber, und ich blieb allein mit den Eunuchen zurück und dachte: Man hat mich gewiß herein gebracht, um mich hier mit dem Tode zu beſtrafen, ohne daß Jemand nur meinen Tod erfahre. Aber ſtatt deſſen führten mich die Eunuchen in das Badzimmer, welches an den Saal ſtieß, und drei Sklavinnen kamen, hießen mich ſitzen, und die Eine rieb mir die Füße, die Andere wuſch mir den Kopf und die Dritte trocknete mich ab. Als dies geſchehen war, gaben ſie mir einen Bündel Weißzeug und Kleider und hießen mich ſie anziehen. Ich ſagte: „Bei Gott! ich weiß nicht, wie man ſolche Kleider anzieht.“ Sie näherten ſich mir lachend und kleideten mich an, beſpritzten mich mit

Roſenwaſſer und führten mich wieder in einen herrlich verzierten und mit Divanen belegten Saal. Hier ſaß eine Dame, von vielen Sklavinnen umgeben, die, ſobald ich in den Saal trat, vor mir aufſtand und mich hieß, neben ihr Platz zu nehmen. Kaum hatte ich mich geſetzt, als die Sklavinnen auf ihren Befehl die verſchiedenartigſten, ſchmackhafteſten Speiſen auftrugen, dergleichen ich in meinem Leben nicht gekoſtet hatte und deren Namen ich nicht einmal kannte. Nachdem ich mich ſatt gegeſſen hatte, wurden die Schüſſeln weggetragen, und man brachte mir Waſſer, um meine Hände zu waſchen. Die Dame ließ dann allerlei Nachtiſch bringen und hieß mich davon eſſen. Als auch dies geſchehen war, befahl ſie einigen Sklavinnen, Wein und Trinkgefäße herbeizuſchaffen, ſowie auch allerlei feines Räucherwerk. Ein Mädchen wie der Mond ſchenkte uns ein, und ich und die Dame wir tranken ſo lange beim Klange des Saitenſpiels, bis wir berauſcht waren. Dies Alles geſchah, o Emir, und ich glaubte immer nur zu träumen.

Auf ihren Wink entfernten ſich dann die Sklavinnen; ſie umarmte mich und drückte mich an ihren Buſen, und ich ſog den feinſten Moſchusduft aus ihren Lippen und glaubte nicht anders, als entweder ich ſey im Paradieſe, oder ich träume.

„Des Morgens fragte ſie mich nach meiner Wohnung, gab mir ein goldgeſticktes Taſchentuch, in welches Etwas eingebunden war, und ſagte mir: „Geh damit in's Bad.“ Ich ging freudig fort und dachte: Iſt Geld in dieſem Tuche, ſo kann ich dafür zu Mittag eſſen; doch ging ich ſo ungern von ihr fort, als hätte ich das Paradies verlaſſen müſſen, und begab mich in meine Wohnung, öffnete das Tuch, welches ſie mir geſchenkt hatte, und fand fünfzig Goldſtücke darin, die ich ſogleich begrub. Nach Mittag, als ich in Gedanken vertieft vor meiner Thüre ſaß; kam auf einmal eine Sklavin zu mir und ſagte: „Meine Gebieterin verlangt nach dir.“

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr ſie alſo fort:

Siebenhundert und einundvierzigſte Nacht.

Der Pilger ſprach weiter: „Ich folgte der Sklavin bis zur Thür ihres Hauſes, bat um Erlaubniß, hineinzutreten, und küßte die Erde vor der Dame. Sie hieß mich wieder ſitzen, ließ Speiſen und Wein bringen, und ich brachte wieder dieſe Nacht wie die vorhergehende bei ihr zu. Des Morgens ſchenkte ſie mir wieder ein Tuch, in welches fünfzig Goldſtücke eingebunden waren, mit denen ich wieder in meine Wohnung ging, wo ich ſie begrub. So ging es acht Tage lang, ich wurde jeden Nachmittag geholt und blieb bis Morgens bei meiner Dame. Aber am achten Tage, als ich bei ihr war, kam auf einmal eine Sklavin herbeigelaufen, die mich ſchnell in ein Nebenzimmer hineinſtieß. Dieſes Zimmerchen hatte ein Fenſter, das auf die Straße ging; ich hörte Geräuſch von Dienern und Pferdetritten, und ich ſah vom Fenſterchen aus einen jungen Mann wie der Vollmond, von vielen Mameluken begleitet, der vor der Hausthür abſtieg, dann in den Saal trat, vor der Dame ſich verbeugte und ihre Hand küßte. Sie ſchwieg lange, und es koſtete ihm viele Mühe und Demüthigung, bis ſie ſich mit ihm verſöhnte und einwilligte, die Nacht bei ihm zuzubringen.

„Des Morgens, als er wieder mit ſeinen Leuten ausgeritten war, kam die Dame zu mir und fragte mich: „Haſt du geſehen?“ Ich antwortete: „Ja wohl.“ Nun ſagte ſie: „Dieſer Mann iſt mein Gatte; ich will dir erzählen, was zwiſchen uns vorgefallen. Eines Tages waren wir beiſammen im Garten neben unſerm Hauſe. Auf einmal ſtand

er von meiner Seite auf und blieb ſehr lange weg. Da folgte ich unbemerkt, um nach ihm zu ſehen; als ich an der Küche vorüberkam, fragte ich eine meiner Sklavinnen nach ihm; ſie zeigte mir ein kleines Kabinet: hier fand ich ihn in den Armen einer

Sklavin. Als ich dies ſah, ſchwur ich einen heiligen Eid, auch einen Mann von der niederſten Klaſſe zu umarmen. Ich durchzog daher drei Tage lang alle Straßen der Stadt, um einen ſolchen Mann zu finden; erſt am vierten Tage begegnete ich dir, und fand dich ſo erbärmlich und ſo ſchmutzig, daß ich meinem Eunuchen befahl, dich mitzunehmen. Was nun zwiſchen uns geſchehen iſt, war Gottes Beſchluß. Nun iſt mein Eid gelöst, und ich werde dich nicht eher wieder rufen laſſen, bis mein Mann ſich wieder einer Sklavin nähert und mir untreu wird.“ Hierauf entließ ſie mich, nachdem ich vierhundert Goldſtücke aus ihrem Hauſe fortgetragen, von denen ich ſchon einen großen Theil ausgegeben. Darum kam ich hierher und betete zu Gott, der Mann möchte doch ſeine Sklavin wieder beſuchen, damit ich ſeine Gattin wiederſehe.“ Als der Emir der Pilger dieſe Geſchichte hörte, ließ er den Angeklagten frei und erklärte ihn für unſchuldig in Gegenwart aller ſeiner Ankläger.

Geschichte des Arabers mit den Bohnen.

Unter Anderm wird auch erzählt: Als Harun Arraschid den Barmekiden Djafar hängen ließ, befahl er, daß, wer ihn betraure und beweine, auch gehängt werden sollte, so daß es natürlich ein Jeder unterließ. Eines Tages kam ein Araber aus entfernter Wüste, der jedes Jahr Djafar ein Gedicht überreichte, für welches er tausend Dinare erhielt, womit er und seine Familie das ganze Jahr lebte. Sobald er hörte, daß Djafar gehängt worden, ging er auf den Hinrichtungsplatz, ließ dort sein Kameel niederknien, seufzte und weinte laut und recitirte sein Gedicht; dann schlief er ein und sah Djafar im Traume, der ihm sagte: „Du hast meinetwillen diese mühsame Reise unternommen und findest mich nun, wie du siehst; doch geh nach Baßra, frage nach dem Kaufmanne N. N. und sage ihm, Djafar der Barmekide läßt ihn grüßen und bei den Bohnen beschwören, dir tausend Dinare zu geben.“ Der Araber machte sich sogleich auf den Weg nach Baßra, suchte den Kaufmann auf und trug ihm Djafars Bitte vor. Der Kaufmann weinte so heftig, daß er beinahe sein Leben aufgab, nahm den Araber mit Auszeichnung auf, bewirthete ihn drei Tage lang und gab ihm am vierten Tage fünfzehnhundert Dinare, indem er ihm sagte: „Du erhältst tausend Dinare nach Djafars Befehl und fünfhundert als Geschenk von mir.“ Auch hieß er ihn jedes Jahr wiederkehren, um tausend Dinare in Empfang zu nehmen. Der Araber beschwor den Kaufmann: er möchte ihm doch sagen, was Djafar mit den Bohnen meinte. Da sagte der Kaufmann: „Ich war früher ein armer Bohnenhändler. Einst ging ich an einem kalten Tage auf dem Markte mit meinen Bohnen umher; meine Kleidung war so schlecht, daß sie mich weder gegen die Kälte, noch gegen den Regen schützte. Ich zitterte vor Frost und fiel einige Male auf den nassen Boden. Dies bemerkte Djafar und bemitleidete meinen schauerlichen Zustand, ließ mich zu sich rufen und sagte mir: „Verkaufe meinem Gefolge diese Bohnen.“ Ich holte mein Maß herbei, und so wie ich Bohnen hergab, füllte Djafar mein Maß mit Gold, bis ich statt meiner Bohnen einen großen Bündel Gold hatte. Zuletzt fragte Djafar: „Hast du nichts mehr?“ Ich suchte im Korbe und fand nur noch eine Bohne. Djafar nahm sie, theilte sie in zwei Hälften, ging damit in seinen Harem und sagte: „Wer will diese halbe Bohne kaufen?“ Eine seiner Frauen sagte: „Ich, für den Bündel Gold, den der Mann trägt.“ — „Nun,“ sagte Djafar, „ich behalte die andere Hälfte für

den doppelten Preis.“ Ich glaubte, es ſey nur Scherz, aber ein Diener brachte das Gold herbei und legte es in meinen Korb. So hat mich Gott, geprieſen ſey ſein Name! durch Djafar reich gemacht, und wenn ich dir jedes Jahr tauſend Dinare gebe, ſo iſt dies nur eine geringe Vergeltung für ſeine Wohlthaten gegen mich.“

Der wunderbare Reiſeſack.

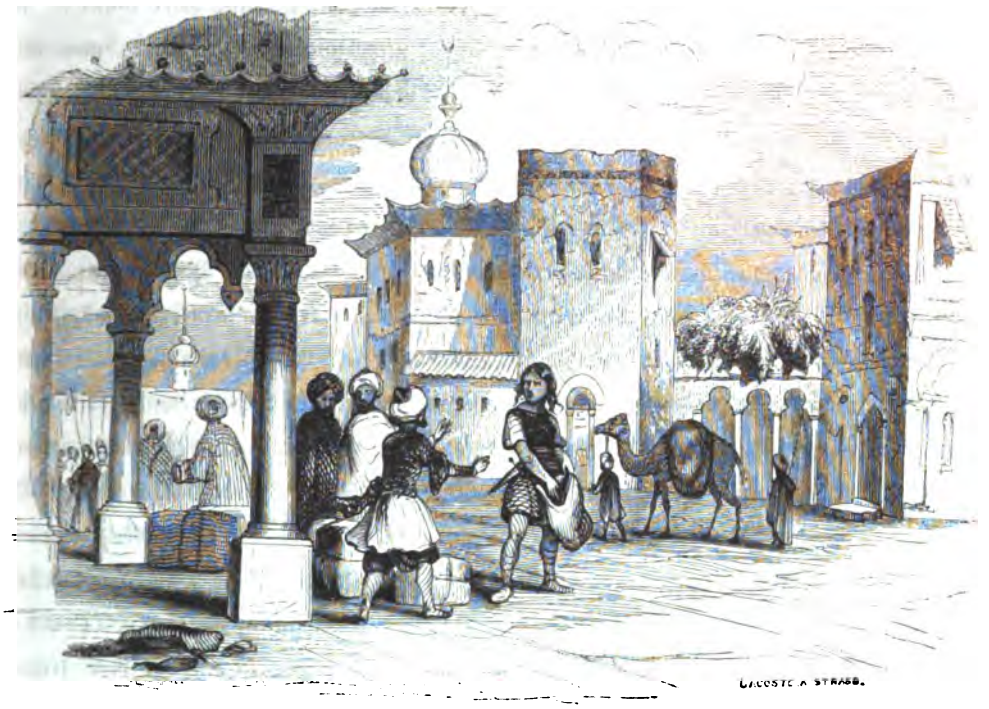
Man erzählt ferner: Als der Chalif Harun Arraſchid eines Nachts ſehr übel gelaunt und mißmuthig war, ließ er ſeinen Vizier Djafar rufen und ſagte ihm: „Ich bin ſehr verſtimmt und fühle meine Bruſt ſo beengt, ſuche doch auf irgend eine Weiſe mir Zerſtreuung zu verſchaffen.“ Djafar ſagte: „O Fürſt der Gläubigen! ich habe einen Freund, der Ali der Perſer heißt, der weiß ſehr viele Mährchen und Geſchichten.“ — „So hole ihn gleich her,“ ſagte der Chalif. Djafar ſchickte ſogleich Jemanden, um Ali zu rufen. Er kam bald und grüßte den Chalifen. Dieſer hieß ihn ſitzen und ſagte ihm: „Meine Bruſt iſt dieſen Abend ſo beklommen, daß ich dich rufen ließ, weil ich hörte, du wiſſeſt ſo viele Mährchen und Anekdoten; erzähle mir nun etwas, das meinen Gram und meine düſtern Gedanken verſcheuche.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit folgenden Worten weiter:

Siebenhundert und zweiundvierzigſte Nacht.

Ali erwiderte: „Was wünſcheſt du, o Fürſt der Gläubigen, zu hören, um dich aufzuheitern? Soll ich etwas erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen geſehen, oder etwas, das ich mit meinen Ohren gehört?“ Der Chalif antwortete: „Erzähle mir etwas, das du ſelbſt geſehen.“ Da begann Ali:

Wiſſe, o Fürſt der Gläubigen! ich reiste einſt mit einem Jungen von Bagdad, meiner Vaterſtadt, weg und hatte einen ſehr hübſchen Reiſeſack bei mir. Während ich kaufte und verkaufte, kam ein wilder Kurde auf mich zu, nahm mir meinen Reiſeſack weg und ſagte: „Dieſer Sack mit Allem, was darin iſt, gehört mir.“ Ich war ganz außer mir und rief alle umſtehenden Leute zu Hülfe. Die Leute ſagten: „Geht mit einander zum Khadi.“ Wir gingen zum Khadi und ſagten ihm: „Wir haben eine Streitſache.“ — „Wer iſt der Kläger?“ fragte der Khadi. Der Kurde näherte ſich ihm und ſagte: „Gott ſtärke unſern Herrn, den Khadi! Ich habe dieſen Sack mit Allem, was darin iſt, verloren und eben wieder in der Hand dieſes Mannes gefunden.“ — „Wann haſt du ihn verloren?“ fragte ihn der Khadi. Der Kurde antwortete: „Erſt geſtern.“ — „Wenn du den Sack kennſt,“ verſetzte der Khadi, „ſo ſage mir, was darin iſt.“ Der Kurde antwortete: „Im Sacke ſind zwei ſilberne Spiegelchen, Kohl für das



Auge, ein Tuch für die Hände, zwei Leuchter, zwei Schüſſeln und zwei Löffel, ein Kiſſen, zwei Matten, zwei Waſchbecken mit Kannen, ein Topf, ein Kamm, zwei Hündchen, eine Kuh, zwei Kälber, zwei Schafe, eine Ziege, zwei Lämmer, zwei weiße Katzen, ein männliches und zwei weibliche Kameele, ein Büffelochs, zwei Stiere, eine Löwin, zwei Löwen, ein Wolf, zwei Füchſe, zwei Divane und zwei Säle und eine Küche mit zwei Thüren, und viele Kurden die bezeugen, daß dieſer Sack mir gehört.“ Als der Kurde vollendet hatte, fragte mich der Khadi: „Was ſagſt du dazu, Ali?“ Ich näherte mich ihm erſtaunt über die Rede des Kurden und ſagte: „Gott verherrliche unſern Khadi! In meinem Sacke iſt ein zerfallenes Häuschen mit einem Hundeſtällchen, ferner eine Schule für Knaben, dann viele Soldaten mit ihren Zelten, die Städte Kahira und Bagdad und das Schloß Schadads, ein Fiſchernetz, ein Stock, mehrere Pfeiler und viele Mädchen und Knaben, und tauſend Meiſter, welche bezeugen, daß dieſer Sack mein Sack iſt.“ Als der Kurde dies hörte, ſagte er weinend und ſchluchzend: „O mein Herr Khadi, der Sack gehört mir, ich weiß Alles, was darin iſt. Du findeſt darin Schlöſſer und Citadellen, Städte und Dörfer, Bären und Löwen und allerlei

wilde Thiere; ferner eine Stute und zwei junge Hengste, zwei lange Lanzen und zwei Hasen, eine alte Frau und zwei Freudenmädchen, zwei Obersten und zwei Gaukler, und einen Blinden und einen Lahmen, einen Pfaffen und zwei Kirchendiener, und einen Patriarchen, einen Khadi und zwei Zeugen, welche bezeugen, daß der Sack mir gehört." Nun war ich außer mir vor Zorn und Aerger, ich ging auf den Khadi zu und sagte: „Gott stärke unsern Herrn, den Khadi! In meinem Sacke ist ein Zeughaus mit allerlei Waffen und Kriegsmaterialien gefüllt, Weinberge, Gärten mit Feigen- und Aepfelbäumen, allerlei Weingefäße mit Dienern und Freunden und Gesellschaftern, Musiker mit allerlei Instrumenten und Sänger und Sängerinnen, Kinder mit ihren Ammen, zwei abyssinische Sklavinnen, drei Indianerinnen, vier Medinenserinnen, fünf Griechinnen, sechs Türkinnen, sieben Perserinnen, acht Kurdinnen und neun Egyptierinnen; im Sacke war der Euphrat und der Tigris mit Fischen und Fischernetzen und Feuerzeug, tausend Pferde, mehrere Badehäuser, viele Städte und Länder mit allen ihren Beamten und Handwerkern, Kufa und Anbar, zwanzig Kisten voll Weißzeug und Kleider, und einige Magazine mit allerlei Mundvorrath gefüllt, Gaza, Askalon, die ganze Strecke von Damiet bis Assuan, der Palast des Kosroes, Vaters des Nuschirwan, das ganze Reich Salomons, Chorasan, Balch und Ispahan, alle Länder, die zwischen Indien und Nubien liegen." Der Khadi, ganz betäubt von dem Aufzählen aller dieser Gegenstände, sagte: „Ihr seyd gewiß zwei abtrünnige Ketzer, die mit einem frommen Khadi ihren Spaß haben wollen; hat man jemals gehört, daß ein Reisesack Alles das enthalte, was ihr beschrieben? Das ist ein bodenloses Meer!" Der Khadi ließ dann den Sack öffnen; man fand darin ein wenig Brod, eine Citrone, ein wenig Käse und ein paar Oliven; ich warf den Sack dem Kurden zu und ging fort.

Den Chalifen ergötzte diese Geschichte so sehr, daß er vor Lachen auf den Rücken fiel und den Perser Ali reichlich beschenkte. Gott ist allwissend!

Der freigebige Hund.

Einst ward ein armer Mann so sehr von seinen Gläubigern gedrängt, daß er seine Familie und seine Heimath verlassen und in fremden Ländern bettelnd umherziehen mußte. Hungrig und müde, im zerknirschtesten Seelenzustande, erreichte er eine große, prachtvolle Stadt von hohen Mauern umgeben. Auf einem großen Platze sah er einige vornehme Leute in ein Haus gehen, das einem königlichen Palaste glich, und folgte ihnen in einen

Saal, wo ein Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen saß, der gleich einem Vizier von vielen Dienern und Sklaven umgeben war. Der Mann stand vor seinen Gästen auf und hieß sie willkommen. Der Arme aber trat erschrocken zurück, als er diese vielen Diener und andere Pracht und Herrlichkeit sah, und setzte sich aus Furcht in einen Winkel, wo ihn Niemand sehen konnte. Als er so da saß, kam ein Diener mit vier Jagdhunden, die mit kostbarem Seidenstoffe bedeckt waren und goldene Ketten mit silbernen Schellen am Halse hatten, und band jeden derselben in einer Ecke an. Dann ging er weg und kam nach einer Weile wieder mit goldenen Schüsseln, voll von den herrlichsten Speisen, stellte jedem Hunde eine solche Schüssel vor und entfernte sich wieder. Der Arme war so sehr vom Hunger geplagt, daß er mit Lüsternheit nach den Speisen der Hunde sah, und gern hätte er mit einem derselben gegessen, wenn er sich nicht gefürchtet hätte. Einer dieser Hunde bemerkte dies durch eine göttliche Eingebung, entfernte sich von seiner Schüssel und winkte dem Armen zu, er möchte sich nähern. Der Arme trat herbei und aß, bis er satt war, dann wollte er wieder gehen; aber der Hund gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er möge die Schüssel mit Allem, was darin ist, nehmen, ja, er gab sie ihm sogar selbst in die Hand. Der Arme nahm sie, ging damit fort und Niemand folgte ihm.

Scheherſad verschob die Fortsetzung dieser Erzählung bis zur nächsten Nacht, in welcher sie folgendermaßen begann:

Siebenhundert und dreiundvierzigſte Nacht.

Der Arme reiste dann in eine andere Stadt, verkaufte die goldene Schüſſel, kaufte Waaren dafür und kehrte damit in ſeine Heimath zurück, verkaufte ſie wieder, bezahlte ſeine Schulden und hatte nun ſo viel Glück, daß er bald ein ſehr reicher Mann wurde. Da dachte er: Ich muß doch noch einmal in jene Stadt reiſen, aus der ich die goldene Schüſſel genommen, und dem Eigenthümer derſelben ein ſchönes Geſchenk machen für die Freigebigkeit, die er einen ſeiner Hunde gegen mich ausüben ließ, und ihm auch den Werth der Schüſſel wieder erſetzen. Er machte ſich bald auf die Reiſe nach jener Stadt; als er aber das Haus ſuchte, in welchem er die Schüſſel gefunden, ſah er an deſſen Stelle einen Steinhaufen, auf dem Raben krächzten, daß Einem das Herz bebte. Er ließ ſich betrübt nieder und dachte nach über den Wechſel der Zeit und des Geſchicks. Als er umherblickte, ſah er einen armen Mann in einem Zuſtande, der Felſen Erbarmen einflößte; er fragte ihn: „Wie iſt das Schickſal gegen den Eigenthümer dieſes Hauſes verfahren? Wo iſt das ſchöne Gebäude hingekommen, von dem nur noch einige Ruinen übrig ſind?“ Der Arme antwortete, aus einem betrübten Herzen ſeufzend: „Ein Jeder beherzige, was der Geſandte Gottes geſagt: Gott hat das Recht, Jeden, den er erhoben, auch wieder zu erniedrigen. Frage nicht, warum und wie ſo; denn wer kann über die

Launen des Schickſals ſich wundern? Wiſſe, ich war der Eigenthümer dieſes Hauſes, ich habe es erbauen laſſen und mir gehörte es mit Allem, was darin war. Aber die Zeit hat ſich geändert: ich habe mein ganzes Vermögen verloren, und befinde mich nun, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, in dieſem erbärmlichen Zuſtande.“ Der wieder reich Gewordene erzählte ihm nun ſeine Geſchichte mit dem Hunde und ſagte ihm: er ſey gekommen, um ihm den Werth der goldenen Schüſſel zurück zu erſtatten, die ihm aus der Noth geholfen. Aber der Arme ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte weinend und ſchluchzend: „Lieber will ich den größten Mangel dulden, als zurücknehmen, was einer meiner Hunde verſchenkt hat. Nimmermehr! Behalte dein Geld, lebe wohl und reiſe wieder hin, wo du hergekommen, ich werde nicht den Werth eines Nagels von dir annehmen.“ Der Reiche küßte ihm Hände und Füße, dankte ihm, nahm Abſchied und reiſte in ſeine Heimath zurück.

Der gewandte Dieb.

Man erzählt auch: Der Präfekt von Alexandrien wurde einſt von einem Soldaten beſucht, der ihm ſagte: „Wiſſe, o Herr, ich bin dieſe Nacht in die Stadt gekommen und in dem Khan N. N. abgeſtiegen. Als ich des Morgens erwachte, fand ich meinen Reiſeſack zerriſſen und einen Geldbeutel mit tauſend Dinaren heraus geſtohlen.“ Der Polizeipräfekt ſchickte ſogleich ſeinen Kawas und ließ alle Bewohner des Khan zu ſich rufen, und in Gegenwart der ganzen Stadt wurden ſchon die Torturinſtrumente herbeigeholt, um die Leute zu züchtigen. Da drang auf einmal ein Mann durch die Volksmaſſe, ging auf den Präfekten zu und ſagte: „O Emir, laſſe dieſe Leute frei, ſie ſind unſchuldig, ich habe das Geld dieſes Soldaten geſtohlen, hier iſt ſein Beutel.“ Bei dieſen Worten zog er ihn aus ſeinem Aermel und legte ihn vor dem Präfekten nieder. Dieſer ſagte zum Soldaten: „Nimm dein Geld und laſſe dieſe Leute in Frieden.“

Scheherſad unterbrach hier dieſe Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:

Siebenhundert

und

vierundvierzigſte Nacht.

Als der Dieb hierauf von allen Anweſenden gelobt und bewundert ward, ſagte er zum Präfekten: „Das war keine große Kunſt, dieſen Beutel ſelbſt wieder herzubringen, die ihn zu ſtehlen war viel größer.“ — „Nun,“ fragte der Präfekt, „wie haſt du es denn angefangen?“ Der Dieb antwortete: „Als ich in Kahira auf dem Bazar der Geldwechsler ſtand, ſah ich, wie dieſer Soldat ſein Gold einwickelte und in den Beutel legte; ich folgte ihm von Straße zu Straße, konnte aber keine Gelegenheit finden, ihn zu beſtehlen; als er dann von Kahira abreiste, folgte ich ihm von einem Orte zum andern, bis er endlich hierherkam, da ließ ich mich in demſelben Khane neben ihm nieder und wartete, bis er ſchlief. Als ich ihn laut ſchnarchen hörte, näherte ich mich ihm leiſe, ſchnitt den Sack mit einem Meſſer auf und nahm ſo den Beutel heraus.“ Während er dies ſagte, nahm er wirklich in Gegenwart des Präfekten dem Soldaten den Beutel weg und lief fort. Die Leute glaubten, er wolle ihnen nur zeigen, wie er es gemacht; er aber warf

ſich ſchnell in einen Kanal, der einen Ausgang in eine andere Straße hatte, und ehe die Kawas ſich entkleideten, um ihn zu verfolgen, war er ſchon verſchwunden. Der Präfekt ſagte zum Soldaten: „Nun biſt du um dein Geld, den Leuten hier kannſt du nichts mehr anhaben, denn durch Gottes Gnade iſt ihre Unſchuld bewieſen.“

Die drei Polizeipräfekten.

Ferner wird erzählt: Der König Naßer ließ einſt den Polizeipräfekten von Neu- und Alt-Kahira und den von Bulak zu ſich rufen und ſagte ihnen: „Ich wünſchte von Jedem von euch zu vernehmen, was ihm am wunderbarſten in der Verwaltung ſeines Amtes vorgekommen.“ Da ſprach der Polizeipräfekt von Kahira:

Wiſſe, o Herr, es waren in meiner Stadt zwei Gerichtsleute, die über Leben und Tod Zeugniß abzulegen hatten, und von denen ich wußte, daß ſie den Weibern, dem Trunke und andern Schlechtigkeiten nachhingen, und doch konnte ich kein Mittel finden, ſie zu ertappen und zu beſtrafen; ich gab allen Weinhändlern und Eigenthümern verworfener Häuſer den Auftrag, mich zu benachrichtigen, wenn dieſe Leute bei ihnen einkehrten, um

Wein zu trinken oder ſonſtige Schlechtigkeit zu begehen. Endlich kamen eines Nachts Leute zu mir, die mir ſagten: „Die Gerichtszeugen ſind da und da, um ihrer Wolluſt zu fröhnen.“ Ich machte mich auf und ging ganz allein, ohne Diener, an das Haus, das mir bezeichnet wurde, und klopfte an der Thüre. Eine Sklavin öffnete mir und fragte, wer ich ſey? Aber ich antwortete nicht, ſondern ging gerade in's Haus und fand den Hausherrn und die beiden Gerichtszeugen beim Weine und neben Freudenmädchen ſitzend. Als ſie mich ſahen, ſtanden ſie auf, erwieſen mir viele Ehre, hießen mich obenan ſitzen und ſagten ganz ohne Scheu: „Sey uns willkommen, edler Gaſt!“ Dann ſtand der Hausherr auf, blieb eine Weile weg und kam wieder mit einem Beutel, worin dreihundert Dinare waren, und ſagte: „Wiſſe, o Emir, du kannſt uns freilich entehren und unſern Ruf ſchänden, doch was gewinnſt du dabei? Du machſt dir nur viele Mühe umſonſt, nimm lieber dieſes Geld und verſchone uns, Gott wird dann auch deine Fehler bedecken und dich für deine Gnade belohnen.“ Ich dachte bei mir: Ich will dieſes Geld nehmen und ihnen diesmal noch verzeihen. So nahm ich denn das Geld und ging fort, ohne von Jemanden bemerkt worden zu ſeyn.

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

und

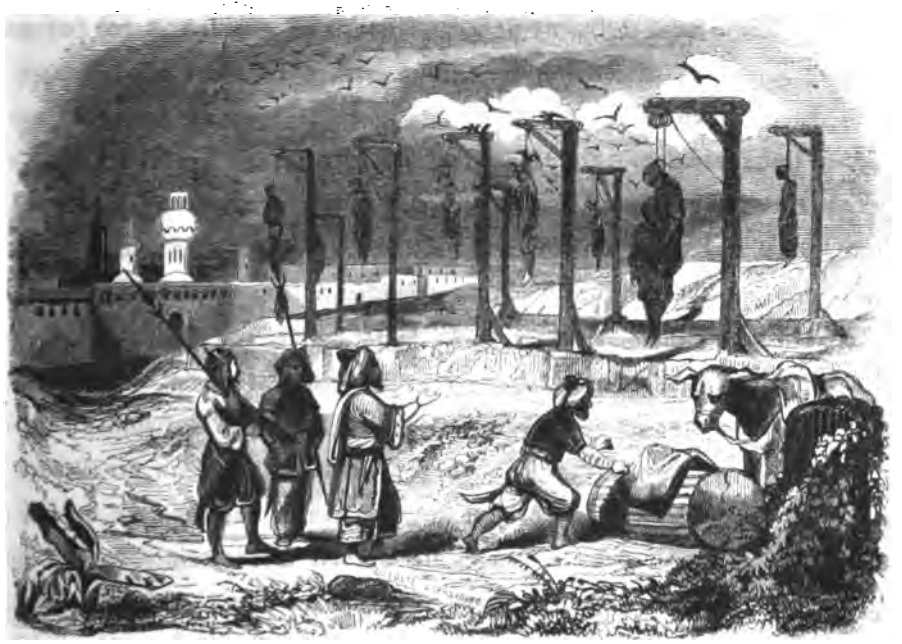
fünfundvierzigſte Nacht.

Auf einmal kam am andern Tage der Diener des Khadi und ſagte: „Der Khadi läßt dich bitten, zu ihm zu kommen.“ Als ich zum Khadi kam, ſah ich die zwei Gerichtszeugen und den Hausherrn, der mir die dreihundert Dinare gegeben. Dieſer klagte mich beim Khadi an, ich ſey ihm dreihundert Dinare ſchuldig, und da ich es wegen der Zeugen nicht leugnen konnte, mußte ich die dreihundert Dinare wieder herausgeben und noch froh ſeyn, daß ich nicht weiter verrathen wurde. Das iſt das Wunderbarſte, was mir begegnet.

Das Sonderbarſte, was mir, o Herr, in meinem Amte vorgekommen iſt, ſprach dann der Polizeipräfekt von Bulak, iſt Folgendes: Ich war einſt dreitauſend Dinare ſchuldig und wußte nicht, wie ſie heimzahlen; ich verkaufte Alles, was ich hatte, konnte aber nicht mehr als tauſend Dinare zuſammenbringen. Als ich ſo des Nachts in düſtere Gedanken vertieft daſaß, klopfte es an der Thüre. Ich ſagte einem Diener, er möge doch ſehen, wer an der Thüre iſt, er ging und kam ganz blaß und zitternd zurück und ſagte: „An der Thüre ſteht ein halbnackter Mann, nur mit einer Haut bedeckt; er hat ein Schwert in der Hand und ein Meſſer im Gürtel; ihn begleiten einige Leute, die eben ſo ausſehen, wie er, und er wünſcht dich zu ſprechen.“ Ich ergriff das Schwert, ging vor die Thüre und ſah Männer, wie ſie mir der Diener beſchrieben hatte. Ich fragte ſie, wer ſie wären; ſie antworteten: „Wir ſind Diebe, haben heute Nacht eine große Beute erlangt,

die wir nun zu deiner Verfügung stellen, damit du dir aus deiner Verlegenheit helfen mögest und deine Schulden damit bezahlest." Ich fragte dann: „Wo ist denn das Geraubte?" Da brachten sie eine große Kiste voll von goldenen und silbernen Gefäßen. Ich freute mich sehr damit und dachte, das wäre doch unedel von mir, wenn ich sie so leer abziehen ließe, ich holte daher die tausend Dinare, die ich hatte, und schenkte sie ihnen. Sie nahmen das Geld und gingen fort, ohne daß Jemand etwas von ihnen wußte. Als ich aber am folgenden Morgen die Kiste näher untersuchte, fand ich nichts als kupfernes, übersilbertes und vergoldetes Geschirr, das zusammen nicht fünfhundert Drachmen werth war, so war ich um meine tausend Dinare und befand mich in einer noch traurigern Lage, als zuvor; das ist das Sonderbarste, was mir während der Verwaltung meines Amtes widerfahren.

Sodann erhob sich der Polizeipräfekt von Alkahira und sprach: Das Wunderbarste, das mir während der Verwaltung meines Amtes zugestoßen, ist Folgendes: Einst ließ ich zehn Diebe hängen, jeden auf einen besondern Galgen, und befahl den Wächtern, Acht zu geben, daß sie nicht gestohlen werden, sondern drei Tage lang an ihren Galgen hängen bleiben. Als ich aber des andern Morgens kam, um nach den Dieben zu sehen, fand ich zwei an einem Galgen hängen; ich fragte die Wächter, wer dies gethan und wo der Galgen hingekommen, auf dem der Eine gehängt worden. Die Wächter wollten



nichts gestehen, bis ich ihnen mit Prügeln drohte, da sagten sie: „O Emir, wisse, wir sind gestern Nacht eingeschlafen, und als wir erwachten, vermißten wir einen der Gehängten sammt seinem Galgen, da fürchteten wir uns vor dir und ergriffen einen Bauer, der eben auf einem Esel zu uns geritten kam, und hängten ihn statt des Diebes, der uns gestohlen worden.“ Ich fragte sie: „Was habt ihr bei dem Bauer gefunden?“ Sie antworteten: „Einen Esel mit einem Quersacke beladen.“ — „Und was war darin?“ — „Das wissen wir nicht.“ Da ließ ich den Quersack holen, und als ich ihn öffnete, fand ich darin die zerschnittene Leiche eines Ermordeten; da dachte ich bei mir selbst höchst erstaunt: Gepriesen sey Gott! Gewiß hat der Bauer durch seine Mordthat verdient, gehängt zu werden. Der Herr läßt seinen Geschöpfen kein Unrecht widerfahren.

Der zweimal bestohlene Geldwechsler.

Ferner wird erzählt: Ein Geldwechsler, der einen Beutel mit Gold bei sich hatte, ging einst vor einer Bande Spitzbuben vorüber; da sagte Einer von ihnen: „Wenn ich will, so ist dieser Beutel mein.“ Sie fragten: „Wie so?“ Er antwortete: „Ihr sollt es bald sehen.“ Er folgte dem Geldwechsler, welcher, in seinem Hause angelangt, den Beutel auf den Sopha warf und in den Hof ging. Er rief dann seiner Sklavin, sie möchte ihm das Waschbecken bringen; sie ging mit dem Waschbecken in den Hof und ließ die Thüre des Zimmers, in welchem der Beutel war, offen. Der Dieb benutzte diesen Augenblick, stahl den Beutel, ging damit zu seinen Freunden und erzählte ihnen den Erfolg seiner Unternehmung. Da sagten ihm seine Freunde: „Wahrlich, was du hier gethan, kann Jedermann thun, doch wenn jetzt der Geldwechsler aus dem Hofe kömmt und seinen Beutel nicht findet, wird er die Sklavin dafür bestrafen; wahrlich, du hast nichts Lobenswerthes vollbracht; bist du ein geschickter Dieb, so mußt du dafür sorgen, daß die Sklavin nicht geschlagen werde.“ Er sagte: „Gut, das will ich.“

Der Dieb ging sogleich in das Haus des Geldwechslers zurück, und er hörte vor der Thüre, wie dieser seine Sklavin wegen des Beutels bestrafte. Er klopfte an der Thüre, und als der Geldwechsler ihn fragte, wer er sey, sagte er: „Ich bin der Diener deines Nachbars auf dem Bazar, der dich grüßen und dich fragen läßt, warum du auf einmal so leichtsinnig geworden, daß du deinen Beutel vor die Thüre deines Ladens hinwirfst und fortgehst, so daß, wenn ihn ein Fremder genommen hätte, er für dich auf immer verloren geblieben wäre.“ Er zog bei diesen Worten den Beutel heraus und zeigte ihn

dem Geldwechsler. Dieser sagte: „Bei Gott, wahr, hier ist mein Beutel," und er streckte seine Hand darnach aus, um ihn zu nehmen. Aber der Spitzbube sagte: „Bei Gott, ich gebe dir ihn nicht, bis du mir einen Empfangschein schreibst, damit ich meinen Herrn überzeugen kann, daß ich ihn dir unerbrochen überliefert." Der Geldwechsler ging in sein Kabinet, um ihm den verlangten Schein zu schreiben; aber unterdessen lief der Dieb mit dem Beutel davon und die Sklavin hatte keine Strafe mehr zu befürchten.

Scheherzad hielt hier inne; in der nächsten Nacht erzählte sie weiter:

und

ſechsundvierzigſte Nacht.

Der fromme Iſraelit.

Ferner wird erzählt: Einſt lebte ein frommer Mann unter den Söhnen Iſraels, der ſtets Gott anbetete und deſſen Familie ſich von ihrer Hände Arbeit ernährte. Er verkaufte nämlich jeden Tag die geſponnene Baumwolle und kaufte dafür rohe ein und lebte ſo von dem Gewinne mit ſeiner Familie. Eines Tages, als er die Baumwolle verkaufte, traf er einen Freund, der in ſolcher Noth war, daß er ihm das eben gelöste Geld ſchenkte und zu ſeiner Familie ohne rohe Baumwolle und ohne Lebensmittel zurückkehren mußte. Als er ſeiner Familie erzählte, daß er all ſein Geld einem unglücklichen Freund geſchenkt, fragten ſie: „Was fangen wir nun an?“ Da nahm der Mann einen alten Waſſerkrug und eine alte Mütze, die er noch im Hauſe hatte, und ging damit auf den Markt, aber Niemand wollte ſie kaufen. Endlich ging ein Mann mit einem Fiſche vorüber und ſagte ihm: „Willſt du mir deine ungangbare Waare für die meinige geben?“ Der Iſraelit willigte ein, gab ihm den Waſſerkrug und die Mütze und ging mit dem Fiſche zu ſeiner Frau und ſagte: „Brate dieſen Fiſch, daß wir doch einſtweilen nicht hungern, bis uns Gott das Weitere beſchert.“ Da ſpaltete die Frau den Fiſch, und

ſiehe da, es war eine Perle darin, die nicht durchlöchert war. Am folgenden Morgen ging der Iſraelit damit zu einem ſachverſtändigen Freunde, um ſie ihm zu zeigen.

Dieſer fragte den Iſraeliten, woher er dieſe Perle habe. Er antwortete: „Gott hat ſie mir beſchert.“ — „Nun,“ ſagte der Freund, „ſie iſt tauſend Drachmen werth, die ich dir gern dafür geben will; doch geb lieber damit zu N. N., der reicher iſt als ich.“ Der Iſraelit ging damit zu dem ihm bezeichneten Manne und dieſer ſagte: „Sie iſt ſiebenzigtauſend Drachmen werth, mehr nicht.“ Der Iſraelit ließ ſich das Geld geben und rief zwei Laſtträger, die es ihm bis zur Thüre ſeiner Wohnung trugen. Als er hier anlangte, kam ein Bettler und ſagte: „Gib mir auch etwas von dem Gelde,

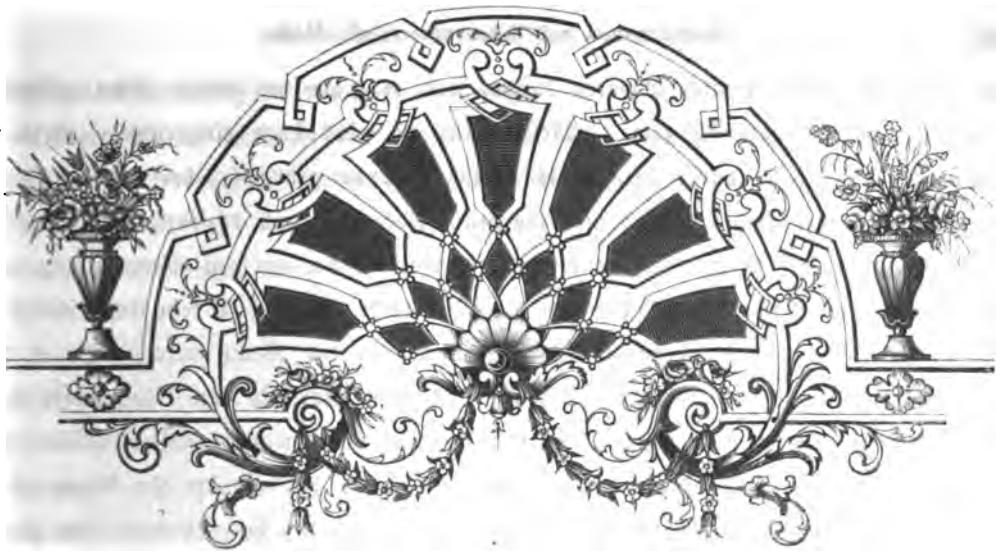
das dir Gott beſchert!“ Der Iſraelit antwortete: „Geſtern war ich eben ſo arm, als du, nimm daher die Hälfte dieſes Geldes.“ Nachdem nun der Iſraelit das Geld in zwei Theile getheilt hatte und dem Bettler die eine Hälfte übergeben wollte, ſagte dieſer:

„Behalte dein Geld, Gott ſegne dich! Ich bin ein Abgeſandter deines Herrn, hierher beſchieden, um dich zu verſuchen.“ Der Iſraelit ſagte: „Gott ſey gelobt und geprieſen!“ und lebte dann mit ſeiner Familie in größtem Wohlſtande bis zu ſeinem Tode.

Abu Haſan und der Chalif Mamun.

Man erzählt auch: Abu Haſan war einſt in ſehr großer Noth, er wurde von Bäckern, Gemüſehändlern und allen Handwerkern gedrängt und wußte ſich gar nicht zu helfen. Da kam, als er über ſeine Armuth nachdenkend in ſeinem Hauſe ſaß, ſein Diener herein und ſagte ihm: „Es ſteht ein Pilger vor der Thüre, der zu dir hereinzukommen wünſcht.“ Abu Haſan ließ ihn hereinkommen. Der Pilger, ein Mann aus Choraſan, trat herein und grüßte Abu Haſan, der ihm ſeinen Gruß erwiderte. Dann fragte er ihn: „Biſt du Abu Haſan?“ — „Der bin ich, was begehrſt du von mir?“ — „Ich bin hier fremd und bin auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Hauſe Gottes; ich habe zehntauſend Drachmen bei mir, die ich nicht gern nachſchleppen möchte, ich wünſche daher mein Geld dir aufzubewahren zu geben, bis ich von der Pilgerfahrt zurückkehre.“

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Siebenhundert

und

ſiebenundvierzigſte Nacht.

Der Pilger ſprach weiter zu Abu Haſan: Kommt ſpäter die Pilgerkaravane zurück und ich bin nicht dabei, ſo kannſt du mich als geſtorben betrachten und das Geld als ein Geſchenk von mir behalten." — Ich ſagte, ſo erzählt Abu Haſan: „Es ſey ſo, mit Gottes Willen." Da zog der Fremde einen großen Geldſack heraus, ich ließ mir von meinem Diener die Wage bringen, und als der Pilger das Geld gewogen hatte, übergab er es mir und ging fort.

Sobald der Pilger fort war, ließ ich meine Gläubiger kommen und bezahlte meine Schulden, denn ich dachte: Gott wird mir ſchon helfen, bis der Pilger von Mekka zurückkehrt. Aber am andern Tage kam auf einmal der Diener und meldete mir den Pilger aus Choraſan, der einen Tag vorher bei mir war. Ich ließ ihn bitten, hereinzukommen, und als er bei mir war, ſagte er: „Ich hatte beſchloſſen, nach Mekka zu wallfahren, nun erhielt ich aber Nachricht, daß mein Vater geſtorben iſt, ſo daß ich nach meiner Heimath zurückreiſen muß; gib mir daher das Geld, das ich dir aufzubewahren gegeben, wieder." Da kam ich in die allergrößte Verlegenheit, in der ſich je irgend Einer befand; ich wußte nicht, was ich antworten ſollte: leugnete ich, das Geld empfangen

zu haben, so hätte er mich schwören lassen, und es wäre um meine Ehre geschehen gewesen; endlich sagte ich ihm: „Mein Haus ist nicht dazu eingerichtet, Geld zu verwahren, ich habe daher dein Geld einem Freunde gebracht, bei dem es besser verschlossen werden kann; komme also morgen wieder, ich will es inzwischen von ihm holen lassen.“ Der Pilger ging fort, und ich war in der größten Verzweiflung und konnte die ganze Nacht vor Angst wegen der Wiederkehr des Pilgers kein Auge schließen. Da ich keine Ruhe zu Hause fand, hieß ich mitten in der Nacht meinen Diener den Maulesel satteln. Er sagte mir: ich könne noch nicht ausreiten, der Morgen sey noch fern. Ich ging wieder zu Bette, konnte aber nicht schlafen und weckte dreimal den Diener, der mir immer sagte: es sey noch zu früh, bis endlich der Morgenstern leuchtete; da ritt ich aus, ohne zu wissen, wohin, und ließ dem Maulesel den Zaum frei, so daß er hingehen konnte, wo er wollte. Er trug mich in den östlichen Theil der Stadt Bagdad; ich begegnete einigen Leuten, wollte ihnen ausweichen und einen andern Weg einschlagen, aber sie folgten mir und fragten mich: ob ich wisse, wo Abu Hasan wohne. Ich sagte: „Ich bin Abu Hasan.“ Als sie dies hörten, sagten sie: „Komme zum Fürsten der Gläubigen.“ Ich ging mit ihnen zum Chalifen Mamun, und dieser, als er hörte, ich sey Abu Hasan, bat mich, ihm zu erzählen, was mir widerfahren. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Manne aus Chorasan. Da fing er laut zu weinen an und sagte: „Wehe dir! der Gesandte Gottes (Friede sey mit ihm!) hat mich die ganze Nacht wegen deiner nicht schlafen lassen. Sobald ich Anfangs der Nacht einschlafen wollte, rief er mir zu: „Hilf Abu Hasan!“ Da erwachte ich und wußte nicht, was ich thun sollte, weil ich dich nicht kannte. Ich schlief wieder ein, und er rief wieder: „Wehe dir! hilf Abu Hasan!“ Ich konnte nun nicht mehr schlafen, weckte meine Leute und schickte sie nach allen Seiten umher, um dich zu holen.“

Der Chalif, so fährt Abu Hasan fort, gab mir dann zehntausend Drachmen und sagte: „Diese sind für den Mann aus Chorasan.“ Dann gab er mir noch andere zehntausend Drachmen und sagte: „Die sind für dich, suche damit dich wieder in Wohlstand zu versetzen.“ Dann gab er mir noch dreißigtausend Drachmen mit den Worten: „Statte dich damit aus und erscheine bei der ersten öffentlichen Versammlung, daß ich dir ein Amt verleihe.“ Ich ging mit dem Gelde nach Hause, und kaum hatte ich das Morgengebet verrichtet, als der Mann aus Chorasan kam; da holte ich einen Beutel von zehntausend Drachmen herbei und sagte ihm: „Hier ist dein Geld.“ Er versetzte: „Das ist nicht das Geld, das ich dir aufzubewahren gegeben.“ Ich sagte: „Du hast Recht,“ und erzählte ihm, wie es mir gegangen. Da sagte er weinend: „Bei

Gott, hätteſt du mir gleich die Wahrheit geſtanden, ich hätte mein Geld nicht von dir zurückgefordert, und bei Gott, ich nehme nichts von dieſem Gelde und ſpreche dich von deiner Schuld frei.“ Mit dieſen Worten verließ er mich. Ich machte nun Ordnung in meinen Geſchäften, und an einem Verſammlungstage ging ich zu Mamun, der unter ſeinem Teppiche hervor einen Firman holte und mir ſagte: „Hier iſt deine Ernennung

zum Khadi des weſtlichen Theils der edlen Stadt Medina, wofür du einen Gehalt von ſo und ſo viel monatlich zu empfangen haſt. Fürchte Gott, und der Geſandte des Herrn wird dir ferner beiſtehen.“ Alle Anweſenden waren erſtaunt und wußten nicht den Sinn ſeiner Worte zu deuten, bis ich ſie ihnen erklärte.

Abu Haſan ſtarb als Khadi der edlen Stadt Medina unter Mamun. Gottes Erbarmen ſey mit ihm!

Mutawakkel und Machbuba.

Unter Anderm wird noch erzählt: Unter den vielen Sklavinnen des Mutawakkel — er hatte deren viertauſend von allen Nationen: Griechinnen, Abyſſinierinnen, Araberinnen ꝛc. — war eine aus Baßra, die ihm Abd Ibn Taher mit vierhundert

andern Schwarzen und Weißen zum Geſchenk gemacht hatte. Sie hieß Machbuba, war ausgezeichnet ſchön und liebenswürdig, hatte eine herrliche Stimme und viele Fertigkeit im Lautenſpiel, ſchrieb ſehr ſchön und war auch Dichterin. Mutawakkel war ſo für ſie eingenommen, daß er ſich keine Stunde von ihr trennen konnte. Als ſie die ſtarke Neigung des Chalifen zu ihr bemerkte, ward ſie kühn und aufbrauſend und erzürnte einſt Mutawakkel ſo ſehr, daß er ſie von ſich ſtieß und allen Bewohnern des Schloſſes verbot, mit ihr zu ſprechen. Aber nach kurzer Zeit ſehnte ſich der Chalif wieder ſehr nach ihr, und eines Morgens ſagte er einem ſeiner Geſellſchafter: „Ich habe dieſe Nacht geträumt, ich wäre wieder mit Machbuba verſöhnt.“ Der Mann erwiderte: „Ich hoffe von dem erhabenen Gott, daß dieſer Traum ſich verwirkliche.“ Während dieſes Geſprächs kam ein Diener und ſagte Mutawakkel etwas in's Ohr. Er ſtand ſogleich auf und ging in ſeinen Harem.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Siebenhundert

und

achtundvierzigſte Nacht.

Der Diener hatte dem Chalifen nämlich geſagt: Machbuba ſinge und ſpiele auf der Laute; ob er nicht hören wolle, was dieſer Geſang zu bedeuten habe. Mutawakkel näherte ſich ihrer Thür und hörte, wie ſie folgende Verſe ſang:

„Ich gehe im Schloſſe umher und Niemand redet mich an, kein Ohr vernimmt meine Klagen, als hätte ich ein Verbrechen begangen, das keine Buße wieder gut machen kann; o wollte doch Jemand bei dem Könige für mich ſprechen, der mich im Traume beſucht und mir verziehen hat; ſchon leuchtet ja der Morgen wieder, und noch bin ich von ihm verſtoßen.“

Als Mutawakkel dieſe Verſe hörte, war er ſehr erſtaunt über dieſe ſonderbare Uebereinſtimmung ihrer Träume. Er ging in Machbuba's Gemach, die ſogleich aufſtand, ſich ihm zu Füßen warf, ſeine Füße küßte und ihm ſagte: „Ich habe dich heute Nacht im Traume geſehen und daher beim Erwachen die Verſe gedichtet, die du eben gehört.“ Mutawakkel erzählte ihr auch ſeinen Traum, verſöhnte ſich mit ihr und brachte ſieben Tage mit den Nächten bei ihr zu. Machbuba liebte ihn ſo ſehr, daß ſie ſeinen Namen auf ihre Wangen eingrub, und als er ſtarb, blieb ſie allein von allen ſeinen Sklavinnen untröſtlich bis zu ihrem Tode. Sie wurde neben ihm begraben. Gottes Erbarmen ſey mit ihnen Allen!

und

neunundvierzigſte Nacht.

Die Frau nahm nun vor einem großen Felſen dem Träger ſeine Laſt ab und leerte ſie in einen Korb; ich näherte mich indeſſen dem Felſen und fand eine Treppe in denſelben gehauen; ich ſtieg hinunter und kam in einen langen Gang, der ſehr hell beleuchtet war; endlich fand ich eine Art Gemach mit einer Thüre. Ich verſteckte mich hinter der Thüre des Gemachs und ſah bald, wie die Frau das Fleiſch zerſchnitt, die beſten Stücke in einen Topf legte und das Uebrige einem großen Affen zuwarf, der Alles auffraß. Als das Fleiſch im Topfe gekocht war, aß ſie, brachte dann Wein und Früchte, trank ſelbſt, gab dem Affen aus einer goldenen Schüſſel zu trinken und liebkoste ihn, bis ſie einſchliefen. Voll Aerger über das Leben dieſer Frau ging ich mit einem Meſſer, das ſo ſcharf war, daß es Knochen noch ſchneller als Fleiſch durchſchnitt, in das Gemach und hieb dem Affen den Kopf ab. Vom Geſtöhne dieſes Thiers erwachte die Frau und ſchrie: „O Wardan! iſt das der Lohn des Guten, das ich dir gethan?“ Ich ſagte ihr: „O Feindin deiner ſelbſt! gibt es nicht Männer genug auf der Welt, daß du in Geſellſchaft eines Thiers leben mußt!“ Sie beugte ihren Kopf zur Erde, antwortete nicht und richtete ſtets ihre Blicke auf den geſchlachteten Affen. Nach einer Weile ſagte ſie: „Höre mich an, Wardan, und es wird dir gut gehen und du wirſt reich werden

für dein ganzes Leben lang; ſchlachte mich, wie du dieſen Affen geſchlachtet, nimm von meinem Schatze hier ſo viel du brauchſt, und gehe deines Weges!"

Da ſagte ich ihr: „Bin ich nicht beſſer, als dieſes Thier? Warum willſt du ſterben? Ich will dich heirathen, und wir können zuſammen von dieſem Schatze leben." — „Das kann nicht ſeyn, Wardan," erwiderte ſie; „wie kann ich dieſen Affen überleben? Bei Gott, wenn du mich nicht ſchlachteſt, ſo werde ich dir nach deinem Leben trachten und du wirſt dem Tode nicht entgehen." Da zog ich ſie an den Haaren herbei und ſchlachtete ſie, und ſie fuhr mit dem Fluche Gottes, der Engel und der Menſchen in die Hölle. Dann ſah ich mich in ihrer Wohnung um und fand eine unbeſchreibliche Maſſe Gold und Perlen und Edelſteine. Ich nahm den Korb des Trägers, legte ſo viel hinein, als ich tragen konnte, deckte ihn mit einem Tuche, das ich bei mir hatte, zu und ging in einem fort bis an das Siegesthor. Da begegneten mir zehn

Offiziere aus dem Palaſte des Chalifen Hakem und Hakem ſelbſt an ihrer Spitze. Er fragte mich: „Haſt du den Affen und die Frau getödtet?“ Als ich dieſe Frage bejahte, ſagte er: „Nimm den Korb vom Kopfe, ſey guten Muthes, was darin iſt, gehört dir, Niemand kann dich deſſen berauben.“ Ich legte den Korb vor ihm nieder, er deckte ihn auf, und als er ſah, was darin war, fuhr er fort: „Erzähle mir, wie du es gemacht.“ Als ich ihm Alles erzählt hatte, ſagte er: „Du haſt die Wahrheit geſprochen; nun, Wardan, komme mit mir und überliefere mir den übrigen Schatz.“ Ich ging mit ihm und fand die Fallthüre geſchloſſen. Aber Hakem ſagte mir: „Dieſer Schatz kann auf deinen Namen geöffnet werden.“ Da näherte ich mich der Fallthür, rief den Namen Gottes an, und, ſiehe da! die Thüre öffnete ſich von ſelbſt. Dann ſagte Hakem: „Steige jetzt hinunter und hole heraus, was darin iſt, denn dies kann nur durch dich geſchehen; dieſer Schatz iſt für dich hier niedergelegt worden, ich habe es ſo in meinen Büchern geſchrieben gefunden und den Augenblick erwartet, bis es eintraf.“ Ich ſtieg hinunter und holte den Schatz herauf; Hakem ließ Laſtthiere kommen, um ihn in ſein Schloß zu bringen; mir aber ließ er den Korb mit Allem, was darin war, und ich ging damit auf den Bazar, der ſpäter unter dem Namen Wardans-Bazar bekannt wurde. Das iſt ein ſonderbares und höchſt merkwürdiges Ereigniß.

Das Liebespaar in der Schule.

Man erzählt auch: Ein Jüngling war mit einer jungen Sklavin in der Schule und liebte ſie ſo leidenſchaftlich, daß er ſich alle Mühe gab, ſich ihr zu nähern. Eines Tages, als der Lehrer kein Auge auf ſeine Schüler hatte, ſchrieb er auf die Tafel der Sklavin folgende Verſe:

„Was ſagſt du zu Dem, den die Liebe ſo ausgetrocknet, wie ein dünnes Rohr? deſſen Schmerz ſo heftig iſt, daß er ſeine Liebe nicht länger mehr in ſeinem Herzen verbergen kann?“

Als die Sklavin ihre Tafel wiedernahm und des Jünglings Verſe darauf fand, weinte ſie vor Mitleid über ihn und ſchrieb folgende Antwort:

„Sehen wir einen Jüngling, in dem die Liebesflamme glüht, ſo ſind wir ihm von Herzen gut und ſagen ihm, daß ſeine Liebe erwidert wird und viele Freuden bringen kann.“

Als ſie dieſe Verſe geſchrieben hatte, trat der Lehrer wieder in's Zimmer und nahm plötzlich ihre Tafel, und als er geleſen hatte, was darauf ſtand, bemitleidete er die Liebenden und ſchrieb noch folgende Verſe hinzu:

„Erhöre deinen Geliebten, fürchte Niemanden, habe Mitleid mit dem von Liebesgram Gepeinigten.“

Nun trat zufällig der Eigenthümer der Sklavin in die Schule, und nahm die Tafel ſeiner Sklavin und las, was darauf geſchrieben ſtand von der Hand des Jünglings, der Sklavin und des Lehrers; da ſchrieb auch er folgende Verſe hinzu:

„Möge Gott euch nie trennen und eure Verleumder ſtets beſchämen, auch euern Lehrer ſegne er, weil er ſo nachſichtsvoll und theilnehmend war.“

Sodann ließ der Eigenthümer der Sklavin den Khadi und Zeugen rufen, und den Ehe-Contract zwiſchen dem Jüngling und der Sklavin ſchreiben; er ließ auch eine große Mahlzeit bereiten und überhäufte ſie mit Geſchenken, und ſie lebten miteinander in Glück und Wohlſtand, bis der jeder Luſt ein Ende machende Tod ſie trennte.

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht erzählte ſie:

fünfzigſte Nacht.

Der Eſeltreiber und der Dieb.

Ein leichtſinniger Eſeltreiber ging einſt auf der Straße und hatte den Zaum ſeines Eſels in der Hand, den er daran nachſchleppte. Zwei Diebe bemerkten dies und Einer ſagte zum Andern: „Ich will dieſem Manne ſeinen Eſel entwenden.“ — „Wie kannſt du dies?“ fragte der Andere. „Folge mir nur,“ erwiderte Jener und ging auf den Eſel zu, nahm ihm den Zaum ab, gab den Eſel ſeinem Freunde und legte den Zaum um ſeinen Kopf und ging dem Eigenthümer des Eſels ſo lange nach, bis ſein Freund mit dem Eſel fort war. Sobald er den Eſel in Sicherheit wußte, blieb er ſtehen; der Eſeltreiber zog am Zaume, aber der Dieb ging nicht weiter. Da drehte ſich der Eſeltreiber um, und als er den Zaum um den Kopf eines Menſchen ſah, fragte er ihn: „Wer biſt du?“ Der Dieb antwortete: „Ich bin dein Eſel und habe dir eine wunderbare Geſchichte zu erzählen. Wiſſe, ich hatte eine ſehr fromme, alte Mutter; einſt kam ich betrunken nach Hauſe, da ſagte ſie: „Mein Sohn, es iſt bald Zeit, daß du dich zu Gott bekehreſt;“ ich nahm meinen Stock und ſchlug ſie damit; ſie verfluchte mich, und Gott verwandelte mich in einen Eſel, und als ſolcher diene ich dir die ganze Zeit her. Heute

Als ſie dieſe Verſe geſchrieben hatte, trat der Lehrer wieder in's Zimmer und nahm plötzlich ihre Tafel, und als er geleſen hatte, was darauf ſtand, bemitleidete er die Liebenden und ſchrieb noch folgende Verſe hinzu:

„Erhöre deinen Geliebten, fürchte Niemanden, habe Mitleid mit dem von Liebesgram Gepeinigten.“

Nun trat zufällig der Eigenthümer der Sklavin in die Schule, und nahm die Tafel ſeiner Sklavin und las, was darauf geſchrieben ſtand von der Hand des Jünglings, der Sklavin und des Lehrers; da ſchrieb auch er folgende Verſe hinzu:

„Möge Gott euch nie trennen und eure Verleumder ſtets beſchämen, auch euern Lehrer ſegne er, weil er ſo nachſichtsvoll und theilnehmend war.“

Sodann ließ der Eigenthümer der Sklavin den Khadi und Zeugen rufen, und den Ehe-Contract zwiſchen dem Jüngling und der Sklavin ſchreiben; er ließ auch eine große Mahlzeit bereiten und überhäufte ſie mit Geſchenken, und ſie lebten miteinander in Glück und Wohlſtand, bis der jeder Luſt ein Ende machende Tod ſie trennte.

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht erzählte ſie:

und

fünfzigſte Nacht.

Der Eſeltreiber und der Dieb.

Ein leichtſinniger Eſeltreiber ging einſt auf der Straße und hatte den Zaum ſeines Eſels in der Hand, den er daran nachſchleppte. Zwei Diebe bemerkten dies und Einer ſagte zum Andern: „Ich will dieſem Manne ſeinen Eſel entwenden.“ — „Wie kannſt du dies?“ fragte der Andere. „Folge mir nur,“ erwiderte Jener und ging auf den Eſel zu, nahm ihm den Zaum ab, gab den Eſel ſeinem Freunde und legte den Zaum um ſeinen Kopf und ging dem Eigenthümer des Eſels ſo lange nach, bis ſein Freund mit dem Eſel fort war. Sobald er den Eſel in Sicherheit wußte, blieb er ſtehen; der Eſeltreiber zog am Zaume, aber der Dieb ging nicht weiter. Da drehte ſich der Eſeltreiber um, und als er den Zaum um den Kopf eines Menſchen ſah, fragte er ihn: „Wer biſt du?“ Der Dieb antwortete: „Ich bin dein Eſel und habe dir eine wunderbare Geſchichte zu erzählen. Wiſſe, ich hatte eine ſehr fromme, alte Mutter; einſt kam ich betrunken nach Hauſe, da ſagte ſie: „Mein Sohn, es iſt bald Zeit, daß du dich zu Gott bekehreſt;“ ich nahm meinen Stock und ſchlug ſie damit; ſie verfluchte mich, und Gott verwandelte mich in einen Eſel, und als ſolcher diene ich dir die ganze Zeit her. Heute

hat nun aber meine Mutter meiner gedacht und mich bemitleidet; darum hat mir Gott meinen Verstand wiedergegeben und mir wieder die Gestalt eines Menschen verliehen." Da sagte der Eseltreiber: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen; ich beschwöre dich bei Gott, erlasse mir meine Schuld!" Der Dieb ließ den Eseltreiber stehen und ging seines Weges, und der Bestohlene ging tiefbetrübt nach Hause. Da fragte ihn seine Frau: „Was ist dir zugestoßen und wo ist dein Esel?" Er antwortete: „Weißt du es noch nicht?" und erzählte ihr die Geschichte. „Wehe uns vor Gott," rief die Frau aus: „so haben wir die ganze Zeit einen Menschen für einen Esel arbeiten lassen." Sie flehte dann Gott um Gnade an und theilte Almosen aus. Nachdem aber der Eseltreiber einige Zeit müßig zu Hause saß, sagte ihm seine Frau: „Wie lange willst du noch so zu Hause sitzen? Geh auf den Markt, kaufe einen andern Esel, mit dem du etwas erwerben kannst." Er ging auf den Markt und blieb bei einem Esel stehen, um ihn zu kaufen; auf einmal erkannte er ihn als seinen frühern Esel. Da sagte er ihm in's Ohr: „Wehe dir, du Verruchter, warst du schon wieder betrunken und hast deine Mutter geschlagen? Bei Gott, ich kaufe dich nicht mehr." Er ließ den Esel dann stehen und ging fort.

Hakem und der reiche Kaufmann.

Ferner wird erzählt: Der Chalif Hakem Biamr Illah ritt einst mit großem Gefolge aus und bat einen Mann, der, von vielen Dienern und Sklaven umgeben, vor seinem Garten saß, er möchte ihm doch zu trinken geben. Der Mann reichte ihm zu trinken und sagte: „O Fürst der Gläubigen, wolltest du mir nicht die Ehre erweisen, ein wenig bei mir einzukehren?" Hakem stieg ab und ging mit seinem Gefolge in den Garten. Da ließ der Mann hundert Matten, hundert Teppiche, hundert Kissen, hundert Schüsseln mit Früchten, süßen Speisen und Zuckerwerk herbeibringen. Als der Fürst der Gläubigen dies sah, sagte er: „Ich bin höchst erstaunt; wußtest du denn, daß ich kommen würde, daß du so viele Vorbereitungen veranstaltet?" Er antwortete: „Nein, bei Gott, Fürst der Gläubigen, ich bin ein Kaufmann von deinen Unterthanen, und habe hundert Frauen; sobald der Fürst der Gläubigen mir die Ehre erwies, bei mir abzusteigen, ließ ich von jeder etwas von ihrem Divan und von ihren Speisen und Getränken holen." Da verbeugte sich der Fürst der Gläubigen dankend vor ihm und sagte: „Gepriesen sey Gott, der meinen Unterthanen einen solchen Wohlstand schenkt!"

Er ſchickte dann in ſeine Schatzkammer und ließ alle in dieſem Jahre geſchlagenen Münzen holen — es waren 3,700,000 Drachmen — und ſchenkte ſie dieſem Manne, indem er ihm ſagte: „Nimm dies Geld, damit deine Freigebigkeit nie beſchränkt werde.“ Dann ritt er wieder weiter.

Nuſchirwan und das vorſichtige Mädchen.

Es wird auch erzählt: Der gerechte König der Perſer, Chosru Nuſchirwan, ritt einſt auf die Jagd und blieb allein hinter ſeinen Soldaten, die ihn begleiteten, zurück. Da er durſtete, ging er auf eine Hütte, die er in der Nähe vor ſich ſah, zu, hielt vor der Thüre und forderte Waſſer zum Trinken. Ein Mädchen, das an der Thüre ſtand, ging ſchnell in's Haus, preßte ein Zuckerrohr aus, miſchte deſſen Saft mit Waſſer und brachte es dem König in einem Becher. Der König bemerkte etwas Spreu im Waſſer und trank ſehr langſam. Als er getrunken hatte, ſagte er zu dem Mädchen: „Dein Waſſer iſt ſehr gut, wenn es nur etwas klarer geweſen wäre.“ Da ſagte das Mädchen: „Das habe ich abſichtlich gethan, denn ich bemerkte, daß du recht durſtig biſt,

und fürchtete, du möchteſt zu ſchnell trinken und dir ſchaden, darum warf ich etwas Spreu hinein.“ Nuſchirwan erſtaunte über dieſe Antwort und erkannte daran ihren Verſtand und ihre Klugheit.

Nuſchirwan fragte dann: „Wie viele Zuckerrohre baſt du ausgepreßt zu dieſem Waſſer.“ — „Ein einziges,“ antwortete das Mädchen. Nuſchirwan erſtaunte darüber und ließ ſich die Steuerregiſter dieſes Dorfs bringen, und als er ſah, daß es eine ſehr geringe Steuer bezahlte, dachte er: Das iſt viel zu wenig für einen Ort, der einen ſo guten Boden hat, daß man aus einem Zuckerrohre einen Becher voll Zuckerwaſſer machen kann, und beſchloß, ſobald er nach Hauſe kommen würde, ſeine Steuer erhöhen zu laſſen. Einige Zeit nachher kam er wieder in dieſes Dorf und hielt wieder vor derſelben Hütte und bat um Waſſer. Das Mädchen erkannte ihn wieder und lief in's Haus, um ihm zu trinken zu holen, aber ſie blieb lange weg. Da fragte ſie Nuſchirwan: warum ſie ſo viele Zeit brauche, ſie möchte doch ein wenig eilen. Das Mädchen antwortete: „Heute gibt ein Zuckerrohr nicht Saft genug, ich habe ſchon drei Zuckerrohre ausgepreßt, und noch genügt es nicht.“ — „Woher kommt dies?“ fragte der König. „Daher,“ antwortete das Mädchen, „weil uns der Sultan nicht mehr ſo gut iſt; denn ſobald des Sultans Wohlwollen ſich von einem Orte abwendet, nimmt auch deſſen Segen und Glück ab.“ Nuſchirwan lachte, ließ die Steuer dieſes Orts wieder herabſetzen, und war von dem Geiſte und der Beredſamkeit dieſes Mädchens ſo hingeriſſen, daß er es heirathete.

In der nächſten Nacht begann Scheherſad wieder mit einer neuen Geſchichte:

Siebenhundert und einundfünfzigſte Nacht.

Die tugendhafte Frau.

Man erzählt ferner: Unter den Söhnen Iſrael lebte eine tugendhafte Frau, die jeden Tag in's Gebethaus ging und zuvor in einem Garten neben dem Bethauſe ſich waſch. Eines Tages kamen zwei Männer, die Aufſeher dieſes Gartens, zu ihr und wollten ſie zur Sünde verleiten. Als ſie ſie abwies, ſagten ſie ihr: „Wenn du uns widerſtehſt, ſo klagen wir dich als eine Buhlerin an.“ Die Frau ſagte: „Gott wird mich gegen eure Bosheit ſchützen.“ Da öffneten die Männer die Gartenthüre und machten Lärmen. Als Leute herbeiliefen und fragten: was es gäbe, ſagten ſie: „Wir haben dieſe Frau bei einem jungen Manne ertappt, der uns aber entlaufen iſt.“ Die Frau wurde nach dem damaligen Geſetze drei Tage lang eingeſperrt, um dann geſteinigt zu werden, und die zwei Männer kamen jeden Tag zu ihr, legten ihre Hand auf der Frau Haupt und ſagten: „Gelobt ſey Gott, der an dir Rache nimmt!“ Als man ſie ſteinigen wollte, folgte ihr Daniel, der damals zwölf Jahre alt war und hier ſein

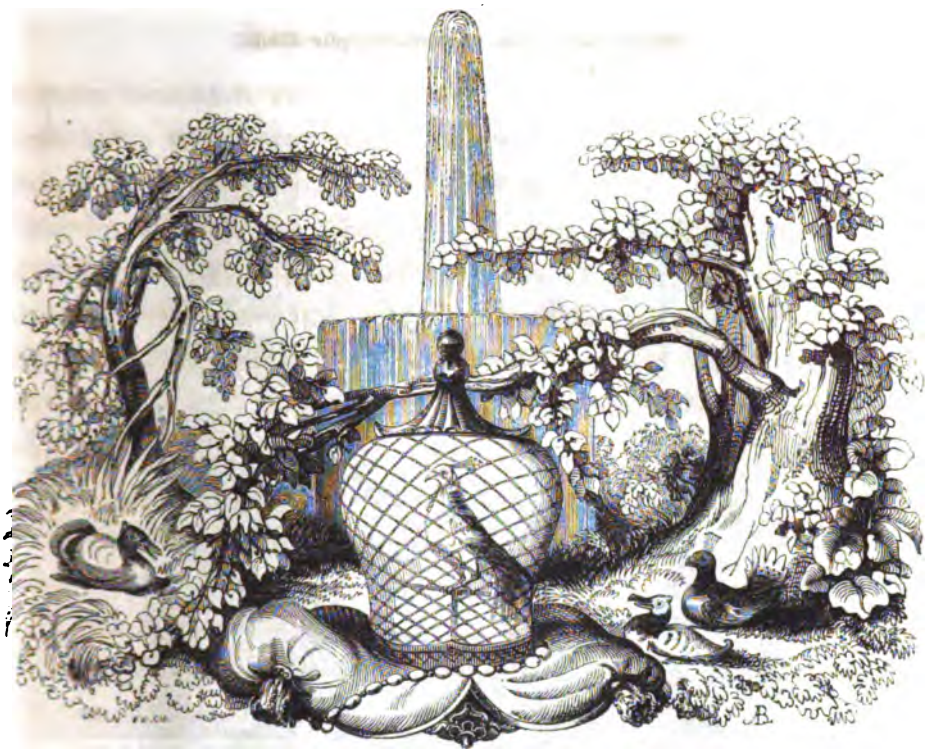
ches Wunder ausübte. Er ſagte: „Uebereilt euch nicht, laſſet mich die Wahrheit unterſuchen.“ Man errichtete ihm einen Thron; er ſetzte ſich darauf, trennte die beiden Männer — er war der Erſte, der die Zeugen von einander abſonderte — und fragte Jeden, was er geſehen. Nachdem Beide dieſelbe That bezeugten, fragte er: wo dieſe That begangen worden. Da antwortete der Eine: „Unter einem Quittenbaume im öſtlichen Theile des Gartens,“ und der Andere: „Unter einem Apfelbaume im weſtlichen Theile des Gartens.“ Die Frau ſtand indeſſen, Augen und Hände zum Himmel gehoben, ihn um Rettung anflehend da. Da ließ Gott einen Donnerſchlag die beiden Männer treffen, und die Unſchuld der Frau ward klar. Das iſt die erſte öffentliche Handlung des Propheten Daniel.

Das wunderbare Augenheilmittel.

Es wird erzählt: Der Fürſt der Gläubigen, Harun Arraſchid, ging einſt mit ſeinem Geſellſchafter Abu Jakub, mit dem Barmekiden Djafar und den Dichtern Ibn Nuwas und Asmai aus; da begegneten ſie einem alten Manne auf einem Eſel reitend. Harun Arraſchid ſagte zu Djafar: „Frage dieſen Mann, woher er iſt.“

Djafar fragte ihn, und der Alte antwortete: „Von Baßra.“ — „Und wo willſt du hin?“ fragte ferner Djafar. „Nach Bagdad,“ antwortete der Alte. „Und was willſt du dort thun?“ — „Ich will mir dort ein Arzneimittel für meine Augenkrankheit holen.“ Da ſagte Harun Arraſchid zu Djafar: „Treibe mit dieſem Manne ein wenig Scherz.“ Djafar erwiderte: „Ich werde, wenn ich mit ihm Scherz treibe, unangenehme Dinge hören müſſen.“ Aber Harun Arraſchid beſchwor ihn nochmals, er möge ihn doch zum Beſten haben. Da ſagte Djafar dem Alten: „Was gibſt du mir, wenn ich dir ein Mittel ſage, das dich gewiß heilt?“ Der Alte antwortete: „Gott wird dir einen beſſern Lohn geben, als ich es vermag.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:



Siebenhundert und zweiundfünfzigſte Nacht.

Djafar ſagte dann zu dem Alten: „So höre denn mein geheimes Mittel, das ich vor dir noch Niemanden anvertraut. Nimm drei Pfund Wind, drei Pfund Sonnenſtrahlen, drei Pfund Mondſchein und drei Pfund Flamme eines Oellichts, miſche Alles in einem bodenloſen Mörſer, laß es drei Monate in der Luft ſtehen, dann ſtoße es drei Monate lang. Wenn du es geſtoßen haſt, leere es in eine durchlöcherte Schachtel und laß es wieder drei Monate in der Luft ſtehen. Du gebrauchſt dann dieſe Arznei jeden Tag dreihundertmal, ehe du ſchlafen gehſt, und wenn du ſie drei Monate hintereinander gebraucht haſt, wirſt du mit Gottes Willen geneſen.“ Als der Alte dieſe Worte von Djafar hörte, ſagte er: „Gott ſchenke dir für deinen Lohn eine Sklavin, durch die du zuletzt dein Geſicht verlierſt, und wenn du ſtirbſt und deine Seele in die Hölle fährt, ſo ziehe ſie dich im Kothe am Barte herum.“ Harun Arraſchid lachte ſo heftig, daß er umfiel, und als er wieder zu ſich kam, ließ er dem Alten dreitauſend Drachmen geben.

Siebenhundert und einundfünfzigſte Nacht.

Die tugendhafte Frau.

Man erzählt ferner: Unter den Söhnen Iſrael lebte eine tugendhafte Frau, die jeden Tag in's Gebethaus ging und zuvor in einem Garten neben dem Bethauſe ſich wuſch. Eines Tages kamen zwei Männer, die Aufſeher dieſes Gartens, zu ihr und wollten ſie zur Sünde verleiten. Als ſie ſie abwies, ſagten ſie ihr: „Wenn du uns widerſtehſt, ſo klagen wir dich als eine Buhlerin an.“ Die Frau ſagte: „Gott wird mich gegen eure Bosheit ſchützen.“ Da öffneten die Männer die Gartenthüre und machten Lärmen. Als Leute herbeiliefen und fragten: was es gäbe, ſagten ſie: „Wir haben dieſe Frau bei einem jungen Manne ertappt, der uns aber entlaufen iſt.“ Die Frau wurde nach dem damaligen Geſetze drei Tage lang eingeſperrt, um dann geſteinigt zu werden, und die zwei Männer kamen jeden Tag zu ihr, legten ihre Hand auf der Frau Haupt und ſagten: „Gelobt ſey Gott, der an dir Rache nimmt!“ Als man ſie ſteinigen wollte, folgte ihr Daniel, der damals zwölf Jahre alt war und hier ſein

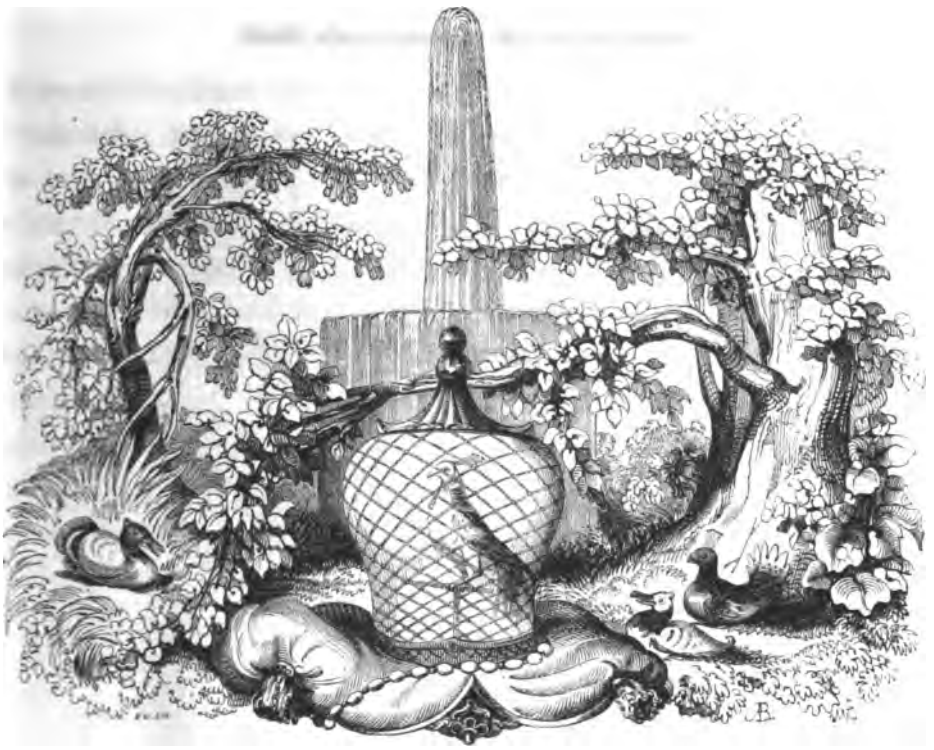
erſtes Wunder ausübte. Er ſagte: „Uebereilt euch nicht, laſſet mich die Wahrheit unterſuchen.“ Man errichtete ihm einen Thron; er ſetzte ſich darauf, trennte die beiden Männer — er war der Erſte, der die Zeugen von einander abſonderte — und fragte Jeden, was er geſehen. Nachdem Beide dieſelbe That bezeugten, fragte er: wo dieſe That begangen worden. Da antwortete der Eine: „Unter einem Quittenbaume im öſtlichen Theile des Gartens,“ und der Andere: „Unter einem Apfelbaume im weſtlichen Theile des Gartens.“ Die Frau ſtand indeſſen, Augen und Hände zum Himmel gehoben, ihn um Rettung anflehend da. Da ließ Gott einen Donnerſchlag die beiden Männer treffen, und die Unſchuld der Frau ward klar. Das iſt die erſte öffentliche Handlung des Propheten Daniel.

Das wunderbare Augenheilmittel.

Es wird erzählt: Der Fürſt der Gläubigen, Harun Arraſchid, ging einſt mit ſeinem Geſellſchafter Abu Jakub, mit dem Barmekiden Djafar und den Dichtern Abu Nuwas und Asmai aus; da begegneten ſie einem alten Manne auf einem Eſel reitend. Harun Arraſchid ſagte zu Djafar: „Frage dieſen Mann, woher er iſt.“

Djafar fragte ihn, und der Alte antwortete: „Von Baßra.“ — „Und wo willſt du hin?“ fragte ferner Djafar. „Nach Bagdad,“ antwortete der Alte. „Und was willſt du dort thun?“ — „Ich will mir dort ein Arzneimittel für meine Augenkrankheit holen.“ Da ſagte Harun Arraſchid zu Djafar: „Treibe mit dieſem Manne ein wenig Scherz.“ Djafar erwiderte: „Ich werde, wenn ich mit ihm Scherz treibe, unangenehme Dinge hören müſſen.“ Aber Harun Arraſchid beſchwor ihn nochmals, er möge ihn doch zum Beſten haben. Da ſagte Djafar dem Alten: „Was gibſt du mir, wenn ich dir ein Mittel ſage, das dich gewiß heilt?“ Der Alte antwortete: „Gott wird dir einen beſſern Lohn geben, als ich es vermag.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:



Siebenhundert und zweiundfünfzigſte Nacht.

Djafar ſagte dann zu dem Alten: „So höre denn mein geheimes Mittel, das ich vor dir noch Niemanden anvertraut. Nimm drei Pfund Wind, drei Pfund Sonnenſtrahlen, drei Pfund Mondſchein und drei Pfund Flamme eines Oellichts, miſche Alles in einem bodenloſen Mörſer, laß es drei Monate in der Luft ſtehen, dann ſtoße es drei Monate lang. Wenn du es geſtoßen haſt, leere es in eine durchlöcherte Schachtel und laß es wieder drei Monate in der Luft ſtehen. Du gebrauchſt dann dieſe Arznei jeden Tag dreihundertmal, ehe du ſchlafen gehſt, und wenn du ſie drei Monate hintereinander gebraucht haſt, wirſt du mit Gottes Willen geneſen.“ Als der Alte dieſe Worte von Djafar hörte, ſagte er: „Gott ſchenke dir für deinen Lohn eine Sklavin, durch die du zuletzt dein Geſicht verlierſt, und wenn du ſtirbſt und deine Seele in die Hölle fährt, ſo ziehe ſie dich im Kothe am Barte herum.“ Harun Arraſchid lachte ſo heftig, daß er umfiel, und als er wieder zu ſich kam, ließ er dem Alten dreitauſend Drachmen geben.

Die Pyramiden.

Man erzählt auch: Als Mamun, der Sohn Harun Arraſchids, einſt nach Kahira kam, beſchloß er, die Pyramiden zu beſuchen, um die darin verborgenen Schätze zu nehmen. Als er dahin gelangte, wollte er ſie umreißen laſſen, konnte aber nicht. Nach vielen Anſtrengungen und außerordentlichen Koſten gelang es ihm endlich, in einer derſelben ein kleines Fenſterchen ausgraben zu laſſen, und man behauptet, er habe hinter dieſem Fenſterchen gerade ſo viel Geld gefunden, als er ausgegeben, nicht mehr und nicht weniger. Mamun war ſehr erſtaunt über dieſen Fund, nahm das Geld fort und gab ſeinen Vorſatz auf. Dieſe drei Pyramiden gehören zu den Wundern der Welt; man findet ihresgleichen auf der ganzen Erde nicht, ſo feſt und unerſchütterlich ſind ſie gebaut und dabei ſo hoch. Sie ſind aus großen Steinen zuſammengeſetzt, die an den

beiden Enden durchlöchert ſind. Durch dieſe Löcher wurden eiſerne Stangen gezogen und durch heißes Blei befeſtigt, und ſo wurde das ganze Gebäude zuſammengehalten, das hundert mekkaniſche Ellen oder fünfhundert gewöhnliche Ellen hoch iſt. Die Alten behaupten, in der weſtlichen Pyramide ſeyen dreißig Schatzkammern voll von den feinſten Edelſteinen, Geld, wunderbaren Statuen, allerlei Inſtrumenten und feinen Waffen mit dem Waſſer der Weiſen beſtrichen, das ſie vor Roſt bewahrt bis zum Tage der Auferſtehung; auch findet ſich darin allerlei Glaswerk, das man biegen kann, ohne daß es zerbricht, und allerlei künſtlich zuſammengeſetzte Arzneien. In der zweiten Pyramide finden ſich die Sagen der Prieſter auf Tafeln gegraben; jeder Prieſter hat eine Tafel in der Hand, auf der ſeine Wunderwerke geſchrieben ſind. An den Wänden ſind Statuen wie Götzen, die allerlei Handarbeit verrichten, und über jede Pyramide iſt ein Schatzkämmerer und ein Wächter geſetzt, die ſie bis auf ewige Zeiten bewachen. Sehr ſchön ſind folgende Verſe eines Dichters über die Pyramiden:

„Betrachte die Pyramiden und laſſe dich von ihnen belehren über die Täuſchung der Zeit. Könnten ſie ſprechen, ſie würden dir ſagen, wie die Zeit mit dem Frühern und dem Spätern verfahren.“

Ein anderer Dichter ſagt ſehr paſſend:

„Kein Gebäude unter dem Himmel gleicht an Feſtigkeit den Pyramiden Egyptens, ſie flößen der Zeit Ehrfurcht ein, während ſonſt Alles auf der Welt ſich vor der Zeit fürchtet.“

Ferner ſagt ein Dichter:

„O ihr, die ihr das Vergängliche zur Stütze wählet, wo ſind die Erbauer der Pyramiden? Noch lebt ihr Werk lebendig fort, während ſie ſelbſt ſchon längſt zu nichts geworden.“

Scheherſad beendigte hier dieſe Geſchichte; in der nächſten Nacht erzählte ſie Folgendes:

Siebenhundert

und

dreiundfünfzigſte Nacht.

Der kühne Diebſtahl.

Ein Dieb, der aufrichtig Buße gethan und wieder als ehrlicher Kaufmann einen Laden geöffnet hatte, ſchloß eines Abends ſeinen Laden und ging in ſein Haus; da kam ein Dieb in der Geſtalt und dem Aufzuge des Eigenthümers des Ladens, zog Schlüſſel aus ſeiner Taſche heraus und ging zum Wächter des Bazars, um ſein Licht bei ihm anzuzünden; dann öffnete er den Laden und zündete noch ein anderes Licht an, das er bei ſich hatte. Als der Wächter an dem Laden vorüberging, fand er den Dieb da ſitzen mit dem Rechnungsbuche in der Hand und an den Fingern zählend. Sobald der Morgenſtern aufging, ſagte der Dieb zum Wächter: „Hole mir einen Träger.“ Der Wächter holte einen Träger, und der Dieb gab ihm vier Stück Waaren fortzutragen, ſchloß den Laden wieder, ſchenkte dem Wächter, der ihn für den Eigenthümer des Ladens hielt, zwei Drachmen und ging hinter dem Träger her. Als des Morgens der Eigenthümer des Ladens in ſeinen Laden kam, dankte ihm der Wächter noch einmal für die zwei Drachmen. Der Kaufmann wußte nicht, was er meinte, bis er in ſeinen Laden kam und die zwei Lichter noch brennend und

bei dem, der dich geschaffen, lasse dich auf meine Hand nieder!" Sogleich flog der Vogel auf des Jünglings Hand. Dann sagte er ihm: „Kehre wieder auf das Dach

zurück!" Da flog der Vogel wieder auf die Stelle, wo er hergekommen war. Dann rief er ihm zu: „Bei deinem Schöpfer, lasse dich auf die Hand des Fürsten der Gläubigen nieder!" aber der Vogel weigerte sich. Da sagte der Jüngling zu seinem Vater: „Du machst mich zu Schande unter den Heiligen durch deine Liebe zur Welt, darum habe ich auch beschlossen, mich von dir zu trennen." Hierauf ging der Jüngling fort und reiste nach Baßra, wo er mit den Maurern arbeitete und einen Drachmen Taglohn empfing, von welchem er lebte. Abu Amer aus Baßra erzählt von ihm: Als in meinem Hause eine Mauer einstürzte, ging ich auf den Platz, wo die Maurer standen, um einen Arbeiter zu holen, der sie wieder aufbauen sollte. Da fiel mein Auge auf einen hübschen Jüngling mit einem feinen Gesichte, ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und sagte ihm: „Mein Freund, willst du Arbeit, so komme mit mir!" — „Recht gerne," antwortete der Jüngling, „doch unter der Bedingung, daß du mir nur einen Drachmen Taglohn gibst, und so oft zum Gebete gerufen wird, mich mit der Gemeinde beten lässest." Ich willigte ein, nahm ihn mit mir nach Hause und er arbeitete, wie ich noch nie arbeiten gesehen. Als ich ihn an das Mittagsessen erinnerte, nahm er nichts an, und ich merkte, daß er fastete. Als dann das Gebet ausgerufen ward, sagte er: „Erinnere dich unserer Uebereinkunft!"

Ibn Alpharbi und Masrur.

Man erzählt noch: Harun Arraſchid war eines Nachts ſehr mißmuthig. Er ließ ſeinen Vizier Djafar, den Barmekiden, rufen und ſagte ihm: „Ich kann nicht einſchlafen vor Beklemmung und weiß gar nicht, was ich anfangen ſoll. Masrur, der dabei ſtand, als Harun Arraſchid dies ſagte, fing laut zu lachen an. Da fragte ihn der Chalif: „Warum lachſt du? Spotteſt du meiner?“ Masrur antwortete: „Nein, bei Gott und deiner Verwandtſchaft mit dem höchſten Propheten, ich lachte nicht über dich, ſondern mir fiel ein Mann ein, den ich geſtern, als ich ausging, am Ufer des Tigris von vielen Menſchen umgeben ſah, die er durch ſeine ſpäßigen und witzigen Einfälle lachen machte; drüm verzeihe, o Fürſt der Gläubigen!“ Harun Arraſchid ſagte: „Hole mir ſogleich dieſen Mann!“ Masrur eilte zu ihm — er hieß Ibn Alpharbi — und ſagte ihm: „Der Fürſt der Gläubigen wünſcht dich zu ſprechen; ich will dich zu ihm führen, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn er dir etwas ſchenkt, du nur ein Viertel davon behältſt und das Uebrige mir gibſt.“ Ibn Alpharbi erwiderte: „Das nicht; aber ich will das Geſchenk mit dir theilen.“ Nach langem Streite kamen ſie endlich dahin überein, daß Ibn Alpharbi ein Drittel behalten und Masrur zwei Drittel geben ſollte. Als Ibn Alpharbi vor dem Fürſten der Gläubigen erſchien, ſagte ihm dieſer: „Wenn du mich durch deine Späße lachen machſt, ſo werde ich dich beſchenken, wo nicht, ſo ſollſt du drei Schläge mit dieſer ledernen Taſche erhalten.“ Ibn Alpharbi machte allerlei Späße und ſagte Dinge, worüber der härteſte Felſen hätte lachen müſſen, aber alle ſeine Mühe war vergebens, Harun Arraſchid war zu keinem Lächeln zu bringen, und er ſagte zu Ibn Alpharbi: „Nun haſt du deine Schläge verdient.“ Man holte die lederne Taſche herbei, und als er den erſten Hieb auf ſeinem Rücken empfing, ſchrie er jämmerlich und erinnerte ſich des Vertrags, den er mit Masrur geſchloſſen, und ſagte: „Verzeihe, Fürſt der Gläubigen, erlaube mir zwei Worte zu ſprechen.“ Harun Arraſchid fragte ihn: was er zu ſagen habe. Er erwiderte: „Ich bin mit Masrur übereingekommen, daß ich ihm zwei Drittel der Gaben des Fürſten der Gläubigen überlaſſen und nur ein Drittel für mich behalten wollte, und zwar koſtete es mich noch viele Mühe, bis er mir das Drittel zugeſtand; nun iſt der eine Hieb genug für mich, die andern beiden kommen ihm zu; hier ſteht er, laß ihn ſeinen Antheil nehmen!“ Der Fürſt der Gläubigen lachte und

ließ Masrur prügeln. Als dieser einen Schlag empfing, sagte er: „Ich habe genug, ich überlasse Ibn Alpharbi zwei Drittel.“ Der Chalif lachte wieder, ließ tausend Dinare holen und schenkte Jedem von ihnen fünfhundert. Beide gingen dann erfreut mit dem Geschenke des Chalifen fort.

Scheherfad beendigte diese Erzählung, um in der nächsten Nacht eine andere mit folgenden Worten zu beginnen:

Siebenhundert

und

vierundfünfzigſte Nacht.

Der fromme Sohn Harun Arraſchids.

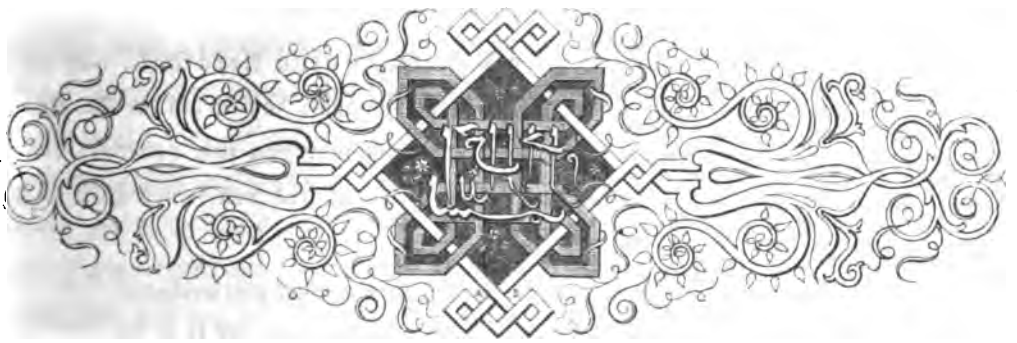
Es wird auch erzählt: Harun Arraſchid hatte einen Sohn, der, als er ſechzehn Jahre alt war, immer mit frommen Einſiedlern und Heiligen lebte, ſtets auf den Gräbern umherwanderte und ausrief: „Ihr habt die Welt beſeſſen, was habt ihr nun davon in euerm Grabe; ich möchte wiſſen, was ihr Alles in der Welt geſagt und was euch geſagt worden.“ Eines Tages, als er ein wollenes Oberkleid um den Leib und ein wollenes Tuch um ſein Haupt hatte, begegnete ihm ſein Vater mit den Vizieren und Großen des Reichs, und es ſagte Einer zum Andern: „Dieſer Jüngling macht den Fürſten der Gläubigen vor allen Königen zu Schande; wenn er ihn doch nur zurechtwieſe, vielleicht würde er ſeinen Lebenswandel ändern.“ Harun Arraſchid ſagte ihm dann: „Mein Sohn, du machſt mich zu Schande durch deine Eigenheiten.“ Der Jüngling antwortete nicht, ſondern rief einem Vogel, der auf dem Dache des Schloſſes ſtand, zu: „O Vogel,

bei dem, der dich geſchaffen, laſſe dich auf meine Hand nieder!" Sogleich flog der Vogel auf des Jünglings Hand. Dann ſagte er ihm: „Kehre wieder auf das Dach

zurück!" Da flog der Vogel wieder auf die Stelle, wo er hergekommen war. Dann rief er ihm zu: „Bei deinem Schöpfer, laſſe dich auf die Hand des Fürſten der Gläubigen nieder!" aber der Vogel weigerte ſich. Da ſagte der Jüngling zu ſeinem Vater: „Du machſt mich zu Schande unter den Heiligen durch deine Liebe zur Welt, darum habe ich auch beſchloſſen, mich von dir zu trennen." Hierauf ging der Jüngling fort und reiste nach Baßra, wo er mit den Maurern arbeitete und einen Drachmen Taglohn empfing, von welchem er lebte. Abu Amer aus Baßra erzählt von ihm: Als in meinem Hauſe eine Mauer einſtürzte, ging ich auf den Platz, wo die Maurer ſtanden, um einen Arbeiter zu holen, der ſie wieder aufbauen ſollte. Da fiel mein Auge auf einen hübſchen Jüngling mit einem feinen Geſichte, ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und ſagte ihm: „Mein Freund, willſt du Arbeit, ſo komme mit mir!" — „Recht gerne," antwortete der Jüngling, „doch unter der Bedingung, daß du mir nur einen Drachmen Taglohn gibſt, und ſo oft zum Gebete gerufen wird, mich mit der Gemeinde beten läſſeſt." Ich willigte ein, nahm ihn mit mir nach Hauſe und er arbeitete, wie ich noch nie arbeiten geſehen. Als ich ihn an das Mittagseſſen erinnerte, nahm er nichts an, und ich merkte, daß er faſtete. Als dann das Gebet ausgerufen ward, ſagte er: „Erinnere dich unſerer Uebereinkunft!"

Ich ſagte: „Gut.“ Da löste er ſeinen Gürtel, wuſch ſich auf die frommſte Weiſe, ging in die Moſchee und betete mit der Gemeinde. Dann kam er wieder und arbeitete mit dem größten Eifer, bis das Nachmittagsgebet ausgerufen ward. Da erinnerte er mich wieder an die Bedingung, ging in die Moſchee und betete mit der Gemeinde, dann kehrte er wieder zur Arbeit zurück. Ich ſagte ihm: „Mein Freund, ſonſt arbeiten die Maurer nur bis zum Nachmittagsgebete.“ Er ſagte aber: „Geprieſen ſey Gott, ich pflege immer bis Nachts zu arbeiten.“ Als es Nacht war, gab ich ihm zwei Drachmen. Da ſagte er: „Was iſt das?“ Ich antwortete: „Nur ein geringer Lohn für deine große Arbeit.“ Aber er warf mir ſie zu und ſagte: „Ich nehme nicht mehr, als ich mir vorbehalten,“ und trotz aller Mühe konnte ich ihn nicht dahin bringen, mehr als einen Drachmen zu nehmen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherſad in der nächſten Nacht mit Abu Amers eigenen Worten fortgeſetzt wurde:



Siebenhundert und fünfundfünfzigſte Nacht.

Am folgenden Morgen ging ich wieder auf den Sammelplatz der Arbeiter; aber ich fand ihn nicht, und als ich nach ihm fragte, ſagte man mir, er komme nur jeden Sonnabend. Ich ging Sonnabends wieder, um ihn aufzuſuchen, und fragte ihn, ob er in Gottes Namen wieder bei mir arbeiten wollte? Er ſagte: „Recht gerne, nach den dir wohlbekannten Bedingungen.“ Ich nahm ihn mit nach Hauſe und führte ihn an die Arbeit. Da bemerkte ich, ohne von ihm geſehen zu werden, wie er nur eine Hand voll Lehm auf die Mauer warf und plötzlich alle Steine feſt auf einander ſaßen, und ich dachte: Solche Kraft haben nur die Heiligen. Er arbeitete an dieſem Tage noch viel mehr als früher, und des Abends gab ich ihm ſeinen Lohn, mit dem er fortging. Am dritten Sonnabend wollte ich ihn wieder holen, fand ihn aber nicht, und als ich nach ihm fragte, hörte ich, er ſey krank und liege in dem Zelte einer alten Frau, die durch ihre Frömmigkeit berühmt war. Ich ging nach dem Zelte und fand ihn darin auf dem Boden liegend, ohne Etwas unter ſich zu haben. Ich grüßte ihn und ſetzte mich ihm zu Häupten und weinte über ſeine Jugend, die er ſo in der Fremde zubringen mußte. Ich fragte ihn dann, ob ich ihm irgend einen Dienſt erweiſen könnte? Er ſagte: „Ja wohl; wenn du morgen mich wieder beſuchſt, ſo wirſt du mich todt finden, waſche mich dann, hülle mich in den Oberrock, den ich anhabe, und beerdige mich, ohne Jemanden etwas von mir zu ſagen. Doch ehe du mich beerdigſt, nimm aus den Taſchen meines Oberkleides, was darin iſt. Wenn mich dann die Erde bedeckt und du für mich

Der trauernde Schullehrer.

Man erzählt ferner von einem Mann aus Baßra Folgendes: Ich ging einſt — ſo erzählt er ſelbſt — vor einem Schullehrer vorbei, der ſo hübſch ausſah und ſo zierlich gekleidet war, daß ich bei ihm ſtehen blieb. Er ſtand vor mir auf, hieß mich ſitzen, und ich unterhielt mich mit ihm über den Koran, über Sprache, Poeſie und Grammatik; ich fand ihn in Allem ſehr bewandert, und er gefiel mir ſo gut, daß ich ihn ſehr oft beſuchte und mich zu ihm ſetzte. Eines Tages aber, als ich ihn wieder wie gewöhnlich beſuchen wollte, fand ich ſeine Schule geſchloſſen; die Nachbarn, die ich nach ihm fragte, ſagten mir, es ſey ihm Jemand geſtorben. Da hielt ich es für meine Pflicht, ihm einen Troſtbeſuch zu machen. Ich ging alſo in ſein Haus, klopfte an der Thüre, eine Sklavin kam mir entgegen und fragte mich, was ich wollte? „Ich will deinen Herrn ſprechen.“ — „Mein Herr iſt in Trauer.“ — „Sage ihm: dein Freund N. N. will dich tröſten.“ Sie ging und meldete mich, und er erlaubte mir, ihn zu beſuchen.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit dieſes Mannes eigenen Worten weiter:

Siebenhundert

und

ſechsundfünfzigſte Nacht.

Als ich in ſein Zimmer kam, ſaß er da ganz allein mit verbundenem Haupte. Ich ſagte: „Gott vergrößere deinen Lohn in jener Welt! Das iſt ein Weg, den Jeder betreten muß, du mußt dein Unglück ſtandhaft tragen.“ Dann fragte ich ihn: „Haſt du deinen Vater verloren?“ — „Nein.“ — „Iſt deine Mutter geſtorben?“ — „Nein.“ — „Dein Bruder?“ — „Nein.“ — „Sonſt ein naher Anverwandter?“ — „Nein.“ — „Wer denn?“ — „Meine Geliebte.“ — „Du kannſt ſchon wieder eine andere finden, ſchöner als ſie war.“ — „Wiſſe, daß ich ſie nie geſehen noch gehört habe.“ — „Das iſt ſonderbar; wie ſo konnteſt du ſie denn lieben?“ — „Ich ſaß am Fenſter und hörte, wie ein Vorübergehender folgenden Vers ſang:

„O Mutter Amrus, Gott möge dich dafür belohnen! Gib mir doch mein Herz wieder, ſie es war!“

„Da dachte ich, wäre die Mutter Amrus nicht die ausgezeichnetſte Frau in der Welt, ſo würde man keine ſolche Verſe für ſie dichten, darum liebte ich ſie. Nach zwei Tagen ſah ich wieder denſelben Mann vorübergehen, und er ſang folgenden Vers:

„Als der Eſel die Mutter Amrus wegtrug, kehrte weder ſie noch der Eſel zurück.“

Siebenhundert

und

ſiebenundfünfzigſte Nacht.

Da ſagte der König zum Manne: „Warum beſäeſt du dein Feld nicht?“ Der Mann antwortete: „Gott erhebe den König! Ich habe gehört, es ſey ein Löwe auf das Feld gekommen, den ich ſo ſehr fürchte, daß ich mich meinem Felde nicht mehr zu nähern wage, denn ich weiß wohl, daß ich zu ſchwach bin, um ihm zu widerſtehen.“ Der König merkte nun, wovon es ſich handelte, und ſagte zu dem Manne: „Geh nur und beſäe dein vortreffliches Feld wieder, der Löwe wird es nie mehr betreten und dir nie was zu Leide thun; Gott ſegne dich!“ Sodann ließ er noch für ihn und ſeine Gattin koſtbare Geſchenke herbeiholen und entließ ſie damit.

Abu Bekr, der Sohn Mohammeds, erzählt: Ich reiste einſt von Anbar nach Griechenland und ſtieg daſelbſt vor einem Kloſter, das am Wege lag, ab. Der Prior des Kloſters, welcher Diener des Meſſias hieß, kam mir entgegen und führte mich in's Kloſter, das vierzig Kloſterbrüder enthielt, und ich ward von ihnen ſehr gaſtfreundlich bewirthet; auch ſah ich bei ihnen eine Frömmigkeit, die ich noch nie gefunden. Nachdem ich meine Geſchäfte in Griechenland verſehen hatte, kehrte ich wieder nach Anbar zurück. Ein Jahr darauf pilgerte ich nach Mekka, und als ich am Feſttage den Kreis um den Tempel machte, ſah ich den Prior, Diener des Meſſias, auch um den Tempel ziehen

und ſagte: „Unterhalte dich einſtweilen damit, ich muß nur ſchnell etwas beſorgen, dann komme ich wieder.“ Der König ſetzte ſich und fing an, in dem Buche zu leſen; es enthielt Warnungen gegen den Ehebruch und die Strafen, die Gott über den Ehebrecher verhängt. Da überfiel ihn ein Schaudern und er beſchloß, ſich zu bekehren. Er rief ſogleich die Frau, gab ihr das Buch und ging fort. Als der Gatte dieſer Frau nach Hauſe kam, erzählte ſie ihm das Vorgefallene. Er war ſehr verlegen und fürchtete ſich, der König möchte doch noch nach ihr gelüſten, und wagte es nicht mehr, von jenem Augenblicke an, ſie zu berühren. Nach einiger Zeit erzählte die Frau ihren Verwandten, daß ihr Gatte nicht mehr ſeine Pflichten gegen ſie erfülle. Da führten ſie ihn zum König und ſagten: „Gott verherrliche unſern König! Hier iſt ein Mann, der ein Stück Land von uns gepachtet hat, um es anzubauen und zu beſäen, das hat er auch einige Zeit lang gethan, nun aber läßt er es brach liegen; er beſät es nicht mehr, und doch gibt er es uns nicht zurück, daß wir es durch einen Andern beſäen laſſen, und ſo fürchten wir, das Land möchte, wenn es nicht wieder bebaut wird, zu Grunde gehen.

Scheherſad erzählte in der folgenden Nacht weiter:

Fremde nicht von der Stelle. Schon hatten die Einwohner des Fleckens beschlossen, ihn zu tödten, als mir Kunde davon ward. Ich ging sogleich zu ihm und fand ihn auf die Erde hingestreckt; ich wischte das Blut von seinem Gesichte ab, trug ihn in's Kloster und pflegte seine Wunden vierzehn Tage lang. Sobald er dann wieder im Stande war, zu gehen, verließ er das Kloster und setzte sich wieder vor die Thüre des Bäckerladens, um die schöne Christin anzusehen. Als sie ihn wieder bemerkte, ging sie zu ihm und sagte: „Bei Gott, du hast mich gerührt; willst du meinen Glauben annehmen, so heirathe ich dich."

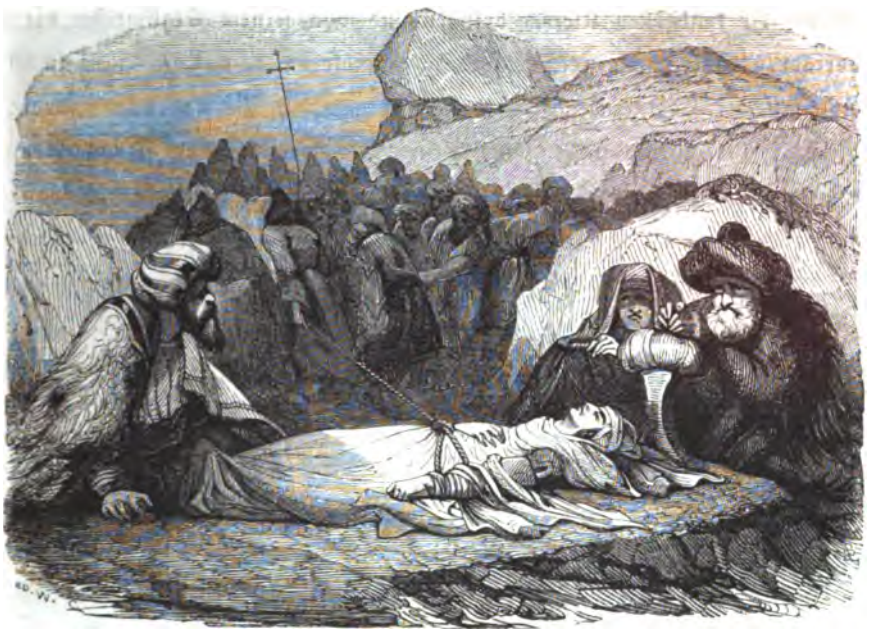
„Der Jüngling antwortete: „Bewahre mich Gott, daß ich den Monotheismus mit dem Polytheismus vertausche!" Da sagte sie: „Komm mit mir in mein Haus, umarme mich und ziehe dann weiter mit deinem Glauben." Aber der Jüngling antwortete: „Ich kann nicht zwölf Jahre der Tugend und Enthaltsamkeit für die Lust eines Augenblicks hingeben." — „So verlasse mich denn," versetzte die Christin. — „Das vermag mein Herz nicht." — Die Christin wendete sich wieder von ihm weg, und die Jungen des Fleckens kamen und warfen ihn mit Steinen, daß er auf sein Gesicht fiel und rief: „Gott, der den Koran vom Himmel gesandt, ist mein Herr, er läßt den Frommen nicht ohne Lohn." Als ich den Lärmen hörte, lief ich wieder aus dem Kloster zu dem Jünglinge, jagte die Buben fort und hob ihn von der Erde auf. Da hörte ich, wie er sagte: „O Gott, vereinige mich mit ihr im Paradiese!" Ich wollte ihn dann in's Kloster tragen lassen, aber er starb, ehe er es erreichte. Da ließ ich vor dem Flecken ein Grab bauen und beerdigte ihn dort. Um Mitternacht hörte man auf einmal die Christin so laut schreien in ihrem Bette, daß alle Bewohner des Fleckens sich zu ihr drängten, um zu hören, was ihr zugekommen. Da erzählte sie: „Als ich schlief, kam der Muselmann zu mir, der heute gestorben ist, und faßte meine Hand und führte mich in's Paradies; als ich aber an die Pforte des Paradieses kam, ließ mich der Wächter nicht hinein, indem er sagte: Das Paradies bleibt den Abtrünnigen verschlossen. Da bekehrte ich mich vor ihm zum Islamismus und ging mit ihm hinein; hier sah ich Paläste und Gärten, so schön, daß ich sie euch nicht beschreiben kann. Endlich führte er mich in einen großen Palast und sagte: Dieser Palast von Edelsteinen ist für uns bestimmt, ich werde nicht eher hineingehen, bis du bei mir bist, und so Gott will, wird dies in fünf Tagen geschehen. Dann streckte er die Hand nach einem Baume aus, der vor der Thüre des Palastes stand, pflückte zwei Aepfel von demselben und sagte: Iß den einen und bewahre den andern für den Prior des Klosters auf. Ich aß den einen und fand ihn so schmackhaft wie ich noch keinen gegessen. Sodann ergriff er wieder meine

Hand und führte mich in meine Wohnung.“ Ich nahm dann — so fuhr der Diener Gottes fort — den einen Apfel aus ihrer Tasche, und er leuchtete in der dunkeln Nacht wie ein Stern, es war eine Frucht, wie man keine ähnliche auf dieser Welt sieht. Ich nahm ein Messer und zerschnitt ihn in so viele Theile, daß jeder meiner Gefährten im Kloster ein Stück davon bekam, und wir haben nie einen feinern Geschmack, noch einen edlern Geruch gefunden, als dieser Apfel hatte; wir dachten: das ist gewiß Satans Werk, der sie von ihrem Glauben abtrünnig machen will. Die Verwandten der Christin führten sie dann nach Hause, aber sie wollte weder Speise, noch Trank zu sich nehmen, bis in der fünften Nacht, da stand sie auf, ging auf das Grab des Jünglings, warf sich dort hin und starb, ohne daß ihre Leute etwas davon wußten.“

Scheherſad erzählte mit des Priors Worten in der nächſten Nacht weiter:

Siebenhundert und achtundfünfzigſte Nacht.

„Am folgenden Morgen kamen zwei alte Muſelmänner in den Flecken mit härenen Kleidern, auch zwei alte Frauen waren bei ihnen, eben ſo gekleidet, und ſagten: „O ihr Bewohner dieſes Fleckens! Gott der Erhabene hat eine ſeiner Heiligen unter euch als Muſelmännin ſterben laſſen, wir kommen, um ſie als ſolche zu beerdigen.“ Aber die Bewohner des Fleckens, welche nach langem Suchen endlich die Chriſtin todt auf dem Grabe des Muſelmannes fanden, ſagten: „Die gehört uns, ſie iſt in unſerm Glauben geſtorben und wir wollen ſie beerdigen.“ Die Alten behaupteten hingegen: ſie ſey als Muſelmännin geſtorben. Nach langem Streit ſagte endlich einer der Alten: „Wollt ihr euch überzeugen, daß ſie als Muſelmännin geſtorben, ſo laſſet alle vierzig Prieſter aus dem Kloſter kommen, um ſie vom Grabe wegzubringen; vermögen ſie es, nun, ſo gebe ich zu, daß ſie als Chriſtin beerdigt werde. Bringen ſie ſie aber nicht von der Stelle, dann möge Einer von uns es verſuchen, ſie wegzuziehen, und gelingt es ihm, ſo diene es als Beweis, daß ſie als Muſelmännin geſtorben.“ Die Bewohner des Fleckens waren mit dieſer Probe zufrieden und ließen ſogleich die vierzig Kloſterbrüder kommen, um ſie wegzutragen, aber ſie konnten es nicht. Zwar nahmen ſie ein ſehr ſtarkes Seil und banden es um ihren Körper und zogen mit aller Kraft daran, zuletzt halfen ſogar noch alle Bewohner des Fleckens, aber dennoch brachten ſie ſie nicht von der Stelle. Endlich ſagten ſie einem der Alten: „Nun verſuche du es, ſie wegzutragen.“ Er näherte



ſich ihr, faßte ihren Oberrock und ſagte: „Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Allmilden,“ nahm ſie auf den Arm und trug ſie in eine Höhle dort in der Nähe; die zwei alten Frauen wuſchen ſie und hüllten ſie in ein Todtengewand, und beerdigten ſie neben dem Grabe des Jünglings. Wir alle“ — fuhr der Diener Gottes fort — „ſahen dies mit unſern Augen. Als wir daher allein unter einander waren, ſagte Einer zum Andern: „Es iſt unſere Pflicht, die Wahrheit anzuerkennen, die ſich uns ſo klar geoffenbart hat. Wie können wir einen ſicherern Beweis für die Aechtheit des islamitiſchen Glaubens fordern, als den, den wir mit unſern eigenen Augen geſehen?“ Ich bekehrte mich daher zum Islamismus mit allen Prieſtern des Kloſters und allen Einwohnern des Fleckens. Wir ſchickten dann zum Könige von Algier und ließen ihn um einen frommen Lehrer bitten, der uns mit den Grundſätzen des Islams und der Art und Weiſe des Gottesdienſtes bekannt machte, und ſo leben wir nun im ſchönſten Segen. Gott ſey gelobt und geprieſen!“

Der Todesengel vor zwei Königen und einem Frommen.

Man erzählt ferner: Einer der ältern Könige wollte ſich einſt im höchſten Glanze, von allen Großen des Reichs umgeben, ſeinem Volke zeigen. Er befahl allen ſeinen Freunden und Emiren, ſich zu einer Muſterung vorzubereiten, ließ ſich von ſeinem

Kammerdiener die koſtbarſten Kleider bringen und von ſeinem Stallmeiſter die ſchönſten Pferde vorführen, und nachdem er das Beſte gewählt hatte, ritt er, ganz in Gold und Perlen und allerlei Edelſteine gehüllt, mit glänzendem Gefolge von ſeinem Schloſſe weg und begab ſich mitten unter ſeine Truppen. Hier ließ er ſeinen Renner ſtolz umhertummeln, Satan blies Eitelkeit und Hochmuth in ſeine Naſe, ſo daß er voll Selbſtgefallen zu ſich ſelbſt ſagte: Wer in der Welt kann ſich mit mir vergleichen?

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr ſie aber wieder alſo in ihrer Erzählung fort:

Siebenhundert und neunundfünfzigste Nacht.

Während der König so stolz umhersprengte und vor Hochmuth Niemanden ansah, kam auf einmal ein Mann in zerrissenen Kleidern auf ihn zu und grüßte ihn. Der König erwiderte seinen Gruß nicht. Da ergriff der Mann die Zügel seines Pferdes. Als der König dies sah, sagte er ihm: „Ziehe deine Hand zurück! du weißt nicht, wessen Zügel du ergriffen." — „Ich habe ein Anliegen." — „Warte, bis ich absteige, dann magst du mir dein Anliegen vortragen." — „Ich kann nicht warten, bis du absteigst, mein Geschäft leidet keinen Aufschub." — „So sprich denn!" — „Ich muß dir es geheim sagen." Da neigte der König sein Ohr zu ihm hin und der Mann sagte ihm in's Ohr: „Ich bin der Todesengel und komme, um deine Seele zu holen." — „Warte doch, bis ich nach Hause gehe, und meiner Frau und meinen Kindern und meinen Nachbarn Lebewohl sage." — „Das kann nicht seyn, die siehst du nie mehr wieder; deine Lebenszeit ist vorüber, ich muß sogleich deine Seele haben." Sobald der Todesengel dies gesagt hatte, fiel der König von seinem Pferde todt auf die Erde. Der Todesengel begab sich hierauf zu einem frommen, gottgefälligen Manne, grüßte ihn und sagte ihm: „Ich habe dir, o frommer Mann, ein Geheimniß anzuvertrauen." — „Sage mir es in's Ohr." — „Ich bin der Todesengel." — „Sey mir willkommen! Gelobt

ſey Gott, der dich zu mir geſandt; ich erwarte deine Ankunft ſchon ſeit langer Zeit mit vieler Sehnſucht." — „Wenn du vorher irgend ein Geſchäft zu verrichten haſt, ſo thue es." — „Ich kenne kein wichtigeres Geſchäft, als meinem Herrn zu begegnen." — „Wie ſoll ich deine Seele holen? denn Gott hat mir befohlen, ich möchte dir die Wahl laſſen." — „So warte, bis ich mich waſche und bete, dann tödte mich beim Niederfallen." Der Mann wuſch ſich nun und betete, und als er betend niederfiel, nahm der Engel ſeine Seele und brachte ſie an den Ort des Erbarmens, der Verzeihung und der Seligkeit.

Ebenſo wird erzählt: Ein gewiſſer König ſammelte einſt unzählbare Schätze und ſchaffte ſich Alles in der Welt an, was zu ſeinem Vergnügen und ſeiner Bequemlichkeit dienen konnte; er ließ ſich ein großes, hohes Schloß bauen, wie es die mächtigſten Sultane nur hatten, mit zwei feſten Thoren, die von vielen Dienern und Soldaten und Pförtnern bewacht wurden. Eines Tages befahl er ſeinem Koch, eine Mahlzeit von den ausgeſuchteſten Speiſen zuzubereiten, und lud alle ſeine Freunde, ſeine ganze Familie und viele ſeiner Beamten dazu ein. Als er bei der Mahlzeit auf ſeinem königlichen Sopha an ein Kiſſen gelehnt ganz ſtolz da ſaß, ſagte er zu ſich ſelbſt: Du haſt dir alle Annehmlichkeiten der Welt verſchafft, jetzt genieße ſie auch und freue dich des Lebens und des Glücks, um das du dich ſo lange bemüht. Kaum hatte er dieſes Selbſtgeſpräch geendet, als ein Mann in zerriſſenen Kleidern, mit einem Bettelſacke am Halſe hängend, ſo ſtark an die Thüre des Schloſſes klopfte, daß das ganze Schloß zitterte und der Thron des Königs wankte. Die Diener liefen erſchrocken zur Thüre und riefen dem Klopfenden zu: „Wehe dir! was iſt das für eine Ungezogenheit und Frechheit? Warte, bis der König geſpeiſt hat, dann wird man dir etwas geben von dem, was übrig bleibt." Der Fremde ſagte zu den Dienern: „Saget euerm Herrn, er ſoll zu mir herauskommen, ich habe ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen." Die Diener verſetzten: „Wer biſt du, Elender, daß du den König zu dir hinausbitten läßt?" Er erwiderte: „Sagt ihm nur, was ich euch aufgetragen." Sie gingen nun zu ihrem Herrn und meldeten es ihm. Da ſagte der König: „Habt ihr ihn nicht angeſchrien und fortgejagt?" Während aber der König dies ſagte, klopfte es noch einmal an die Thüre, heftiger als zum erſten Male. Die Diener ſprangen auf die Thüre zu mit Stöcken und Waffen, um den Klopfenden zu ſchlagen. Aber er ſchrie ſie an: „Bleibt an eurer Stelle! Ich bin der Todesengel." Da zitterte ihr Herz, ihr Verſtand und ihr Muth verließ ſie und ſie konnten vor Angſt kein Glied mehr bewegen. Der König rief ihm zu: „Tödte jetzt einen Andern ſtatt meiner!" Aber der Todesengel erwiderte: „Ich bin nur

deinetwillen gekommen und werde keines Andern Leben nehmen. Ich will dich von allen Schätzen, die du aufgehäuft, und von allen Annehmlichkeiten, die du dir verschafft, trennen.“ Als der König dies hörte, seufzte und weinte er und schrie: „Gott verdamme das Geld, das mich verblendet und abgehalten hat, meinem Herrn, gepriesen sey sein Name! zu dienen. Ich glaubte, es würde mir nützen, aber es war zu meinem Verderben, denn nun soll ich mit leeren Händen abziehen und es meinen Feinden überlassen.“

Da verlieh aber der erhabene Gott dem Gelde eine Sprache und es rief aus: „Warum fluchst du mir? Fluche dir lieber selbst! denn Gott hat uns Beide, dich und mich, aus Staub geschaffen; mich hat er aber in deine Hand gegeben, damit du dir durch mich Vorrath für jene Welt verschaffest, damit du den Armen und Schwachen Almosen gebest, und Moscheen und Brücken und andere Gebäude zum allgemeinen Wohl errichten lassest; statt dessen hast du mich aber eingespeichert und nur zu deinem Vergnügen verwendet; du hast meinen Werth nicht anerkannt, darum mußt du mich jetzt deinen Feinden überlassen, und dir bleibt nur Verderben und Reue; aber was kann ich dafür, daß du mich anklagest?“ Sobald das Geld so gesprochen hatte, nahm der

Todesengel des Königs Seele, während er noch auf seinem Throne saß. So spricht Gott der Erhabene im Koran: „Während sie sich freuen mit dem, was ihnen gegeben worden, nehmen wir sie plötzlich weg und geben sie der Verzweiflung preis.“

Alexander und ein gottesfürchtiger König.

So erzählt man auch: Alexander der Zweihörnige sah auf seinen Zügen ein schwaches Volk, das gar nichts von den Annehmlichkeiten der Welt besaß. Sie begruben ihre Todten vor die Thüren ihrer Häuser, besuchten beständig diese Gräber, und kehrten den Staub davon ab und beteten darauf zu Gott; ihre Nahrung bestand ganz allein aus Kräutern und Pflanzen der Erde. Da schickte Alexander Jemanden zu ihrem König und ließ ihn zu sich bitten. Aber der König dieses Volks sagte: „Ich habe nichts bei ihm zu schaffen.“ Alexander ging zu ihm und fragte ihn: wie es ihm und seinem Volke gehe. Er sehe weder Gold, noch Silber bei ihnen, auch gar nichts, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

und

ſechzigſte Nacht.

Der König erwiderte: „Was nützen die Annehmlichkeiten des Lebens? Es wird doch Niemand mit dem, was er beſitzt, zufrieden.“ Alexander fragte ihn dann: warum ſie ihre Todten vor ihre Häuſer begraben. Der König antwortete: „Damit wir ſie ſtets vor Augen haben, immer an den Tod denken und nie jenes Leben vergeſſen, damit die Liebe zur Welt aus unſerm Herzen weiche und uns nicht von der Verehrung Gottes abziehe.“ — „Und warum,“ fragte Alexander, „nährt ihr euch von Pflanzen?“ — „Weil wir nicht unſern Leib zum Grabe der Thiere machen wollen,“ erwiderte der König; „denn ſchmackhafte Speiſen machen nicht das Glück eines Menſchen aus.“ Dann zog er einen Menſchenſchädel heraus, legte ihn vor Alexander hin und fragte: „Weißt du, wer das war?“ — „Nein,“ antwortete Alexander.

„Es war,“ verſetzte der König, „ein ſehr mächtiger Sultan, der ſeine Unterthanen tyranniſirte, die Schwachen unterdrückte und ſeine ganze Zeit verwendete, weltliche Gegenſtände zu ſammeln. Gott hat nun ſeine Seele genommen und ihr die Hölle als

Wohnort angewieſen, und hier iſt ſein Kopf.“ Dann zog er einen andern Schädel heraus und fragte: „Kennſt du dieſen?“ — „Nein,“ antwortete Alexander. „Dieſer war,“ fuhr der König fort, „ein gerechter König der Erde, ein Wohlthäter ſeiner

Unterthanen; Gott hat ſeiner Seele im Paradieſe einen hohen Rang angewieſen.“ Alexander mußte laut weinen; dann drückte er den König an ſein Herz und ſagte ihm: „Wenn du bei mir leben willſt, ſo ernenne ich dich zu meinem Viziere und theile mein Königreich mit dir.“ Der König antwortete: „Das ſey ferne von mir! dazu habe ich keine Luſt.“ — „Und warum?“ fragte Alexander. „Darum,“ erwiderte der König, „weil alle Leute wegen deiner Macht und deines Reichthums dich haſſen, während ſie mich in meiner Armuth und Genügſamkeit aufrichtig lieben; darum gelüſte ich weder nach Macht, noch nach andern weltlichen Vorzügen.“ Alexander drückte ihn noch einmal an ſein Herz, küßte ihn und ging weiter.

Nuſchirwan erforſcht den Zuſtand ſeines Landes.

Man erzählt auch: Der gerechte König Nuſchirwan ſtellte ſich einſt krank und ſagte ſeinen Freunden und Vertrauten: die Aerzte hätten ihm zu einer Arznei alte Ziegelſteine aus einem verwüſteten Dorfe verordnet. Es wurden Boten nach allen Theilen des Königreichs geſchickt, aber ſie kamen zurück und ſagten: „Wir haben nirgends ein verwüſtetes Dorf gefunden.“ Da freute ſich Nuſchirwan, dankte Gott und ſagte: „Ich wollte nur ſehen, ob es in meinen Ländern noch einen in Trümmern liegenden Ort gäbe, damit ich ihn aufbauen laſſe; da ich nun höre, daß es keinen ſolchen gibt, ſo bin ich überzeugt, daß der Wohlſtand und die Kultur in meinem Lande den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht hat.“

So, ſagte Scheherſad, waren die alten Könige ſtets bemüht um die Kultur ihres Landes, denn ſie wußten, wie wahr die Weiſen geſagt: Der Glaube muß von der Regierung unterſtützt werden, die Regierung durch Truppen, die Truppen durch Geld und das Geld durch die Kultur des Landes, und dieſe wird durch die Gerechtigkeit gegen die Unterthanen gefördert, denn durch Gewaltthat und Tyrannei zwingt ein König ſeine Unterthanen, auszuwandern; die Bevölkerung ſeines Landes nimmt ab, die Schatzkammern werden leer und die Zurückbleibenden verwünſchen ihren Tyrannen ſo lange, bis ſein Untergang ſie befreit.

In der nächſten Nacht erzählte ſie folgende Geſchichte:

Siebenhundert

und

einundſechzigſte Nacht.

Die tugendhafte Frau eines iſraelitiſchen Richters.

Man erzählt ferner: Unter den Söhnen Iſraels war ein Khadi, der eine ausgezeichnet ſchöne Frau hatte, die auch ſehr gottesfürchtig war und oft faſtete. Als der Khadi einſt nach Jeruſalem wallfahren wollte, übertrug er das Richteramt ſeinem Bruder und empfahl ihm auch ſeine Frau. Aber der Bruder des Khadi hatte ſo oft ihre Schönheit rühmen hören, daß er ſie beſuchte und ihre Liebe zu gewinnen ſuchte. Die Frau ſtieß ihn von ſich, aber er hörte nicht auf, ſie zu verfolgen, bis ſie ſich gar nicht mehr vor ihm ſehen ließ. Als er endlich alle Hoffnung verloren hatte, ihre Gunſt zu erlangen, und fürchtete, ſie möchte ihn bei ſeinem Bruder nach ſeiner Rückkehr anklagen, beſtellte er falſche Zeugen, die ſie als Ehebrecherin anklagten; ſie wurde vor den damals regierenden König gebracht, und er verurtheilte ſie zum Tode. Man legte ſie in eine Grube und warf ſo viele Steine auf ſie, bis ſie ganz damit bedeckt war. Dann ſagte der König: „Dieſe Grube ſey ihr Grab.“ Als die Nacht heranbrach und die Frau noch ſchluchzte und ſtöhnte, kam ein Reiſender vorüber, der ſie hörte. Er ging auf ſie zu, zog ſie aus der Grube hervor, führte ſie zu ſeiner Gattin und befahl

ihr, ihre Wunden zu pflegen. Sobald ſie wieder geheilt war, übergab ihr die Frau des Reiſenden ihr Kind zur Pflege, behielt ſie bei ſich und wies ihr eine beſondere Wohnung an. Eines Tages ſah ſie ein Gauner, dem ſie ſo wohl gefiel, daß er zu ihr ſchickte und um ihre Liebe ſich bewarb. Als ſie ihm aber kein Gehör gab, beſchloß er, ſie zu tödten, ſchlich des Nachts, als ſie ſchlief, in ihr Haus und ging mit einem Meſſer auf ſie zu, um ſie zu ſchlachten; aber ſtatt der Frau traf er den Jungen, der bei ihr war, und ſchlachtete ihn. Sobald er ſein Verſehen wahrnahm, überfiel ihn eine ſolche Furcht, daß er ſchnell davon lief und durch Gottes Gnade die Frau verſchonte. Als ſie des Morgens erwachte und das Kind geſchlachtet fand, ging ſie damit zu ſeiner Mutter. Aber dieſe ſagte: „Du haſt mein Kind getödtet," und ſchlug ſie ſehr heftig und wollte ihr den Hals abſchneiden. Glücklicherweiſe kam der Mann hinzu und befreite die Frau des Khadi aus ſeiner Gattin Hand. Jene ging nun mit einigen Drachmen, die ſie bei ſich hatte, fort, ohne zu wiſſen, wohin. Da kam ſie in ein Dorf und ſah viele Leute zuſammengerottet und einen Mann noch lebendig an einem Baumzweige hängend. Sie

fragte: was hat dieſer Mann begangen? Man antwortete ihr: „Er hat ein Verbrechen begangen, das er nur durch den Tod büßen kann, oder durch ſo und ſo viel Almoſen.“ Sie zog ihr Geld aus der Taſche und ſagte: „Nehmet dieſe Drachmen als ſein Löſegeld und laſſet ihn los.“ Die Leute nahmen ihr Geld und befreiten den Mann. Dieſer that ſogleich Buße in Gegenwart ſeiner Retterin, und gelobte ihr, bis zu ſeinem Tode Gott treu zu dienen. Er baute ihr eine Hütte zu ihrer Wohnung und brachte ihr Holz und Lebensmittel. Die Frau lebte nun ganz der Gottesverehrung, und kein Kranker oder ſonſt Unglücklicher kam zu ihr, den ſie nicht heilte oder tröſtete, ſo daß alle Leute für ſie beteten und den Segen des Himmels für ſie erflehten. Nun bekam durch Gottes Richterſpruch der Bruder des Khadi, der ſie hatte ſteinigen laſſen, einen Krebs im Geſichte; die Frau, welche ſie wegen des geſchlachteten Kindes geſchlagen hatte, ward ausſätzig, und der Gauner, der ſie hatte verführen wollen und ſtatt ihrer das Kind geſchlachtet hatte, ward lahm. Da die Frau durch ihre Frömmigkeit und die Wunder, die ſie vollbracht, weit und breit berühmt und von allen Theilen des Landes her beſucht ward, ſagte der Khadi, der inzwiſchen von ſeiner Wallfahrt zurückgekehrt war und mit Bedauern von dem Verbrechen und der Strafe ſeiner Frau gehört hatte, zu ſeinem Bruder: „Warum gehſt du nicht auch zur frommen Frau in die Hütte? Vielleicht wird dich Gott durch ſie heilen.“ Da bat er den Khadi, ihn zu ihr zu bringen. Auch der Gatte der ausſätzigen Frau hörte bald von der frommen Frau ſprechen und führte ſeine Gattin zu ihr. Der Gauner endlich begab ſich auch zur Hütte, um ſich heilen zu laſſen, und ſo trafen Alle zuſammen vor der Thüre ihrer Hütte; ſie konnte Alle ſehen, ohne von ihnen geſehen zu werden, und ſobald ſie an die Thüre kam, erkannte ſie ihren Gatten, deſſen Bruder, den Gauner und die ungerechte Frau, und ſagte ihnen: „Hoffet nicht, geheilt zu werden von mir, wenn ihr nicht zuerſt alle eure Sünden bekennet, denn Gott verzeiht nur Dem, der ſeine Sünden nicht verhehlt, und gewährt nur einem Solchen, was er begehrt. Da ſagte der Khadi zu ſeinem Bruder: „Bekehre dich zu Gott und beharre nicht im Uebel, nur ſo wirſt du gerettet.“

Der Khadi ermahnte dann ſeinen Bruder noch durch folgende Verſe:

„Ein Tag wird kommen, wo Unterdrückte und Unterdrücker einander gegenüber ſtehen, und wo Gott die verborgenſten Geheimniſſe offenbaren wird. An jenem Orte werden die Sünder gedemüthigt werden, während Gott Die erheben wird, die ihm gehorſam waren. Wehe Denen, die den Herrn erzürnen, als wüßten ſie von Gottes Strafe nichts. Da hört alle Täuſchung auf und bleibt nichts, als Ergebung in Gottes Willen.“

Der Bruder des Khadi ſagte: „Ich will mein Verbrechen bekennen,“ und geſtand ſein Unrecht gegen ſeine Gattin. Dann ſagte die Mutter des geſchlachteten Kindes: „Auch ich will meine Sünde bekennen,“ und erzählte, wie ſie ungerechterweiſe eine Frau geſchlagen und fortgejagt hatte. „Und ich,“ ſagte endlich der Gauner, „wollte einer Frau den Hals abſchneiden, weil ſie meiner Leidenſchaft Widerſtand leiſtete, und ſchlachtete ſtatt ihrer ein Kind, das bei ihr lag: das iſt mein Verbrechen.“ Als die Frau des Khadi dieſe Geſtändniſſe hörte, rief ſie aus: „O Gott, wie du ſiehſt, haben die Sünder ſich gedemüthigt, laß ihnen nun den Lohn des Gehorſams werden, du biſt ja mächtig über Alles.“ Gott erhörte ihr Gebet und heilte ſie Alle. Sodann gab ſie ſich zu erkennen, und der Khadi dankte Gott, daß er ihn wieder mit ihr vereint. Sein Bruder aber, der Gauner und die Mutter des Kindes baten ſie um Verzeihung; ſie verzieh ihnen, und Alle blieben nun beiſammen und lebten der Gottesverehrung, bis der Tod ſie trennte.

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie mit nachſtehender Geſchichte:

von Neuem über den Verluſt meines Kindes, meiner Leibesfrucht, und ich betete zu Gott, daß er mich doch wieder mit ihm vereinige.

„Am folgenden Morgen ſah ich auf einmal weiße Segel in der Ferne, auf die mich Wind und Wellen hinſtießen. Die Schiffleute nahmen mich gerne auf, und als ich in ihrer Mitte war, ſah ich auf einmal mein Kind bei ihnen. Ich fiel darüber her und ſagte den Leuten, daß es mein Kind wäre, und fragte ſie, wie ſie dazu gekommen. Sie antworteten: „Unſer Schiff hielt mitten in ſeinem Laufe auf einmal ſtille, und als wir uns nach der Urſache umſahen, entdeckten wir ein Seeungeheuer ſo groß wie eine Stadt, mit einem Kinde auf dem Rücken, das an ſeinen Fingern ſaugte.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Siebenhundert

und

dreiundſechzigſte Nacht.

„Als ich dies hörte,“ ſprach die Frau weiter: „erzählte ich den Schiffleuten, was mir begegnet, und dankte dem Herrn für ſeine Hülfe und gelobte, nie aufzuhören, ihm in ſeinem Tempel zu dienen; auch habe ich ſeither ihn nie um Etwas angefleht, das er mir nicht gewährt hätte.“

Ich wollte nun — fährt der vornehme Pilger fort — ihr einiges Geld ſchenken, aber ſie ſagte: „Laß mich! ich erzähle dir von Gottes Huld und Gnade, wie kannſt du glauben, daß ich von einer andern Hand als der ſeinigen Etwas annehme?“ Da ſie durchaus nichts von mir annehmen wollte, verließ ich ſie und recitirte folgende Verſe:

„Wie oft iſt Gottes Huld im Verborgenen thätig, ohne daß der ſchärfſte Verſtand es wahrnimmt, wie manche Armuth verwandelt er in Wohlſtand, wie manchem brennenden Herzen reicht er erfreuliche Labung; wie Mancher iſt des Morgens von Gram beladen, der des Abends nur Wonne empfindet. Geht es dir einmal ſchlecht einen Tag, ſo vertraue nur dem einzigen Allmächtigen und flehe die Fürbitte des Propheten an, dem Alles gewährt wird, was er für die Seinigen fordert.“

Der von Gott geliebte Neger.

Ferner wird erzählt im Namen Maleks, des Sohnes Dinars (Gottes Barmherzigkeit ſey mit ihm!): Einſt regnete es ſehr lange in Baßra nicht, wir beteten mehrmals um Regen, fanden aber keine Erhörung. Eines Abends begab ich mich wieder mit vielen meiner Freunde in die Moſchee, wo die ganze Gemeinde mit allen Schulkindern das Gebet um Regen verrichtete, ohne daß jedoch ſich ein Wölkchen am Himmel zeigte. Nach vollendetem Gebete, als die Gemeinde ſchon wieder die Moſchee verlaſſen hatte, und nur ich und der Baumeiſter Thabet noch zurückblieben, trat ein Schwarzer in die Moſchee; er hatte ein ſchönes Angeſicht und eine hübſche Geſtalt, und war in ein wollenes Tuch gehüllt, für das ich nicht zwei Drachmen gegeben hätte; er holte Waſſer im Hofe, wuſch ſich, betete das Abendgebet, hob dann ſein Auge gen Himmel und ſprach: „Mein Gott und Herr! wie lange verſagſt du deinen Dienern noch, was in deiner Macht ſteht, ihnen zu gewähren? Sind denn die Schätze deines Reichs erſchöpft? Bei deiner Liebe zu mir beſchwöre ich dich, ſende uns gleich einen labenden Regen!“

Kaum hatte der Neger dieſes Gebet vollendet, bildeten ſich ſchwarze Wolken am Himmel und es regnete ſo ſtark, als fiele der Regen aus der Oeffnung eines großen Waſſerſchlauchs, ſo daß wir beim Heimgehen bis zu den Knieen im Waſſer wateten. Voller Verwunderung über den Neger und ſein Gebet näherte ich mich ihm und ſagte ihm: „Schämſt du dich nicht deſſen, was du eben geſagt?“ — „Wie ſo denn?“ — „Du ſagteſt, zu Gott dich wendend: Bei deiner Liebe zu mir; woher weißt du denn, daß Gott dich liebt?“ — „Laß mich! wie kann ich an Gottes Liebe zweifeln? Wer war ich denn, daß er mich mit ſeiner Einheit bekannt machte, wenn es nicht aus Liebe geſchah? Uebrigens, wenn ich von Gottes Liebe ſpreche, ſo meine ich damit nur ſo viel, als mit den göttlichen Eigenſchaften übereinſtimmt, ſo wie ich mit meiner Liebe zu ihm auch wieder ganz andere Begriffe verbinde.“ Ich bat ihn dann, ein wenig bei uns zu bleiben; aber er entgegnete, er ſey ein Sklave und müſſe ſeinem kleinen Herrn gehorchen. Als er aber wegging, folgte ich ihm mit Thabet in der Ferne, bis er in das Haus eines Sklavenhändlers ging. Es war Mitternacht, und die zweite Hälfte der Nacht ward mir vor Ungeduld ſehr lang. Sobald der Morgen anbrach, ging ich zum Sklavenhändler und fragte ihn, ob er einen Sklaven zu verkaufen habe? „Ich habe deren hundert,“ antwortete er, und ſtellte mir ſie Einen nach dem Andern vor, ohne daß ich den Neger, welchen ich ſuchte, unter ihnen fand. Als er dann ſagte, er habe keinen mehr, und wir

weggehen wollten, ſah ich in einem zerfallenen Zimmer hinter dem Hauſe den Neger beten. Ich kehrte wieder zum Sklavenhändler zurück und bat ihn, mir ihn zu verkaufen.

Der Sklavenhändler ſagte: „Mein Freund, dieſer Sklave taugt nichts, der weint die ganze Nacht durch und ſchläft den ganzen Tag.“ — „Eben darum,“ verſetzte ich, „will ich ihn kaufen.“ Der Sklavenhändler ging und führte ihn halb ſchlafend herein und ſagte: „Nimm ihn hin und gib mir dafür, was du willſt, ich habe dir ſeine Fehler angezeigt.“ Ich gab ihm zwanzig Dinare und fragte ihn nach dem Namen des Sklaven. Der Sklavenhändler ſagte mir: „Er heißt Meimun.“ Als ich ihn hierauf an der Hand faßte, um ihn nach Hauſe zu führen, fragte er mich: „Mein kleiner Herr, warum haſt du mich gekauft? Bei Gott, ich tauge nicht zum Dienſte der Geſchaffenen.“ Ich antwortete: „Ich habe dich gekauft, weil ich dich ſelbſt bedienen will, bei meinem Haupte!“ — „Und warum dies?“ — „Warſt du nicht geſtern bei uns in der Moſchee?“ — „Haſt du mich geſehen?“ — „Ja wohl, und ſogar geſprochen.“ Da ging er in eine Moſchee

Der von Gott geliebte Neger.

Ferner wird erzählt im Namen Maleks, des Sohnes Dinars (Gottes Barmherzigkeit ſey mit ihm!): Einſt regnete es ſehr lange in Baßra nicht, wir beteten mehrmals um Regen, fanden aber keine Erhörung. Eines Abends begab ich mich wieder mit vielen meiner Freunde in die Moſchee, wo die ganze Gemeinde mit allen Schulkindern das Gebet um Regen verrichtete, ohne daß jedoch ſich ein Wölkchen am Himmel zeigte. Nach vollendetem Gebete, als die Gemeinde ſchon wieder die Moſchee verlaſſen hatte, und nur ich und der Baumeiſter Thabet noch zurückblieben, trat ein Schwarzer in die Moſchee; er hatte ein ſchönes Angeſicht und eine hübſche Geſtalt, und war in ein wollenes Tuch gehüllt, für das ich nicht zwei Drachmen gegeben hätte; er holte Waſſer im Hofe, wuſch ſich, betete das Abendgebet, hob dann ſein Auge gen Himmel und ſprach: „Mein Gott und Herr! wie lange verſagſt du deinen Dienern noch, was in deiner Macht ſteht, ihnen zu gewähren? Sind denn die Schätze deines Reichs erſchöpft? Bei deiner Liebe zu mir beſchwöre ich dich, ſende uns gleich einen labenden Regen!“

Kaum hatte der Neger dieſes Gebet vollendet, bildeten ſich ſchwarze Wolken am Himmel und es regnete ſo ſtark, als fiele der Regen aus der Oeffnung eines großen Waſſerſchlauchs, ſo daß wir beim Heimgehen bis zu den Knieen im Waſſer wateten. Voller Verwunderung über den Neger und ſein Gebet näherte ich mich ihm und ſagte ihm: „Schämſt du dich nicht deſſen, was du eben geſagt?“ — „Wie ſo denn?“ — „Du ſagteſt, zu Gott dich wendend: Bei deiner Liebe zu mir; woher weißt du denn, daß Gott dich liebt?“ — „Laß mich! wie kann ich an Gottes Liebe zweifeln? Wer war ich denn, daß er mich mit ſeiner Einheit bekannt machte, wenn es nicht aus Liebe geſchah? Uebrigens, wenn ich von Gottes Liebe ſpreche, ſo meine ich damit nur ſo viel, als mit den göttlichen Eigenſchaften übereinſtimmt, ſo wie ich mit meiner Liebe zu ihm auch wieder ganz andere Begriffe verbinde.“ Ich bat ihn dann, ein wenig bei uns zu bleiben; aber er entgegnete, er ſey ein Sklave und müſſe ſeinem kleinen Herrn gehorchen. Als er aber wegging, folgte ich ihm mit Thabet in der Ferne, bis er in das Haus eines Sklavenhändlers ging. Es war Mitternacht, und die zweite Hälfte der Nacht ward mir vor Ungeduld ſehr lang. Sobald der Morgen anbrach, ging ich zum Sklavenhändler und fragte ihn, ob er einen Sklaven zu verkaufen habe? „Ich habe deren hundert,“ antwortete er, und ſtellte mir ſie Einen nach dem Andern vor, ohne daß ich den Neger, welchen ich ſuchte, unter ihnen fand. Als er dann ſagte, er habe keinen mehr, und wir

weggehen wollten, ſah ich in einem zerfallenen Zimmer hinter dem Hauſe den Neger beten. Ich kehrte wieder zum Sklavenhändler zurück und bat ihn, mir ihn zu verkaufen.

Der Sklavenhändler ſagte: „Mein Freund, dieſer Sklave taugt nichts, der weint die ganze Nacht durch und ſchläft den ganzen Tag.“ — „Eben darum,“ verſetzte ich, „will ich ihn kaufen.“ Der Sklavenhändler ging und führte ihn halb ſchlafend herein und ſagte: „Nimm ihn hin und gib mir dafür, was du willſt, ich habe dir ſeine Fehler angezeigt.“ Ich gab ihm zwanzig Dinare und fragte ihn nach dem Namen des Sklaven. Der Sklavenhändler ſagte mir: „Er heißt Meimun.“ Als ich ihn hierauf an der Hand faßte, um ihn nach Hauſe zu führen, fragte er mich: „Mein kleiner Herr, warum haſt du mich gekauft? Bei Gott, ich tauge nicht zum Dienſte der Geſchaffenen.“ Ich antwortete: „Ich habe dich gekauft, weil ich dich ſelbſt bedienen will, bei meinem Haupte!“ — „Und warum dies?“ — „Warſt du nicht geſtern bei uns in der Moſchee?“ — „Haſt du mich geſehen?“ — „Ja wohl, und ſogar geſprochen.“ Da ging er in eine Moſchee

und rief nach dem Morgengebete: „Mein Gott und mein Herr; der geheime Bund zwiſchen uns iſt nun den Menſchen bekannt, wie kann ich länger leben? Ich beſchwöre dich, nimm mir ſogleich meine Seele!“ Er verbeugte ſich hierauf und fiel hin. Ich wartete eine Weile, als er aber den Kopf nicht mehr in die Höhe hob, ſchüttelte ich ihn, aber vergebens, er war todt. (Gottes Erbarmen ſey mit ihm!) Da ſtreckte ich ſeine Hände und ſeine Füße und ſah ſein lächelndes Geſicht, das ganz weiß und leuchtend wie der Mond geworden. Dann kam ein Jüngling zur Thüre herein und ſagte: „Friede ſey mit euch! Gott erhöhe euern Lohn für das, was ihr unſerm Freunde Meimun erwieſen. Hier habt ihr ein Todtengewand, zieht es ihm an.“ Bei dieſen Worten gab mir der Jüngling zwei Kleider, wie ich dergleichen nie auf Erden geſehen; wir zogen ſie ihm an und beerdigten ihn an der Stelle, wo noch heute in trocknen Jahren ſowohl als in andern Nothfällen gebetet wird.

Der Tag dämmerte bereits, als Scheherſad dieſe Erzählung beendigte; ſie begann deßhalb erſt in der nächſten Nacht mit folgender Geſchichte:

und

vierundſechzigſte Nacht.

Das tugendhafte iſraelitiſche Ehepaar.

Man erzählt ferner: Einſt lebte unter den Söhnen Iſraels ein ſehr tugendhafter und gottesfürchtiger Mann, der ſein Herz allen weltlichen Dingen verſchloſſen hatte, auch ſeine treue Gattin theilte ſeine Frömmigkeit und ſeine Duldung. Sie ernährten ſich lange von ihrer Hände Arbeit, flochten den ganzen Tag Fächer, Mückenwehrer und dergleichen, damit ging der Mann Abends auf die Straßen und Märkte, bis er ſie verkaufte, und brachte für das Geld Lebensmittel nach Hauſe. Als der Mann eines Tages nach vollendeter Arbeit in einer Straße umherging, wo er Käufer ſuchte, ſah ihn die Frau eines vornehmen Weltmannes und fand ihn ſo ſchön und ehrwürdig, daß ſie ſich leidenſchaftlich zu ihm hingezogen fühlte. Da ihr Mann gerade abweſend war, ſagte ſie zu ihrer Dienerin: „Kannſt du vielleicht ein Mittel erfinden, den Mann, der da vorübergeht, hereinzubringen und zu veranſtalten, daß er unbemerkt die Nacht bei mir zubringe?“ Die Dienerin ging zu ihm auf die Straße, rief ihm nach, ſie wollte ihm Etwas abkaufen, und lockte ihn ſo bis zur Hausthüre. Dann ſagte ſie ihm: „Komm herein, ſetze dich auf die Bank hier, daß ich deine Waaren meiner Herrin zeige, damit ſie ausſuche, was ſie zu kaufen wünſcht.“

Da der Mann kein Mißtrauen hegte, folgte er der Dienerin in's Haus, ohne irgend ein Uebel zu befürchten. Aber kaum hatte er ſich niedergeſetzt, verſchloß die Dienerin die Hausthüre, und ihre Herrin kam aus ihrem Gemache, zog ihn zu ſich

hinein und ſagte: „Wie lange wünſche ich ſchon mit dir allein zu ſeyn! Mit welcher Ungeduld erwartete ich dieſen Augenblick! Sieh, das Zimmer iſt beräuchert, das Eſſen iſt bereit, der Herr des Hauſes kömmt heute Nacht nicht nach Hauſe, und ich liebe dich von ganzem Herzen. Wie manche Könige und Große und Reiche haben ſchon um meine Liebe ſich beworben; aber du biſt der erſte Mann, dem ich eine ſolche Gunſt bezeige.“ Die Frau ſprach noch Vieles in dieſem Sinne, aber der Mann hob ſeinen Kopf nicht in die Höhe, weil er vor Gott ſich ſcheute und ſeine ſchwere Strafe befürchtete. Als er aber kein Mittel ſah, ſie los zu werden, ſagte er: „Ich habe eine Bitte an dich.“ — „Worin beſteht ſie?“ — „Gib mir reines Waſſer und laß mich damit auf der Terraſſe deines Hauſes waſchen und Etwas verrichten, was ich dir jetzt nicht ſagen kann.“ — „Das Haus iſt groß und hat der verborgenen Winkel gar viele, ſowie auch ein Reinigungszimmer, du brauchſt nicht auf die Terraſſe zu gehen.“ — „Ich muß den höchſten Platz im Hauſe beſteigen.“ Da rief ſie eine Dienerin und ſagte ihr: „Geh mit dem Manne auf die Terraſſe des Hauſes und nimm ein Waſchbecken voll Waſſer

mit!“ Als der Mann auf der Terraſſe war, wuſch er ſich, betete, blickte dann auf die Straße hinunter und merkte wohl, daß, wenn er hinunterſpringen wollte, er zerſtückelt auf den Boden kommen würde. Doch dachte er an die große Sünde, die er begehen ſollte, und an deren harte Strafe, und entſchloſſen, ſein Leben zu opfern, rief er aus: „Mein Gott und Herr! Du ſiehſt meine Lage und weißt, daß ich gerne mein Leben hingebe, um dein Wohlgefallen zu erlangen, doch biſt du ja allmächtig.“ Als er dieſe Worte vollendet hatte, warf er ſich von der Terraſſe herunter; aber Gott ſchickte einen Engel, der ihn auf ſeine Flügel nahm und ſanft auf die Erde niederließ, ohne daß er ſich nur im Mindeſten beſchädigte.

Scheherſad verſchob die Fortſetzung dieſer Erzählung bis zur nächſten Nacht, in welcher ſie folgendermaßen begann:

Siebenhundert und fünfundſechzigſte Nacht.

Als der fromme Mann den Boden erreichte, dankte er Gott, der ihn für ſein Vertrauen ſo reichlich belohnt, und ging mit leerer Hand zu ſeiner Gattin. Sie fragte ihn, warum er ſo lange ausgeblieben und was er mit der mitgenommenen Arbeit angefangen? Er erzählte ihr, was ihm für eine Verſuchung zugeſtoßen und wie ihn Gott auf eine wunderbare Weiſe gerettet.

Die Frau ſagte hierauf: „Da unſere Nachbarn wiſſen, daß wir jeden Tag faſten und Abends Feuer machen, um unſer Abendeſſen zu kochen, ſo wollen wir in Gottes Namen auch dieſen Abend Feuer anzünden, um ihnen unſre Armuth zu verbergen; wir aber wollen auch dieſe Nacht noch fortfaſten. Sie ging dann und machte ein großes Feuer, um die Nachbarn zu täuſchen; dann wuſch ſie ſich und betete mit ihrem Manne das Nachtgebet. Auf einmal kam eine ihrer Nachbarinnen, um Feuer bei ihr zu holen. Die Jüdin ſagte ihr, ſie möchte nur an den Ofen gehen. Als die Nachbarin aber an den Ofen trat, rief ſie der Jüdin, ſie möchte doch ſchnell ihr Brod aus dem Ofen nehmen, ehe es verbrenne. Die Jüdin ſagte zu ihrem Manne: „Haſt du gehört, was dieſe Frau ſagte?“ Er erwiderte: „Geh einmal und ſieh nach!“ Die Frau ſtand auf und ging an den Ofen, und ſiehe da, er war mit Brod gefüllt von dem allerfeinſten

und weißeſten Mehle. Sie brachte es, Gott dankend, ihrem Manne und ſie aßen mit einander davon. Dann ſagte ſie: „Laß uns zu Gott beten, daß er uns Etwas beſchere, wodurch wir dieſem armſeligen Leben und dieſer harten Arbeit enthoben werden, damit wir uns ganz ſeinem Dienſte hingeben können.“ Als ſie mit einander gebetet hatten, ſpaltete ſich auf einmal das Dach des Hauſes und es fiel ein Rubin herunter, der das ganze Haus beleuchtete. Sie freuten ſich über alle Maßen mit dieſer Gabe Gottes und dankten ihm immer mehr für ſeine Huld. Als ſie aber ſpät in der Nacht einſchliefen, träumte die Frau, ſie befinde ſich im Paradieſe, wo ſie viele Kanzeln und unzählige Throne aufgeſtellt ſah. Sie fragte, für wen dies wäre. Man ſagte ihr: „Die Kanzeln ſind für die Propheten und die Throne für die Aufrichtigen und Frommen.“ Sie fragte dann nach dem Throne ihres Gatten. Man zeigte ihn ihr, und ſie bemerkte eine Spalte auf einer Seite. Sie fragte: „Was bedeutet dieſe Spalte?“ Man antwortete ihr: „Sie bedeutet den Rubin, der euch vom Himmel geſandt worden.“ Hierauf erwachte die Frau aus ihrem Traume und weinte und war ſehr traurig wegen des mangelhaften Thrones ihres Gatten mitten unter makelloſen der andern Frommen, und ſie ſagte zu ihrem Manne: „Bete zu Gott, daß er dieſen Rubin wieder zurücknehme; es iſt beſſer, dieſe wenigen Tage noch Armuth und Hunger ertragen, als unter den vortrefflichen Männern auf einem mangelhaften Throne ſitzen.“ Der Mann betete, der Rubin flog wieder durch das Dach fort und das fromme Ehepaar lebte in Armuth und Gottesverehrung, bis ſie der Herr zu ſich rief.

Der Schmied und das tugendhafte Mädchen.

Es wird auch erzählt: Ein frommer Mann hörte einſt, es lebe in einer gewiſſen Stadt ein Schmied, der die Hand in's Feuer ſtrecken und ein glühendes Eiſen herausholen könne, ohne ſich im Mindeſten zu beſchädigen. Da er dieſen Schmied gern ſehen wollte, reiſte er nach jener Stadt, erkundigte ſich nach der Wohnung des Schmieds, ging zu ihm und ſah wirklich, daß man ihm nur Wahrheit von ihm erzählt hatte. Er wartete, bis der Schmied mit ſeiner Arbeit zu Ende war, ging dann auf ihn zu, grüßte ihn und ſagte: „Ich wünſche dieſe Nacht dein Gaſt zu ſeyn.“ Der Schmied hieß ihn willkommen, nahm ihn mit in ſeine Wohnung, ſpeiſte mit ihm zu Nacht und ging dann mit ihm zu Bette. Als der Fremde bei dem Schmied keine Spur von Andacht und nächtlichen Gebeten fand, dachte er: Vielleicht unterläßt er es in meiner Gegenwart.

Er blieb daher noch eine zweite Nacht und eine dritte, beobachtete den Schmied genau, fand aber, daß er nicht mehr als die vorgeſchriebenen üblichen Gebete verrichtete und daß er in der Nacht nicht aufſtand, um zu beten. Er ſagte daher am folgenden Morgen dem Schmiede: „Ich habe gehört, welche wunderbare Gabe dir Gott verliehen, und nun ſehe ich gar nicht, daß du wie ein von dem Herrn beſonders Begnadigter lebſt; wie biſt du denn zu dieſer Auszeichnung gelangt?“ — „Das will ich dir erzählen,“ erwiderte der Schmied: „Ich liebte einſt ſehr leidenſchaftlich ein Mädchen, das aber ſo tugendhaft war, daß alle meine Bemühungen, ſie zu beſitzen, fruchtlos blieben. Während ich nun einmal in einem ſchrecklichen Hungerjahre zu Hauſe ſaß, klopfte es an meiner Thüre; ich ging an die Thüre, um nachzuſehen, wer zu mir wollte, und ſiehe da, es war das Mädchen, das ich liebte, und es ſagte: „Mein Freund, ich bin hungrig und erhebe mein

Haupt zu dir, daß du für Gottes Sache mir Etwas ſchenkeſt.“ Ich erwiderte: „Weißt du nicht, was ich um deinetwillen leide und wie die Liebe zu dir mich ſchon ſo lange martert? Ich werde dir daher nichts ſchenken, bis du mich erhörſt.“ Das Mädchen

antwortete: „Lieber vor Hunger ſterben, als eine Sünde gegen Gott begehen,“ und ging wieder fort. Nach zwei Tagen kam ſie wieder, forderte wieder zu eſſen; ich gab ihr wieder dieſelbe Antwort, nahm ſie in's Zimmer und hieß ſie ſitzen, denn ſie war ſehr ſchwach und elend. Als ich ihr dann Speiſen vorlegte, floſſen Thränen aus ihren Augen und ſie ſagte: „Speiſe mich zu Ehren Gottes;“ aber ich erwiderte: „Bei Gott, nicht eher, bis du mich umarmſt.“ Da ſtand ſie auf, ließ die Speiſen ſtehen und ſagte: „Ich will lieber den Tod, als die Strafe Gottes.“ Nach zwei Tagen klopfte es wieder an der Thüre, und als ich herausging, ſah ich das Mädchen wieder, und es ſagte mir mit einer vom Hunger geſchwächten Stimme: „Meine Kraft iſt dahin und ich vermag es nicht, von einem Andern, als von dir, Etwas zu fordern; ſpeiſe mich doch zu Ehren Gottes.“ Ich erwiderte: „Nicht eher, bis du meinem Verlangen nachgibſt.“ Sie trat in's Zimmer und ſetzte ſich; da ich keine Speiſen bereit hatte, zündete ich Feuer an, kochte Etwas, ſtellte es ihr in einer Schüſſel vor und dachte: Dieſes Mädchen muß wohl verrückt ſeyn, da es ſo ſehr von Hunger geplagt iſt und dennoch meine Anträge verwirft; aber es verweigerte mir ſtandhaft meine Bitte, bis ich mir ſelbſt Vorwürfe machte über mein ſündhaftes Begehren und, mich reuevoll zu Gott bekehrend, endlich ſagte: „Hier haſt du zu eſſen, fürchte nichts, ich gebe dir es im Namen Gottes.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit des Schmieds eigenen Worten weiter:

Siebenhundert

und

ſechsundſechzigſte Nacht.

„Als das Mädchen dies hörte, ſagte es: „Mein Gott, wenn dieſer Mann aufrichtig iſt, ſo bewahre ihn vor dem Feuer in dieſer und in jener Welt, du kannſt ja, was du willſt.“ Ich ließ ſie nun eſſen und ging, um das Feuer vom Herde zu nehmen; da fiel eine brennende Kohle auf meine Füße, und durch Gottes Allmacht empfand ich nicht den geringſten Schmerz, und es fiel mir ein, daß wahrſcheinlich ihr Gebet erhört worden. Ich ergriff dann eine andere glühende Kohle mit der Hand und ſie brannte mich auch nicht. Da ging ich wieder zu dem Mädchen in's Zimmer und ſagte: „Freue dich, Gott hat dein Gebet erhört.“ Sie legte dann das Eſſen aus der Hand und rief: „Mein Gott, ſo wie du eben meinen Wunſch erfüllt, ſo erhöre auch jetzt mein Gebet und nimm meinen Geiſt zu dir! Du biſt ja allmächtig.“ Gott erfüllte auch ſogleich dieſe Bitte. Sein Erbarmen ſey mit ihr!“

Der Wolkenmann und der König.

Man erzählt noch: „Es lebte einſt unter den Söhnen Iſraels ein durch ſeine Frömmigkeit berühmter Mann auf dem Gebirge als Einſiedler. Er betete ganze Nächte durch, und Gott gewährte ihm ſtets, was er von ihm begehrte. Gott ſtellte ſogar eine

Wolke zu ſeiner Verfügung, die ihm überall hin folgte und ihn mit Waſſer verſah, ſowohl zum Waſchen, als zum Trinken. Eines Tages ließ er ſich aber im Dienſte des

Herrn eine Nachläſſigkeit zu Schulden kommen; da entzog ihm Gott ſeine Wolke und erhörte ſein Gebet nicht mehr. Der Einſiedler ward ſehr beſtürzt, bereute ſein Vergehen und entbrannte vor Sehnſucht nach der Stunde, wo ihm Gott ſeine Huld wieder ſchenken würde. Als er eines Nachts mit dieſem Wunſche beſchäftigt einſchlief, wurde ihm im Traume geſagt: „Wünſcheſt du, daß dir Gott deine Wolke wiedergebe, ſo gehe zu dem König N. N. und bitte ihn, daß er für dich bete, denn nur durch den Segen ſeines Gebetes wird ſie dir Gott wieder gewähren.“

Der Einſiedler machte ſich am folgenden Morgen auf die Reiſe nach dem Lande, das ihm im Traume angegeben worden, und erkundigte ſich nach dem Palaſte des Königs. Als man ihn dahin führte, ſah er einen Jüngling auf einem hohen Stuhle vor der Thüre ſitzen, der ihn fragte, was er wolle? Der Einſiedler antwortete: „Mir iſt ein

Unrecht geſchehen, das ich dem König klagen will.“ Da ſagte der Pförtner: „Du kannſt heute nicht zu ihm gelangen, der König hat einen beſondern Tag in der Woche dazu beſtimmt, alle Bittenden anzuhören; warte alſo, bis dieſer Tag kömmt.“ Als der Einſiedler hörte, wie der König ſo abgeſchloſſen von ſeinem Volke lebe, dachte er: Wie kann dieſer Mann ein Heiliger ſeyn? Doch wartete er bis der beſtimmte Audienztag kam, den der Pförtner angezeigt hatte, dann ging er wieder vor das Schloß und fand an dem Thore viele Leute, welche warteten, bis ſie vorgelaſſen wurden. Endlich kam ein Vizier mit einigen Dienern und Sklaven und ließ die Bittenden in's Schloß treten. Im Audienzſaale ſaß der König, von den Großen ſeines Reichs umgeben, und vor ihm ſtand der Vizier, der einen Bittenden nach dem andern ihm vorſtellte. Als endlich die Reihe an den Einſiedler kam, ſah ihn der König eine Weile an und ſagte dann: „Willkommen, Herr der Wolke! ſetze dich, bis ich mit den Uebrigen zu Ende bin.“

Scheherſad unterbrach hier dieſe Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter;

und

ſiebenundſechzigſte Nacht.

Der Einſiedler war ſehr erſtaunt über dieſe Anrede ſowohl, als über das Talent, das der König in der Ausübung ſeines Amtes entwickelte. Nachdem er mit vieler Weisheit alle ihm vorgetragenen Streitſachen geſchlichtet hatte, erhob er ſich, faßte den Einſiedler bei der Hand und führte ihn in's Innere des Schloſſes durch ein Thor, vor welchem ein ſchwarzer Sklave in kriegeriſcher Rüſtung mit Bogen, Panzer und Schwert bewaffnet ſaß. Er ſtand auf, als er den König ſah, hörte ſeine Befehle an und öffnete das Thor.

Der König führte mich dann weiter — ſo erzählt der Einſiedler — bis wir an eine andere Thüre kamen, die er ſelbſt öffnete; wir befanden uns jetzt in einem alten, zerfallenen Gebäude und traten in ein Gemach, das nur einige Dattelbaumblätter, ein Waſchbecken und einen Teppich enthielt. Sobald der König in dieſem Zimmer war, warf er ſein königliches Gewand von ſich, zog ein grobes Oberkleid von weißer Wolle an und bedeckte ſeinen Kopf mit einer Filzmütze; dann ſetzte er ſich, hieß mich auch ſitzen und rief ſeine Gattin. Als dieſe erſchien und fragte, was er befehle, ſagte er: „Weißt du, wer heute unſer Gaſt iſt?“ — „Ja wohl,“ antwortete ſie: „der Wolkenmann.“ Er ſagte dann: „Nun kannſt du wieder gehen, du haſt nichts bei ihm zu thun.“ Die

Frau war auch in ein grobes wollenes Oberkleid gehüllt; aber ihr Geſicht war ſchön und leuchtete wie der Mond. Als wir wieder allein waren, fragte mich der König, ob er gleich für mich beten ſolle, daß ich wieder fortkomme, oder ob er mir zuvor über ſein Leben einige Auskunft geben ſollte. Ich bat ihn, mir über ſeine Umſtände Einiges mitzutheilen, und er ſprach: „Wiſſe, mein Vater und Großvater und alle meine Ahnen bis zur früheſten Zeit zurück waren Könige dieſes Landes. Als nach dem Tode meines Vaters die Krone mir zufiel, hatte ich keine Freude daran, denn ich hätte vorgezogen, als Einſiedler zu leben. Da ich aber fürchtete, wenn ich mich ganz zurückziehe, möchten Empörungen und Zwiſt im Lande entſtehen, und die heiligen Geſetze nicht mehr geachtet werden und der Glaube untergehen, ließ ich Alles wie es war und ſtellte Sklaven vor die Thore des Palaſtes, um die Böſen zu ſchrecken und zu beſtrafen, und zog, wie meine Vorgänger, ein königliches Gewand an. Sobald ich aber mit den Regierungsangelegenheiten zu Ende bin, begebe ich mich hieher und kleide mich wie du mich jetzt ſiehſt, und lebe hier allein dem Gottesdienſte, von meiner frommen Baſe unterſtützt, die du eben hier

geſehen. Wir verfertigen des Tages allerlei Arbeit aus dieſen Blättern, verkaufen ſie und für das Geld eſſen wir zu Nacht, den ganzen Tag aber faſten wir; ſo leben wir ſchon vierzig Jahre. Bleibe nun bei uns, bis wir unſre Arbeit verkauft haben, iß mit

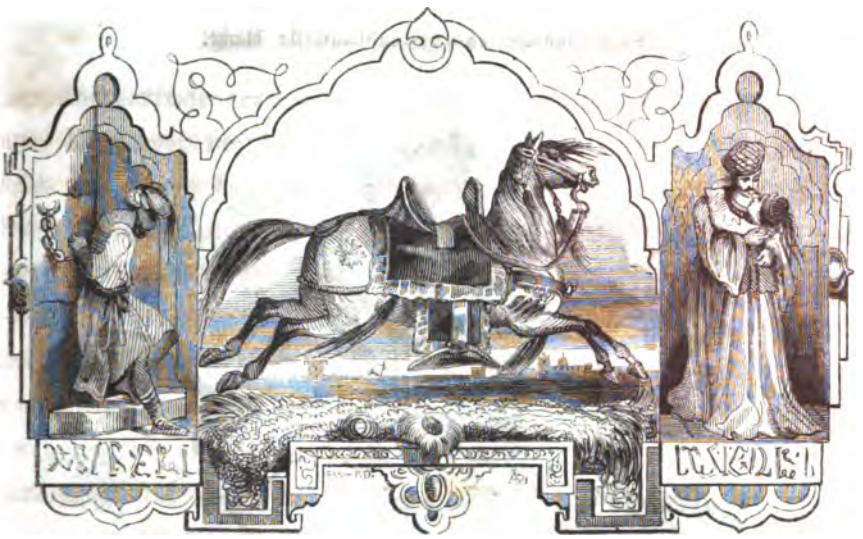
uns zu Nacht und übernachte bei uns.“ Gegen Abend kam ein Diener und holte die Arbeit, verkaufte ſie und kaufte Bohnen dafür, welche unſer Nachteſſen wurden. Gegen Mitternacht hörte ich dann, wie der König und die Königin aufſtanden und beteten. Gegen Morgen ſah endlich die Königin, wie ſich eine Wolke am Himmel bildete, und ſie ſagte mir: „Freue dich, unſer Gebet iſt erhört worden.“ Ich nahm Abſchied von ihnen und ging, von meiner Wolke begleitet, fort, und was ich nachher in ihrem Namen von Gott begehrte, wurde mir gewährt.

Die bekehrte Chriſtin.

Man erzählt: Der Fürſt der Gläubigen, Omar, der Sohn Chattabs, rüſtete einſt eine Armee aus und ſchickte ſie nach Syrien, um eine der dortigen chriſtlichen Feſtungen zu belagern. Unter der muſelmänniſchen Armee waren zwei Brüder, ſo kühn und ſo tapfer, daß der Emir der Chriſten oft zu den Seinigen ſagte: „Wenn wir einmal dieſe zwei Muſelmänner getödtet und aus dem Wege geſchafft haben, ſo fürchte ich die Uebrigen nicht mehr.“ Endlich gelang es den Chriſten nach vielen Anſtrengungen und allerlei Liſt und Hinterhalt, den Einen der Brüder zu tödten und den Andern gefangen zu nehmen. Als man ihn in Ketten vor den Befehlshaber der Feſtung brachte, ſagte er, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte: „Es wäre Schade, einen ſolchen Mann zu tödten, und doch wäre es ſchlimm für uns, wenn er wieder zu den Muſelmännern zurückkehrte; das Erwünſchteſte wäre wohl, wenn er ſich zum Chriſtenthum bekehrte, wir hätten dann eine ſtarke Stütze an ihm.“ Da ſagte Einer der Feldherren: „Wenn dieſer Mann bekehrt werden ſoll, ſo kann es am beſten durch ein Weib geſchehen, denn die Muſelmänner ſind gar leidenſchaftlich. Ich bin gewiß, daß, wenn er meine ſchöne Tochter ſieht, er bald in ſie verliebt ſeyn wird.“ Der Emir ſagte: „So nimm ihn mit dir!“ Der Feldherr nahm den Muſelmann mit in ſein Haus, bat ſeine Tochter, ihre ſchönſten Kleider anzuziehen, um ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen, und als das Eſſen aufgetragen wurde, mußte ſie wie eine Dienerin vor dem Muſelmanne ſtehen und auf ſeine Befehle warten. Als der Muſelmann ſich in einer ſolchen Verſuchung ſah, nahm er ſeine Zuflucht zu Gott, drückte ſeine Augen feſt zu und betete und las den Koran mit einer ſehr lieblichen Stimme, die bald einen ſehr tiefen Eindruck auf die junge Chriſtin machte. Nach ſieben Tagen war ihre Liebe ſo groß, daß ſie gerne Muſelmännin geworden wäre, um dadurch ſeine Neigung zu gewinnen. Sie bat ihn,

er möchte ſie doch mit dem Islamismus bekannt machen, und als er ſie die Grundpfeiler deſſelben gelehrt hatte, legte ſie das Glaubensbekenntniß ab; dann lehrte er ſie auch das Gebet und die demſelben vorangehende Reinigung. Als dann die Chriſtin ihm geſtand, ſie ſey nur aus Liebe zu ihm zum Islamismus übergegangen, ſagte er ihr: „Nach den Geſetzen des Islams können wir nicht heirathen, außer in Gegenwart zwei rechtgläubiger Zeugen, die hier nicht zu finden ſind, und vermittelſt einer Morgengabe, die ich auch hier nicht beſitze. Wenn du nur ein Mittel findeſt, daß wir aus dieſer Feſtung entkommen, dann verſpreche ich dir, nie eine Andere, als dich, zu heirathen.“ — „Ich will mir Mühe geben,“ erwiderte das Mädchen.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit nachſtehenden Worten weiter:



Siebenhundert und achtundſechzigſte Nacht.

Am folgenden Tage ging das Mädchen zu ſeinen Eltern und ſagte ihnen: „Schon habe ich das Herz dieſes Muſelmannes gewonnen und ihm vorgeſchlagen: er möge ſich zum Chriſtenthume bekehren, wenn er mich beſitzen wolle. Hierauf ſagte er mir aber: ‚Das kann nicht ſeyn an dem Orte, wo mein Bruder erſchlagen worden; wenn ich nur an einem andern Orte leben könnte, da würde ich mich zu zerſtreuen ſuchen und dann Alles thun, was von mir begehrt wird.‘ Ich glaube alſo,“ fuhr das Mädchen fort, „ihr thut nicht übel daran, wenn ihr ihn nach einem andern Orte gehen laſſet, ich verbürge mich für ihn bei dem Könige.“ Der Vater des Mädchens ging zum Emir und hinterbrachte ihm die Worte des Mädchens. Der Emir freute ſich ſehr über dieſe Nachricht und erlaubte dem Muſelmanne, mit dem Mädchen in das Städtchen zu gehen, welches ſie vorgeſchlagen hatte. Hier verweilten ſie aber nur einen Tag; ſobald die Nacht heranbrach, machten ſie ſich auf den Weg und reisten die ganze Nacht durch. Der Muſelmann hatte einen ſehr ſchnellfüßigen Renner bei ſich und er nahm das Mädchen zu ſich auf ſein Pferd. Als der Morgen zu leuchten anfing und ſie abgeſtiegen waren, um ſich zu waſchen und das Morgengebet zu verrichten, hörten ſie auf einmal Waffengeklirr, Männerſtimmen und Pferdetritte; da ſagte der Muſelmann zu dem Mädchen:

„Das ſind die Chriſten, die uns verfolgen, wir entkommen ihnen nicht mehr, mein Pferd iſt ſo müde, daß es kaum mehr den Fuß aufheben kann, was fangen wir nun an?“ Das Mädchen ſchrie ihn an: „Wehe dir! du zitterſt und fürchteſt dich und haſt mir doch ſo viel von Gottes Macht erzählt und von der Hülfe, die er Denen reicht, die ihn anflehen? Komm, laß uns zu Gott beten, vielleicht beſchützt er uns und ſteht uns mit ſeiner Huld bei.“ — „Du haſt Recht,“ erwiderte der Jüngling, und ſie beteten recht inbrünſtig zum Herrn. Indeſſen kamen die Heranreitenden immer näher, und auf einmal hörte der Muſelmann die Stimme ſeines als Märtyrer geſtorbenen Bruders, welche ihm zurief: „Fürchte dich nicht, mein Bruder, die herannahenden Truppen ſind Engel, die der Herr euch ſendet, um Zeugen euers Ehebündniſſes zu ſeyn. Der Herr ſegnet euch und hat auch zum Lohne eurer Tugend und euers Vertrauens die Erde vor euch zuſammengebogen, ſo daß ihr bei Sonnenaufgang auf dem Berge vor der Stadt Medina anlangen werdet.

„Wenn du dann,“ fuhr der Märtyrer fort, „zu Omar, dem Sohne Chattabs, kommſt, ſo grüße ihn von mir und ſage ihm: Gott wird dich wegen deines Eifers für den Islam belohnen.“ Als der Märtyrer ſo geſprochen hatte, erhoben die Engel ihre Stimme und grüßten den Jüngling und ſeine Braut und ſagten: „Gott hat euch im Himmel ſchon zweitauſend Jahre, ehe er Adam geſchaffen, miteinander verbunden.“

Das junge Ehepaar war außer ſich vor Freude über dieſe Botſchaft, und kaum leuchtete die Sonne, als ſie vor den Mauern Medina's ſich befanden und Omar, der Sohn Chattabs, mit ſeinen Freunden ihnen entgegenkam. Dieſer pflegte ſonſt ſehr lange beim Morgengebete zu verweilen; er las oft mehrere Sura des Korans vor dem Gebete, ſo daß, ehe das eigentliche Gebet begann, die entlegenſten Bewohner der Stadt Zeit hatten, aufzuſtehen, ſich zu waſchen und in die Moſchee zu kommen. An dieſem Tage aber betete Omar ſehr ſchnell, und kaum hatte er vollendet, ſagte er ſeinen Freunden: „Kommt mit mir, wir wollen den Verlobten entgegengehen.“ Seine Freunde ſtaunten ihn an und wußten nicht, was er meinte; er ging aber vor ihnen her zum Thore hinaus und grüßte das junge Ehepaar, nahm ſie mit in die Stadt und ließ ein großes Hochzeitsmahl bereiten, dem viele Muſelmänner beiwohnten. Nachdem die Mahlzeit zu Ende war, begab ſich der Jüngling zu ſeiner Braut, und Gott ſchenkte ihnen Söhne, die auf den Pfaden Gottes kämpfend ihrem Stamme Ehre machten.

Scheherſad beendigte dieſe Erzählung; in der nächſten Nacht begann ſie wieder eine andere mit folgenden Worten:

Siebenhundert

und

neunundſechzigſte Nacht.

Die himmliſche Vergeltung.

Man erzählt auch: Ein Prophet, der einen hohen Berg bewohnte, unter welchem eine Waſſerquelle floß, und hier fern von den Menſchen ſeine ganze Zeit der Andacht weihte, ſah eines Tages einen Reiter auf die Quelle zukommen, der vom Pferde abſtieg, einen Beutel, der ihm um den Hals hing, ablegte, ſich ausruhte und Waſſer trank. Der Reiter ging dann wieder und ließ den Beutel, in welchem Geld war, unter dem Baume liegen.

Bald nachher kam ein anderer Mann, um ebenfalls von dem Waſſer zu trinken; er ſah den Beutel mit Geld da liegen, nahm ihn und ging damit weg. Nach dieſem kam ein Dritter, es war ein Holzhauer, der eine ſchwere Laſt Holz auf dem Rücken hatte; er legte ſeine Bürde neben der Quelle nieder und ſetzte ſich, um Waſſer zu trinken, als der erſte Reiter wiederkehrte und ihn fragte: „Wo iſt der Beutel hingekommen,

der hier lag?“ Der Holzhauer antwortete: „Ich weiß nichts davon.“ Da zog der Reiter ſein Schwert, tödtete den Holzhauer, durchſuchte ihn vergebens und ging wieder ſeines Weges. Als der Prophet Alles dies vom Berge aus ſah, rief er: „O Herr, der Eine hat das Geld genommen und ein Anderer wird ungerechterweiſe erſchlagen.“ Da offenbarte ihm Gott folgende Worte: „Beharre du nur bei deiner Andacht und kümmere dich nicht um die Weltregierung; der Vater des Reiters hat einſt dem Vater des Diebes tauſend Dinare geraubt, ſo habe ich dem Manne wieder das Geld ſeines Vaters verſchafft, der Holzhauer aber hat den Vater des Reiters umgebracht, darum ließ ich dieſen den Tod ſeines Vaters rächen.“ Da rief der Prophet: „Es gibt keinen Gott außer dir, geprieſen ſey dein Name, du allein kennſt alles Verborgene.“

Lohn des auf Gott Vertrauenden.

Ferner wird erzählt: Einſt lebte unter den Söhnen Iſraels ein ſehr frommer, reicher Mann, der auch einen ſehr tugendhaften Sohn hatte. Als der Vater dem Tode nahe war, ſetzte ſich ſein Sohn ihm zu Häupten und bat ihn, ihm ſeinen letzten Willen kund zu thun. Der Vater ſagte: „Schwöre nie bei Gott, weder einen wahren, noch einen falſchen Eid.“ Bald nach des Vaters Tode kam Einer von den Söhnen Iſraels zu dem Manne und ſagte: „Dein Vater war mir ſo und ſo viel Geld ſchuldig, und du weißt wohl davon, gib mir alſo das Geld oder ſchwöre, daß du nichts davon weißt.“ Da der Mann ſich des letzten Willens ſeines Vaters erinnerte, gab er ihm, was er begehrte, um nur keinen Eid zu ſchwören. Nach Dieſem kamen dann noch viele Andere mit falſchen Forderungen, bis der Mann endlich ſein ganzes Vermögen hergegeben hatte. Als ihm nichts mehr übrig blieb, ſagte er zu ſeiner gottesfürchtigen Frau, die ihm zwei Söhne geboren hatte: „Da ich nun Alles weggegeben habe, was ich beſaß, und wenn wieder Jemand mich einer Schuld anklagt, ich gezwungen wäre, zu ſchwören, ſo laß uns unſere Heimath verlaſſen und in ein Land reiſen, wo uns Niemand kennt.“ Er beſtieg daher mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern das erſte beſte Schiff, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin er wollte.

Aber bald wurde das Schiff zerſchmettert, der Mann rettete ſich auf einem Brette, die Frau auf einem andern, und Jeder der beiden Söhne wieder auf einem andern. Die Wellen ließen ſie nicht lange beiſammen. Die Frau wurde an's Land geſtoßen in ein kleines Dorf, einer ihrer Söhne in ein entlegenes Städtchen, der andere wurde von einem vorüberſegelnden Schiffe aufgenommen, den Vater aber ſtießen die Wellen auf

eine entfernte Inſel. Sobald er dort anlangte, wuſch er ſich im Meere und betete; da ſah er verſchiedenartige Geſtalten aus dem Meere ſteigen, die mit ihm beteten. Nach vollendetem Gebete ging er auf einen Baum zu und ſättigte ſich an deſſen Früchten. Dann fand er auch eine Waſſerquelle, an welcher er ſeinen Durſt löſchen konnte, wofür er Gott dankte. So lebte er drei Tage lang, und ſo oft er betete, beteten Geſtalten, die dem Meere entſtiegen, mit ihm. Am vierten Tage hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „O frommer Mann, der ſeinen Herrn verehrt und den Willen ſeines Vaters achtet, betrübe dich nicht! Gott wird dir Alles wieder erſetzen, was du verloren haſt; auf dieſer Inſel ſind unermeßliche Schätze verborgen, die dir der Herr ſchenken will, und durch dich ſoll dieſe Inſel angebaut und bewohnt werden, ich werde viele Schiffe zu dir hierher ſenden, ſey gütig gegen die Leute, die darauf ſind, und lade ſie ein, bei dir zu bleiben, Gott wird ihre Herzen dir zuneigen.“ Der Mann fand bald die Schätze, die ihm Gott verſprochen hatte, bald kamen auch mehrere Schiffe auf die Inſel, und da er ſehr wohlthätig und zuvorkommend gegen die Leute war und ſich ſehr angelegentlich nach den Armen und Bedürftigen erkundigte und ſie unterſtützte, ſo kamen immer mehr Auswanderer herbei von allen Ländern her, und nach kaum zehn Jahren war die ganze Inſel angebaut und hatte eine ſehr anſehnliche Bevölkerung, die den frommen Juden zum König erwählte. Der neue König wurde bald allenthalben wegen ſeiner außerordentlichen Wohlthätigkeit berühmt, ſo daß ſein älteſter Sohn, den ein guter Mann aufgenommen hatte und ſehr ſorgfältig ausbilden und erziehen ließ, auch von ihm hörte,

und zu ihm reiste, ohne zu wiſſen, daß er ſein Vater war. Der König nahm ihn ſehr gut auf und machte ihn bald zu ſeinem Geheimſekretär. Bald darauf hörte auch der jüngere Sohn, der ebenfalls einen guten Erzieher gefunden hatte und ein tüchtiger Kaufmann wurde, von dieſem frommen und gerechten König, und begab ſich auch zu ihm und ward bald zum Verwalter der königlichen Güter ernannt. Nicht lange nachher kam auch der Kaufmann auf die Inſel, welcher des Königs Frau bei ſich aufgenommen und ihr verſprochen hatte, ſie nie zu verlaſſen und ihr ſtets Alles zu bieten, daß ſie ungeſtört der Gottesverehrung leben könne.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit folgenden Worten weiter:

Siebenhundert

und

ſiebenzigſte Nacht.

Als der Kaufmann mit der Frau vor der Inſel Anker geworfen hatte, nahm er allerlei koſtbare Kleidungsſtücke und andere edle Erzeugniſſe des feſten Landes zu ſich und ging damit zum König, um ſie ihm als Geſchenk anzubieten. Der König freute ſich ſehr damit und machte ihm herrliche Gegengeſchenke. Da unter den Geſchenken des Kaufmannes einige Wurzeln und Medikamente waren, deren Namen und Gebrauch der König kennen wollte, bat er den Kaufmann, bei ihm zu übernachten und ihm Alles zu erklären. Aber der Kaufmann erwiderte: „O König, ich habe auf dem Schiffe eine fromme Frau, deren Gebet mir Segen bringt und der ich beſtändigen Schutz verſprochen habe; ich kann ſie nicht allein auf dem Schiffe laſſen.“ Der König ſagte: „Ich will zuverläſſige Männer zu ihr ſchicken, die ſie und das Ihrige bewachen und beſchützen werden.“ Da der Kaufmann nichts hierauf zu entgegnen hatte, willigte er ein, bei dem König zu bleiben, und dieſer ſchickte ſeinen Sekretär und ſeinen Verwalter auf das Schiff und befahl ihnen, es die ganze Nacht zu bewachen. Sie gingen auf das Schiff, der Eine ſetzte ſich auf den Vordertheil und der Andere auf den Hintertheil deſſelben. Nachdem ſie einen Theil der Nacht mit Beten zugebracht hatten, ſagte Einer zum Andern: „Da uns der König befohlen hat, das Schiff zu bewachen, ſo wollen wir, um nicht

einzuſchlafen, uns mit einander von den Weltbegebenheiten oder von unſern eigenen Abenteuern und Erfahrungen unterhalten. Da erwiderte der Andere: „Ich habe ſchon viel erfahren, denn das Schickſal hat mich von meinem Vater und meiner Mutter getrennt; auch hatte ich einen Bruder, der ſo hieß wie du; wir waren auf einem Schiffe beiſammen, das der Sturm zerſchmetterte, und ſo wurden wir von einander getrennt.“ Als der Erſte dies hörte, fragte er nach den Namen ſeiner Mutter und ſeines Vaters, und als Jener ſie nannte, warf er ſich ihm in die Arme und ſagte:

„Bei Gott, du biſt mein Bruder!“ Sie erzählten dann einander noch Vieles, was ihnen in der Jugend widerfahren, und ihre Mutter hörte Alles zu, aber ſie nahm ſich zuſammen und verrieth ſich nicht. Als der Morgen leuchtete, ſagte ein Bruder zum andern: „Laß uns jetzt nach Hauſe gehen und zu Hauſe weiter plaudern.“ Bald nachher kam der Kaufmann wieder und fand ſeine Frau ſehr angegriffen. Er fragte ſie, was ihr zugeſtoßen. Sie antwortete: „Du haſt mir dieſe Nacht zwei Männer

geſchickt, die von mir etwas Schlechtes wollten, ſo daß ich ſehr aufgebracht gegen ſie bin.“ Der Kaufmann ging ganz zornig zum König und erzählte ihm, wie ſich ſeine Vertrauten gegen die Frau benommen. Der König, der ſie wegen ihrer Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit ſehr liebte, ließ ſie ſogleich rufen; auch nach der Frau ſchickte er, damit ſie erkläre, was die Männer verſchuldet haben. Als die Frau erſchien, ſagte ihr der König: „Was haſt du Schlechtes von meinen Vertrauten geſehen?“ Die Frau ſagte: „O König, ich beſchwöre dich bei dem allmächtigen Gotte, bei dem Herrn des Himmels, befiehl ihnen, das Geſpräch zu wiederholen, das ſie dieſe Nacht mit einander geführt.“ Auf den Befehl des Königs erzählten ſie wieder einander die Geſchichte ihrer Trennung. Da ſtand der König vom Throne auf, fiel über ſie her, umarmte ſie und ſchrie: „Bei Gott, ihr ſeyd meine Söhne!“ Hierauf nahm die Frau ihren Schleier vom Geſichte und rief: „Und ich, bei Gott, bin ihre Mutter!“ So blieben ſie denn beiſammen und lebten in Glück und Freude, bis ſie der Tod erreichte. Geprieſen ſey der, welcher den Diener rettet, der ſich zu ihm wendet, und Den nie beſchämt, der auf ihn ſein Vertrauen ſetzt.

Der Tag dämmerte bereits, als Scheherſad dieſe Erzählung beendigte, weßhalb ſie erſt in der nächſten Nacht eine andere mit folgenden Worten begann:

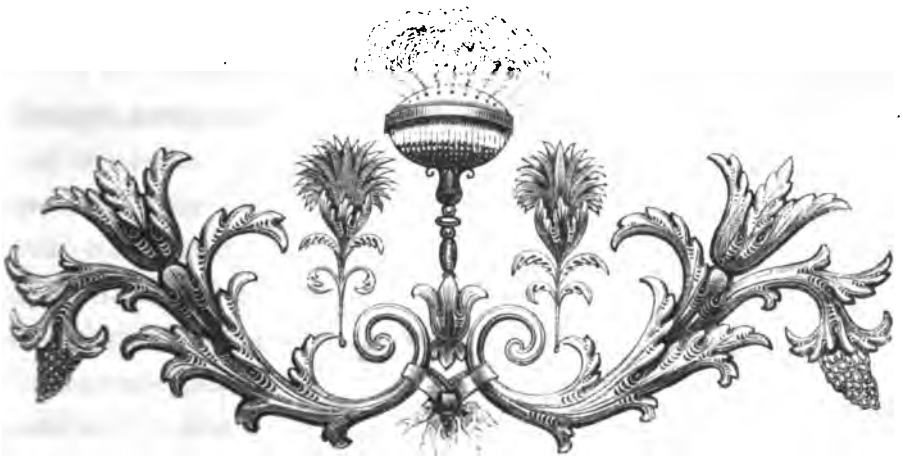
und

einundſiebenzigſte Nacht.

Akrama und Chuſeima.

Es wird noch erzählt: Zur Zeit des Chalifen Suleiman, des Sohnes Abd Almaliks, lebte ein Abkömmling von dem Stamme der Söhne Aſad, der durch ſeine Biederkeit, ſeinen Edelmuth und ſeine Freigebigkeit allenthalben berühmt war; ſein Name war Chuſeima, der Sohn Baſchars. Nachdem er aber lange alle ſeine Freunde mit Wohlthaten überhäuft hatte, verließ ihn das gute Glück, ſo daß er zuletzt Derjenigen bedurfte, deren Wohlthäter er bisher geweſen war. Aber dieſe Menſchen waren ſeiner bald überdrüſſig, und ſobald er eine Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn wahrnahm, ging er zu ſeiner Frau, welche zugleich ſeine Baſe war, und ſagte ihr: „Ich habe meine Freunde ganz verändert gegen mich gefunden und daher beſchloſſen, nicht mehr aus dem Hauſe zu gehen, bis ich ſterbe.“ Er ſchloß ſogleich die Thür und lebte zu Hauſe von dem, was er noch hatte, bis endlich gar nichts übrig blieb und er gar nicht mehr wußte, was er thun ſollte. Dies hörte zufällig Akrama, der Statthalter von Meſopotamien, der wegen ſeiner Freigebigkeit berühmt war, und er ſagte zu Denjenigen, die ihm von Chuſeima's Noth erzählten: „Sind ſelbſt dieſem Manne

keine Freunde und keine Bekannten zu Hülfe gekommen?“ Er wartete dann, bis es dunkel war, nahm vierhundert Dinare und legte ſie in einen Beutel, ließ ſich ſein Maulthier ſatteln und nahm nur einen Diener mit, der das Geld trug, und ritt bis vor die Thüre von Chuſeima's Haus. Hier nahm er dem Diener den Beutel ab, ſchickte ihn weg und ſtieß die Thür auf. Als Chuſeima herauskam, gab ihm Akrama den Beutel und ſagte: „Verbeſſere damit deine Lage!“ Chuſeima fand den Beutel ſo ſchwer, daß er ihn fallen ließ; er ergriff dann den Zaum von Akrama's Maulthier und ſagte: „Wer biſt du? Ich will es wiſſen, damit ich mein Leben für dich opfere!“ Akrama antwortete: „Ich werde dir es jetzt nicht ſagen: wollte ich von dir gekannt ſeyn, ſo wäre ich nicht zu dieſer Stunde gekommen.“ Aber Chuſeima entgegnete: „Wenn du mir nicht ſagſt, wer du biſt, ſo nehme ich dein Geld nicht an.“ Da ſagte Akrama: „Ich bin ein Mann, der gern das Unglück der Edlen mildert, mehr ſage ich dir nicht,“ und lief ſchnell fort. Chuſeima ging mit dem Beutel zu ſeiner Frau und ſagte ihr: „Freue dich, Gott hat uns geholfen, wenn dieſer Beutel voll Geld iſt; zünde einmal Licht an!“ Aber die Frau ſagte: „Wir haben kein Licht im Hauſe.“ Und ſo mußte er mit Ungeduld den Morgen erwarten. — Akrama aber, als er wieder nach



Siebenhundert und zweiundſiebenzigſte Nacht.

Akrama beſchwor jedoch Chuſeima bei Gott, dies zu unterlaſſen, und ſo gingen ſie denn Alle zuſammen in des Letztern Wohnung; auch Akrama, der ſich entfernen wollte, und den Chuſeima genöthigt, mit in's Haus zu kommen. Als Akrama ihn fragte, was er von ihm wolle, ſagte er: „Ich will dich in einen beſſern Stand ſetzen, denn ich ſchäme mich vor deiner Gattin noch mehr, als vor dir ſelbſt.“ Er führte ihn hierauf in's Bad, wo er ihn ſelbſt bediente, ſchenkte ihm ein koſtbares Kleid und viel Geld, und begleitete ihn in ſein Haus.

Als Chuſeima in Akrama's Hauſe war, bat er ihn, ihm zu erlauben, ſich bei ſeiner Frau zu entſchuldigen, und als dieſes geſchehen war, bat er ihn, mit ihm zum Chalifen zu reiſen, der damals in Syrien ſich aufhielt. Als ſie vor dem Palaſte des Chalifen anlangten und der Pförtner Chuſeima meldete, ſagte der Chalif: „Der Statthalter von Meſopotamien kommt ohne Befehl hierher, da muß wohl etwas Außerordentliches ſich ereignet haben.“ Er ließ ihn daher ſchnell bereintreten und fragte ihn, noch ehe er grüßte: „Was bringſt du?“ Chuſeima antwortete: „Nur Gutes, o Fürſt der Gläubigen; ich habe endlich den Heilenden des Unglücks der Edlen gefunden, und da ich wußte, wie ſehr du wünſchteſt, ihn kennen zu lernen, wollte ich dich mit deſſen

dem Statthalter Chuſeima und ſage: du habeſt ihm einen wohlgemeinten Rath zu geben, und wenn er fragt: Was? ſage ihm, ſobald du allein mit ihm biſt: Belohnſt du ſo mit Kerker und Feſſeln Den, welcher die Leiden der Edlen mildert?" Die Sklavin that, wie ihr befohlen worden, und ſobald Chuſeima ihre Worte hörte, rief er mit lauter Stimme: „Wehe mir! ſo kam jenes Geld von ihm?" — „Allerdings," erwiderte die Sklavin. Chuſeima ließ ſogleich die angeſehenſten Einwohner der Stadt zu ſich rufen und ritt mit ihnen bis vor die Thüre des Gefängniſſes, trat dann mit ſeinem Gefolge hinein und fand Akrama ganz entſtellt von Schmerz und Gram, und beſchämt den Kopf zur Erde beugend. Er fiel über ihn her, küßte ſein Haupt und ſagte: „Deine Handlungen waren edel, und ich habe dich ſchlecht dafür belohnt." — „Gott verzeihe dir und mir!" erwiderte Akrama. Chuſeima nahm ihm dann ſelbſt die Feſſeln ab und wollte ſie ſich ſelbſt anlegen laſſen, damit er nun erfahre, was er ſeinem Wohlthäter angethan.

Hier unterbrach Scheherſad dieſe Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht alſo wieder fort:

Siebenhundert und zweiundſiebenzigſte Nacht.

Akrama beſchwor jedoch Chuſeima bei Gott, dies zu unterlaſſen, und ſo gingen ſie denn Alle zuſammen in des Letztern Wohnung; auch Akrama, der ſich entfernen wollte, ward von Chuſeima genöthigt, mit in's Haus zu kommen. Als Akrama ihn fragte, was er von ihm wolle, ſagte er: „Ich will dich in einen beſſern Stand ſetzen, denn ich ſchäme mich vor deiner Gattin noch mehr, als vor dir ſelbſt.“ Er führte ihn hierauf in's Bad, wo er ihn ſelbſt bediente, ſchenkte ihm ein koſtbares Kleid und viel Geld, und begleitete ihn in ſein Haus.

Als Chuſeima in Akrama's Hauſe war, bat er ihn, ihm zu erlauben, ſich bei ſeiner Frau zu entſchuldigen, und als dieſes geſchehen war, bat er ihn, mit ihm zum Chalifen zu reiſen, der damals in Syrien ſich aufhielt. Als ſie vor dem Palaſte des Chalifen anlangten und der Pförtner Chuſeima meldete, ſagte der Chalif: „Der Statthalter von Meſopotamien kommt ohne Befehl hierher, da muß wohl etwas Außerordentliches ſich ereignet haben.“ Er ließ ihn daher ſchnell bereintreten und fragte ihn, noch ehe er grüßte: „Was bringſt du?“ Chuſeima antwortete: „Nur Gutes, o Fürſt der Gläubigen; ich habe endlich den Heilenden des Unglücks der Edlen gefunden, und da ich wußte, wie ſehr du wünſchteſt, ihn kennen zu lernen, wollte ich dich mit deſſen

Siebenhundert

und

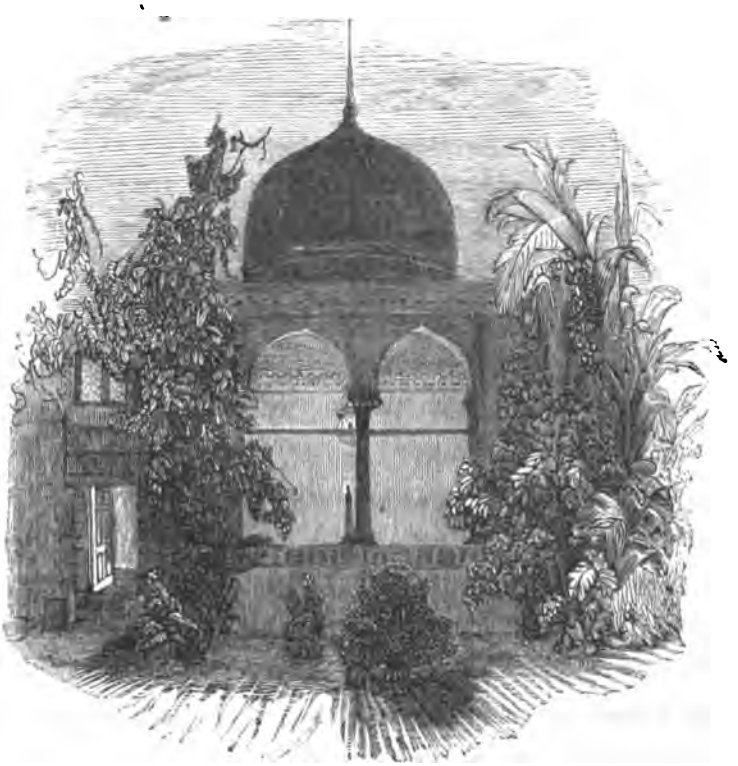
dreiundſiebenzigſte Nacht.

Junus antwortete dem jungen Manne: „Ich will dieſe Sklavin hier verkaufen!“ — „Und um welchen Preis?“ fragte dieſer. — „Um die Summe, die ich brauche, um meine Schulden zu bezahlen und meine Lage zu verbeſſern.“ — „Ich gebe dir dreißigtauſend Drachmen.“ — „Das genügt nicht, biete mehr!“ — „Meinetwegen vierzigtauſend Drachmen!“ — „So viel brauche ich gerade, um meine Schulden zu bezahlen, ich bliebe dann mit leeren Händen.“ — „Nun, ſo nehme ich ſie für fünfzigtauſend Drachmen, ſchenke dir noch ein Kleid und gebe dir Theil an meinem Geſchäfte, ſo lange ich lebe.“ — „So ſey ſie dir verkauft!“ Der Reiter fragte dann: ob er ſie gleich mitnehmen dürfe und ihm erſt morgen das Geld geben, oder ob er ſie ſo lange noch behalten wolle. Junus, vom Weine berauſcht, ſchämte ſich, gegen den Reiter Mißtrauen zu zeigen, und ſagte: „Ich traue dir, nimm ſie nur gleich mit, Gott ſegne dich durch ſie!“ Der Reiter ſagte einem ſeiner Diener: „Nimm ſie vor dir auf dein Pferd!“ Dann nahm er Abſchied von Junus und ritt weg. Nach einigen Stunden ſah erſt Junus ſeinen Leichtſinn ein und er bereute es, die Sklavin einem Manne gegeben zu haben, den er gar nicht kannte und zu dem er gar nicht zu gelangen wußte. Am folgenden Morgen, als die Karavane nach dem Morgengebete in die Stadt zog, hatte er Luſt, ihr zu folgen, denn die Sonne war ſehr

glühend an der Stelle, wo er ſich befand; er fürchtete aber, es möchte ein Bote von dem Reiter kommen und ihn nicht finden, und er ſo nach der erſten Thorheit noch eine zweite, größere begehen. Er ſetzte ſich daher in den Schatten einer Mauer, die dort war, und bald kam zu ſeiner größten Freude einer der Diener, die den Reiter begleitet hatten, und ſagte: „Kennſt du den Herrn, der dir die Sklavin abgekauft?“ — „Nein,“ antwortete Junus. „So komme mit mir,“ ſagte der Diener, „es iſt Walid, der Sohn Suheils, der Statthalter von Indien.“ Junus beſtieg das Pferd, das der Diener für ihn mitgebracht, und als er in Walids Wohnung kam, trat ihm ſeine Sklavin entgegen und grüßte ihn. Junus fragte ſie: wie es ihr gehe. Sie antwortete: „Ich bin in dieſes Gemach gebracht und mit allem Nöthigen verſehen worden.“ Bald kam ein Diener und führte ihn in einen Saal, wo der Käufer auf einem Throne ſaß und ihn bewillkommte und nach ſeinem Namen fragte. Dann ſagte er: „Ich habe eine kummervolle Nacht zugebracht, weil ich die Sklavin nahm, ohne daß du mich kannteſt; haſt du es nicht bereut, ſie einem Fremden ohne Geld gegeben zu haben?“ Er ließ dann fünfzigtauſend Drachmen bringen und legte ſie Junus vor. Dann ließ er noch fünfzehnhundert Dinare herbeiholen und ſagte: „Tauſend Dinare gebe ich dir für die gute Meinung, die du von mir gehabt, und fünfhundert für deine Reiſekoſten; ich nehme die Sklavin nur unter dieſer Bedingung; biſt du zufrieden?“ — „Vollkommen zufrieden,“

antwortete Junus und küßte Walid die Hände. Er lobte dann die Sklavin ſehr, ließ ſie rufen und vor Junus einige Verſe ſingen. Dann befahl er einem Diener, ein Pferd für Junus zu bringen und ein Maulthier für ſeine Effekten, und ſagte ihm: „Wenn du meiner wieder bedarfſt, ſo komme nur, du ſollſt keinen Mangel haben, ſo lange ich lebe.“ Hierauf ritt Junus fort mit ſeinem Gelde. Als dann ſpäter Walid Chalif wurde, ging Junus zu ihm, und Walid hielt ſein Verſprechen, nahm ihn mit vieler Auszeichnung auf, ſchenkte ihm viel Geld und Güter, und verſchaffte ihm hohes Anſehen. Junus lebte in den glücklichſten Umſtänden in der Nähe des Chalifen bis zu ſeinem Tode. Gottes Erbarmen ſey mit ihm!

Bei dieſen Worten brach der Tag an; Scheherſad verſchob deßhalb den Anfang einer neuen Erzählung bis zur nächſten Nacht, in welcher ſie folgendermaßen begann:



Siebenhundert und vierundſiebenzigſte Nacht.

Es lebte in grauer Vorzeit ein griechiſcher Weiſer, deſſen Namen Daniel war; ſeine Gelehrſamkeit war ſo groß, daß alle Gelehrten Griechenlands zu ihm wanderten, um ſeine Weisheit zu vernehmen, und daß ſein Wort allenthalben als höchſte Autorität galt. Dieſer Mann hatte aber keinen Sohn und war ſehr betrübt darüber. Eines Abends ging er traurig und krank nach Hauſe, nahm fünf Blätter, die ihm noch übrig geblieben von einem Buche, das er in's Meer hatte fallen laſſen, verſchloß ſie in eine Kiſte und ſagte ſeiner Frau: „Wiſſe, daß meine Todesſtunde nahe iſt; ich werde dieſe vergängliche Welt verlaſſen und in eine ewigdauernde übergehen. Gott weiß, ob du nicht in geſegneten Umſtänden biſt und nach meinem Tode einen Sohn gebärſt; iſt dies der Fall, ſo nenne ihn Haſeb Kerim Eddin (den Edlen im Glauben), gib ihm eine gute Erziehung, und wenn er dich fragt: was ich ihm hinterlaſſen, ſo überreiche ihm dieſe fünf Blätter, und wenn er ſie lieſt und verſteht, ſo iſt er der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit.“ Er nahm nach dieſen Worten Abſchied von ihr, ſeufzte tief, ſchöpfte noch einmal Athem und ſchied aus der Welt. (Der erhabene Gott erbarme ſich ſeiner!) Seine Familie und Stammgenoſſen beweinten, wuſchen und beerdigten ihn. Seine Frau aber gebar nach einiger Zeit einen hübſchen Knaben, den ſie Haſeb nannte, wie ihr Gatte es befohlen; als er zur Welt kam, ließ ſie Sterndeuter kommen, um ihm ſeine Zukunft zu prophezeien, und ſie ſagten ihr: „Wiſſe, daß dein Sohn ſehr lange leben wird, wenn er einige Gefahren überſteht, die ihm in ſeiner Jugend zuſtoßen werden; er wird dann auch der Weiſeſte ſeiner Zeit werden.“ Die Aſtrologen gingen dann

wieder nach Hauſe, und die Mutter pflegte Haſeb bei ſich im Hauſe, bis er das Alter von fünf Jahren erreicht hatte; dann ſchickte ſie ihn in eine Schule, und nach mehreren Jahren ließ ſie ihn ein Handwerk lernen, aber er lernte gar nichts und wollte gar nicht arbeiten, ſo daß er ſeiner Mutter viel Kummer machte. Man rieth ihr dann, ihn zu verheirathen, weil er durch die Ehe doch zur Arbeit gezwungen würde, und ſie warb um eine Gattin für ihn. Nachdem er einige Zeit verheirathet war, ſagten ſeine Nachbarn, welche Holzhauer waren, zu ſeiner Mutter: „Kaufe deinem Sohne einen Eſel und Strick und ein Beil, wir wollen ihn dann mit uns in den Wald nehmen, und was wir für das Holz löſen, werden wir, wenn er mit uns arbeitet, untereinander theilen, ſo daß ihr davon leben könnt.“ Haſebs Mutter freute ſich ſehr mit dem Anerbieten ihrer Nachbarn und kaufte ihrem Sohne einen Eſel, ein Beil und einen Strick, und ſchickte ihn mit den Holzhauern in's Gebirge. Dieſe halfen ihm ſchneiden und aufladen; kehrten mit ihm zur Stadt zurück, verkauften das Holz und ernährten ihre Familien damit.

Sie ſetzten dieſe Lebensweiſe lange fort, bis ſie eines Tages, als ſie im Gebirge waren, ein ſtarker Regen überfiel, da flüchteten ſie ſich in eine Höhle, um ſich vor dem Regen zu ſchützen. Haſeb ließ in der Höhle zufällig ſein Beil auf den Boden fallen, da merkte er, daß der Boden hohl war; er grub eine Weile nach und fand eine runde Platte mit einem Ringe. Bei dieſer Entdeckung freute er ſich ſehr und rief ſeine

Gefährten. Die Holzhauer eilten zu ihm und halfen ihm die Platte aufheben; als ſie weg war und ſie eine Grube ganz mit Honig gefüllt ſahen, ſagten ſie zu einander: „Dieſe Grube iſt von Honig gefüllt; es bleibt uns nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, um Gefäße zu holen, in welchen wir ihn in die Stadt tragen, um ihn dort zu verkaufen; das Geld theilen wir dann. Doch muß Einer von uns hier bleiben, um die Grube zu bewachen.“ Haſeb ſagte: „Ich will als Wache hier bleiben, geht ihr in die Stadt und kommt bald wieder mit Gefäßen.“ Alle gingen fort bis auf Haſeb und kehrten bald wieder mit großen Töpfen zurück; ſie füllten ſie mit Honig, führten ſie in die Stadt, verkauften ſie und kehrten wieder zur Grube mit leeren Gefäßen. So machten ſie viele Reiſen hin und her und verkauften immer den Honig in der Stadt, während Haſeb immer in der Höhle blieb, um die Grube zu bewachen, bis eines Tages einer der Holzhauer zu den Uebrigen ſagte: „Wiſſet, da Haſeb die Grube entdeckt hat, ſo könnte er morgen, wenn er in die Stadt kommt, uns anklagen und alles Geld in Anſpruch nehmen, das wir für den Honig gelöst; das Beſte iſt daher: wir laſſen ihn nun noch einmal in die Grube ſteigen, um den übrigen Honig herauszugeben, dann laſſen wir ihn unten vor Hunger ſterben; es wird nie ein Menſch etwas mehr von ihm erfahren.“ Sämmtliche Holzhauer ſtimmten mit dieſem Vorſchlag überein; ſie gingen wieder zur Höhle und ſagten zu Haſeb: „Steige in die Grube hinab, um uns den übrigen Honig zu holen.“ Haſeb ſtieg hinunter; als er aber die Gefäße gefüllt hatte und den Holzhauern ſagte: „Zieht mich wieder hinauf, es iſt kein Honig mehr da,“ erhielt er keine Antwort, denn ſie waren Alle in die Stadt zurückgekehrt und hatten ihn in der Grube gelaſſen. Haſeb rief vergebens nach Hülfe und ſagte weinend: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, als bei Gott dem Erhabenen! Nun bin ich lebendig begraben.“ Die Holzhauer verkauften wie immer ihren Honig in der Stadt; dann gingen ſie zu Haſebs Mutter und ſagten ihr: „Mögeſt du leben ſtatt deines Sohnes Haſeb!“ Sie fragte: „Was iſt denn dieſem geſchehen?“ Da antworteten die Holzhauer: „Als wir im Gebirge waren, fing es an, ſtürmiſch zu regnen, und wir flüchteten uns in eine Höhle; da entfloh die Eſelin deines Sohnes in's Thal, und als dein Sohn ihr nachlief, um ſie zurückzubringen, kam ein großer Wolf, tödtete deinen Sohn und fraß den Eſel.“ Als Haſebs Mutter dies hörte, ſchlug ſie ſich in's Geſicht, ſtreute Erde auf ihr Haupt und trauerte um ihren Sohn; die Holzhauer aber wurden angeſehene Kaufleute, ſie aßen und tranken, ſchickten auch Haſebs Mutter zu eſſen und führten das vergnügteſte Leben. — Haſeb blieb lange in der Grube, bis endlich ein großer Skorpion auf ihn von oben herunter fiel; er

brachte ihn um und dachte: Die Grube war doch ganz mit Honig gefüllt, wo mag wohl dieſer Skorpion hergekommen ſeyn? Er machte ſich auf, um die Stelle zu unterſuchen, wo der Skorpion hergekommen; da ſah er eine Spalte, durch die Licht hereinfiel; er nahm ſein Meſſer und erweiterte ſie, bis er durchſchlüpfen konnte; er kam dann an einen langen Gang und ſah zuletzt eine große eiſerne Thür mit einem ſilbernen Schloſſe, an dem ein goldener Schlüſſel war. Er näherte ſich der Thüre und öffnete ſie, und als er durchgegangen und eine Strecke vorwärts war, kam er vor einen großen See; daneben ſah er einen Hügel aus grünem Smaragd, auf dem ein goldener Thron ſtand mit allerlei Edelſteinen beſetzt.

Scheherſad erzählte in der folgenden Nacht weiter:

Siebenhundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

Rings um dieſen Thron ſtanden Stühle, einige von Gold, andere von Silber, andere von Kupfer und einige von Eiſen, von Sandelholz, von Elfenbein und von Ebenholz; es waren nicht weniger als zwölftauſend Stühle. Haſeb ſetzte ſich auf den Thron, um welchen die Stühle ſtanden, und vor großem Erſtaunen und Wohlgefallen an dieſem See und dieſen Stühlen ſchlief er ein. (Geprieſen ſey Der, welcher nie ſchläft!) Als er wieder erwachte, hörte er ein Ziſchen und Wiſpern und Blaſen; er öffnete ſeine Augen und richtete ſich auf, da ſah er auf den Stühlen große Schlangen ſitzen; eine jede war hundert Ellen lang. Haſebs Mund trocknete aus vor Furcht; er verzweifelte ſchon am Leben, als er die Augen dieſer Schlangen ſah, welche wie blanke Schwerter funkelten. Als er dann ſeinen Blick auf den See warf, ſah er darin viele kleine Schlangen, ſo viele, daß nur Gott ihre Zahl kennt. Nach einer Weile kam eine Schlange herbei, ſo dick wie ein Maulthier, und trug eine goldene Kufe auf dem Rücken, in welcher eine Schlange mit einem Menſchengeſichte wie Kryſtall leuchtete. Als ſie in die Nähe Haſebs kam, grüßte ſie ihn mit beredter Zunge, und er erwiderte ihren Gruß. Dann kam eine Schlange und ſetzte die Kufe auf einen der Stühle; die Schlange, die darin war, ſchrie dann die übrigen in ihrer Sprache an; ſie erhoben ſich

brachte ihn um und dachte: Die Grube war doch ganz mit Honig gefüllt, wo mag wohl dieſer Skorpion hergekommen ſeyn? Er machte ſich auf, um die Stelle zu unterſuchen, wo der Skorpion hergekommen; da ſah er eine Spalte, durch die Licht hereinfiel; er nahm ſein Meſſer und erweiterte ſie, bis er durchſchlüpfen konnte; er kam dann an einen langen Gang und ſah zuletzt eine große eiſerne Thür mit einem ſilbernen Schloſſe, an dem ein goldener Schlüſſel war. Er näherte ſich der Thüre und öffnete ſie, und als er durchgegangen und eine Strecke vorwärts war, kam er vor einen großen See; daneben ſah er einen Hügel aus grünem Smaragd, auf dem ein goldener Thron ſtand mit allerlei Edelſteinen beſetzt.

Scheherſad erzählte in der folgenden Nacht weiter:

Siebenhundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

Rings um dieſen Thron ſtanden Stühle, einige von Gold, andere von Silber, andere von Kupfer und einige von Eiſen, von Sandelholz, von Elfenbein und von Ebenholz; es waren nicht weniger als zwölftauſend Stühle. Haſeb ſetzte ſich auf den Thron, um welchen die Stühle ſtanden, und vor großem Erſtaunen und Wohlgefallen an dieſem See und dieſen Stühlen ſchlief er ein. (Geprieſen ſey Der, welcher nie ſchläft!) Als er wieder erwachte, hörte er ein Ziſchen und Wiſpern und Blaſen; er öffnete ſeine Augen und richtete ſich auf, da ſah er auf den Stühlen große Schlangen ſitzen; eine jede war hundert Ellen lang. Haſebs Mund trocknete aus vor Furcht; er verzweifelte ſchon am Leben, als er die Augen dieſer Schlangen ſah, welche wie blanke Schwerter funkelten. Als er dann ſeinen Blick auf den See warf, ſah er darin viele kleine Schlangen, ſo viele, daß nur Gott ihre Zahl kennt. Nach einer Weile kam eine Schlange herbei, ſo dick wie ein Maulthier, und trug eine goldene Kufe auf dem Rücken, in welcher eine Schlange mit einem Menſchengeſichte wie Kryſtall leuchtete. Als ſie in die Nähe Haſebs kam, grüßte ſie ihn mit beredter Zunge, und er erwiderte ihren Gruß. Dann kam eine Schlange und ſetzte die Kufe auf einen der Stühle; die Schlange, die darin war, ſchrie dann die übrigen in ihrer Sprache an; ſie erhoben ſich

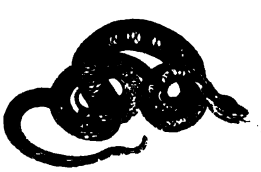
alle von ihren Stühlen, fielen vor ihr nieder und grüßten ſie. Erſt auf einen Wink dieſer Schlange ſetzten ſie ſich wieder. Sie ſagte hierauf zu Haſeb: „Fürchte dich nicht vor uns, ich bin die Königin der Schlangen und ihre Sultanin!“ Dieſe Worte beruhigten Haſebs Herz um ſo eher, als ſie einigen Schlangen befahl, etwas zu eſſen zu bringen, und ſie ſogleich mit Aepfeln, Trauben, Granatäpfeln, Piſtazien, Haſelnüſſen, Mandeln, Nüſſen und Bananen herbeikamen und ſie Haſeb vorſtellten. Die Königin hieß ihn noch einmal willkommen, fragte ihn nach ſeinem Namen und bat ihn, von dieſen Früchten ohne Furcht zu eſſen. „Gekochte Speiſen,“ ſagte ſie, „haben wir nicht.“ Haſeb aß von den Früchten, bis er ſatt war, und dankte dem erhabenen Gott dafür. Als er vollends gegeſſen hatte, wurden die Speiſen weggetragen, und die Königin fragte ihn: woher er komme und wie er dieſen Ort erreichen konnte. Haſeb erzählte ihr, was ſeinem Vater mit dem Engel Gabriel begegnet, wie er erſt nach ſeines Vaters Tod geboren worden und in der Schule nichts lernen wollte, wie er dann Holzhauer wurde und die Grube entdeckte, in der ihn ſeine Gefährten zurückgelaſſen, und wie er endlich durch einen Skorpion auf einen Ausgang aufmerkſam gemacht worden. „Das iſt,“ ſchloß er, „Alles, was ich über die Art und Weiſe, wie ich hierher gelangt, zu erzählen weiß.“

Als Haſeb ſeine Erzählung vollendet hatte, ſagte ihm die Schlange: „Sey nur ruhig: es wird dir nur Gutes begegnen; bleibe nur einige Zeit bei mir, Haſeb, ich will dir auch meine Geſchichte erzählen, du wirſt darüber erſtaunen.“ Haſeb ſagte: „Ich gehorche recht gern deinem Befehle.“ Darauf begann die Königin: „Wiſſe, o Haſeb, es war in Egypten ein Mann von den Söhnen Iſraels, welcher einen Sohn hatte, der Bulukia hieß. Der Mann that nichts Anderes, als Gott anbeten und die heilige Schrift leſen; als er erkrankte und dem Tode nahe war, kamen die Vornehmſten des Landes zu ihm und grüßten ihn; er ſagte ihnen: ‚Wiſſet, ihr Männer, meine Abſchiedsſtunde iſt nahe; ich verlaſſe dieſe Welt, um in eine andere zu wandern; ich habe euch nichts zu empfehlen, als meinen Sohn Bulukia, deſſen ihr euch annehmen möget.‘ Hierauf rief er: ‚Ich bekenne, daß es keinen Gott gibt außer dem einzigen Gott!‘ athmete zum letzten Male und ſchied aus der Welt. (Gott erbarme ſich ſeiner!) Man bereitete ihm ſein Todtengewand zu, wuſch und beerdigte ihn und ernannte ſeinen Sohn Bulukia zum Sultan. Dieſer war ſo gerecht gegen ſeine Unterthanen, daß die höchſte Ruhe und Zufriedenheit in ſeinem Lande herrſchte. Eines Tages aber öffnete er die Schatzkammern ſeines Vaters, um zu ſehen, was ſie enthalten; da fand er in einer der Kammern eine verborgene Thüre; er öffnete ſie und kam in ein kleines Kabinet,

worin auf einer weißen marmornen Säule ein Käſtchen von Ebenholz ſtand. Bulukia öffnete es und fand darin ein anderes, goldenes Käſtchen; er öffnete auch dieſes und fand ein Buch darin, auf deſſen Außenſeite geſchrieben war: Ein Prophet mit Namen Mohammed wird einſt aufſtehen (Gott ſey ihm gnädig und bewahre ihn!), der iſt der Herr aller ihm Vorangegangenen und ihm Nachfolgenden.

„Als Bulukia dieſe Worte geleſen, ward er ganz raſend vor Liebe zu Mohammed; er verſammelte die Großen und die Prieſter ſeines Volks, machte ſie mit dem Buche bekannt und ſagte ihnen: ‚Mein Vater verdient, daß ich ihn aus dem Grabe hervorziehe und verbrenne, weil er mir dieſes Buch verborgen hat, das er gewiß aus der Tora oder aus den Büchern Ibrahims ausgezogen hat; wie mochte er ein ſolches Buch ſo ſorgfältig verſchließen und Niemanden damit bekannt machen!‘ Aber die Vornehmen der Söhne Iſrael widerſetzten ſich einer ſolchen Handlung und ſagten: ‚Laß ihn nun in der Erde ruhen, Gott hat ihn zu ſich genommen!‘ Bulukia ging dann zu ſeiner Mutter und ſagte ihr, was er in der Schatzkammer ſeines Vaters gefunden, und erklärte ihr, daß er nun Mohammed ſo leidenſchaftlich liebe, daß er alle Länder durchziehen wolle, bis er mit ihm zuſammenträfe, ſonſt müſſe er ſterben. Er zog ſogleich ein Reiſekleid an und bat ſeine Mutter, nicht zu unterlaſſen, für ihn zu beten. Die alte Königin weinte und ſagte: ‚Was wird aus mir werden, wenn du fort biſt?‘ Aber er erwiderte: ‚Ich kann unmöglich länger hier bleiben!‘ und reiste fort in der Richtung nach Syrien, ohne einen Menſchen in dieſem Lande zu kennen. Als er an's Ufer des Meeres kam, fand er ein Schiff; er beſtieg es und ward auf eine Inſel gebracht. Da ging er an's Land und ſchlief ein. (Geprieſen ſey Der, welcher nie ſchläft!) Unterdeſſen ſegelte das Schiff weiter, und als er erwachte, war es ſchon fort und hatte ihn allein auf der Inſel zurückgelaſſen. Als er weinend auf der Inſel umherging, begegneten ihm Schlangen, ſo groß wie Kameele und ſo lang wie Dattelnbäume, die Gottes Lob verkündigten und für Mohammed beteten, worüber er ſehr erſtaunte.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung der Schlangenkönigin mit deren eigenen Worten fort:



worin auf einer weißen marmornen Säule ein Käſtchen von Ebenholz ſtand. Bulukia öffnete es und fand darin ein anderes, goldenes Käſtchen; er öffnete auch dieſes und ſah ein Buch darin, auf deſſen Außenſeite geſchrieben war: Ein Prophet mit Namen Mohammed wird einſt aufſtehen (Gott ſey ihm gnädig und bewahre ihn!), der iſt der Herr aller ihm Vorangegangenen und ihm Nachfolgenden.

„Als Bulukia dieſe Worte geleſen, ward er ganz raſend vor Liebe zu Mohammed; er verſammelte die Großen und die Prieſter ſeines Volks, machte ſie mit dem Buche bekannt und ſagte ihnen: ‚Mein Vater verdient, daß ich ihn aus dem Grabe hervorziehe und verbrenne, weil er mir dieſes Buch verborgen hat, das er gewiß aus der Tora oder aus den Büchern Ibrahims ausgezogen hat; wie mochte er ein ſolches Buch ſo ſorgfältig verſchließen und Niemanden damit bekannt machen!‘ Aber die Vornehmen der Söhne Iſrael widerſetzten ſich einer ſolchen Handlung und ſagten: ‚Laß ihn nun in der Erde ruhen, Gott hat ihn zu ſich genommen!‘ Bulukia ging dann zu ſeiner Mutter und ſagte ihr, was er in der Schatzkammer ſeines Vaters gefunden, und erklärte ihr, daß er nun Mohammed ſo leidenſchaftlich liebe, daß er alle Länder durchziehen wolle, bis er mit ihm zuſammenträfe, ſonſt müſſe er ſterben. Er zog ſogleich ein Reiſekleid an und bat ſeine Mutter, nicht zu unterlaſſen, für ihn zu beten. Die alte Königin weinte und ſagte: ‚Was wird aus mir werden, wenn du fort biſt?‘ Aber er erwiderte: ‚Ich kann unmöglich länger hier bleiben!‘ und reiste fort in der Richtung nach Syrien, ohne einen Menſchen in dieſem Lande zu kennen. Als er an's Ufer des Meeres kam, fand er ein Schiff; er beſtieg es und ward auf eine Inſel gebracht. Da ſtieg er an's Land und ſchlief ein. (Geprieſen ſey Der, welcher nie ſchläft!) Unterdeſſen ſegelte das Schiff weiter, und als er erwachte, war es ſchon fort und hatte ihn allein auf der Inſel zurückgelaſſen. Als er weinend auf der Inſel umherging, begegneten ihm Schlangen, ſo groß wie Kameele und ſo lang wie Dattelnbäume, die Gottes Lob verkündigten und für Mohammed beteten, worüber er ſehr erſtaunte.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung der Schlangenkönigin mit deren eigenen Worten fort:

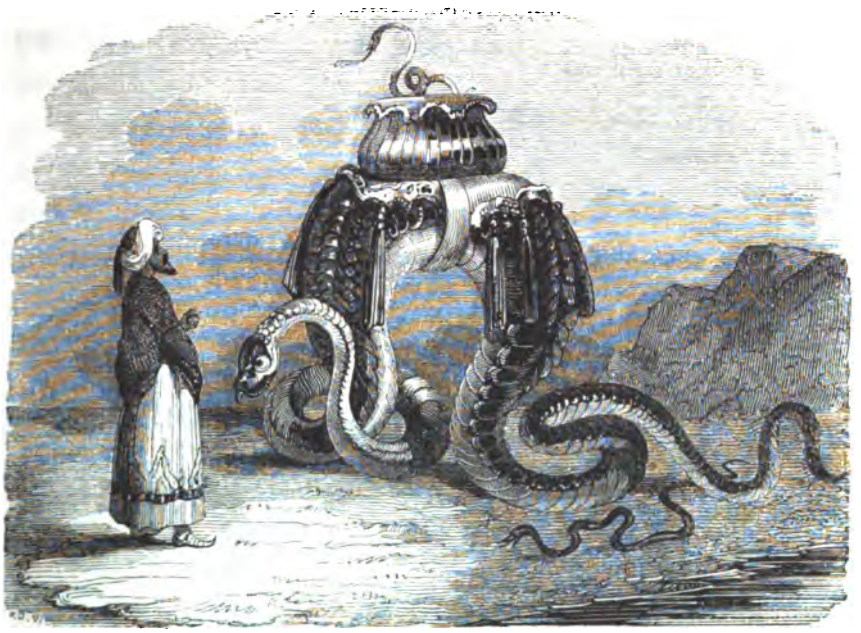
Siebenhundert

und

ſechsundſiebenzigſte Nacht.

„Eine dieſer Schlangen fragte nun Bulukia: ‚Wer biſt du, wo willſt du hin und wo kommſt du her?‘ Er antwortete: ‚Ich heiße Bulukia, gehöre zu den Söhnen Iſrael und reiſe aus Liebe zu Mohammed (Gott ſey ihm hold!), um ihn aufzuſuchen; doch wer ſeyd ihr, ihr edlen Geſchöpfe?‘ Sie antworteten: ‚Wir ſind Bewohner der Hölle, zur Pein der Ungläubigen geſchaffen.‘ Bulukia fragte ſie, wie ſie denn hierher gekommen. Die Schlange antwortete: ‚Wiſſe, Bulukia, daß die Hölle, welche auch ein lebendiges Weſen iſt, zweimal im Jahre Athem ſchöpft, einmal im Sommer und einmal im Winter, und daher entſteht auch die große Hitze im Sommer; ſo oft ſie ausathmet, wirft ſie uns aus, und wenn ſie wieder einathmet, zieht ſie uns wieder an.‘ Bulukia fragte dann, ob in der Hölle noch größere Schlangen umher kriechen, worauf die Schlange antwortete: ‚Wir ſind die allerkleinſten; in der Hölle gibt es aber Schlangen, die es gar nicht empfinden, wenn die größte von uns in ihren Bauch kriechen würde.‘ Bulukia fragte ferner: ‚Woher kennt ihr Mohammed, für den ihr betet?‘ Sie antworteten: ‚O Bulukia, Mohammeds Namen iſt über die Thüre des Paradieſes geſchrieben, und wäre er nicht, ſo hätte Gott gar nichts geſchaffen, weder Paradies noch Hölle, weder Himmel noch Erde; Gott hat Alles nur ſeinetwillen geſchaffen und hat überall

Mohammeds Namen mit dem ſeinigen verſchlungen, darum beten wir für Mohammed (Gott ſey ihm hold!).' Als Bulukia dieſe Worte von der Schlange hörte, vermehrte ſich ſeine Liebe und Sehnſucht zu Mohammed noch. Er nahm dann von den Schlangen Abſchied, ging an's Ufer des Meeres, wo ein Schiff vor Anker lag, beſtieg es und fuhr damit nach einer andern Inſel. Als er hier an's Land ſtieg und eine Weile umher ging, ſah er unendlich viele große und kleine Schlangen. Unter andern ſah er auch eine, welche weißer und glänzender als Kryſtall war, ſie ſaß in einer goldnen Kufe auf dem Rücken einer andern Schlange, groß wie ein Elephant; die Schlange in der



Kufe war die Königin der Schlangen, und die bin ich." Haſeb ſagte: „Nun erzähle mir, was zwiſchen dir und Bulukia vorgefallen!" Die Königin fuhr fort: „Als ich Bulukia ſah, grüßte ich ihn und fragte ihn, wo er herkomme, wer er ſey, was er ſuche und wie er heiße; er antwortete mir: ‚Ich heiße Bulukia, bin von den Söhnen Iſrael und ziehe umher, um Mohammed, den Propheten Gottes, aufzuſuchen, den ich in der heiligen Schrift angekündigt fand.' Er fragte mich dann: ‚Und wer biſt du?' Ich ſagte ihm: ‚Ich bin die Schlangenkönigin und heiße Tamlicha; wenn du Mohammed, dem Gott gnädig ſey, triffſt, ſo grüße ihn von mir.' Bulukia nahm dann Abſchied von mir, beſtieg das Schiff wieder und reiſte nach Jeruſalem. Da lebte ein Mann, der in allen Wiſſenſchaften bewandert war; er hatte Geometrie,

die auf dem Berge wachſen; jede Pflanze, an der wir vorüber gehen, wird ihr dann ſagen, wozu ſie zu gebrauchen iſt durch die Allmacht des erhabenen Gottes. Ich weiß, daß es ein Kraut gibt, deſſen Saft die Eigenſchaft hat, dem, der ſich die Füße damit ſalbt, die Kraft zu verleihen, auf allen Meeren, die Gott geſchaffen, umherzugehen. Haben wir einmal durch die Schlangenkönigin dieſes Kraut kennen gelernt, ſo laſſen wir ſie wieder ihres Weges gehen und ſalben uns mit dem Safte deſſelben, durchwandern die ſieben Meere, bis wir zu Salomons Grab gelangen, da nehmen wir den Siegelring von ſeinem Finger und werden ſo mächtig wie Salomon, und erreichen alle unſere Wünſche; wir trinken hierauf von der Lebensquelle im Meere der Dunkelheit; unſer Leben wird dann mit Gottes Willen ſo lange währen, bis wir in ſpäterer Zeit mit Mohammed zuſammen kommen. Als Bulukia dieſe Worte hörte, ſagte er: ‚Ich will dir zeigen, wo die Schlangenkönigin ſich aufhält.‘ Afan ließ ſich hierauf einen eiſernen Käfig machen, nahm zwei Becher, füllte den einen mit Wein und den andern mit Milch, und reiste mit Bulukia Tag und Nacht, bis ſie auf die Inſel kamen, wo er mich geſehen hatte. Sobald ſie an's Land ſtiegen, machte Afan eine Falle an den Käfig, ſtellte die beiden Becher hinein und entfernte ſich wieder. Nach kurzer Zeit kam ich herbei und ſtaunte eine Weile den Käfig an, ſobald ich aber die Milch und den Wein roch, ſtieg ich vom Rücken der Schlange herunter, die mich trug, und kroch in den Käfig hinein. Als ich

aber von dem Weine getrunken hatte, ſchwindelte mir der Kopf; Afan, der nicht weit vom Käfig verborgen war, bemerkte dies, ſchloß die Thüre des Käfigs und trug mich

fort. Als ich wieder zu mir kam und mich eingeſperrt auf dem Gipfel des Berges neben Bulukia fand, ſagte ich: ‚So geht es denen, die Menſchen ſchonen.‘ Bulukia erwiderte aber: ‚Fürchte nichts, o Königin der Schlangen, wir thun dir nichts zu Leid, du ſollſt uns nur die Pflanze zeigen, deren Saft uns die Kraft gibt, auf allen Meeren zu gehen, die Gott geſchaffen, ohne zu verſinken; ſobald wir ſie gefunden, bringen wir dich wieder dahin zurück, wo wir dich gefangen.‘

„So gingen ſie nun mit dem Käfig, in welchem ich eingeſperrt war, auf dem Gebirge umher unter allerlei Pflanzen, deren jede verkündete, wozu ſie zu gebrauchen, bis ſie endlich zu einem Kraut kamen, welches ausrief: ‚Wer mich pflückt und meinen Saft auspreßt und damit ſeine Füße ſalbt, der kann auf allen Meeren gehen, die Gott geſchaffen, ohne daß ſein Fuß wanke.‘ Als Afan dies hörte, ſtellte er den Käfig auf den Boden, pflückte von dieſem Kraute ſo viel er brauchte, zerſtieß es, drückte es aus, goß den Saft in zwei Fläſchchen, die er aufbewahrte, und ſalbte ſeine Füße mit dem Uebrigen. Dann ging er mit Bulukia wieder auf die Inſel, wo er mich gefunden; Afan öffnete die Thüre des Käfigs und ließ mich heraus. Als ich wieder im Freien war, ſagte ich: ‚Was wollt ihr mit dieſem Safte thun?‘ Sie antworteten: ‚Wir wollen die ſieben Meere durchſchreiten, um zu dem Grabe unſers Herrn Salomon zu gelangen und den Siegelring von ſeinem Finger zu nehmen.‘ Ich erwiderte aber: ‚Das könnt ihr nie erreichen, denn der erhabene Gott hat nur Salomon damit beſchenkt, als er betete: O Gott, ſchenke mir ein Reich, das Keiner nach mir haben wird, du biſt ja der Gebende. Was thut ihr alſo mit dieſem Ringe? Hättet ihr lieber das Kraut gepflückt, das dem, der es genießt, bis zum Auferſtehungstage Geſundheit und Jugend verleiht, das hätte euch mehr genützt.‘ Als Afan dies hörte, bereute er, was er gethan, und ging wieder mit Bulukia fort. Ich aber kehrte wieder zu meinem Heere zurück, wo durch meine Abweſenheit eine große Verwirrung entſtanden war; ein Theil deſſelben war erkrankt, ein anderer geſtorben. Als die Schlangen aber mich wieder ſahen, verſammelten ſie ſich vor Freude jubelnd um mich und fragten mich nach der Urſache meiner langen Abweſenheit. Ich erzählte ihnen, was mir mit Afan und Bulukia widerfahren, und befahl ihnen, um keinen weitern Verfolgungen der Menſchen mehr ausgeſetzt zu ſeyn, mit mir auf den Berg Kaf zu ziehen, wo ich nun ſonderbarer Weiſe dich traf. Das iſt's," ſchloß die Schlangenkönigin, „was ich dir, o Haſeb, erzählen wollte."

Haſeb war ſehr erſtaunt über dieſe Erzählung und bat die Schlangenkönigin Tamlicha, ihm eine ihrer Schlangen mitzugeben, die ihn wieder auf die Erde zu

ſeiner Familie zurück führe. Tamlicha ſagte aber: „Du darfſt uns nicht bis zum Winter verlaſſen; ſieh dich indeſſen auf dem Berg Kaf ein wenig um, wie Berge und Thäler, Bäume und Flüſſe, Blumen und Vögel den einzigen allmächtigen Gott preiſen.“ Haſeb fragte dann Tamlicha, ob Afan und Bulukia wirklich die ſieben Meere überſchreiten und Salomons Siegel aus ſeiner Grabſtätte ihm vom Finger nehmen konnten. Tamlicha antwortete: „Sie haben wirklich die ſieben Meere durchſchritten und haben deſſen Wunder geſehen, dann ſind ſie an einen hohen Berg von grünem Smaragd gekommen, an deſſen Fuß eine Waſſerquelle hervorſprudelt, welche wie der feinſte Moſchus duftet. Sie freuten ſich ſehr und glaubten ſchon am Ziele zu ſeyn.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Erzählung mit Tamlicha's Worten fort:

Siebenhundert

und

achtundſiebenzigſte Nacht.

„Afan ſah dann in der Ferne ein Minaret mit einer großen Kuppel; er ging mit Bulukia darauf zu, und als ſie hinein kamen, fanden ſie einen goldnen Thron mit allerlei Edelſteinen beſetzt; um dieſen Thron herum ſtanden eine unzählbare Menge Stühle. Sie ſahen dann unſern Herrn Salomon auf dem Throne; er hatte ein grünes ſeidnes Kleid an, mit Gold und Perlen und allerlei koſtbaren Edelſteinen durchwirkt, ſeine rechte Hand lag auf ſeiner Bruſt und der Siegelring war an ſeinem Finger.

„Afan lehrte Bulukia allerlei Beſchwörungen und Zauberformeln, die er immerfort herſagen ſollte, dann näherte er ſich dem Throne; aber auf einmal ſprang eine große Schlange unter dem Throne hervor und ziſchte ſo laut, daß die ganze Gegend erbebte, und Feuerfunken flogen aus ihrem Munde. Mit grimmiger Miene ſagte ſie zu Afan: ‚Wenn du dich nicht ſchnell von hier entfernſt, ſo gehſt du zu Grunde.‘ Aber Afan erſchrack nicht vor dieſer Schlange und recitirte immer ſeine Beſchwörungsformeln. Da blies ihn die Schlange ſo heftig an, daß faſt das Minaret zuſammen ſtürzte, und ſagte: ‚Wehe dir! wenn du nicht umkehrſt, ſo wirſt du verbrennen.‘ Als Bulukia dies hörte, entfloh er; aber Afan erſchrack nicht, ging auf den Thron zu und ſtreckte die Hand nach dem Ringe aus; da fiel die Schlange über ihn mit einem Feuerregen her, bis er

zu einem Haufen Aſche ward. Bulukia fiel in Ohnmacht, als er dies ſah; während er aber in Ohnmacht lag, befahl Gott ſeinem Engel Gabriel, zur Erde zu ſteigen und ihn zu retten, ehe die Schlange auch ihn tödte. Gabriel ließ ſich herunter, weckte Bulukia, grüßte ihn und fragte ihn, wie er hierher gekommen. Bulukia erzählte Gabriel, was ihm mit Afan widerfahren, von Anfang bis zu Ende. Da ſagte Gabriel: ‚Wiſſe, daß, wer Mohammed liebt, von keinem Feuer verbrannt wird.‘ Bulukia bat ihn dann, er möchte ihn doch mit Mohammed bekannt machen. Gabriel ſagte aber: ‚Geh jetzt deines Weges, Bulukia, die Zeit Mohammeds iſt noch fern;‘ dann ſtieg er wieder gen Himmel und Bulukia ſah jetzt erſt ein, daß ich mit Recht ihm voraus geſagt, die Pflanze würde ihnen nichts nützen, und bereute, was er gethan. Er ſtieg dann vom Berge herunter und brachte die Nacht, Afan beweinend und über die Wunder dieſes Berges nachdenkend, zu. Am folgenden Morgen ſalbte er ſeine Füße wieder und ging mehrere Tage und Nächte auf dem Meere umher, deſſen wunderbare

Geſchöpfe anſtaunend, bis er an eine Inſel kam, die dem Paradieſe glich. Da ſtieg er an's Land und bewunderte deſſen Schönheit. Der Boden war Safran, die Steine Rubin und andre edle Metalle, das Holz war lauter Jasmin und Aloe, und es wuchſen nichts als Roſen, Nelken, Lilien, Veilchen und andere wohlriechende Blumen auf der Erde. Schöne Vögel von allerlei Farben ſangen fröhlich auf den Zweigen der Bäume, zwiſchen denen klare Bäche rieſelten; allerlei niedliche Thiere weideten friedlich umher; der Taube Liebesgeſang erfreute das Herz, und die Nachtigall antwortete ihr mit zärtlicher Stimme; die ganze Inſel verkündete laut den Herrn des Oſtens und Weſtens, den Niemand erreicht und vor deſſen Beſtimmung Niemand entfliehen kann. (Geprieſen ſey er, der erhabene Gott!) Bulukia merkte bei dieſem Anblick, daß er einen andern Weg eingeſchlagen, als den, welchen ihn Afan auf der Hinreiſe geführt."

Scheherſad erzählte mit Tamlicha's Worten in der nächſten Nacht weiter:

Siebenhundert und neunundſiebenzigſte Nacht.

„Bulukia wandelte auf der Inſel umher bis Abends, dann beſtieg er einen hohen Baum. Auf einmal fing das Meer zu toben an und es kam ein großes Thier hervor, das ſo laut ſchrie, daß die ganze Inſel wankte. Nach einer Weile kamen Löwen, Tiger, Wölfe, Panther und andere wilde Thiere herangeſprungen, jedes mit einem Edelſteine in dem Vorderfuße, der wie ein Licht glänzte; es waren ihrer ſo viele, daß nur Gott ihre Zahl kennt: die ganze Inſel war davon angefüllt. Sie unterhielten ſich mit einander bis der Tag anbrach, dann verſchwanden ſie wieder. Bulukia, aus Furcht vor ihrer Wiederkehr, ſtieg nun in's zweite Meer, und ging Tag und Nacht, bis er an einen hohen Berg kam, unter welchem ein tiefes Thal lag, deſſen Boden von Magnetſtein war; hier ſtieg er an's Land und trocknete einige Fiſche in der Sonne. Als er aber am Ufer des Meeres ſie verzehren wollte, kam ein Tiger drohend auf ihn zu, als wollte er ihn verſchlingen, da ſalbte er ſich ſchnell die Füße und ſprang in's dritte Meer.

„Die Nacht war ſehr dunkel und ſtürmiſch und er mußte lange umhertappen, bis er auf eine Inſel kam, wo allerlei Obſtbäume wuchſen. Er pflückte einige Früchte, aß ſie, dankte Gott und ging dann auf der Inſel ſpazieren, die ihm ſo gut gefiel, daß er zehn Tage darauf zubrachte; am elften ſalbte er ſeine Füße wieder und ging auf das vierte Meer. Nach mehreren durchwanderten Tagen und Nächten kam er auf eine Inſel,

deren Boden aus weißem Sande beſtand, auf dem weder Bäume noch ſonſt etwas Grünes zu ſehen war. Er hielt ſich daher gar nicht auf, ſondern ging gleich auf das fünfte Meer, das er in einigen Tagen überſchritt, und gelangte an eine kleine Inſel, deren Boden wie Kryſtall glänzte und von vielen Goldadern durchſchnitten war. Bäume wuchſen auf dieſer Inſel, die wie die Sonne leuchteten, und Blumen, die wie Gold ausſahen. Bulukia brachte den Tag auf der Inſel zu, und des Nachts ſah er die Blumen wie Sterne leuchten. Man behauptet, dieſe Inſel heiße die Blumeninſel und dieſe Blumen ſeyen lauter Funken, die von der Sonne abfallen. Bulukia ſchlief eine Nacht auf dieſer Inſel; am folgenden Morgen ſalbte er ſeine Füße wieder und ſtieg in's ſechste Meer; dieſes führte ihn nach einigen Tagen auf eine Inſel, wo zwei Berge ſich erhoben, auf denen viele Bäume wuchſen, an deren Zweigen Menſchenköpfe an den Haaren hingen, andere Bäume ſah er, an denen grüne Vögel mit den Füßen hingen, wieder andere, die wie Feuer ſtrahlten und Früchte trugen, von denen brennende Funken herabtropften, er ſah auch lachende und weinende Früchte und noch viele andere wunderbare Dinge. Auch ſah er, als er des Nachts unter einem Baume lag, die Nymphen aus dem Meere ſteigen, mit Edelſteinen an der Hand, die wie ein Licht glänzten; ſie tanzten und ſpielten und hüpften und ſcherzten mit einander, bis der Morgen heranbrach, dann ſprangen ſie wieder in's Meer. Auch Bulukia ſalbte ſich wieder und betrat das ſiebente Meer. Er mußte zwei Monate lang gehen, ehe er Land erblickte, und große Hungersnoth leiden, da er nichts als Fiſche aus dem Meere nehmen konnte, die er roh verzehren mußte. Endlich kam er an einem Morgen auf eine Inſel, welche reich an Bächen und Bäumen war; er ging gleich auf einen Baum zu und ſtreckte die Hand aus, um Aepfel zu nehmen. Da ſchrie ihn ein Menſch aus dieſem Baume an: ‚Wenn du etwas von dieſem Baume nimmſt, ſo theile ich dich in zwei Theile.‘ Bulukia hob die Augen auf und ſah eine Geſtalt vor ſich, welche wohlgemeſſene 40 Ellen lang war, er fürchtete ſich ſehr und ſagte: ‚Warum darf ich von dieſen Früchten nichts eſſen?‘ Der Mann antwortete: ‚Weil du ein Erdenſohn biſt und dein Vater Adam Gottes Befehl übertrat und von dem verbotenen Baume aß.‘ — ‚Wem gehören denn dieſe Bäume und wer biſt du?‘ — ‚Ich heiße Scherahia, und dieſe Inſel mit ihren Bäumen gehört dem König Sachr, deſſen Unterthan ich bin, beauftragt, dieſe Inſel zu bewachen; doch wer biſt du und wie kömmſt du hierher?‘ Bulukia erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte, worauf Scherahia ihm etwas zu eſſen brachte und Abſchied von ihm nahm.

„Bulukia irrte nun wieder zehn Tage umher zwiſchen Bergen und Thälern, bis er einen dichten Staub in der Ferne erblickte. Als er auf dieſe Staubwolken zuging,

hörte er ein großes Geſchrei und Kriegsgetümmel und ſah in einem Thale, durch welches man zwei Monate zu reiſen hat, ganz eigne Geſtalten, auf Pferden ſitzend, gegen einander ſo erbittert kämpfen, daß das Blut wie ein Strom unter ihnen floß; dabei ſchrien ſie mit einer Stimme wie der Donner und waren mit langen Schwertern und Lanzen und eiſernen Stangen und Bogen und Pfeilen bewaffnet. Bulukia zitterte das Herz vor Angſt, als er dieſen mörderiſchen Krieg ſah; ſobald aber die Krieger ihn erblickten, traten ſie aus einander und machten dem Kampfe ein Ende. Eine Abtheilung der Krieger, deren Ausſehen Bulukia's Erſtaunen erregten, näherte ſich ihm, und ein Reiter trat auf ihn zu und fragte ihn: ‚Wer biſt du, woher kommſt du, wo willſt du hin und wer hat dir dieſen Weg gezeigt?' Bulukia antwortete: ‚Ich bin ein Menſch, wandere umher aus Liebe zu Mohammed, dem Gott gnädig ſey, und habe den rechten Weg verfehlt. Aber wer ſeyd ihr denn?' — ‚Wir ſind Genien.' — ‚Was bedeutet denn

der Krieg zwiſchen euch, und wie heißt dieſes Land?' — ‚Du befindeſt dich hier auf dem weißen Lande, und Gott befiehlt uns, jedes Jahr gegen die ungläubigen Genien hier zu kämpfen; wir aber thun weiter nichts, als Gott preiſen und ſeine Heiligkeit verkünden. Wir haben auch einen König, der Sachr heißt, du mußt mit uns zu ihm gehen, daß er dich ſehe.' Sie führten dann Bulukia in ihr Lager und er ſah große ſeidene Zelte, ſo viel, daß nur Gott der Erhabene ihre Zahl kennt. Alle Zelte waren grün, nur ein ſehr großes Zelt war roth, dieſes hatte tauſend Ellen im Umfang, die Stricke waren von blaugrüner Seide, und die Pfähle von Silber und Gold; es war das Zelt des Königs Sachr, in welchem ihm Bulukia vorgeſtellt wurde. Sachr ſaß auf einem goldnen Throne, mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, zu ſeiner Rechten ſtanden die Könige der Genien und zu ſeiner Linken die Befehlshaber der Truppen, die Gelehrten und die Vornehmen des Reichs. Als Bulukia vor den König trat, verbeugte er ſich und grüßte ihn. Der König erwiderte ſeinen Gruß und bat ihn, näher zu treten und ſich auf einen Stuhl neben ihn zu ſetzen. Der König fragte ihn dann: ‚Wer biſt du?' Er antwortete: ‚Einer von den Söhnen Adams, ein Iſraelit.' Der König bat ihn dann, ihm zu erzählen, wie er hierher gekommen und was ihm auf der Reiſe widerfahren."

Scheherſad ſetzte in der nächſten Nacht die Erzählung der Schlangenkönigin mit folgenden Worten fort:

und

achtzigſte Nacht.

„Als der König Sachr Bulukia's Abenteuer vernahm, befahl er den Kammerdienern, etwas zu eſſen zu bringen. Nach einer Weile brachten ſie gedeckte Tiſche, worauf allerlei Schüſſeln von Silber, Gold und Meſſing ſtanden; in einigen Schüſſeln waren fünfzig gekochte Kameele, in andern zwanzig, wieder in andern fünfzig Hämmel; es waren im Ganzen 1,050,000 Schüſſeln. Die Genien aßen dann mit einander, und Bulukia aß mit ihnen, bis er ſatt war, dann wurden die Fleiſchſpeiſen abgetragen und Früchte gebracht. Nachdem auch dieſe gegeſſen waren, prieſen ſie gemeinſchaftlich Gott und beteten für ſeinen Propheten Mohammed. Als Bulukia den Namen Mohammed hörte, war er ſehr erſtaunt und bat den König Sachr um Erlaubniß, ihn etwas zu fragen. Auf einen bejahenden Wink des Königs ſagte er: ‚O König, wer ſeyd ihr, woher ſtammt ihr und wie ſo kennt ihr Mohammed, daß ihr ihn liebt und für ihn betet?‘ Der König antwortete: ‚O Bulukia, Gott der Erhabene hat ſieben Höllen über einander geſchaffen und zwiſchen der einen und der andern iſt eine Strecke von tauſend Jahren. In die erſte Hölle kommen die Widerſpenſtigen, die ohne Buße ſterben, in die zweite die Gottesleugner, in die dritte die Völker Jadjudſch und Madjudſch, in die vierte die Anhänger Satans, in die fünfte die, welche das Gebet vernachläſſigen,

in die ſechste, wo man harte Pein ausſteht, die Juden und Chriſten, und in die ſiebente die Heuchler. Die erſte Hölle, welche die oberſte iſt, iſt die minder peinliche von allen. Sie enthält tauſend Feuerberge und bei jedem Berge 70,000 Thäler, und in jedem Thale 70,000 Feuerſtädte, in jeder Stadt 70,000 Quartiere, in jedem Quartier 70,000 Häuſer, in jedem Hauſe 70,000 feurige Stühle und auf jedem Stuhle 70,000 verſchiedene Qualen, und doch, o Bulukia, iſt dieſe Hölle die oberſte und allerleidlichſte von allen. Die Anzahl der Feuerſtädte in den übrigen Höllen aber kennt nur Gott.' Bulukia weinte bei dieſen Worten und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich kam, fragte er den König Sachr: ‚Wie wird es denn uns gehen?' Er antwortete: ‚Fürchte nichts, Bulukia, wiſſe, daß, wer Mohammed liebt, der bleibt von der Hölle befreit und kein Feuer kann ihn verletzen, denn die Hölle flieht vor Allen, die an ihn glauben. Was aber uns angeht, o Bulukia, uns hat Gott aus Feuer geſchaffen. Zuerſt ſchuf

nämlich Gott in der Hölle zwei Könige, der eine hieß Chalit und der andere Malit. Chalit hatte die Geſtalt eines Löwen und Malit die eines Wolfs. Chalit war männlichen Geſchlechts und Malit war ein Weibchen. Gott befahl ihnen dann, ſich zu begatten, und ſie zeugten allerlei Skorpione und Schlangen, mit denen Gott zur Pein der Ungläubigen die Hölle bevölkerte, denn dieſe häßlichen Thiere vermehrten und verbreiteten ſich bald in's Unendliche. Nachher befahl Gott den beiden Engeln, zum zweiten Male ſich zu begatten; Malit ward ſchwanger und gebar ſieben Männchen und ſieben Weibchen, die, als ſie groß wurden, nach dem Willen ihrer Eltern wieder einander heiratheten; nur ein Einziger widerſetzte ſich und ward in einen Wurm verwandelt, dieſer Wurm war Iblis (der Teufel), den Gott verdamme; ſpäter betete er doch den erhabenen Gott an, bis er in den Himmel erhoben und zu Denen, die in der Nähe Gottes leben, gebracht wurde.'

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie wieder mit Tamlicha's Worten:

Siebenhundert

und

einundachtzigſte Nacht.

‚Iblis blieb unter den Gottesfürchtigen, bis Gott Adam erſchuf; da befahl er Iblis, ſich vor Adam zu beugen; der ſtolze Iblis wollte dies aber nicht thun, darum fluchte ihm Gott und verbannte ihn aus ſeiner Nähe. Von Iblis, der ſich dann ſpäter vermehrte, kommen die Satane; von den ſechs übrigen Paaren aber, die einander heiratheten, ſtammen die gläubigen Genien her, zu denen wir gehören. Das iſt Alles, Bulukia, was ich dir über unſere Abkunft zu ſagen weiß.‘ Bulukia war ſehr erſtaunt über dieſe Worte und bat den König Sachr, ihm einen ſeiner Genien mitzugeben, der ihn in ſeine Heimath zurückbringe. Der König ſagte: ‚Wir dürfen nur thun, was uns Gott befiehlt; doch wenn du willſt, ſo gebe ich dir eines meiner Pferde und befehle ihm, dich an die Grenze meines Reiches zu bringen; dort findeſt du einen König, welcher Barachja heißt, der mein Pferd wohl kennt; ſobald er es ſieht, wird er dich herunternehmen und uns das Pferd zurückſchicken: das iſt Alles, was ich für dich thun kann, mehr nicht.‘ Bulukia weinte, als er dies hörte, und ſagte zum

König: ‚Thue, was du willst!‘ Der König ließ dann ein Pferd bringen, man setzte Bulukia darauf und sagte ihm: ‚Hüte dich wohl, abzusteigen oder es zu schlagen oder zu schelten, sonst bist du verloren; laß es nur immer fortgehen, bis es von selbst mit dir stehen bleibt; dann steige ab und gehe deines Weges.‘ Als Bulukia am Zelte des Königs vorüberritt, da sah er in der Küche große Kessel, die fünfzig Kameele hielten, unter denen Feuer brannte; er erstaunte so sehr über die Größe dieser Küche und ihrer Geräthschaften, daß er ein wenig stille hielt. Der König, der ihn vor der Küche halten sah, glaubte, er sey hungrig; er ließ daher zwei gebratene Kameele bringen und hinter ihm auf den Rücken des Pferdes befestigen. Bulukia nahm dann Abschied von diesen Genien und reiste bis an die Grenze ihres Reiches, wo das Pferd stehen blieb. Hier stieg er ab und schüttelte den Staub von seinem Kopfe; da kamen Männer herbei, die sogleich das Pferd erkannten und es am Zaume in den Stall führten, ihn aber brachten Andere zum König Barachja. Der König saß in einem prächtigen Saale, von vielen Genienfürsten und Helden und Truppenanführern zur Rechten und zur Linken umgeben. Nach gegenseitigem Gruße befahl der König Bulukia, näher zu treten und sich neben ihn zu setzen. Als er dies gethan hatte, ließ der König die Tische bringen, und Bulukia sah, daß hier eben so unmäßig wie bei dem König Sachr gelebt wurde. Nach der Mahlzeit, an welcher auch Bulukia Theil zu nehmen eingeladen wurde, fragte ihn der König, wann er den König Sachr verlassen. ‚Vor zwei Tagen.‘ — ‚Weißt du, welche Strecke du in diesen zwei Tagen zurückgelegt?‘ — ‚Nein, ich weiß es nicht.‘ — ‚Du hast eine Reise von siebenzig Monaten gemacht; du hättest aber noch weniger Zeit gebraucht, wenn man dem Pferde seinen freien Lauf gelassen hätte; da man aber wußte, daß du ein Mensch bist und leicht herunterfallen könntest, wenn das Pferd seinen gewöhnlichen Schritt ginge, hat man ihm zwei Kameele aufgebunden.‘ Bulukia war sehr erstaunt über diese Worte und dankte Gott, glücklich angekommen zu seyn. Barachja ließ sich dann von ihm seine ganze Reise und die Geschichte seiner Wanderungen erzählen und fand so viel Wohlgefallen daran, daß er ihn zwei Monate bei sich behielt.“

Nachdem Hasseb diese wunderbare Erzählung von der Schlangenkönigin Tamlicha gehört hatte, bat er sie, sie möchte doch nun ihm eine ihrer Gehülfinnen mitgeben, daß er in seine Heimath zurückkehre. Aber die Schlangenkönigin erwiderte: „Wisse, o Haseb, wenn du auf die Oberfläche der Erde zurückkehrst, zu deinen Leuten gehst und dann ein Bad nimmst, so muß ich, sobald du dich waschest, sterben.“ Haseb sagte zur Schlangenkönigin: „Ich will dir schwören, daß ich in meinem Leben in kein Bad mehr gehen

will, ſondern, wenn ich eines Bades bedarf, mich zu Hauſe waſchen laſſe.“ Aber die Schlangenkönigin erwiderte: „Und wenn du mir hundert Eide ſchwörſt, ſo glaube ich dir nie und laſſe dich nicht weg; du biſt ja Adams Sohn und kennſt ſo wenig Treue, als dein Stammvater, der Gottes Bündniß gebrochen, obſchon der erhabene Gott vierzig Jahre lang an der Materie, woraus er geſchaffen worden, gearbeitet und allen Engeln befohlen hatte, vor ihm niederzufallen.“ Als Haſeb dies hörte, ſchwieg er; dann rief er weinend: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!“

Nach zehn Tagen bat er die Schlangenkönigin, ihm zu erzählen, was denn aus Bulukia geworden, nachdem er zwei Monate bei Barachja zugebracht hatte. Da erzählte ſie: „Wiſſe, o Haſeb, nachdem Bulukia den König Barachja verlaſſen hatte, irrte er Tag und Nacht in Wüſten und Einöden umher, bis er an einen hohen Berg kam, auf dem er einen erhabenen Engel ſitzen ſah, der Gott lobte und für

Muſelmännern und für Die, welche ſich am Freitage baden; ſo leben ſie fort bis zum Tage der Auferſtehung.‘ Bulukia fragte ferner, ob es hinter dem Berge Kaf auch noch andere Berge gäbe. Und der Engel antwortete: „Hinter dem Berge Kaf iſt noch ein Berg, der fünfhundert Jahre hoch iſt; er iſt ganz aus Schnee und Eis gebildet und dient als Damm der Hölle, ſonſt würde die ganze Welt durch die Hitze der Hölle verbrennen. Dann, mein Freund,‘ fuhr der Engel fort, ‚ſind hinter dem Berge Kaf noch vierzig Länder, jedes vierzigmal ſo groß, als die bekannte Welt; einige ſind aus Gold, andere aus Silber, wieder andere aus Rubin, manche aus Smaragd und aus Safran, und jedes dieſer Länder hat eine eigene Farbe; auch dieſe Länder hat Gott mit Engeln bevölkert, die ſein Lob verkünden und ſeinen Namen heiligen und für die Anhänger Mohammeds beten, ſonſt aber gar nichts wiſſen, weder von Adam, noch von Eva, weder von Tag, noch von Nacht. Wiſſe ferner, o Bulukia, daß dieſe Länder in ſieben Schichten übereinander liegen; um ſie zu tragen, hat Gott einen Engel geſchaffen, den nur er zu ſchildern vermag und deſſen Kraft nur er kennt; unter dieſen Engel hat Gott einen Felſen gelegt, unter den Felſen einen Stier, unter den Stier ein Seeungeheuer, und

unter dieſes Seeungeheuer ein unendliches Meer. Mit dem Seeungeheuer hat Gott einſt Jeſus bekannt gemacht, als er es zu ſehen wünſchte; Gott befahl nämlich einem Engel, Jeſus an das Meer zu bringen, wo das Seeungeheuer ruht. Als er dort war, ſagte ihm der Engel: Sieh nun, Jeſus, hier iſt das Seeungeheuer! Jeſus konnte aber nichts ſehen, denn es fuhr an ihm vorüber wie ein Blitz, ſo daß er in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu ſich kam, fragte ihn Gott, ob er das Seeungeheuer geſehen und deſſen Länge und Breite beobachtet habe. Er antwortete: Bei deiner Herrlichkeit und Erhabenheit, o Herr, ich habe nichts geſehen, als ein Licht, das an mir vorüberzog, ſo lang, daß man drei Tage von einem Ende zum andern zu reiſen hätte; ich weiß aber nicht, was es war. Da ſagte Gott: Das, was du für ein Licht hieltſt, war nichts Anderes, als der Kopf des Seeungeheuers, und wiſſe, o Jeſus, daß ich jeden Tag vierzig ſolche Seeungeheuer ſchaffe.'

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung der Schlangenkönigin; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit deren eigenen Worten fort:

und

dreiundachtzigſte Nacht.

„Bulukia fragte dann, was Gott unter dem Meere geſchaffen, in dem das Seeungeheuer lebt. Der Engel antwortete: ‚Einen großen Luftraum, unter dieſem ein Feuer und unter dem Feuer eine braungefleckte Schlange, ſo groß, daß, fürchtete ſie ſich nicht vor Gott, ſo würde ſie den Engel verſchlingen, der die ſieben Länder trägt, ſammt dem Felſen und dem Stiere und dem Seeungeheuer und dem Meere und dem Luftraume mit Allem, was der Engel ſonſt trägt, ohne etwas davon im Leibe zu ſpüren. Als Gott dieſe Schlange ſchuf, ſagte er ihr: Ich will dir etwas anvertrauen, bewahre es aber wohl! Die Schlange ſagte: Thue, was du willſt. Da ſagte Gott: Oeffne deinen Mund! Als ſie ihren Mund öffnete, ſteckte ihr Gott die Hölle in den Leib und ſagte ihr: Bewahre die Hölle auf bis zum Auferſtehungstage; wenn dieſer kommt, wird Gott ſeinen Engeln den Befehl ertheilen, mit Ketten herbeizueilen und die Hölle auf den Verſammlungsplatz zu ſchleppen, dann wird Gott den Thoren der Hölle befehlen, ſich zu öffnen, und es werden Funken herausſpritzen, größer als der höchſte Berg.‘ Als Bulukia dieſe Worte vernahm, weinte er heftig, nahm vom Engel Abſchied und wendete ſich nach Weſten, bis er zwei Engel traf, die vor einer großen, verſchloſſenen Thüre ſaßen; der eine hatte die Geſtalt eines Löwen und der andere die eines Stieres.

Bulukia grüßte sie, und nachdem sie seinen Gruß erwidert hatten, fragten sie ihn, wer er sey und was er hier thue; er erzählte ihnen alle seine Reiseabenteuer von Anfang bis zu Ende, und fragte sie dann, wer sie seyen und was sie hier für eine Thüre bewachen. Die Engel antworteten: ‚Wir haben kein anderes Geschäft, als vor dieser Thüre Wache zu halten, Gott zu preisen und für Mohammed zu beten, was aber hinter dieser Thüre ist, wissen wir selbst nicht.‘ Bulukia beschwor sie bei dem erhabenen Schöpfer, ihm diese Thüre zu öffnen, damit er sehe, was dahinter ist. Aber sie antworteten: ‚Weder wir, noch irgend ein Geschöpf Gottes hat die Macht, diese Thüre zu öffnen, das kann nur der wahrhaftige Engel Gabriel.‘ Als Bulukia diese Worte vernahm, betete er zu Gott: ‚O Herr, schicke mir den Engel Gabriel, daß er mir diese Thüre öffne, damit ich sehe, was sie verschließt.‘ Gott erhörte sein Gebet und befahl dem Engel Gabriel, sich auf die Erde niederzulassen, um Bulukia die Thüre zu öffnen. Gabriel grüßte Bulukia, öffnete die Thüre und hieß ihn zur Thüre hineingehen. Als Bulukia darin war, schloß Gabriel die Thüre wieder und stieg gen Himmel.

und

dreiundachtzigſte Nacht.

„Bulukia fragte dann, was Gott unter dem Meere geſchaffen, in dem das Seeungeheuer lebt. Der Engel antwortete: ‚Einen großen Luftraum, unter dieſem ein Feuer und unter dem Feuer eine braungefleckte Schlange, ſo groß, daß, fürchtete ſie ſich nicht vor Gott, ſo würde ſie den Engel verſchlingen, der die ſieben Länder trägt, ſammt dem Felſen und dem Stiere und dem Seeungeheuer und dem Meere und dem Luftraume mit Allem, was der Engel ſonſt trägt, ohne etwas davon im Leibe zu ſpüren. Als Gott dieſe Schlange ſchuf, ſagte er ihr: Ich will dir etwas anvertrauen, bewahre es aber wohl! Die Schlange ſagte: Thue, was du willſt. Da ſagte Gott: Oeffne deinen Mund! Als ſie ihren Mund öffnete, ſteckte ihr Gott die Hölle in den Leib und ſagte ihr: Bewahre die Hölle auf bis zum Auferſtehungstage; wenn dieſer kommt, wird Gott ſeinen Engeln den Befehl ertheilen, mit Ketten herbeizueilen und die Hölle auf den Verſammlungsplatz zu ſchleppen, dann wird Gott den Thoren der Hölle befehlen, ſich zu öffnen, und es werden Funken herausſpritzen, größer als der höchſte Berg.‘ Als Bulukia dieſe Worte vernahm, weinte er heftig, nahm vom Engel Abſchied und wendete ſich nach Weſten, bis er zwei Engel traf, die vor einer großen, verſchloſſenen Thüre ſaßen; der eine hatte die Geſtalt eines Löwen und der andere die eines Stieres.

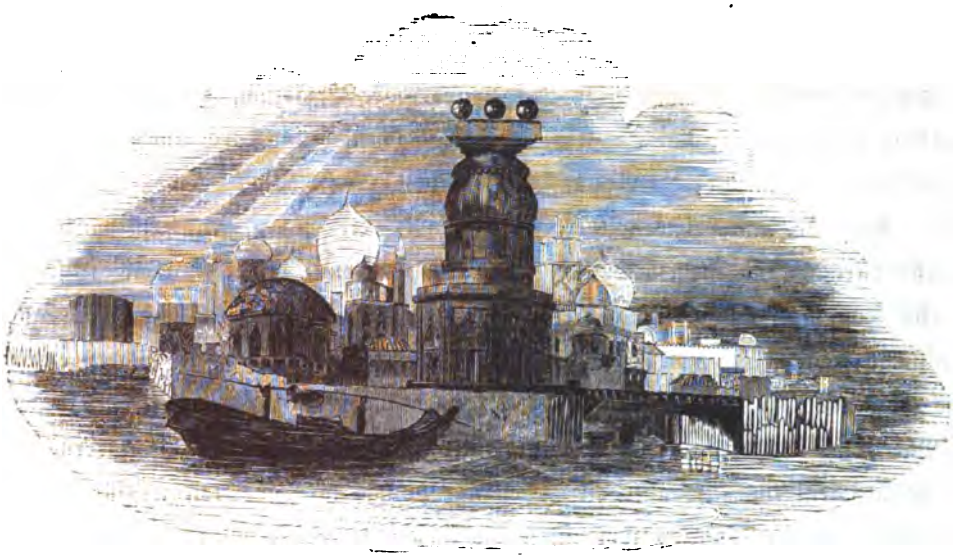
Bulukia grüßte sie, und nachdem sie seinen Gruß erwidert hatten, fragten sie ihn, wer er sey und was er hier thue; er erzählte ihnen alle seine Reiseabenteuer von Anfang bis zu Ende, und fragte sie dann, wer sie seyen und was sie hier für eine Thüre bewachen. Die Engel antworteten: ‚Wir haben kein anderes Geschäft, als vor dieser Thüre Wache zu halten, Gott zu preisen und für Mohammed zu beten, was aber hinter dieser Thüre ist, wissen wir selbst nicht.‘ Bulukia beschwor sie bei dem erhabenen Schöpfer, ihm diese Thüre zu öffnen, damit er sehe, was dahinter ist. Aber sie antworteten: ‚Weder wir, noch irgend ein Geschöpf Gottes hat die Macht, diese Thüre zu öffnen, das kann nur der wahrhaftige Engel Gabriel.‘ Als Bulukia diese Worte vernahm, betete er zu Gott: ‚O Herr, schicke mir den Engel Gabriel, daß er mir diese Thüre öffne, damit ich sehe, was sie verschließt.‘ Gott erhörte sein Gebet und befahl dem Engel Gabriel, sich auf die Erde niederzulassen, um Bulukia die Thüre zu öffnen. Gabriel grüßte Bulukia, öffnete die Thüre und hieß ihn zur Thüre hineingehen. Als Bulukia darin war, schloß Gabriel die Thüre wieder und stieg gen Himmel.

Bulukia sah ein ungeheures Meer, halb süß und halb gesalzen, das von zwei hohen Bergen aus Rubin umschlossen war. Auf diesen Bergen gingen Engel umher, die Gott lobten; Bulukia ging auf sie zu, grüßte sie und fragte sie, was das für ein Meer und für Berge wären. Sie erwiderten seinen Gruß und antworteten ihm: ‚Du befindest dich hier unter dem Firmamente, und dieses Meer ist die Quelle aller Gewässer von der Welt, und wir schöpfen aus diesem Wasserbehälter und vertheilen sowohl süßes, als gesalzenes Wasser unter alle Meere, Seen und Flüsse bis zum Auferstehungstage. Diese zwei Berge aber hat Gott geschaffen, um das Wasser zusammenzuhalten.‘ Bulukia fragte sie dann nach seinem Wege, und sie sagten ihm: ‚Es gibt keinen andern, als längs dieses Meeres.‘ Bulukia zog sein Fläschchen heraus, salbte sich die Füße wieder und ging einen Tag und eine Nacht auf dem Meere. Da begegnete ihm ein schöner Jüngling, den er grüßte und fragte, wo er hingehe. Der Jüngling sagte: ‚Mein Freund, ich muß eilen, denn meine Gesellschaft, welche gleich folgen wird, darf mir nicht zuvorkommen.‘ Als der Jüngling weiter zog, sah Bulukia vier Engel, die wie ein Blitz über das Meer liefen; er stellte sich in den Weg und beschwor sie bei dem Herrn, sie möchten ihm doch sagen, wie sie heißen und wo sie hingehen. Da antwortete der eine: ‚Ich heiße Gabriel,‘ ein anderer: ‚Israfil,‘ der dritte: ‚Michael,‘ und der vierte: ‚Asrail.‘ — ‚Gott hat uns befohlen,‘ sagten sie einstimmig, ‚einen Drachen in die Hölle zu werfen, der schon tausend Städte verwüstet und alle ihre Bewohner aufgefressen hat.‘

„Bulukia zog dann wieder weiter, bis er an eine Insel kam; hier sah er einen schönen Jüngling, dessen Angesicht wie ein Licht glänzte; er saß zwischen zwei Gräbern und weinte und seufzte. Bulukia näherte sich ihm und fragte ihn, wie er heiße, wer er sey, was diese Gräber hier bedeuten und warum er so weine. Der Jüngling wendete sich zu Bulukia, weinte so heftig, daß alle seine Kleider durchnäßt wurden, und sagte: ‚Meine Geschichte ist wunderbar und verdient wohl, daß du dich zu mir setzest, um sie anzuhören; doch zuerst sage mir, wer du bist und wie du hierhergekommen. Bulukia erzählte ihm Alles, vom Eröffnen der Kiste seines Vaters, in der das Buch lag, in welchem von Mohammed geschrieben war, bis zu seinem Eintritte in die verschlossene Pforte. Als er vollendet hatte, sagte der Jüngling: ‚Das ist Alles sehr unbedeutend; du hast noch nichts in deinem Leben gesehen. Wisse, o Bulukia, ich habe unzählbare Wunder erlebt; ich habe den König Salomo zu seiner Zeit gesehen; setze dich nur zu mir, daß ich dir Alles erzähle, was mir im Leben widerfahren; du wirst dann auch hören, warum ich hier bei diesen beiden Gräbern sitze.‘

Haſeb war ſehr erſtaunt über dieſe wunderbare Erzählung der Schlangenkönigin Tamlicha; doch bat er ſie, ihm ſeine Freiheit zu ſchenken und durch eine ihrer Schlangen ihn auf die Erde zurückbringen zu laſſen, und ſchwur abermals, er wolle nie in's Bad gehen. Aber ſie antwortete wieder: „Ich glaube dir nicht, wenn du hundert Eide ſchwörſt; daraus kann nie etwas werden.“ Haſeb weinte bei dieſer Antwort ſo heftig, daß alle Schlangen aus Mitleid mit ihm weinten und die Königin baten, ihn auf die Erde zurückzuſchicken, wenn er ſchwöre, nie in's Bad zu gehen. Die Schlangenkönigin begab ſich hierauf zu Haſeb und ließ ihn beim erhabenen Gotte ſchwören, daß er nie in's Bad gehen wolle, und befahl dann einer Schlange, ihn auf die Oberfläche der Erde zurückzubringen. Als aber dieſe Schlange zu ihm kam und ihn wegführen wollte, bat er die Schlangenkönigin, ihm zuerſt die Geſchichte des Jünglings zu erzählen, dem Bulukia auf der Inſel begegnet war, worauf Jene begann:

Hier unterbrach der Tag die Erzählung, welche aber in der folgenden Nacht von Scheherſad mit den eigenen Worten der Schlangenkönigin fortgeſetzt wurde:



Siebenhundert und vierundachtzigste Nacht.

„Wiſſe, o Haſeb, nachdem Bulukia ſeine Geſchichte vollendet hatte und ſich neben den Jüngling ſetzte, begann dieſer: ‚Wiſſe, mein Freund, mein Vater war ein mächtiger König, der in Kabul reſidirte; ſein Name war Tiphanus. Unter ihm ſtanden zehntauſend Statthalter, deren jeder über hundert Städte und hundert Schlöſſer geſetzt war; auch waren ſieben Sultane meinem Vater unterthan, und von Oſten bis Weſten wurden ihm aus den entfernteſten Ländern Huldigungen dargebracht, denn ſeine Regierung war ſehr mild und gerecht. Der erhabene Gott ſegnete auch meinen Vater in allen ſeinen Unternehmungen; nur hatte er keine männlichen Nachkommen, weßhalb er immer dachte: Wer wird wohl nach meinem Tode mein Nachfolger ſeyn? Eines Tages ließ er die Weiſen ſeines Landes und die Sterndeuter zu ſich kommen und fragte ſie, ob er wohl noch einen Sohn zeugen werde, dem er ſein Reich hinterlaſſen könne. Die Sterndeuter öffneten ihre Bücher und beobachteten ſein Geſtirn, machten ihre Berechnungen und ſagten: ‚Wiſſe, o mächtiger König und edler Herrſcher, eine Prinzeſſin von Choraſan wird dir noch einen Sohn gebähren.‘ Der König Tiphanus freute ſich ſehr mit dieſer Prophezeiung, ſchenkte den Sterndeutern unzählbare Schätze und entließ ſie wieder. Er ließ ſogleich ſeinen Großvizier Einſar kommen, theilte ihm der

Sterndeuter Prophezeiung mit, und bat ihn, nach dem Lande Chorasan zu reisen und um eine dortige Prinzessin für ihn zu werben. Der Vizier verließ sogleich den König,

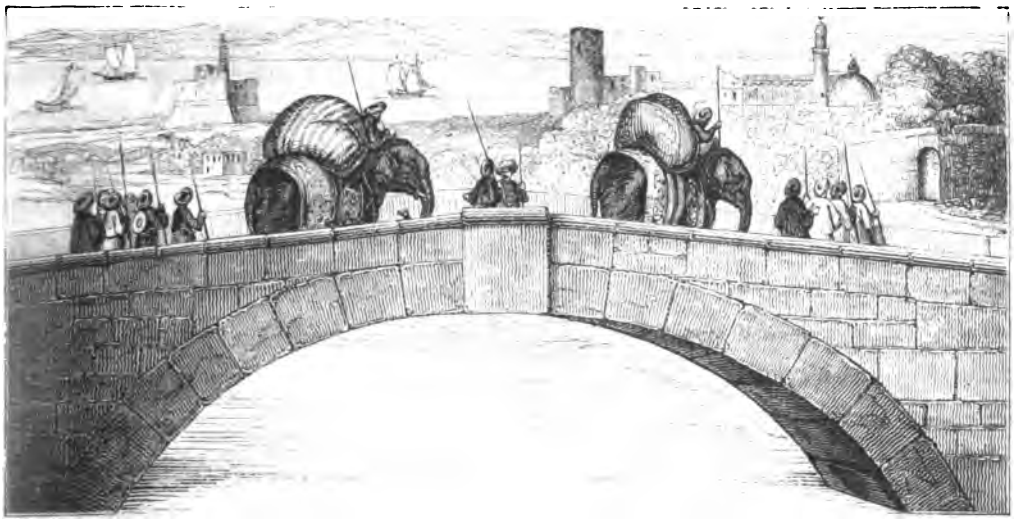
um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen und Ritter und Truppen zu seiner Begleitung zu versammeln. Der König aber ließ fünfzehnhundert Kameele mit Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Seidenstoffen und allerlei Ausstattungsgeräthschaften beladen und gab sie dem Vizier mit; auch schrieb er einen Brief folgenden Inhalts:

„Nachdem wir Bahrawan, den König von Chorasan, freundlich grüßen, melden wir ihm, daß die Weisen und Sterndeuter uns prophezeiten, nur von deiner Tochter würde uns ein Sohn geboren werden; wir schicken dir daher den Vizier Einsar mit allerlei Geschenken zur Morgengabe als unsern Stellvertreter und Bevollmächtigten, und ersuchen dich, ihm ohne Säumen zu gewähren, was er von dir fordert; was du uns Gutes thust, wird reichlich belohnt werden; hüte dich aber, dich unsern Wünschen zu widersetzen, denn wisse, o König Bahrawan, daß uns Gott das mächtige Königreich Kabul geschenkt hat; wenn du uns deine Tochter gibst, so verbinden wir unsere Reiche

und wir ſchicken dir jedes Jahr ſo viel Geld du brauchſt. Das iſt's, was wir dir mitzutheilen haben.'

„Dieſen Brief verſiegelte der König, übergab ihn dem Vizier und befahl ihm, abzureiſen. Der Vizier reiste von vielen Offizieren begleitet nach Chorasan. Sobald der König Bahrawan deſſen Ankunft vernahm, ſchickte er ihm einige Adjutanten entgegen mit allerlei Speiſen und Getränken und mit Futter für die Pferde. Sie ließen ihren Proviant abladen, ſobald ſie dem Vizier begegneten, und bewillkommten ihn im Namen des Königs. Der Vizier brachte mit ihnen zehn Tage unter vielen Feſtlichkeiten in einer freundlichen Wieſe zu. Am elften Tage, als er ausgeruht hatte, zog er in die Stadt; hier beſuchte ihn der König ſogleich und lud ihn ein, mit ihm in's Schloß zu kommen. Der Vizier überlieferte dann die Geſchenke, die er mitgebracht hatte, und den Brief des Königs Tiphanus."

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach hier dieſe Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit Tamlicha's Worten:



Siebenhundert und fünfundachtzigſte Nacht.

„Als Bahrawan den Brief geleſen hatte, freute er ſich ſehr und ſagte zum Vizier: ‚Dein Begehren ſey dir gewährt; dem König Tiphanus gäbe ich auch mein Leben, wenn er es verlangte.‘ Er ging dann zu ſeiner Gattin und ihren Verwandten, um ihnen die Botſchaft des Viziers mitzutheilen, und auch ſie ſahen mit Freude der Vermählung der Prinzeſſin von Chorafan mit dem König von Kabul entgegen.

„Der Vizier verweilte, nachdem ihm die Gewährung ſeiner Bitte zugeſagt wurde, noch zwei Monate bei dem König Bahrawan; dann bat er ihn, ihm die Prinzeſſin, um derentwillen er gekommen, mitzugeben, daß er ſie dem König zuführe. Der König ließ Alles, was zur Ausſteuer ſeiner Tochter gehörte, auf Kameele laden, beauftragte die Prieſter ſeiner Hauptſtadt, einen Ehe-Contrakt zwiſchen ſeiner Tochter und dem König Tiphanus aufzuſetzen, beſchenkte den Vizier, als Stellvertreter des Königs, mit den koſtbarſten Edelſteinen, ließ die Stadt mit Teppichen belegen und herrlich beleuchten, und dann reiste der Vizier mit der Prinzeſſin ab. Der König Tiphanus liebte die Prinzeſſin von Chorafan mehr als ſeine übrigen Frauen, und nach einem Jahre zeigte ſich die Beſtätigung deſſen, was die Aſtrologen prophezeit hatten, denn ſie gebar einen Sohn, ſo ſchön wie der Vollmond. Der König Tiphanus freute ſich außerordentlich über die Niederkunft ſeiner Gattin; er ließ die Weiſen und die Sterndeuter abermals

rufen und ſagte ihnen: ‚Ich wünſche von euch zu vernehmen, was dieſem neugebornen Kinde in ſeinem Leben widerfahren wird.‘ Die Sterndeuter und Weiſen beobachteten des Prinzen Geſtirn und fanden es glückverkündend; nur ſahen ſie, daß ihm nach dem fünfzehnten Jahre manches Unangenehme zuſtoßen würde; wenn er das aber überſtanden hat, ſagten ſie, ſo wird er viel Glück erleben, ein großer König werden, noch mächtiger und geſegneter als ſein Vater; alle ſeine Feinde werden untergehen, und ungetrübte Freuden werden ihn bis zu ſeinem Tode begleiten. (Doch nur Gott iſt allwiſſend!) Als der König Tiphanus dieſe Wahrſagung der Aſtrologen hörte, war er ſehr vergnügt. Er ließ dann Ammen und Pflegefrauen kommen, um den Prinzen zu erziehen, den er Djanſchah nannte. Als der Prinz ein Alter von fünf Jahren erreichte, ließ ihn Tiphanus den Koran lehren und das Evangelium, und noch ehe er ſiebzehn Jahre alt war, lernte er auch die Kriegskunſt und übte ſich in allen Ritterſpielen; er war bald in Allem ſehr gewandt und hatte beſonders viele Freude an der Jagd; auch im Kriege zeichnete er ſich zur größten Freude ſeines Vaters als ein wackerer Held aus. Eines Tages zog der König Tiphanus mit Djanſchah und vielem Gefolge auf die Jagd, und trieb ſich drei Tage lang vergebens in Wüſten und Einöden umher. Am dritten Nachmittage ſprang an Djanſchah eine Gazelle von wunderſchöner Farbe vorüber und entfloh vor ihm. Djanſchah verfolgte ſie, aber ſie ſprang immer vor ihm her, ohne daß er ſie erreichen konnte, obſchon ſieben Mameluken ſich bald zu ihm geſellten und ſie mit ihm verfolgten. Endlich blieb aber doch der Gazelle, da ſie den Prinzen und die ſieben Mameluken im Rücken und das Meer vor ſich hatte, nichts Anderes zu ihrer Rettung übrig, als ſich in's Waſſer zu ſtürzen.

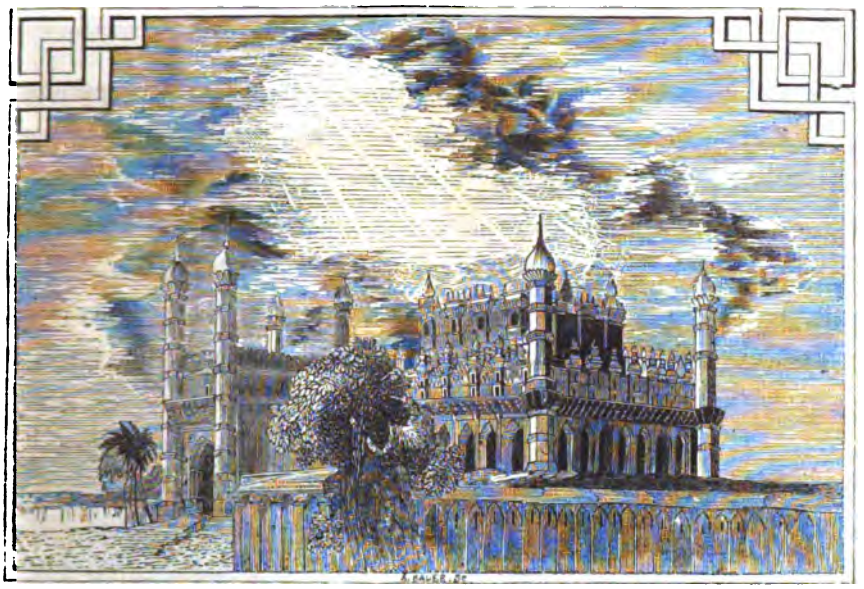
„Als die Gazelle im Meere war, ſprang der Prinz mit ſechs Mameluken in einen Fiſcherkahn, der am Ufer lag, und ließ den ſiebenten Mameluken am Lande, um die Pferde zu halten. Sie ruderten dann der Gazelle nach, bis ſie ſie eingeholt und aufgefangen hatten. Schon wollten ſie wieder an's Land zurückkehren, da erblickte Djanſchah eine Inſel im Meere, und er ſagte zu ſeinen Mameluken: ‚Laßt uns, ehe wir heimkehren, dieſe Inſel ſehen.‘ Die Mameluken erwiderten: ‚Wir gehorchen dir in Allem, was du befiehlſt,‘ und ruderten nach der Inſel zu, ſtiegen daſelbſt an's Land und gingen eine Weile darauf ſpazieren. Dann beſtiegen ſie mit der Gazelle das Schiff wieder, um heimzukehren; aber die Nacht überfiel ſie, ſie irrten auf dem Meere umher und wurden vom Winde getrieben, ohne zu wiſſen, wohin.

„Der König Tiphanus vermißte aber bald ſeinen Sohn und ſchickte Soldaten nach allen Wegen aus, um ihn aufzuſuchen. Da kamen nun auch einige Offiziere an

das Meer, wo der zurückgebliebene Mameluk bei den Pferden ſtand; ſie gingen auf ihn zu und fragten ihn nach ſeinem Herrn und nach den andern ſechs Mameluken, und der Mameluk erzählte ihnen, was er wußte. Sie kehrten dann mit dem Mameluken und den Pferden zum Könige zurück, um ihm dieſe Auskunft über ſeinen Sohn zu bringen. Der König weinte heftig, als er dieſe Nachricht hörte, warf die Krone von ſeinem Haupte, ſchlug die Hände über einander, ließ Briefe nach den verſchiedenen Inſeln ausfertigen, verſammelte hundert Schiffe und befahl den Hauptleuten, überall auf dem Meere ſeinen Sohn Djanſchah zu ſuchen. Nach dieſen Anſtalten kehrte er höchſt beſtürzt mit ſeinen Truppen in die Stadt zurück und trauerte mit ſeiner Gattin, die ſich auch in's Geſicht ſchlug, ſobald ſie die Abweſenheit ihres Sohnes bemerkte; ihre Angſt ward aber noch größer, als nach zehn Tagen die hundert Schiffe zurückkehrten, ohne den Prinzen gefunden zu haben. Dieſer irrte lange mit den Mameluken auf dem Meere herum, bis ihn ein Sturmwind an eine Inſel warf. Er ſtieg auf dieſe Inſel mit ſeinen ſechs Mameluken, und nachdem ſie eine Weile umhergegangen waren, kamen ſie an eine Waſſerquelle, neben der ein Mann ſaß. Djanſchah ging auf ihn zu und grüßte ihn. Der Fremde erwiderte ſeinen Gruß mit einer Stimme, welche dem Gezwitſcher der Vögel ähnlich war und den Prinzen in Erſtaunen verſetzte; dann ſah

er ſich links und rechts um, theilte ſich in zwei Theile, und jede Hälfte wendete ſich nach einer andern Seite. Kaum war dieſer fort, kamen noch unzählbare Gattungen Menſchen vom Gebirge her zur Quelle, theilten ſich in zwei Hälften, und gingen auf den Prinzen und die Mameluken los, um ſie zu freſſen. Djanſchah entfloh; aber ſie verfolgten ihn und fraßen ihm drei ſeiner Mameluken. Djanſchah beſtieg dann ſchnell mit den übrigen drei Mameluken den Nachen und ſegelte wieder in's offene Meer, ohne zu wiſſen, nach welcher Richtung. Bald mußte er die Gazelle ſchlachten laſſen, um nicht vor Hunger zu ſterben. Nach einigen Tagen trieb ihn der Wind auf eine andere Inſel, welche reich an Bäumen und Bächen wie das Paradies war. Dieſe Inſel gefiel dem Prinzen ſo gut, daß er ſeine Mameluken fragte, ob Einer von ihnen an's Land ſteigen wolle, um ſich auf dieſer Inſel umzuſehen. Einer von ihnen erbot ſich zum Ausſteigen; doch der Prinz ſagte: ‚Es iſt beſſer, ihr geht alle Drei zuſammen und ich warte hier, bis ihr wiederkehrt.‘

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit den Worten der Schlangenkönigin:



Siebenhundert und ſechsundachtzigſte Nacht.

„Die Mameluken ſtiegen an's Land und durchſtreiften die Inſel nach Oſten und nach Weſten, ohne einem Menſchen zu begegnen. Als ſie aber mitten auf die Inſel kamen, ſahen ſie eine Citadelle von weißem Marmor mit einem Palaſte aus dem reinſten Kryſtall. Mitten in der Citadelle war ein Garten mit allerlei friſchen und trockenen Früchten, und allerlei wohlriechenden Pflanzen und vielen Vögeln, die auf den Baumzweigen zwitſcherten. Am Ende des Gartens lag ein großer Teich, vor welchem ein herrliches Zelt aufgeſchlagen war. In dieſem Zelte ſtanden viele Stühle rings umher, und in ihrer Mitte erhob ſich ein großer, goldener Thron mit allerlei Edelſteinen beſetzt. Die Mameluken bewunderten dieſes ſchöne Schloß und den Garten, und gingen überall herum, ohne Jemanden zu finden. Sie kehrten dann zu ihrem Herrn zurück und berichteten ihm, was ſie geſehen. Als der Prinz ihren Bericht hörte, ſagte er: ‚Ich muß auch dieſes Schloß ſehen!‘ Er verließ ſogleich das Schiff und ging mit den Mameluken nach der Citadelle. Der Prinz war auch erſtaunt über dieſes ſchöne Schloß, und ging den ganzen Tag mit den Mameluken im Garten ſpazieren und aß von deſſen Früchten. Als der Abend herankam, begab er ſich an die Stelle, wo die Stühle und der Thron ſtanden, ſetzte ſich auf den Thron und weinte heftig wegen der

Trennung von ſeinem Vater und ſeiner Heimath, und die drei Mameluken weinten mit ihm. Auf einmal hörten ſie einen großen Lärmen vom Meere her, und es kam eine Heerde Affen, ſo zahlreich wie ein Heuſchreckenſchwarm, herbei, die ſich nach allen Seiten hin verbreiteten, ſo daß Djanſchah und die Mameluken ſich ſehr fürchteten. Als die Affen — fuhr die Schlangenkönigin in ihrer Erzählung fort — den Prinzen Djanſchah, welcher kein Anderer als der Jüngling war, den Bulukia auf den Gräbern fand, auf dem Throne ſahen, küßten ſie die Erde vor ihm und verbeugten ſich

ehrerbietigſt. Dann kamen mehrere Affen mit verſchiedenen geſchlachteten Thieren in die Citadelle, zogen ihnen die Haut ab, zerſchnitten und kochten ſie und legten ſie in goldene und ſilberne Gefäße. Bald wurde der Tiſch gedeckt und die Affen gaben dem Prinzen und den Mameluken durch Zeichen zu verſtehen, ſie möchten ſich dem Tiſche nähern und miteſſen. Djanſchah ſtieg vom Throne herunter und aß mit den Mameluken und den Affen, bis er ſatt war; dann wurden die Speiſen von einigen Affen weggetragen und Früchte herbeigebracht. Djanſchah aß auch davon und dankte dem erhabenen

Gott. Nach vollendeter Mahlzeit wendete ſich der Prinz zu den Häuptern der Affen und fragte ſie: ‚Wer ſeyd ihr und wem gehört dieſes Schloß?‘ Die Affen antworteten: ‚Wiſſe, dieſer Ort gehörte Salomo, dem Sohne Davids, Friede ſey mit ihm! Er kam jedes Jahr einmal hierher ſpazieren und ordnete unſere Regierungsangelegenheiten. Wiſſe auch, o glücklicher König, daß wir dich jetzt zu unſerm Sultan ernennen und dir treu dienen wollen; du kannſt eſſen und trinken und befehlen, was du willſt, es ſoll Alles nach deinem Wunſche geſchehen.‘ Sodann verbeugten ſich die Affen und zogen ſich einer nach dem andern zurück. Djanſchah beſtieg den Thron wieder und ſchlief darauf ein, und die drei Mameluken ſaßen um ihn herum. Am andern Morgen kamen die vier Viziere der Affen mit ihren Truppen, welche die ganze Gegend ausfüllten, und ließen ſie in geſchloſſenen Reihen an ihm vorüberziehen; dann baten ſie ihn im Namen der Armee, er möchte doch ihr Sultan werden. Hierauf zerſtreuten ſich die Affen wieder mit furchtbarem Lärmen; nur einige blieben ſtehen, um den Prinzen zu bedienen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit Tamlicha's eigenen Worten weiter:

Siebenhundert

und

ſiebenundachtzigſte Nacht.

„Bald darauf kam wieder eine Heerde Affen mit Hunden, ſo groß wie Pferde, deren jeder eine Kette um den Kopf gebunden hatte. Die Anführer der Affen gaben dem Prinzen durch Zeichen zu verſtehen, daß er auch einen ſolchen Hund beſteige und mit ihnen reite; er that nach ihrem Wunſche; die drei Mameluken und viele Truppen auf Hunden und zu Fuß folgten ihm. Als ſie am Ufer des Meeres vorüberkamen, ſah Djanſchah, daß das Schiff, mit welchem er gekommen, in den Grund gebohrt war; er wendete ſich zu den Anführern der Affen und fragte ſie, wo ſein Schiff hingekommen. Sie antworteten ihm: ‚Wiſſe, o König, als du mit dem Schiffe auf unſere Inſel kamſt, beſchloſſen wir gleich, dich zu unſerm Sultan zu ernennen; da wir aber fürchteten, du möchteſt, wenn wir uns dir nähern, vor uns entfliehen und wieder fortſegeln, haben wir das Schiff in den Grund gebohrt.‘ Als Djanſchah dies hörte, ſagte er, zu ſeinen Mameluken gewendet: ‚Nun hilft uns keine Liſt mehr zum Entkommen, wir müſſen nun bei dieſen Affen bleiben; doch Geduld iſt eine ſchöne Tugend, Gott kann immer helfen!‘ Er zog dann traurig mit den Affen weiter bis an das Ufer eines Fluſſes, hinter welchem ein hoher Berg lag. Auf dieſem Berge ſah er eine unzählbare Menge Wehrwölfe und fragte die Affen, was das für Thiere ſeyen. Die Affen antworteten: ‚Das ſind

unſere Feinde, gegen die wir nun Krieg führen.' Djanſchah war ſehr erſtaunt über die Geſtalt dieſer Wehrwölfe: ſie waren ſo groß wie ein Pferd, und hatten Stierköpfe; manche glichen ſogar Kameelen. Sobald ſie die Affen erblickten, ſtürzten ſie vom Gebirge herunter an den Fluß und warfen die Affen mit Steinen, ſo groß wie Säulen, und tödteten viele von ihnen.

„Als Djanſchah die Niederlage der Affen ſah, rief er den Mameluken zu: ‚Holt ſchnell die Bogen herbei und ſchießt Pfeile gegen die Wehrwölfe ab, um ſie zurückzutreiben.' Die Mameluken thaten dies und tödteten viele Wehrwölfe und trieben die übrigen in die Flucht. Nachdem Alle verſchwunden waren, beſtieg Djanſchah mit den Affen einen hohen Berg. Auf dem Gipfel des Berges erblickte er eine marmorne Tafel, auf der geſchrieben war: Wanderer, der du in dieſes Land kommſt, wiſſe, daß die Affen dich zu ihrem Sultan machen und dir nur zwei Wege zur Flucht übrig laſſen. Der eine zieht ſich öſtlich am Gebirge hin, iſt drei Monate lang und führt dich an Wehrwölfen, allerlei reißenden Thieren, Geſpenſtern und abtrünnigen Geiſtern vorüber; dann gelangſt du an das Meer, das die Welt umgibt. Auf dem andern, weſtlichen Wege haſt du vier Monate durch das Ameiſenthal zu reiſen, wo du dich ſehr vor den Ameiſen in Acht nehmen mußt. Dieſes Thal endet an einem hohen Berge, über den man zehn Tage zu ſteigen hat und der wie Feuer brennt. Jenſeits des Berges — ſtand ferner auf der Tafel — fließt ein großer Strom mit ſo reißender Schnelligkeit, daß man ganz verblendet wird, wenn man hineinſieht; jeden Sonnabend trocknet aber dieſer Strom aus. Am jenſeitigen Ufer des Stromes liegt eine Stadt, die nur von Juden bewohnt iſt; es befindet ſich überhaupt kein einziger Muſelmann im ganzen Lande; auch iſt weit umher die ganze Gegend öde und menſchenleer. So lange du bei den Affen bleibſt, werden ſie ſtets gegen die Wehrwölfe ſiegreich kämpfen. Unten ſtand: Wiſſe, daß Salomo, der Sohn Davids, dieſe Inſchrift auf die Tafel gegraben.

„Als Djanſchah dieſe Inſchrift geleſen hatte, weinte er heftig und erzählte den Mameluken, was dieſe Tafel enthielt; dann kehrte er mit den Affen, die über ihren erfochtenen Sieg ſich gar zu ſehr freuten, zur Citadelle zurück und reſidirte darin als Sultan der Affen achtzehn Monate lang. Nach Verlauf dieſer Zeit befahl er der Affenarmee, ſich zu einer großen Jagdpartie auszurüſten, und zog mit ihr in Begleitung ſeiner Mameluken mehrere Tage durch Wüſten und Einöden, bis er an das Ameiſenthal kam, wo er auch eine marmorne Tafel mit obenerwähnter Inſchrift fand; da befahl er den Affen, ihre Zelte aufzuſchlagen, um in dieſem Thale zehn Tage lang zu lagern. Aber in der folgenden Nacht ſagte er zu ſeinen Mameluken: ‚Meine Abſicht iſt,

jetzt zu entfliehen; wir wollen in's Ameiſenthal gehen, das uns in die Judenſtadt führt; Gott wird uns beiſtehen, daß wir glücklich dieſen Affen entkommen.' Die Mameluken ſagten: ‚Wir gehorchen in Allem, was unſer Herr uns befiehlt.' Als dann ein Theil von der Nacht vorüber war und die Affen, welche ſeine Leibwache bildeten, ſchnarchend vor ſeinem Zelte lagen, machte er ſich mit den Mameluken auf, bewaffnete ſich mit Schwert und Dolch und andern Kriegsgeräthſchaften, und entfloh in's Ameiſenthal.

Als am Morgen aber die Affen vom Schlafe erwachten und Djanſchah und die Mameluken nicht mehr fanden, theilten ſie ſich in zwei Haufen; der eine ritt nach Oſten gegen den Ocean und der andere nach Weſten in's Ameiſenthal, bis ſie Djanſchah und den Mameluken auf die Spur kamen. Djanſchah hörte bald die Affen hinter ſich und floh immer vorwärts in's Thal; aber er ward noch vor Mittag eingeholt, und ſchon wollten die Affen ihn und ſeine Mameluken tödten, als eine Heerde Ameiſen aus

dem Thale hervorkamen, jede so groß wie ein Hund, sich über die Affen herstürzten und viele von ihnen fraßen; doch auch von den Ameisen wurde eine große Anzahl getödtet. Der Kampf zwischen ihnen dauerte den ganzen Tag fort, und Djanschah benutzte diese Zeit, um vor Beiden zu entfliehen und in's Innere des Thales zu dringen.

„Aber noch am folgenden Morgen sah sich Djanschah von den Affen verfolgt; da rief er seinen Mameluken zu: ‚Zieht eure Schwerter und dringt auf sie ein!' Die Mameluken zogen ihre Schwerter und hieben nach den Affen rechts und links, bis auf einmal ein großer Affe kam mit Vorderzähnen wie ein Elephant; dieser sprang auf einen der Mameluken los und theilte ihn entzwei; ihm folgten viele andere Affen, so daß Djanschah weiter in's Thal fliehen und zuletzt, um sein Leben zu retten, sich in den Strom stürzen mußte; die beiden übrigen Mameluken thaten dasselbe, aber sie ertranken, denn der Strom riß sie mit sich fort; nur der Prinz schwamm hinüber, hielt sich an einem Baume fest und stieg an's jenseitige Ufer. Er lief den ganzen Tag umher und weinte über den Verlust seiner Mameluken. Abends ging er in eine Höhle und brachte die Nacht in großer Furcht darin zu."

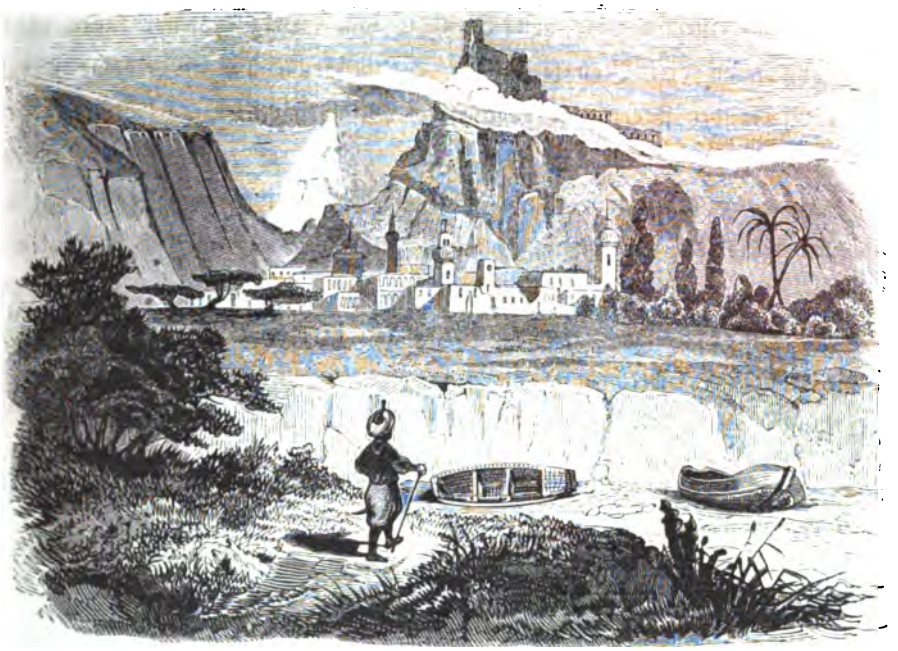
Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht fuhr ſie in der Erzählung der Schlangenkönigin folgendermaßen fort:

Siebenhundert

und

achtundachtzigſte Nacht.

„Am folgenden Tage zog Djanſchah wieder weiter und nährte ſich von den Pflanzen der Erde, bis er an den Berg kam, der wie Feuer brannte. Er beſtieg dieſen Berg und entdeckte bald den Strom, der jeden Samſtag austrocknet, und jenſeits des Stromes die große Stadt, welche nur von Juden bewohnt war. Er wartete bis Samſtag, weil er wußte, daß an dieſem Tage der Strom ausgetrocknet ſeyn würde; dann ging er hinüber in die Judenſtadt, fand aber keinen Menſchen auf den Straßen. Da klopfte er an eine Thüre, und als man ihm öffnete, ſah er die Bewohner des Hauſes ſtill da ſitzen: Niemand ſprach ein Wort. Djanſchah ſagte ihnen: ‚Ich bin fremd und hungrig.‘ Da ſtellten ſie ihm zu eſſen vor und gaben ihm durch Zeichen zu verſtehen, er möge eſſen und trinken, aber kein Wort ſprechen. Djanſchah aß und trank und ſchlief dann die ganze Nacht durch. Am folgenden Morgen kam der Hausherr zu ihm und bewillkommte ihn und fragte ihn, woher er komme und wohin er wolle. Djanſchah erzählte ihm weinend ſeine Geſchichte und ſagte, er wolle in ſeine Heimath zurückkehren, und nannte ſeine Vaterſtadt. Der Jude ſagte mit Verwunderung: ‚Dieſe Stadt habe ich in meinem Leben nicht nennen hören; wir wiſſen nur durch Karavanen, welche zuweilen hierherkommen, daß es ein Land gibt, welches Jemen heißt.‘ Djanſchah



fragte: ‚Iſt das Land, von dem die Karavanen ſprechen, ſehr weit von hier?‘ Der Jude antwortete: ‚Die Karavanenführer ſagen, dieſes Land ſey zwei Jahre und drei Monate weit von hier entfernt.‘ Djanſchah fragte dann: ‚Wann wird wohl wieder eine ſolche Karavane kommen?‘ Der Jude antwortete: ‚Das nächſte Jahr.‘

„Djanſchah weinte heftig bei dieſen Worten über ſeine lange Trennung von ſeinen Eltern, über Alles, was er auf der Reiſe leiden mußte, und über den Verluſt ſeiner Mameluken. Der Jude ſagte ihm aber: ‚Weine nicht, Jüngling; bleibe bei uns, bis die Karavane kommt, dann ſchicken wir dich mit ihr in deine Heimath zurück.‘ Djanſchah blieb nun zwei Monate lang bei dem Juden und ging jeden Tag aus, um die Stadt zu ſehen. Als er eines Tages nach ſeiner Gewohnheit auf der Straße war und ſich rechts und links umſah, hörte er, wie ein Mann ausrief: ‚Wer will tauſend Dinare nehmen und ein wunderſchönes Mädchen, und von Morgens bis Mittags eine Arbeit verrichten?‘ Der Mann rief lange ſo und Niemand antwortete. Djanſchah dachte: Das muß zwar keine leichte und gefahrloſe Arbeit ſeyn, die man mit tauſend Dinaren und einem ſchönen Mädchen bezahlen will; indeſſen will ich mich doch melden. Er ging zum Ausrufer und ſagte: ‚Ich will dieſe Arbeit verrichten.‘ Der Ausrufer nahm ihn bei der Hand und ſagte: ‚Komm mit in die Wohnung Deſſen, bei dem die Arbeit

geſchehen ſoll.‘ Djanſchah ließ ſich von ihm in ein großes Haus führen, in deſſen Hofe ein Jude auf einem Stuhle von Ebenholz ſaß. Der Ausrufer ſagte zu dieſem: ‚Ich laufe nun ſchon drei Monate in der Stadt herum und rufe deine Arbeit aus, konnte aber Niemanden finden, bis endlich dieſer Jüngling hier ſich meldete.‘ Der Jude bewillkommte Djanſchah und hieß ihn ſitzen; nachdem er eine Weile neben ihm ſaß, führte er ihn in das Wohnzimmer und gab einem Sklaven Befehl, zu eſſen zu bringen. Sie aßen mit einander, wuſchen ſich, dann tranken ſie, und als ſie getrunken hatten, holte der Jude einen Beutel mit tauſend Dinaren, und führte ein wunderſchönes Mädchen an der Hand und ſagte zu Djanſchah: ‚Hier iſt der verſprochene Lohn für die Arbeit, die du zu verrichten haſt; morgen früh ſollſt du an's Werk gehen.‘ Hierauf verließ er ihn.“

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit den Worten der Schlangenkönigin:

Siebenhundert und neunundachtzigſte Nacht.

„Djanſchah legte das Geld bei Seite und brachte die Nacht auf dem Divan neben dem Mädchen zu. Am folgenden Morgen kam der Jude zu ihm, führte ihn in's Bad und befahl den Sklaven, ihm ein ſeidenes Kleid nachzubringen. Als Djanſchah aus dem Bade kam, überreichten ihm die Sklaven das ſeidene Kleid und führten ihn wieder nach Hauſe. Der Jude ließ dann allerlei Muſiker und Getränke holen; man ſpielte und trank und ſcherzte, bis die halbe Nacht vorüber war; da zog ſich der Jude in ſein Harem zurück, und Djanſchah ſchlief wieder an der Seite ſeines Mädchens. Sobald aber der Morgenſtern leuchtete, kam der Jude zu Djanſchah und ſagte ihm: ‚Ich wünſche nun, daß du mir meine Arbeit verrichteſt.‘ Djanſchah erwiderte: ‚Ich bin bereit zu Allem, was du befiehlſt.‘ Da ließ der Jude von ſeinen Sklaven zwei Mauleſel bringen, hieß Djanſchah den einen beſteigen und ritt ſelbſt auf dem zweiten. Nachdem ſie von Morgens bis Mittag auf dem Wege waren, kamen ſie an einen unermeßlich hohen Berg. Der Jude ſtieg hier ab und befahl auch Djanſchah, abzuſteigen. Er zog dann ein Meſſer und ein Seil aus der Taſche und ſagte zu Djanſchah: ‚Schlachte deinen Mauleſel!‘ Djanſchah ſchürzte ſich auf, warf dem Mauleſel den Strick um die Füße und ſtürzte ihn zu Boden, nahm ſein Meſſer und

ſchlachtete ihn. Der Jude zog ihm dann die Haut ab und ſchnitt die Füße und den Kopf herunter, ſo daß nur noch ein Klumpen Fleiſch da lag. Dann ſagte er zu Djanſchah: ‚Spalte dem Mauleſel den Leib und ſchlüpfe hinein!‘ Als Djanſchah hineinſchlüpfte, nähte der Jude den Leib wieder zu, ging fort und verbarg ſich im Gebirge.

„Nach einer Weile kam ein großer Vogel heran geflogen, ergriff den Mauleſel und trug ihn auf den Berg, um ihn zu eſſen. Sobald aber der Leib aufgepickt war, kroch Djanſchah heraus und ſtellte ſich aufrecht; da erſchrack der Vogel vor ihm und

flog davon. Djanſchah ſah ſich rechts und links um, fand aber Niemanden. Bald entdeckte er viele Todtengebeine und Leichen in der Sonne verdorrt und ſchrie: ‚Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!‘ Er blickte dann

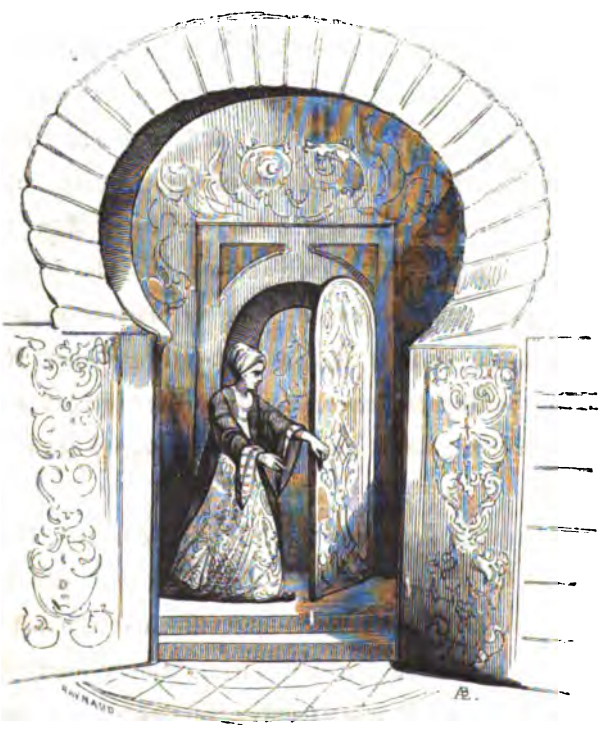
vom Berge herunter und sah den Juden unten stehen, und hörte, wie er ihm zurief, er möchte ihm von den Steinen herunterwerfen, die auf dem Berge liegen, er wolle ihm dann den Weg angeben, auf welchem er wieder herunterkommen könne. Djanschah warf dem Juden etwa zweihundert Steine vom Berge herunter zu; es waren nichts als Rubine, Smaragde und andere kostbare Edelsteine. Als er aber dann dem Juden sagte: ‚Zeige mir nun den Weg, der mich herunterführen soll, ich werfe dir dann noch einmal so viele Steine zu!‘ gab ihm der Jude keine Antwort, sondern wickelte seine Edelsteine ein, lud sie auf den Maulesel, bestieg ihn selbst und ritt davon. Djanschah blieb nun allein auf dem Berge sitzen, und weinte und schrie um Hülfe drei Tage lang. Am vierten Tage machte er sich auf und ging zwei Monate lang auf dem Berge umher, von rohen Pflanzen sich nährend. Endlich kam er an den Abhang des Berges; da sah er ein Thal vor sich mit vielen Bäumen und Bächen. Er kam bald an einen Pfad, neben welchem sich ein Bach in's Thal ergoß, und stieg da hinunter. Nachdem er eine Weile im Thale umherging und nach allen Seiten sich umsah, erblickte er ein sehr hohes Schloß; er ging darauf zu und sah vor dem Thore einen alten Mann mit ehrwürdigem, strahlendem Gesichte, der in der rechten Hand ein Beil von Rubin hielt. Djanschah näherte sich ihm und grüßte ihn; der Alte erwiderte seinen Gruß, bewillkommte ihn und hieß ihn sitzen. Als Djanschah sich vor das Thor des Schlosses neben den Alten setzte, fragte ihn dieser: ‚Wie kommst du in dieses Land, das vor dir noch kein Sohn Adams betreten, und wo willst du hin?‘ Djanschah erinnerte sich an alle Mühseligkeiten und Leiden, die ihm auf der Reise widerfahren, und weinte so heftig, daß er nicht antworten konnte. Da sagte ihm der Alte: ‚Laß das Weinen, mein Sohn!‘ und holte ihm etwas zu essen. Djanschah aß, bis er satt war, und dankte Gott. Als er gegessen hatte, bat ihn der Alte wieder, ihm zu erzählen, wie er hierher gekommen, und Djanschah erzählte ihm alle Abenteuer seiner Reise bis zu seinem Zusammentreffen mit ihm; dann bat er den Alten, welcher ihm mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört hatte, ihm zu sagen, wem dieses Thal und dieses Schloß gehöre und wie er heiße.

„Der Alte antwortete: ‚Wisse, mein Sohn, dieses Thal mit Allem, was du darin siehst, so wie auch dieses Schloß, gehört unserm Herrn Salomo, dem Sohne Davids (Friede sey mit ihm!); mein Name aber ist Scheich Nasr und ich bin König der Vögel. Unser Herr Salomo hat mir dieses Schloß anvertraut, und mich die Sprache der Vögel gelehrt und zum Herrscher über alle Vögel von der ganzen Welt ernannt; sie müssen sich jedes Jahr in diesem Schlosse versammeln, und ich halte

Muſterung über ſie.‘ Djanſchah fragte weinend: ‚Was ſoll ich nun thun, um in meine Heimath zu kommen?‘ Der Alte antwortete: ‚Es bleibt dir nichts übrig, als hier zu warten, bis ſich die Vögel verſammeln; da gebe ich einem der Vögel den Auftrag, dich mitzunehmen; einſtweilen kannſt du hier im Schloſſe wohnen, eſſen und trinken und ſpazieren gehen.‘ Djanſchah blieb bei Scheich Naſr und lebte mit ihm ſehr angenehm, bis endlich die Vögel kamen, um Scheich Naſr zu beſuchen. Bei der Ankunft der erſten Vögel übergab Scheich Naſr Djanſchah die Schlüſſel des Schloſſes mit den Worten: ‚Bleibe du hier und ergehe dich im ganzen Schloſſe; nur die Thüre eines Zimmers darfſt du nicht öffnen, ſonſt geht es dir ſchlecht; nimm dich alſo wohl in Acht!‘ Hierauf verließ Scheich Naſr das Schloß und ging den Vögeln entgegen. Sobald die Vögel Scheich Naſr erblickten, flogen ſie zu ihm hin, und eine Gattung nach der andern küßte ihm die Hand.

„Djanſchah ging indeſſen im Schloſſe umher und beſuchte ein Gemach nach dem andern, bis er endlich an die Thüre kam, die ihm Scheich Naſr zu öffnen verboten hatte.“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht fuhr ſie in der Erzählung der Schlangenkönigin mit deren eigenen Worten fort:



Siebenhundert und neunzigſte Nacht.

Die Thüre war ſchöner als die aller übrigen Gemächer, und es hing ein goldenes Schloß davor. Da dachte Djanſchah: Gewiß iſt dies das ſchönſte Zimmer im Schloſſe; ich möchte doch wiſſen, was darin iſt, daß Scheich Naſr mir den Eingang verboten. Er blieb eine Weile nachdenkend ſtehen; dann ſagte er: ‚Ich muß in dieſes Zimmer und ſehen, was darin iſt; es kommt dem Menſchen doch nur zu, was im Himmel über ihn beſtimmt iſt.‘ Er öffnete hierauf die Thüre und ſah einen großen Teich, neben welchem ein kleines Schloß gebaut war aus Gold, Silber und Kryſtall; die Fenſter waren aus Rubin und der Boden aus grünem Smaragd, Diamanten, Perlen und marmorfarbigen Edelſteinen. Mitten im Schloſſe war ein goldener Springbrunnen voll mit Waſſer, und rund herum allerlei goldene und ſilberne waſſerſpeiende Thiere und Vögel, die, ſo oft der Wind ihnen in die Ohren wehte, jedes in ſeiner Sprache redete. Neben

dem Springbrunnen war ein großer Saal mit einem Throne aus Rubin mit Perlen und Edelſteinen verziert, und über dem Throne war ein Zelt von grüner Seide aufgeſchlagen mit allerlei Juwelen durchwirkt; das Zelt war fünfzig Ellen groß, und deſſen Boden mit einem Teppiche bedeckt, der unſerm Herrn Salomo gehörte. Hinter dem Schloſſe war ein Garten mit vielen Bächen und Fruchtbäumen, und ein Blumenbeet von Roſen, Jasminen, Nelken, Lilien, Narziſſen, Veilchen, Anemonen und andern wohlriechenden Blumen, die ein leiſer Zephyr ſanft umherſchaukelte. Djanſchah ging lange in dieſem Garten umher, der unbeſchreiblich viele Merkwürdigkeiten enthielt; dann bewunderte er wieder den ſchönen Teich, deſſen Boden aus den koſtbarſten Edelſteinen zuſammengeſetzt war.

„Nachdem Djanſchah alle Wunder des Gartens und Springbrunnens angeſtaunt hatte, ging er in's Zelt, das neben dem Springbrunnen aufgeſchlagen war, beſtieg den Thron, der darin ſtand, und ſchlief eine Weile. Als er erwachte, ging er wieder zum Zelte hinaus und ſetzte ſich vor die Thür, um noch einmal dieſes ſchöne Schloß zu bewundern.[1] Auf einmal kamen drei Vögel in der Geſtalt von Tauben, aber ſo groß wie Adler, herbeigeflogen, ließen ſich neben dem Teiche nieder und ſpielten und ſcherzten

[1] Einige der folgenden Nächte haben Aehnlichkeit mit denen aus der Geſchichte Haſſans aus Baßra, konnten aber des Zuſammenhangs willen nicht ausgelaſſen werden.

eine Weile mit einander; dann zogen sie ihre Federn aus und sprangen in den Teich, und siehe da! es waren drei Mädchen wie der Mond, dergleichen Djanschah in der Welt noch nie gesehen hatte. Er wußte nicht, was er am meisten bewundern sollte, ihr blühendes Gesicht mit seinen regelmäßigen Zügen, oder das Ebenmaß und die Grazie ihres Wuchses. Nachdem sie eine Weile gebadet hatten, stiegen sie wieder an's Land und gingen im Garten spazieren. Djanschah verlor fast den Verstand, als er sie in der Nähe sah; er lief ihnen nach und grüßte sie. Als sie seinen Gruß erwiderten, fragte er sie: ‚Wer seyd ihr, meine Damen, und wo kommt ihr her?' Da sagte die Jüngste unter ihnen: ‚Wir kommen aus dem Reiche Gottes, um in diesem Garten ein wenig spazieren zu gehen.' Djanschah blieb eine Weile betroffen; dann sagte er: ‚O habe doch Mitleid mit mir und mit meinem Zustande, es sind mir schon gar zu viele Leiden im Leben zugestoßen.' Das Mädchen antwortete: ‚Ich kann dir nicht helfen; geh deines Weges!' Djanschah weinte heftig über diese Antwort, denn er war schon in Liebe und Verlangen aufgelöst, und er sprach folgende Verse:

„Sie erschien mir im Garten im grünen Gewande mit aufgelöstem Gürtel und herunterhängenden Haaren; ich frage sie nach ihrem Namen, und sie antwortet: Ich bin Die, welche das Herz der Liebenden wie mit heißen Kohlen entzündet. Da klage ich ihr die Qualen der Liebe, und sie antwortet: Du klagst einem Felsen, der nichts fühlt. Ich erwidere: Wäre auch dein Herz ein Felsen, hat nicht Gott Wasser aus einem Felsen entspringen lassen?"

Scheherfad schwieg, da der Tag nahe war; in der nächsten Nacht erzählte sie mit Tamlicha's Worten weiter:

Siebenhundert und einundneunzigſte Nacht.

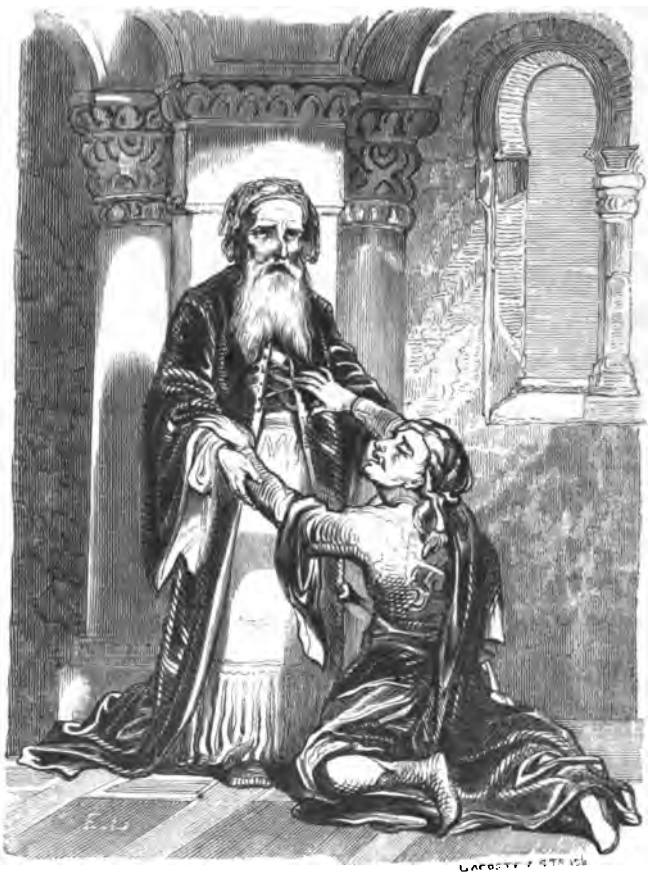
„Die Mädchen machten ſich über dieſe Verſe luſtig und fuhren fort, zu ſcherzen und zu ſpielen und zu ſingen. Djanſchah brachte ihnen dann einige Früchte, die ſie aßen; dann legten ſie ſich nieder und ſchliefen die ganze Nacht in der Nähe von Djanſchah. Als der Morgen leuchtete, zogen ſie ihre Kleider wieder an und flogen in der Geſtalt von Tauben davon. Djanſchah ſah ſie vor ſeinen Augen verſchwinden und verlor faſt ſeinen Verſtand darüber; er ſchrie laut auf und fiel in eine Ohnmacht, die den ganzen Tag dauerte.

„Scheich Naſr aber war inzwiſchen von ſeiner Zuſammenkunft mit den Vögeln zurückgekehrt und hatte ſchon einige Vögel gebeten, Djanſchah in ſeine Heimath zu bringen, was die Vögel auch gern thun wollten; er ſuchte Djanſchah überall im Schloſſe, konnte ihn aber nirgends finden. Endlich kam er an die Thüre des verſchloſſenen Gemachs und fand ſie offen; da dachte er: Djanſchah müſſe trotz ſeines Verbots hineingegangen ſeyn; und als er vor das Schloß kam, fand er ihn ohnmächtig auf dem Boden liegen.

„Als Djanſchah durch die Pflege des Scheich Naſr aus ſeiner Ohnmacht erwachte, ſeufzte er vor Liebe und Sehnſucht und recitirte folgende Verſe:

„Sie erschien wie der Mond in der Nacht der Seligkeit, mit zarten Hüften und schlankem Wuchse und einem Gesichte, so reizend, daß es jedes Herz fesselt; die Röthe ihrer Lippen glich Rubinen, und lange, schwarze Haare bedeckten ihren Rücken. Hüte dich wohl vor ihr, denn ihr Herz ist härter als ein Fels; aus den Bogen ihrer Augenbraunen sendet sie Pfeile ab, die auch aus der Ferne nie das Ziel verfehlen.“

„Als Scheich Nasr diese Verse hörte, sagte er: ‚Mein Sohn, habe ich dich nicht vor der verschlossenen Thüre gewarnt? Warum hast du mein Verbot nicht beobachtet?‘ Djanschah weinte so heftig, daß er lange nicht im Stande war, Scheich Nasr zu erzählen, was ihm in seiner Abwesenheit widerfahren. Dann bat er ihn, ihm zu sagen, wer die drei Mädchen waren, die ihm als Tauben erschienen. Scheich Nasr antwortete: ‚Diese drei Tauben sind Genientöchter, die jedes Jahr einmal hierherkommen, um in diesem Garten auszuruhen, und dann wieder in ihre Heimath zurückkehren.‘ — ‚Und wo ist denn ihre Heimath?‘ fragte Djanschah. Scheich Nasr antwortete: ‚Bei Gott, mein Sohn, das weiß ich selbst nicht! Darum rathe ich dir: mache dich jetzt auf; ich will dich mit den Vögeln in deine Heimath schicken. Denke nicht mehr an diese Mädchen, die dir ewig unerreichbar bleiben!‘ Djanschah stieß ein furchtbares Geschrei aus, als er diese Worte hörte, und fiel wieder in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, sagte er zu Scheich Nasr: ‚O mein Vater! ich werde nicht in meine Heimath zurückkehren, bis ich diese Mädchen wiedergesehen, ich will lieber hier sterben; laß mich hier bleiben, ich bin zufrieden, wenn ich sie nur jedes Jahr einmal sehe.‘ Er warf sich dann Scheich Nasr zu Füßen und küßte sie, und fuhr heftig weinend fort: ‚Habe Mitleid mit mir, Gott wird sich auch deiner erbarmen; hilf mir in meiner Noth, Gott wird auch dir helfen!‘ Da sagte ihm Scheich Nasr: ‚Bei Gott, mein Sohn, ich weiß nicht, wer diese Mädchen sind; doch wenn deine Liebe so heftig ist, so bleibe noch ein Jahr bei mir; sie müssen gewiß das nächste Jahr um diese Zeit wiederkehren; da verbirgst du dich im Garten unter einem Baume, und wenn sie in den Teich steigen, um zu baden und zu scherzen, und recht weit von ihren Kleidern sind, da springst du hervor und nimmst das Kleid derjenigen von ihnen, die dir am besten gefällt. Wenn dann die Mädchen dich bemerken, werden sie an's Land steigen, und die, deren Kleid du genommen, wird dich mit süßen Worten und rührender Stimme bitten, ihr das Federnkleid zurückzugeben. Gibst du ihr dann Gehör, so bleibt dir kein Mittel mehr übrig, sie an dich zu fesseln, denn sobald sie ihr Kleid wieder anzieht, fliegt sie in ihre Heimath, und du siehst sie nie mehr wieder. Nimm daher ihr Kleid



unter deinen Arm und gib es ihr ja nicht zurück, bis ich von der Zuſammenkunft mit den Vögeln zurückkehre, da will ich euch verbinden und zuſammen in deine Heimath zurückſenden. Das iſt Alles, mein Sohn, was ich für dich thun kann, ſonſt nichts.‘

„Djanſchah beruhigte ſich bei dieſen Worten und blieb noch ein ganzes Jahr bei Scheich Naſr, bis endlich die Zeit der Zuſammenkunft mit den Vögeln wiederkehrte; da kam Scheich Naſr zu ihm und ſagte: ‚Ich gehe jetzt wieder zur Verſammlung der Vögel; beherzige wohl, was ich dir gerathen in Bezug auf die Kleider der Mädchen.‘ Djanſchah verſprach ihm, Alles zu befolgen, und wünſchte ihm Glück zur Reiſe. Sobald Scheich Naſr fort war, ging Djanſchah in den Garten und verbarg ſich unter einem ſtark belaubten Baume, und wartete darunter drei Tage lang; da aber Niemand kam, ward er ſehr betrübt und niedergeſchlagen und weinte, bis er in Ohnmacht fiel. Nach einer Weile, als er wieder zu ſich kam, ſah er bald nach dem Himmel, bald auf die Erde, bald in den Teich, und ſein Herz zitterte vor Liebe und

Verlangen. Auf einmal kamen drei Tauben aus der Luft und ließen sich neben dem Teiche nieder. Sie drehten sich nach allen Seiten um, und als sie Niemanden, weder einen Menschen noch einen Genius, erblickten, entkleideten sie sich, stiegen in den Teich und spielten und scherzten mit einander. Als sie glänzend wie neugegossenes Silber im Wasser umherschwammen, sagte die Aelteste zu den Andern: ‚Wie wäre es, wenn Jemand in diesem Garten verborgen wäre!‘ Die Mittlere antwortete: ‚Wo denkst du hin? Seit der Zeit unsers Herrn Salomo ist weder ein Mensch, noch ein Genius in dieses Schloß gekommen.‘ Hierauf sagte die Jüngste lachend: ‚O wenn Jemand im Garten verborgen wäre, würde er gewiß mich rauben!‘ Dann scherzten sie wieder unter einander und schwammen im Teiche umher. Djanschah, der unter dem Baume hervor sie ungesehen beobachten konnte, wartete mit zitterndem Herzen, bis sie mitten im Teiche waren, recht weit von ihren Kleidern, dann sprang er hervor wie ein Blitz und nahm das Federnkleid der Jüngsten, welche Schemsiah hieß. Als die Mädchen sich umdrehten und Djanschah erblickten, tauchten sie vor Scham unter das Wasser; dann hoben sie nur den Kopf aus dem Wasser hervor, näherten sich dem Ufer und fragten ihn: ‚Wie kommst du hierher und wer bist du, daß du Schemsiahs Kleider nimmst?‘ Djanschah antwortete: ‚Kommt nur näher her zu mir, da will ich euch erzählen, wie es mir gegangen.‘

Hier bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie mit den Worten der Schlangenkönigin weiter:

Siebenhundert und zweiundneunzigſte Nacht.

„Da ſagte Schemſiah: ‚Wer biſt du, daß du gerade meine Kleider geſtohlen, und mich hier ohne Bedeckung gelaſſen?‘ Djanſchab antwortete: ‚O Licht meines Auges, Innerſtes meines Herzens, ſteige nur an's Land, da will ich dir Alles ſagen: wie ich dich kennen gelernt und warum ich hierhergekommen.‘ Schemſiah ſagte: ‚O mein Herr, Freude meines Auges, Frucht meines Herzens, gib mir meine Kleider, daß ich meine Scham bedecke, dann will ich zu dir kommen.‘ — ‚Ich will mich nicht ſelbſt vor Liebesgram in's Grab ſtürzen; ich kann dir deine Kleider nicht zurückgeben, bis Scheich Naſr kommt.‘ — ‚Wenn du mir meine Kleider nicht geben willſt, ſo warte bis meine Schweſtern angezogen ſind, daß ſie mir etwas bringen, um mich zu bedecken.‘ — ‚Das will ich recht gern,‘ ſagte Djanſchah und ging einſtweilen voraus in's Schloß. Die Mädchen ſtiegen dann an's Land, und die Aelteſten gaben der Jüngſten einen Theil ihrer Kleider, mit denen ſie aber nicht fliegen konnte, und ſie gingen zuſammen in's Schloß zu Djanſchah, der auf dem Throne ſaß. Schemſiah, die wie der Mond oder wie eine weidende Gazelle ausſah, ſetzte ſich neben ihn und ſagte: ‚O ſchöner Jüngling, der du dich und uns in's Verderben geſtürzt, erzähle mir nun, was dir widerfahren.‘ Djanſchah fing an zu weinen, bis alle ſeine Kleider von Thränen

benetzt waren; aber Schemsiah trocknete ihn ab und war so liebevoll gegen ihn, daß er bald gefaßt genug war, seine ganze Geschichte zu erzählen.

„Als Djanschah seine Erzählung vollendet hatte, stand Schemsiah auf und sagte: ‚Mein Herr, wenn du mich wirklich liebst, so gib mir meine Kleider, daß ich mit meinen Schwestern zu meinen Eltern zurückkehre und ihnen von deiner Liebe zu mir erzähle; dann komme ich wieder hierher zu dir und bringe dich in deine Heimath.‘ Djanschah sagte weinend: ‚Erlaubt dir dein Gott, daß du mich unschuldigerweise tödtest?‘ — ‚Wie so das?‘ fragte Schemsiah. ‚Ich weiß,‘ erwiderte Djanschah, ‚daß, wenn du deine Kleider anziehst, so verläßt du mich und ich muß sogleich sterben.‘ Schemsiah lachte über diese Worte und ihre Schwestern lachten mit ihr. Dann sagte sie: ‚Sey frohen Herzens, ich will dich heirathen.‘ Sie umarmte ihn hierauf, drückte ihn an ihre Brust, und küßte ihn auf die Wangen und zwischen die Augen. Nachdem sie sich lange umarmt hatten, setzten sie sich wieder auf den Thron, und Schemsiah sagte zu Djanschah: ‚O mein Geliebter, Freude meines Auges, bei Gott, ich liebe dich sehr und werde mich nie von dir trennen!‘ Diese Worte erleichterten Djanschahs Brust und erheiterten sein Gesicht. Sie aßen dann mit einander einige Früchte, welche

die älteste Schwester aus dem Garten holte, und bald darauf kam Scheich Nasr zurück. Da standen Alle vor ihm auf und grüßten ihn. Er erwiderte ihren Gruß, bewillkommte

ſie und hieß ſie wieder ſitzen. Als ſie wieder Platz genommen hatten, ſagte er zu Schemſiah: ‚Ich empfehle dir dieſen Jüngling hier, der dich ſehr leidenſchaftlich liebt; er iſt von edler Geburt, ſein Vater iſt Sultan im Lande Kabul.‘ Schemſiah ſagte: ‚Ich gehorche in Allem, was du mir befiehlſt!‘ und küßte Scheich Naſr die Hand. Scheich Naſr verſetzte hierauf: ‚Wenn du aufrichtig biſt, ſo ſchwöre mir bei Gott, daß du ihm nie untreu werden willſt, ſo lange du lebſt.‘

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche von Scheherſad in der nächſten Nacht mit den Worten der Schlangenkönigin fortgeſetzt wurde:

Siebenhundert

und

dreiundneunzigſte Nacht.

„Schemſiah ſchwur einen ſchweren Eid, daß ſie Djanſchah heirathen, ihm ſtets treu bleiben und ſich nie von ihm trennen wolle, ſo lange ſie lebe. Als ſie dieſen Eid geſchworen hatte, glaubte ihr Scheich Naſr und rief freudig aus: ‚Gelobt ſey Gott, der euch Beide vereinigt!‘ Djanſchah war vor Freude außer ſich und lebte noch drei Monate mit Schemſiah in Scheich Naſrs Schloß den ſchönſten irdiſchen Genüſſen. Nach drei Monaten ſagte ſie zu Djanſchah: ‚Nun wünſchte ich, daß du in deine Heimath zurückkehrteſt, damit wir uns dort verheirathen.‘ Djanſchah ging zu Scheich Naſr und theilte ihm Schemſiahs Wunſch mit. Scheich Naſr ſagte: ‚Kehre in deine Heimath mit ihr zurück und laß ſie dir empfohlen ſeyn; du kannſt ihr ohne Furcht ihre Kleider zurückgeben, ſie wird dich nie mehr verlaſſen.‘ Djanſchah ging in's Schloß und holte Schemſiahs Kleider und gab ſie ihr. Als ſie ſie angezogen hatte, ſagte ſie ihm: ‚Steige nun auf meinen Rücken, drücke deine Augen und deine Ohren zu, damit dich das Geräuſch der Himmelsſphäre nicht zerſchmettere; halte dich mit der Hand recht feſt an meinem Rücken und nimm dich wohl in Acht, daß du nicht herunterfällſt.‘ Djanſchah beſtieg ihren Rücken, und Scheich Naſr belehrte ſie über die Lage des Landes Kabul, damit ſie den Weg dahin finde. Dann empfahl

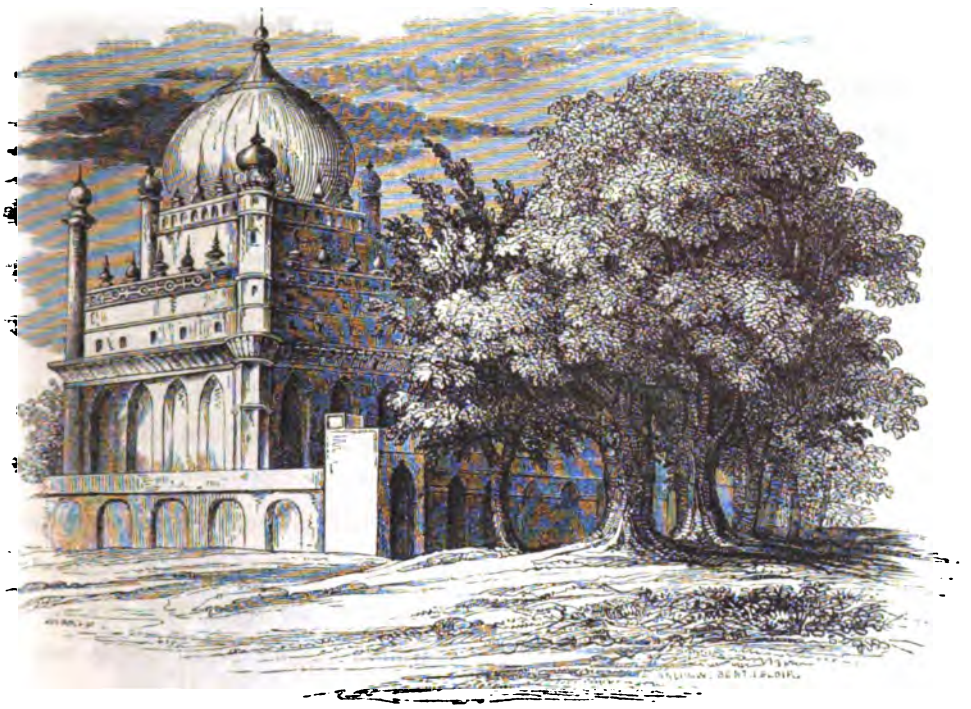
er ihr noch einmal Djanschah und nahm von Beiden Abschied. Schemsiah verabschiedete sich hierauf von ihren beiden Schwestern und sagte ihnen: ‚Geht nun in eure Heimath zurück und erzählt zu Hause, was mir mit Djanschah begegnet.‘ Dann flog sie in einem fort von Morgens bis Abends, und Djanschah hielt sich fest auf ihrem Rücken. Gegen Abend erblickte sie in der Ferne ein Thal mit vielen Bäumen, Früchten und Bächen; da sagte sie zu Djanschah: ‚Wir wollen uns ein wenig in diesem Thale ergehen und diese Nacht darin ausruhen.‘ Djanschah erwiderte: ‚Thue, was dir gut dünkt.‘ Sie ließ sich hierauf aus der Luft auf die Erde herunter, Djanschah stieg von ihrem Rücken ab und küßte sie zwischen die Augen; sie setzten sich eine Weile an das Ufer eines Flusses, dann gingen sie spazieren und aßen von den Früchten des Thales, bis es Nacht ward; da legten sie sich unter einen Baum und schliefen die ganze Nacht. Des andern Morgens stand Schemsiah auf und hieß Djanschah wieder auf ihren Rücken steigen, und flog wieder in einem fort bis Mittag; da erkannte sie die Merkmale, die ihr Scheich Nasr vom Lande Kabul gegeben, und ließ sich in eine schöne, weite Wiese herab, wo viele Bäche flossen und viele Gazellen umherhüpften. Als sie auf den Boden kam, stieg Djanschah ab und küßte sie zwischen die Augen. Da sagte Schemsiah: ‚Weißt du, mein Geliebter, welche Reise wir in zwei Tagen zurückgelegt?‘ Djanschah antwortete: ‚Bei Gott, ich weiß es nicht!‘ — ‚Wir haben,‘ fuhr sie fort: ‚eine Reise von dreißig Monaten gemacht.‘ Djanschah dankte Gott und setzte sich neben Schemsiah. Auf einmal, als sie so beisammen saßen und aßen und tranken und scherzten, kamen zwei Mameluken auf sie zu, von denen der eine zur Zeit, wo Djanschah mit seinem Vater auf die Jagd gegangen war, die Pferde gehalten hatte, während Djanschah den Nachen bestieg. Sie küßten Djanschah Hände und Füße, als sie ihn erkannten, und sagten: ‚Dein Vater jagt hier in der Nähe; wir wollen ihm schnell deine Ankunft melden.‘ Djanschah antwortete: ‚Thut dies; dann bringt Zelte herbei: wir wollen hier eine Woche ausruhen, damit alle Fürsten und Heerführer mir hierher entgegenkommen, und ich dann mit Pomp und Glanz meinen Einzug halte.‘

„Die beiden Mameluken bestiegen ihre Pferde und ritten zu Djanschahs Vater und sagten: ‚Gute Nachricht, o König der Zeit!‘ Als der König Tiphanus dies hörte, sagte er: ‚Wehe euch, bringt ihr mir etwa Botschaft von meinem Sohne Djanschah?‘ Die Mameluken antworteten: ‚Ja wohl, dein Sohn Djanschah ist von seiner Reise zurückgekehrt; er ist hier in der Nähe.‘ Der König verlor das Bewußtseyn bei diesen Worten. Als er wieder zu sich kam, freute er sich sehr, befahl seinem Viziere, jedem

der Mameluken ein Ehrenkleid zu ſchenken für tauſend Dinare und noch einen Beutel voll Geld dazu. Der Vizier holte ſogleich nach dem Befehle des Königs zwei Ehrenkleider und zwei Beutel voll Geld, gab ſie den zwei Mameluken und ſagte ihnen: ‚Hier habt ihr den Lohn für die frohe Botſchaft, die ihr überbracht, ihr möget wahr geſprochen oder gelogen haben.‘ Da verſetzten die Mameluken: ‚Wir lügen nicht, wir ſind eben bei Djanſchah geſeſſen, haben ihn begrüßt und ihm die Hand geküßt; auch hat er uns befohlen, Zelte zu holen, weil er ſieben Tage in der Wieſe verweilen will, bis alle Emire, Fürſten und Prinzen ihm entgegenkommen.‘ Als der König Tiphanus dies hörte, ließ er in die Trompeten ſtoßen und Botſchafter umherreiten, um die Ankunft Djanſchahs allenthalben zu verkünden; auch ſandte er einen Eilboten an Djanſchahs Mutter, um ihr die Rückkehr ihres Sohnes zu melden. Dann zog der König Tiphanus mit vielen Truppen in die Wieſe, wo Djanſchah neben Schemſiah ſaß. Djanſchah ſtand auf; als er die Truppen bemerkte, und ging ihnen entgegen. Alle Reiter ſtiegen von ihren Pferden ab, als ſie den Prinzen erblickten, grüßten ihn und küßten ſeine Hände. Djanſchah ging immer vorwärts an den Truppen vorüber, bis er zu ſeinem Vater kam. Als dieſer Djanſchah erblickte, ſprang er vom Pferde herunter, umarmte ihn und weinte heftig. Dann beſtieg er ſein Pferd

wieder, Djanſchah ritt ihm zur Rechten und die Truppen folgten. Hierauf wurden Zelte aufgeſchlagen und Fahnen aufgeſteckt und die Trompeten erſchallten von allen Seiten. Der König ließ für Schemſiah ein Zelt aus rother Seide aufſchlagen, und als ſie eine Weile darin ausgeruht hatte, beſuchte er ſie mit dem Prinzen. Als Schemſiah den König Tiphanus ſah, ſtand ſie auf und verbeugte ſich vor ihm. Er ſetzte ſich, ließ den Prinzen zu ſeiner Rechten und Schemſiah zu ſeiner Linken Platz nehmen, bewillkommte Letztere und fand viel Wohlgefallen an ihr."

In der folgenden Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Erzählung mit Tamlicha's Worten fort:



Siebenhundert und vierundneunzigſte Nacht.

„Der König ließ ſich dann von ſeinem Sohne Alles erzählen, was ihm während ſeiner Abweſenheit widerfahren, und als er deſſen Erzählung angehört hatte, wendete er ſich zu Schemſiah und ſagte: ‚Gelobt ſey Gott, der dich mit meinem Sohne vereinigt! Wünſche dir nun etwas, ich werde es dir gewähren, was es auch ſeyn mag!‘ Sie ſagte: ‚Ich wünſche, daß du mir ein Schloß bauen laſſeſt mitten in einem Garten, am Ufer eines Fluſſes.‘ Der König antwortete: ‚Dein Wille geſchehe!‘ Während dieſes Geſprächs kam Djanſchahs Mutter mit den Frauen der Fürſten und Viziere und aller Vornehmen der Stadt. Als Djanſchah ſie kommen ſah, ging er ihr entgegen zum Zelte hinaus. Bei dem Anblick ihres Sohnes verlor ſie faſt den Verſtand vor Freude; ſie fiel ganz außer ſich über ihn her und hielt ihn lange umarmt. Dann ſagte ſie weinend folgenden Vers:

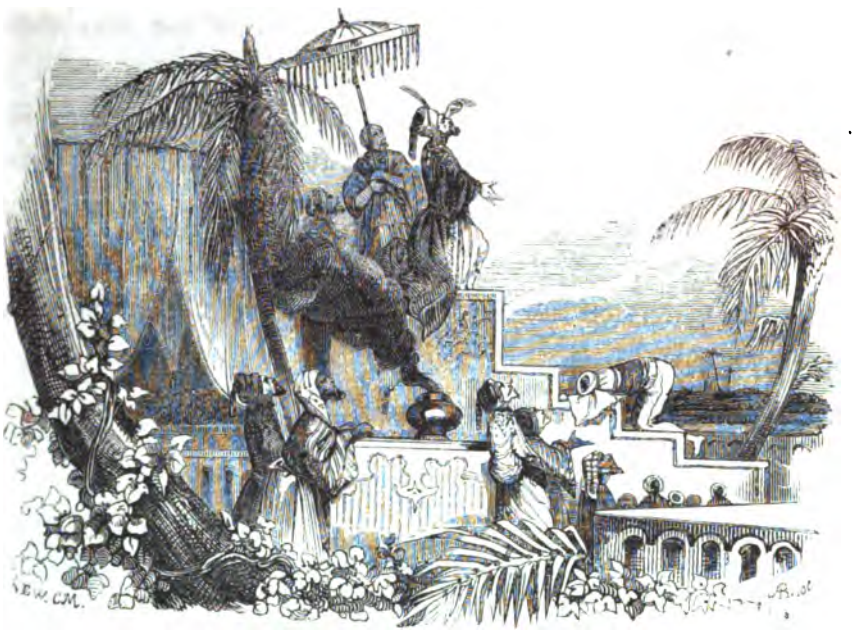
„Die Freude ſtürmt ſo gewaltig über mich her, daß ich vor allzugroßem Entzücken weinen muß; mein Auge hat ſich ſo ſehr an's Weinen gewöhnt, daß nun die Freude ihm wie einſt der Gram Thränen entlockt.“

„Während sie so einander die Schmerzen der Trennung und Sehnsucht klagten, kamen auf einmal Boten, welche Schemsiahs Ankunft meldeten, die ihre Schwiegermutter zu begrüßen kam. Djanschahs Mutter ging ihr entgegen, grüßte und umarmte sie, und begleitete sie wieder mit allen Frauen der Fürsten und Staatsoberhäupter in ihr Zelt zurück und brachte zehn Tage in allerlei Festlichkeiten bei ihr zu. Der König, der auch so lange in seinem Zelte geblieben war, befahl nun den Truppen, in die Stadt zu ziehen, und er ritt selbst an ihrer Spitze, von zahlreichem Gefolge umgeben. Die Stadt wurde beleuchtet und mit Atlas und andern Seidenstoffen, farbigem Tuche und sonstigem Zierrath ausgeschmückt. Die Vornehmen des Reichs veranstalteten allerlei Feste, und die Armen und Bedürftigen wurden reichlich gespeist.

„Nach zehn Tagen schickte der König Tiphanus zu sachverständigen Baumeistern und Geometern und befahl ihnen, ein Schloß mitten in seinem Garten anzulegen. Die Baumeister entwarfen einen Plan zur Erbauung des Schlosses, und als der Grund gelegt wurde, ließ Djanschah eine weiße marmorne Säule herbeischaffen und befahl den Arbeitsleuten, sie wie eine Kiste auszuhöhlen. Als dies geschehen war, nahm er Schemsiahs Kleid und legte es in diese Säule, die er dann in den Grund versenken und mit einem Gewölbe überbauen ließ. Sobald das Schloß vollendet war, ließ es der König ausmöbliren, und bald darauf wurde Djanschahs Hochzeit in diesem Schlosse gefeiert. Als aber Schemsiah das Schloß betrat, stieg ihr der Geruch ihres Kleides entgegen und leitete sie auf den Platz, wo es verborgen war. Durch das Mißtrauen ihres Gatten gereizt, ging sie mit dem Gedanken um, sich desselben wieder zu bemeistern. Aber sie mußte warten, bis die Hochzeitsgäste das Schloß verließen und Djanschah in ihren Armen eingeschlafen war.

Gegen Mitternacht, als er in tiefen Schlaf versunken war, stand sie leise auf, ging zur Säule hin, grub das Gewölbe auf, das darüber gebaut war, bis sie zur Säule gelangte, in welcher das Kleid war; dann zerschnitt sie das Blei, das darüber gegossen war, nahm das Kleid heraus, zog es an und flog auf die Terrasse des Schlosses; von hier aus rief sie ihren Leuten zu, sie möchten Djanschah wecken, damit sie Abschied von ihm nehme. Als Djanschah heraustrat und Schemsiah auf der Terrasse des Schlosses in ihrem Federnkleide sitzen sah, sagte er: ‚Was hast du gethan?‘ Sie antwortete: ‚O mein Geliebter, Freude meines Auges, bei Gott, ich liebe dich sehr und bin dir sehr gern hierher gefolgt; auch habe ich mich mit deinem Vater und deiner Mutter gefreut; aber länger will ich doch nicht hier bleiben. Wenn du mich nun auch liebst, so folge mir zur Citadelle von Edelsteinen.‘ Sobald sie diese

Worte geſagt hatte, flog ſie davon und kehrte zu den Ihrigen zurück. Djanſchah ward faſt wahnſinnig, als er ſie verſchwinden ſah, und fiel ohnmächtig zu Boden.



„Seine Leute benachrichtigten ſeinen Vater von dem, was vorgefallen; er eilte in's Schloß und fand ſeinen Sohn noch immer ohnmächtig über den plötzlichen Verluſt ſeiner Geliebten; er beſpritzte ihn mit Roſenwaſſer, bis er wieder zu ſich kam; dann fragte er ihn: ‚Wie konnte deine Gattin von der Terraſſe entfliehen?‘ Der Prinz antwortete: ‚Wiſſe, mein Vater, Schemſiah war eine Genientochter, aus Liebe zu ihr nahm ich ihr das Kleid weg, mit welchem ſie fliegen konnte, und verbarg es in eine Säule, die ich in den Grund verſenkte; ſie aber grub die Grundlage des Hauſes auf, nahm das Kleid, flog davon und lud mich ein, ihr in die Diamanten-Citadelle zu folgen.‘ Da ſagte der König: ‚Betrübe dich nicht, mein Sohn, ich will alle Reiſenden und Kaufleute verſammeln und mich erkundigen, wo dieſe Citadelle liegt; dann ziehen wir hin, und mit Gottes Hülfe werden ihre Verwandten ſie dir zurückgeben.‘ Der König ließ hierauf ſogleich ſeine vier Viziere rufen und befahl ihnen, alle Kaufleute und Reiſenden der Stadt zu verſammeln und ſie nach der Diamanten-Citadelle zu fragen, und Dem, der weiß, wo ſie liegt, tauſend Dinare zu geben. Die Viziere thaten, wie ihnen der König befohlen, aber Niemand wußte etwas von dieſer Citadelle; ſie kehrten daher beſtürzt zum König zurück und berichteten es ihm. Dieſer ließ nun, um ſeinen Sohn zu zerſtreuen,

die ſchönſten Sklavinnen, die beſten Sänger und geſchickteſten Muſiker in's Schloß kommen. Auch ſchickte er Kundſchafter nach allen Ländern aus, um die Citadelle der Genien zu erfragen; aber alle kehrten ohne Nachricht zurück. Er ging dann weinend zu ſeinem Sohne, der mitten unter Sängern und Sklavinnen doch ſeine Geliebte nicht vergeſſen konnte, ſagte ihm, daß alle ſeine Bemühungen, die Citadelle zu erforſchen, fruchtlos geblieben, und ſchlug ihm vor, eine andere Gattin zu nehmen, ſchöner und liebenswürdiger als Schemſiah. Aber Djanſchah war untröſtlich, und brachte alle Nächte weinend und ſeufzend zu; auch ſein Vater lebte daher ſehr mißvergnügt und unruhig."

Scheherſad ſetzte in der nächſten Nacht die Erzählung der Schlangenkönigin mit folgenden Worten fort:

Siebenhundert und fünfundneunzigste Nacht.

„Dies vernahm der König Kefid, der über Indien herrſchte und ein alter Feind des Königs Tiphanus war. Kefid gebot über tauſend Statthalter, deren Jeder über tauſend Völkerſchaften herrſchte, von denen jede tauſend Reiter in's Feld ſtellte. Er verſammelte daher ſeine Viziere und Staatsräthe und Emire, und ſagte ihnen: ‚Ich habe vernommen, daß der König Tiphanus wegen der Trauer ſeines Sohnes Djanſchah alle Staatsangelegenheiten vernachläſſigt; nun wißt ihr wohl, daß er einen Theil meines Landes geraubt, meinen Vater und meine Brüder getödtet und ihr Gut geplündert hat; wir wollen daher dieſen günſtigen Augenblick benutzen, um eine Armee auszurüſten, ihn zu überfallen, ihn und ſeinen Sohn zu tödten und ihr Land uns zu unterwerfen.‘

„Die Viziere und Emire ſchenkten dem König Kefid ihren Beifall, und Jeder von ihnen machte die nöthigen Vorbereitungen zum Feldzuge. Als nach ſieben Tagen alle Anſtalten zum Kriege getroffen waren und die Truppen ſich verſammelt hatten, erſchallten die Trompeten und Cimbeln, die Fahnen wurden umhergetragen und der König Kefid begab ſich mit ſeinen Truppen bis an die Grenze des Landes Kabul, das dem König Tiphanus gehörte. Sie fingen gleich an, die Ortſchaften an der Grenze auszuplündern,

den Bewohnern Gewalt anzuthun, Kinder zu ſchlachten und Große gefangen zu nehmen, ſo daß bald die Nachricht davon zum König Tiphanus gelangte. Dieſer entbrannte vor Zorn, verſammelte die Großen des Reichs, die Viziere und Emire, und ſagte ihnen: ‚Wiſſet, daß der König Kefid herangezogen iſt, um uns zu bekriegen, er hat ſo viele Truppen bei ſich, daß nur Gott ihre Zahl kennt; rathet nun, was zu thun iſt.‘ Sie ſagten: ‚O König der Zeit, wir müſſen ihm entgegen ziehen und unſer Land vertheidigen.‘ Da ſagte der König Tiphanus: ‚Nun bereitet euch vor zum Feldzuge!‘ Er öffnete dann alle Waffenmagazine und vertheilte Panzer, Schwerter, Schilde und anderes Kriegsmaterial, verſammelte die Armee, ließ die Trompeten erſchallen und die Fahnen aufpflanzen, und zog mit den Truppen dem König Kefid entgegen. Als ſie an die Grenze des Landes Kabul in das Thal Sahran kamen, ſtieg der König Tiphanus ab, ſchrieb einen Brief und ſchickte ihn mit einem Boten an den König Kefid. Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Wir thun dir, o König Kefid, hiermit kund, daß du als ein Niederträchtiger gehandelt haſt; wäreſt du von königlichem Geblüte, ſo hätteſt du nicht auf dieſe Weiſe unſer Land überfallen, um darin zu plündern und Gewalt auszuüben. Hätte ich früher deine Abſicht gewußt, ſo wäre ich dir längſt ſchon entgegen gezogen, um dir den Eintritt in mein Land zu verſperren; doch willſt du nun zurückkehren, ſo laſſen wir das Geſchehene und hegen keine Feindſchaft mehr; wenn nicht, ſo ſtelle dich zum Kampfe!“

Der Tag unterbrach hier die Erzählung Scheherſads; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit Tamlicha's Worten alſo wieder fort:

Siebenhundert

und

ſechsundneunzigſte Nacht.

„Der Bote, der ſehr verſtändig und von Kundſchaftern begleitet war, begab ſich in's feindliche Lager; da ſah er viele ſeidene Zelte, darunter ein ſehr großes von rothem Atlas; es war das Zelt des Königs Kefid, in deſſen Mitte er ſelbſt auf einem Throne ſaß, von Emiren, Vizieren und Staatsräthen umgeben. Der Bote zog vor dem Zelte den Brief hervor, es kamen Soldaten und nahmen ihn ihm ab und brachten ihn dem König. Als Kefid den Brief geleſen hatte, ſchrieb er folgende Antwort:

‚Wir thun dem König Tiphanus kund, daß wir entſchloſſen ſind, uns zu rächen, ſein Land zu verwüſten und alle Großen zu tödten; morgen werde ich mich auf dem Kampfplatze zeigen.‘

„Dieſen Brief verſiegelte er und gab ihn dem Boten. Der Bote kehrte zu dem König Tiphanus zurück, verbeugte ſich vor ihm, übergab ihm die Antwort des Königs Kefid und ſagte ihm: ‚O König, ich habe eine unzählbare Menge Reiter und Fußvolk geſehen!‘ Tiphanus ward ſowohl durch den Inhalt der Antwort, als durch das, was der Bote ihm mündlich ſagte, ſo aufgebracht, daß er ſogleich ſeinem Vizier Einſar den Befehl ertheilte, mit tauſend Reitern in der Nacht plötzlich den Feind zu

überfallen und in Verwirrung zu bringen. Auf der andern Seite hatte der König Kefid seinem Vizier Ghatarfan befohlen, mit fünftausend der tapfersten Ritter um Mitternacht über die Truppen des Königs Tiphanus herzufallen.

„Beide Viziere rückten mit ihren Truppen aus, um die Befehle ihrer Herren zu vollziehen. Um Mitternacht stießen sie auf einander, und es entstand ein mörderischer Kampf zwischen ihnen, der die ganze Nacht fortdauerte. Gegen Morgen wurden Kefids Truppen zurückgeschlagen, und nachdem sie etwa zweitausend dreihundert Mann, darunter auch den berühmten Helden Sarchin, verloren hatten, ergriffen die Uebrigen die Flucht. Als Kefid die flüchtigen Truppen zurückkehren sah, entbrannte er vor Zorn und sagte ihnen: ‚Wehe euch, was ist euch geschehen?‘ Sie antworteten: ‚Als wir um Mitternacht mit dem Vizier Ghatarfan auszogen, da begegnete uns Einsar, der Vizier des Königs Tiphanus, und auf einmal fanden wir uns mitten unter seinen Truppen; wir kämpften bis Morgens, und Viele von uns wurden getödtet, und wären wir nicht entflohen, wir hätten den letzten Mann verloren!‘ Der König Kefid rief ganz außer sich vor Zorn: ‚Die Sonne zürne euch und versage euch ihren Segen!‘ Der König Tiphanus hingegen flog fast vor Freude, als der Vizier Einsar zurückkehrte und ihm zum Siege seiner Truppen Glück wünschte.. Er ließ dann seine Truppen zählen, und es fehlten nur zweihundert. Am folgenden Tage musterte der König Kefid seine Armee und führte sie in geordneten Reihen auf das Schlachtfeld; es waren fünfzehn vollständige Reihen, jede von zehntausend Reitern; auch hatte er zweihundert Helden bei sich, die auf Elephanten ritten. Alles war zum Kampfe gerüstet, die Fahnen waren aufgerollt, die Trompeten erschallten und die Helden sehnten sich nach Kämpfern. Auch der König Tiphanus hatte seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt; es waren zehn Reihen, jede von zehntausend wackern Reitern, und hundert Helden ritten ihm zur Rechten und zur Linken.

„Als die beiden Armeen einander angriffen, zitterte die Erde unter den Hufen der Rosse; der Lärmen der Cimbeln und Trompeten, vermengt mit dem Gewieher der Pferde und dem Kriegsgeschrei der Männer, war betäubend; der Staub umhüllte die Häupter der Kämpfenden, welche den ganzen Tag wie Löwen stritten. Erst die Dunkelheit der Nacht trennte die beiden Armeen und führte jede in ihr Lager zurück. Der König Kefid entbrannte vor Zorn, als er seine Truppen zählte und fünftausend Mann vermißte; aber der König Tiphanus war noch verzweifelter, als er seine Truppen musterte und ihm neuntausend seiner ausgezeichnetsten Ritter fehlten. Am folgenden Tage zogen beide Armeen wieder auf das Schlachtfeld und jede hoffte diesmal

den Sieg davon zu tragen. Aber der König Kefid rief ſeinen Truppen zu: ‚Wer unter euch will hervortreten und durch einen Zweikampf den Krieg eröffnen?‘ Da trat ein Ritter, auf einem Elephanten reitend, aus den Reihen hervor — ſein Name war Barkik, der Sohn Farſachs —, ſtieg von ſeinem Elephanten ab, verbeugte ſich vor dem König und bat um Erlaubniß, als Kämpfer in die Schranken zu treten; er beſtieg dann ſeinen Elephanten wieder, ſpornte ihn in die Kampfbahn und ſchrie: ‚Wer will mit mir ſich meſſen, wer will mit mir fechten, wer will mit mir eine Lanze brechen?‘ Als der König Tiphanus dies hörte, wendete er ſich zu ſeinen Truppen und rief: ‚Wer von euch will die Herausforderung dieſes Ritters annehmen?‘ Da trat ein Ritter hervor, auf einem hübſchgeſtalteten Roſſe reitend, verbeugte ſich vor dem König Tiphanus und bat um Erlaubniß, den Zweikampf anzunehmen; auf einen bejahenden Wink des Königs ritt er dann auf Barkik zu.

„Dieſer ſagte ihm: ‚Wer biſt du, daß du mich ſo geringſchätzeſt und ganz allein mit mir kämpfen willſt, und wie iſt dein Name?‘ Er antwortete: ‚Mein Name iſt Ghadhanfar, der Sohn Schamchils!‘ Da ſagte Barkik: ‚Ich habe ſchon in meiner Heimath von dir gehört; doch diesmal laß ab vom Kampfe, ſonſt iſt all dein Ruhm dahin!‘ Ghadhanfar aber zog ſeine Lanze hervor und Barkik ſein Schwert

und ſie fochten lange mit einander, bis endlich Barkik ſeinem Gegner einen Hieb verſetzte, der ihm aber nichts ſchadete; Ghadhanfar benutzte jedoch dieſen Augenblick, um Barkik mit der Lanze ſo zu durchbohren, daß er ihn an ſeinen Elephanten feſtnagelte. Als dies geſchehen war, kam ein Mann auf Ghadhanfar zu und ſagte ihm: ‚Wer biſt du, daß du meinen Bruder tödteſt?‘ Mit dieſen Worten verwundete er ihn am Schenkel. Aber Ghadhanfar zog ſchnell ſein Schwert und theilte ihn in Zwei, ſo daß ganze Meere von Blut auf die Erde ſtrömten; dann kehrte er um und eilte zum König Tiphanus zurück.“

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie wieder mit Tamlicha's Worten:

abſteigen, um daſelbſt zu übernachten, und als ſie ſchliefen, machte er ſich allein auf, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd und ſchlug den Weg nach Bagdad ein, weil ihm der Jude geſagt hatte, daß von Bagdad alle zwei Jahre eine Karavane zu ihnen komme, in der Abſicht, ſich dieſer Karavane anzuſchließen. Als die Ritter, die Djanſchah begleitet hatten, ihn bei ihrem Erwachen vergebens auf allen Seiten ſuchten, gingen ſie zu ſeinem Vater und berichteten ihm des Prinzen Flucht. Tiphanus ward ſo aufgebracht, daß ihm Funken aus dem Geſichte ſprühten, ganz außer ſich warf er die Krone von ſeinem Haupte und ſagte: ‚Nun habe ich meinen Sohn verloren und der Feind iſt in meinem Angeſichte. Es gibt keinen Schutz außer bei Gott!‘ Seine Emire und Viziere ſuchten ihn zu tröſten und zu ermuthigen, aber er wollte den Krieg nicht fortſetzen, ſondern zog ſich mit ſeinen Truppen in die Hauptſtadt zurück, ließ die Thore ſchließen und die Mauern befeſtigen. Kefid kam jeden Monat, um die Stadt zu erſtürmen, ward aber von den Belagerten zurückgeſchlagen, und ſo dauerte der Krieg zwiſchen den beiden Königen noch ſieben Jahre lang.

„Djanſchah aber reiste, nachdem er ſeine Truppen verlaſſen hatte, Tag und Nacht durch Wüſten und Einöden, und überall, wo er hinkam, erkundigte er ſich nach der Diamanten-Citadelle; aber Niemand hatte je davon gehört. Er erkundigte ſich dann nach der Judenſtadt, und ein Kaufmann ſagte ihm, ſie liege an der äußerſten Spitze des Oſtens: er ſolle in einem Monat mit ihm nach der indiſchen Stadt Marſakan gehen, von da nach Choraſan, von Choraſan nach der Stadt Schanum, von hier nach Chowareſim; dann bliebe nur noch eine Reiſe von fünfzehn Monaten nach der Judenſtadt.[1] Djanſchah wartete, bis die Karavane nach Marſakan abreiste, und als er mit ihr dieſe Stadt erreichte, erkundigte er ſich nach der Diamanten-Citadelle, aber Niemand konnte ihm Auskunft darüber geben. Er reiste daher unter vielen Leiden und Gefahren nach Choraſan; dort fragte er nach der Judenſtadt, und man bezeichnete ihm den Weg, der dahin führt. Er reiste nun Tag und Nacht, bis er an die Stelle kam, wo er vor den Affen entflohen war. Dann hatte er wieder mehrere Tage zu reiſen, bis er an den Strom kam, an deſſen jenſeitigem Ufer die Judenſtadt lag. Er ſetzte ſich an's Ufer des Stromes und wartete bis Samſtags, wo er durch die Allmacht Gottes austrocknete. Dann ging er in das Haus des Juden, der ihn auch zum erſten Male aufgenommen hatte. Der Jude grüßte und bewillkommte ihn, brachte ihm zu eſſen und zu trinken, und fragte ihn, wo er ſo lange geblieben. Er antwortete: ‚Im Reiche Gottes.‘

[1] Der Ueberſetzer hat hier wörtlich ſeinen Text wiedergegeben, ſo unſinnig er auch in geographiſcher Beziehung ſeyn mag.

was dieſer Staub bedeute, und ſie ſahen, als ihn der Wind zerſtreute, ſieben Fahnen darunter hervorkommen, jede von dreitauſend Reitern umgeben, die zur Armee des Königs Kefid ſtießen, und dieſe Nachricht verbreitete großen Schrecken im Lager des Königs Tiphanus.

„Der König Kefid hingegen begrüßte freudig ſeinen Bundesgenoſſen Kafun und erzählte ihm, der König Tiphanus habe ſeinen Vater und ſeine Brüder getödtet, nun wolle er Rache an ihm nehmen. Der König Kafun ſagte: ‚Die Sonne ſegne dich, mein Freund!‘ und begab ſich mit dem König Kefid höchſt zufrieden in ſein Zelt.

„Das iſt's, was die beiden Könige angeht. Der Prinz Djanſchah aber, höchſt beunruhigt darüber, daß er zwei Monate lang weder ſeinen Vater, noch die Sklavinnen ſah, mit denen er ihn zuweilen beſuchte, erkundigte ſich bei einem ſeiner Diener, der ihm beſonders ergeben war, nach ihm, und als er von dem Kriege mit Kefid hörte, ſagte er: ‚Bringt mir mein Pferd, ich will zu meinem Vater auf das Schlachtfeld.‘ Bei ſich dachte er aber: Bin ich einmal im Freien, ſo reiſe ich in die Judenſtadt; dort wird mir Gott beiſtehen, daß ich wieder einen Kaufmann finde, der wie das erſte Mal gegen mich verfährt; Niemand weiß ja, woher ſein Glück kommt. Er beſtieg ſein Pferd und nahm tauſend Ritter mit ſich, ſo daß alle Leute glaubten, er ziehe in den Krieg zu ſeinem Vater. Aber des Abends ließ er die Ritter in einer großen Ebene

und

achtundneunzigſte Nacht.

„Am folgenden Morgen nahm Djanſchah das Mädchen und die tauſend Dinare und ſchenkte ſie dem Juden, der ihn Samſtags bewirthet hatte. Dann ging er wieder zum Kaufmann zurück und ritt mit ihm bis an den Fuß eines ſehr hohen Berges. Der Kaufmann zog ein Meſſer und einen Strick heraus, warf letztern dem Pferde um die Füße, ſtürzte es zu Boden und ſchlachtete es; dann zog er ihm die Haut ab, hieb ihm Kopf und Füße ab, ſpaltete den Leib und ſagte zu Djanſchah: ‚Schlüpfe hinein, daß ich zunähe, und ſage mir dann was du ſiehſt; das iſt die Arbeit, die ich von dir verlange.‘ Djanſchah ſchlüpfte hinein, und der Kaufmann nähte den Leib zu und verbarg ſich. Nach einer Weile kam ein ungeheurer Vogel und trug das Pferd auf den Gipfel des Berges. Hier wollte er das Pferd freſſen, aber ſobald Djanſchah dies merkte, ſchnitt er den Leib auf, kroch hervor, und der Vogel entfloh vor Schrecken. Djanſchah ſah den Kaufmann am Fuße des Berges ſtehen und fragte ihn, was er wolle? Er bat ihn, ihm von den Steinen des Berges herunter zu werfen, aber Djanſchah erwiderte: ‚Haſt du nicht vor fünf Jahren mich treulos verlaſſen und mir ſo viele Leiden und Gefahr verurſacht? Bei Gott, ich werfe dir nichts zu.‘ Mit dieſen Worten ließ er den Juden ſtehen und nahm den

Weg zum Schloſſe des Scheich Naſr, dem König der Vögel. Nach einer ſehr mühevollen Reiſe von mehreren Tagen und Nächten gelangte er endlich vor das Schloß unſers Herrn Salomo, und Scheich Naſr ſaß vor dem Thore. Als dieſer Djanſchah erblickte, ſtand er auf, grüßte und bewillkommte ihn und ſagte ihm: ‚Wie kömmſt du wieder allein hierher? Du biſt ja ſo vergnügt mit Schemſiah von hier abgereist!‘ Djanſchah weinte und erzählte ihm, wie Schemſiah davon geflogen und ihm geſagt hatte: ‚Wenn du mich liebſt, ſo folge mir auf die Diamanten-Citadelle.‘ Scheich Naſr erſtaunte und ſagte: ‚Bei Gott, ich weiß nichts von dieſer Citadelle, und bei unſerm Herrn Salomo, dem Sohne Davids, Friede ſey mit ihm! ich habe nie etwas davon gehört.‘ Djanſchah rief weinend: ‚Wie wird es mir nun gehen? Ich ſterbe vor Liebe und Verlangen.‘ Scheich Naſr ſuchte ihn zu tröſten und ſagte ihm: ‚Warte bis die Vögel wieder zu mir kommen, ich will ſie nach der Diamanten-Citadelle fragen, vielleicht

kennt ſie einer von ihnen.‘ Djanſchah beruhigte ſich bei dieſen Worten und ging mit Scheich Naſr in's Schloß und öffnete wieder das Gemach, das zum Teiche führte, in welchem die drei Mädchen gebadet hatten, aber der Teich blieb leer. Nach Verlauf einiger Wochen kam Scheich Naſr zu ihm und ſagte ihm: ‚Nun iſt die Zeit der Ankunft der Vögel, hier haſt du einige heilige Namen, lerne ſie auswendig, dann kannſt du mich zu den Vögeln begleiten.‘ Djanſchah freute ſich ſehr und begleitete Scheich Naſr zu den Vögeln, welche dieſen, eine Gattung nach der andern, begrüßten.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung der Schlangenkönigin mit deren eigenen Worten fort:

Siebenhundert

und

neunundneunzigſte Nacht.

„Als aber Scheich Naſr die Vögel nach der Diamanten-Citadelle fragte, antworteten alle: ‚Wir haben ſie in unſerm Leben nicht nennen hören.‘ Djanſchah weinte heftig bei dieſer Antwort und fiel in Ohnmacht. Scheich Naſr rief dann einen großen Vogel herbei und ſagte ihm: ‚Bringe dieſen Jüngling in das Land Kabul.‘ Der Vogel nahm Djanſchah auf den Rücken und ſagte ihm: ‚Nimm dich wohl in Acht, daß dich die Luft nicht zerſchneide, und ſtopfe deine Ohren zu wegen der Wind- und Seekrankheit und dem Getöſe der Himmelsſphären.‘ Djanſchah that, wie ihm geſagt wurde, und der Vogel erhob ſich und flog mit ihm einen Tag und eine Nacht; dann ließ er ſich herunter in der Nähe der Wohnung des Königs der Thiere und ſagte ihm: ‚Ich habe den Weg verfehlt, den mir Scheich Naſr beſchrieben, wir müſſen wieder umkehren.‘ Aber Djanſchah ſagte: ‚Geh nur deines Weges, ich will lieber hier ſterben, als in meine Heimath zurückkehren.‘ Der Vogel flog hierauf ſeines Weges fort und Djanſchah ging in das Schloß des Schah Bedr, des Königs der Thiere. Dieſer fragte ihn, wer er ſey und wo er mit dieſem ungeheuren Vogel herkomme? Djanſchah erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte vom Anfang bis zu Ende, und bat ihn um Auskunft über die Diamanten-Citadelle. Schah Bedr erſtaunte ſehr über ſeine Erzählung und ſagte:

kennt sie einer von ihnen.‘ Djanschah beruhigte sich bei diesen Worten und ging mit Scheich Nasr in's Schloß und öffnete wieder das Gemach, das zum Teiche führte, in welchem die drei Mädchen gebadet hatten, aber der Teich blieb leer. Nach Verlauf einiger Wochen kam Scheich Nasr zu ihm und sagte ihm: ‚Nun ist die Zeit der Ankunft der Vögel, hier hast du einige heilige Namen, lerne sie auswendig, dann kannst du mich zu den Vögeln begleiten.‘ Djanschah freute sich sehr und begleitete Scheich Nasr zu den Vögeln, welche diesen, eine Gattung nach der andern, begrüßten.“

In der nächsten Nacht setzte Scheherſad die Erzählung der Schlangenkönigin mit deren eigenen Worten fort:

Siebenhundert

und

neunundneunzigſte Nacht.

„Als aber Scheich Naſr die Vögel nach der Diamanten-Citadelle fragte, antworteten alle: ‚Wir haben ſie in unſerm Leben nicht nennen hören.‘ Djanſchah weinte heftig bei dieſer Antwort und fiel in Ohnmacht. Scheich Naſr rief dann einen großen Vogel herbei und ſagte ihm: ‚Bringe dieſen Jüngling in das Land Kabul.‘ Der Vogel nahm Djanſchah auf den Rücken und ſagte ihm: ‚Nimm dich wohl in Acht, daß dich die Luft nicht zerſchneide, und ſtopfe deine Ohren zu wegen der Wind- und Seekrankheit und dem Getöſe der Himmelsſphären.‘ Djanſchah that, wie ihm geſagt wurde, und der Vogel erhob ſich und flog mit ihm einen Tag und eine Nacht; dann ließ er ſich herunter in der Nähe der Wohnung des Königs der Thiere und ſagte ihm: ‚Ich habe den Weg verfehlt, den mir Scheich Naſr beſchrieben, wir müſſen wieder umkehren.‘ Aber Djanſchah ſagte: ‚Geh nur deines Weges, ich will lieber hier ſterben, als in meine Heimath zurückkehren.‘ Der Vogel flog hierauf ſeines Weges fort und Djanſchah ging in das Schloß des Schah Bedr, des Königs der Thiere. Dieſer fragte ihn, wer er ſey und wo er mit dieſem ungeheuren Vogel herkomme? Djanſchah erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte vom Anfang bis zu Ende, und bat ihn um Auskunft über die Diamanten-Citadelle. Schah Bedr erſtaunte ſehr über ſeine Erzählung und ſagte:

‚Bei unſerm Herrn Salomo, dem Sohne Davids, Friede ſey mit ihm! ich weiß nichts von dieſer Citadelle, ſobald mir aber Jemand darüber Auskunft gibt, will ich dich dahin ſenden.‘ Djanſchah weinte heftig und blieb einige Zeit bei Schah Bedr. Eines Tages kam Schah Bedr zu ihm und ſagte ihm: ‚Nimm dieſe Tafel und lerne auswendig, was darauf geſchrieben, dann kannſt du mich zu den Thieren begleiten und ſie nach der Diamanten-Citadelle fragen.‘ Nach einer kurzen Weile kamen alle möglichen Gattungen Thiere an und grüßten Schah Bedr. Er fragte ſie nach der Diamanten-Citadelle, aber Niemand wußte etwas davon. Da weinte Djanſchah und bedauerte es, nicht mit dem Vogel weiter gereist zu ſeyn, den ihm Scheich Naſr mitgegeben. Der König der Thiere bemitleidete ihn und ſagte ihm: ‚Mein Sohn, betrübe dich nicht, ich habe einen ältern Bruder, der dem König Salomo abtrünnig geworden, und viel mehr vermag als Scheich Naſr: denn er iſt der Herrſcher über alle Genien dieſes Landes; ich will dich zu ihm ſchicken, vielleicht weiß er etwas von der Diamanten-Citadelle.‘ Hierauf ſetzte er Djanſchah auf den Rücken eines ungeheuren Thieres und gab ihm Empfehlungsſchreiben mit an ſeinen Bruder, den König Schamach. Das Thier lief

ſogleich weg, und nach mehreren Tagen und Nächten blieb es in einiger Entfernung von der Wohnung des Königs Schamach ſtehen, denn aus Ehrfurcht vor ihm wagte es nicht, ſich ihm ganz zu nähern. Djanſchah ſtieg ab und ging zum König, küßte ihm

die Hände und übergab ihm das Schreiben seines Bruders. Als der König Schamach es gelesen hatte, bewillkommte er Djanschah und sagte ihm: ‚Mein Sohn, ich habe in meinem Leben die Diamanten-Citadelle nicht nennen hören.‘ Djanschah weinte und seufzte, und erzählte auf Verlangen des Königs Schamach seine ganze Geschichte. Als er zu Ende war, sagte Schamach: ‚Mein Sohn, ich glaube nicht, daß unser Herr Salomo je von dieser Citadelle gehört, noch sie gesehen hat; aber ich kenne einen sehr alten Priester im Gebirge, dem alle Thiere und Vögel und Genien gehorchen, der selbst durch seine Beschwörungen die Könige der Genien sich zu unterwerfen versteht; auch war er es allein, der etwas gegen mich vermochte, als ich von unserm Herrn Salomo abtrünnig und gefangen genommen wurde, denn der ist ein gar zu listiger Zauberer und geschickter Beschwörer. Er hat auch, um in seiner Kunst sich auszubilden, alle Länder durchreist, und ich glaube nicht, daß es einen Ort gibt, der ihm verborgen ist. Ich will dich zu ihm schicken, vielleicht kann er dir den Weg angeben, der dich zur Diamanten-Citadelle führt; weiß er ihn nicht, so weiß ihn auch Niemand in der ganzen Welt, denn alle Geschöpfe Gottes sind seine Diener. Er ist ein so großer Zauberer, daß er eine Achse aus drei Stücken zusammengesetzt hat: wenn er sie in die Erde einschlägt und über das erste Stück einige Zauberformeln liest, so kömmt Fleisch heraus, aus dem noch Blut fließt; macht er Beschwörungen über das zweite Stück, so fließt süße Milch hervor, und aus dem dritten Stücke wächst, auf sein Verlangen, Gerste, Weizen und allerlei Obst. Wenn er dann die Achse wieder aus der Erde nimmt, so zieht er sich in sein Kloster zurück, das man das Diamantenkloster nennt. Dieser verdammte Priester, dem ich dich nun empfehlen will, heißt Jaghmus.‘ Der König Schamach rief hierauf einen ungeheuren Vogel herbei, setzte Djanschah darauf und befahl jenem, diesen Menschen zum Priester Jaghmus zu bringen. Der Vogel hatte vier Flügel, deren jeder dreißig Ellen lang war, und zwei Füße wie die Füße eines Elephanten; er flog nur zweimal im Jahre aus, um im Lande Irak für den König Schamach Beute zu holen. Aber auf den Befehl seines Herrn flog er ausnahmsweise mit Djanschah mehrere Tage und Nächte durch, bis er an das Gebirge kam, wo das Diamantenkloster stand. Djanschah stieg dann ab und ging in's Kloster, wo er den Priester in der Kirche betend fand. Als der Priester gebetet hatte und Djanschah sich vor ihm verbeugte, bewillkommte ihn Jener und bat ihn, ihm die Ursache seines Besuchs mitzutheilen. Djanschah erzählte ihm seine ganze Lebensgeschichte von seiner Geburt an bis zu seiner Ankunft in's Kloster. Der Priester erstaunte sehr über diese Erzählung und sagte: ‚Bei Gott, mein Sohn, ich habe in meinem Leben nichts von dieser Citadelle

gehört, und ich lebe doch ſchon ſeit den Zeiten Noahs, des Propheten Gottes, und herrſchte über die ganze Erde bis zur Erſcheinung unſers Herrn Salomo; ich glaube aber doch, daß ſie Salomo, dem Sohne Davids, Friede ſey mit ihm, nicht unbekannt war. Warte nun, mein Sohn, bis die Vögel, Thiere und Genienfürſten zuſammenkommen, vielleicht kann uns einer von ihnen Auskunft darüber geben. Djanſchah blieb beim Prieſter, bis die Thiere, Vögel und Genien ſich verſammelten; da fragte ſie der Prieſter nach der Diamanten-Citadelle, aber Jeder ſagte: ‚Ich habe ſie weder geſehen, noch je etwas davon gehört.‘ Djanſchah weinte und ſeufzte und flehte Gottes Hülfe an.“

Scheheriad erzählte in der folgenden Nacht mit Tamlicha's Worten weiter:

Achthundertſte Nacht.

„Auf einmal erſchien ein ungeheuer großer ſchwarzer Vogel, der eben erſt aus der Luft herabſtieg, und küßte dem Prieſter die Hand. Der Prieſter fragte auch ihn nach der Diamanten-Citadelle, und der Vogel ſprach: ‚O Prieſter, als wir hinter dem Berge Kaf wohnten auf dem Kryſtallberge, der neben einem großen Thale ſich erhebt, und ich noch ganz jung war, da weidete ich viele Jahre lang mit meinen Schweſtern auf dem Berge; unſere Eltern aber machten jeden Tag einen Ausflug, um uns mit noch beſſerer Nahrung zu verſorgen. Einſt flogen ſie auch von uns weg und blieben ſieben Tage aus, ſo daß wir faſt vor Hunger ſtarben. Am achten Tage kamen ſie weinend zurück, und als wir ſie nach der Urſache ihrer ungewöhnlich langen Abweſenheit fragten, ſagten ſie uns, ein widerſpenſtiger Geiſt habe ſie ergriffen und auf die Diamanten-Citadelle zum König Schahlan gebracht, und dieſer habe ſie erſt dann wieder frei gelaſſen, als ſie ihm ſagten, ſie haben Junge zu Hauſe, die vor Hunger ſterben müßten. Wenn nun,‘ fuhr der Vogel fort, ‚meine Eltern noch lebten, ſo könnten ſie dir Auskunft geben über die Lage der Diamanten-Citadelle, ich weiß aber nichts Näheres darüber.‘ Als Djanſchah dies hörte, weinte er heftig und bat den Prieſter, dieſem Vogel zu befehlen, daß er ihn auf den Kryſtallberg hinter dem Berge Kaf bringe, wo ſeine Eltern ihr

Neſt hatten. Der Prieſter erſuchte den Vogel, Djanſchah in Allem zu gehorchen, und der Vogel verſprach, keine Mühe für ihn zu ſcheuen. Er ließ ſogleich Djanſchah auf ſeinen Rücken ſteigen und trug ihn nach dem Kryſtallberg, wo das Neſt ſeiner Eltern

war. Hier ließ er ſich herunter und ſagte zu Djanſchah: ‚Hier iſt das Neſt meiner Eltern.‘ Djanſchah ſtieg ab und ſagte weinend: ‚Ich bitte dich, bringe mich in die Gegend, nach welcher deine Eltern auszufliegen pflegten und von welcher ſie zurückkehrten.‘ Der Vogel ſagte: ‚Ich gehorche dir in Allem, Djanſchah;‘ er flog nun noch ſieben Tage und ſieben Nächte mit ihm, dann ſetzte er ihn eines Abends auf einen Berg und ſagte ihm: ‚Von hier an weiter weiß ich nichts mehr.‘ Djanſchah ſtieg auf den Gipfel des Berges und ſchlief darauf ein. Als er wieder erwachte, ward er ganz verblendet von dem Glanz eines Schloſſes, das in einer Entfernung von zwei Monaten ihm entgegenſtrahlte; es war die Diamanten-Citadelle, die aus den feinſten Edelſteinen

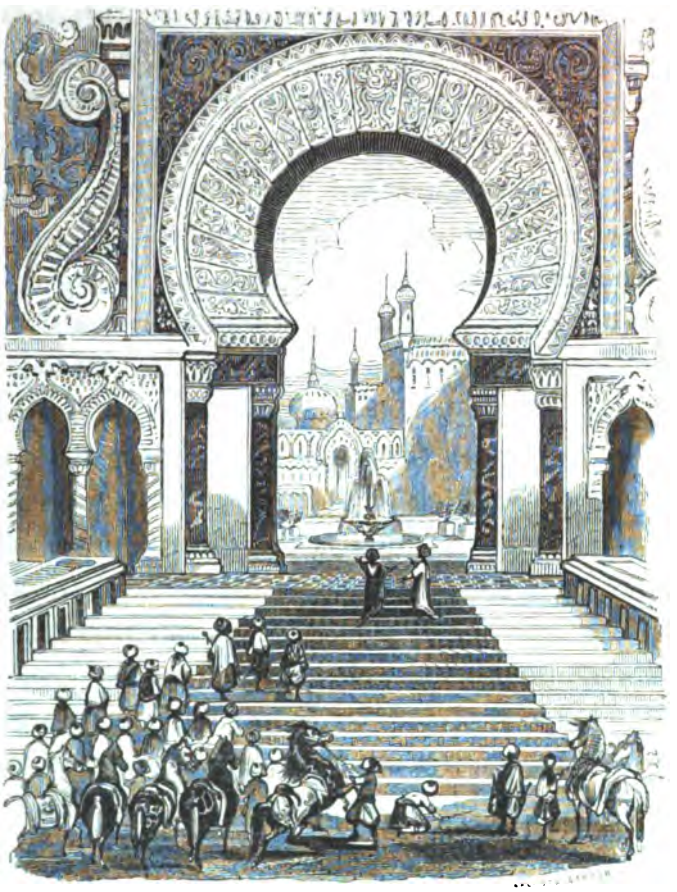
und Kryſtall gebaut war. Dieſe Feſtung mit dem Schloſſe war ſo groß und ſo ſtrahlend, daß ſie die ganze Gegend, eine Strecke von zwei Monaten umher, beleuchtete, und dort thronte der König Schahlan, der Vater der drei fliegenden Mädchen. Dieſer König hatte, ſobald ſeine Tochter zu ihm zurückgekehrt war und ihm von ihrem Abenteuer mit Djanſchah und von ſeiner Liebe zu ihr erzählt hatte, in der Hoffnung, Djanſchah werde ſie wieder aufſuchen, allen widerſpenſtigen Genien, ſeinen Adjutanten, den Befehl ertheilt, ſobald ſie einen Menſchen erblickten, ihn feſt zu nehmen und vor ihn zu führen."

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit den Worten der Schlangenkönigin weiter:

Achthundert und erſte Nacht.

„Als nun Djanſchah auf das leuchtende Schloß zuging, das er vom Berge erblickt hatte, begegnete ihm einer der Adjutanten des Königs Schahlan, der gerade in jener Gegend ein Geſchäft hatte, und fragte ihn, wie er heiße? Djanſchah fürchtete ſich vor dieſem Adjutanten und antwortete zitternd: ‚Ich heiße Djanſchah und hatte eine Geliebte unter den Genien, die Schemſiah hieß; es gelang mir, ſie für mich zu gewinnen, aber ſie entfloh mir wieder.‘ Er erzählte ihm dann ſeine ganze Geſchichte und weinte ſo heftig, daß der Adjutant voller Rührung zu ihm ſagte: ‚Weine nicht, denn du biſt am Ziele; wiſſe auch, daß Schemſiah dich liebt und ihren Eltern ihre Liebe geſtanden hat, auch ſind alle Bewohner der Citadelle dir zugethan; ſey nur frohen Muthes!‘ Der Adjutant nahm ihn dann auf die Schultern und trug ihn in die Nähe der Diamanten-Citadelle, und benachrichtigte ſogleich den König Schahlan und ſeine Tochter Schemſiah von Djanſchah's Ankunft. Der König kam ihm entgegen, umarmte, grüßte und bewillkommte ihn nnd ließ Schemſiah die Ankunft ihres Gatten melden, und auf des Königs Befehl erſchienen alle ſeine Adjutanten und Truppen, um Djanſchah zu begrüßen und zur Citadelle zu geleiten. Der König ſchenkte Djanſchah ein buntfarbiges ſeidenes Kleid mit Gold geſtickt, deßgleichen kein König auf Erden

eines beſitzt, auch ließ er ihm ein herrliches Pferd vorführen und ritt mit ihm, von zahlreichem Gefolge und vielen Truppen umgeben, bis an's Thor der Citadelle; da ſtiegen ſie ab und traten in's Schloß, deſſen Edelſteine, Gold, Silber, Perlen und



Kryſtall Djanſchah nicht genug bewundern konnte; auch erſtaunte er über die ſchönen Divane und Teppiche, die er hier ſah, und weinte vor Freude. Der König und Schemſiahs Mutter trockneten ſeine Thränen ab und ſagten ihm: ‚Laß jetzt das Weinen und den Gram, du biſt ja am Ziele.' Man führte ihn dann mitten in's Schloß, wo ſchöne Sklavinnen ihm entgegen kamen und ihm ihre Dienſte anboten. Der König ließ den Tiſch herrichten und ſetzte ſich neben ihn auf den Thron. Die Sklavinnen brachten Speiſen und Getränke, und nach der Mahlzeit brachten ſie Waſſer zum Waſchen. Bald nachher kam Schemſiahs Mutter wieder und bewillkommte Djanſchah abermals und ſagte ihm: ‚Du biſt nun am Ende deiner vielen Mühſeligkeiten

und kannst nach langem Wachen wieder ruhig schlafen; gelobt sey Gott, der dich erhalten!' Sie ging hierauf weg und holte ihre Tochter Schemsiah, welche ganz schamroth Djanschah grüßte; auch ihre Schwestern, welche mit ihr im Schlosse waren, kamen, um Djanschah zu grüßen und seine Hände zu küssen. Die Königin sagte dann zu Djanschah: ‚Verzeihe meiner Tochter, was sie gegen deine Liebe verbrochen, denn sie hat es unsertwillen gethan.' Djanschah stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht, und man mußte ihn lange mit Rosen- und Moschus-Wasser bespritzen, bis er wieder zu sich kam. Als er die Augen öffnete und Schemsiah erblickte, sagte er: ‚Gelobt sey Gott, der mich an's Ziel meiner Wünsche geführt und die Flammen meiner Sehnsucht gestillt hat!' Schemsiah sagte ihm hierauf: ‚Du sollst für alle deine Leiden entschädigt werden — doch erzähle mir erst, was dir seit meiner Abwesenheit widerfahren, und wie du diesen Ort entdeckt, den selbst die meisten Genien nicht kennen, denn wir haben uns gegen alle Könige der Genien aufgelehnt und leben hier verborgen.' Djanschah erzählte ihr Alles, was ihm zugestoßen, vom Tage ihrer Flucht bis zu seiner Ankunft. Als er dabei auch des Krieges zwischen seinem Vater und dem König Kefid erwähnte, sagte ihm die Königin: ‚Nach einem Monate feiern wir Schemsiahs Hochzeit nochmals, dann kannst du mit ihr in deine Heimath ziehen, und wir geben dir tausend unserer mächtigsten Genien mit, die auf deinen Befehl den König Kefid und seine ganze Armee vernichten werden; wir schicken dir dann jedes Jahr eine Abtheilung Genien, von denen ein Einziger alle deine Feinde tödten kann. Wir geben dir aber,' fuhr die Königin fort, ‚unsre Tochter Schemsiah nur unter der Bedingung mit in dein Land, daß du abwechselnd ein Jahr in deiner Heimath und ein Jahr bei uns zubringest.' Der König Schahlan setzte sich dann auf den Thron und befahl den Großen des Reichs, siebentägige Feste zu veranstalten und Alles zur Hochzeitsfeierlichkeit vorzubereiten. Nach einem Monat, als Alles zur Hochzeit bereit war, wurde Djanschah zu Schemsiah geführt, und er lebte einige Zeit mit ihr im schönsten Liebesrausche. Doch bald erinnerte er sich wieder seines Vaters und sagte zu Schemsiah: ‚Dein Vater hat mir versprochen, dich mit mir in meine Heimath zurückzuschicken, daß wir abwechselnd ein Jahr dort und ein Jahr hier zubringen, bitte ihn nun um die Erfüllung seines Versprechens. Sobald der Abend hereinbrach, ging Schemsiah zu ihrem Vater und trug ihm Djanschahs Bitte vor. Der König sagte: ‚Ich füge mich gern in seinen Willen; wartet nur bis zu Anfang des Monats, daß ich die Genien zu eurer Begleitung ausrüste.' Als die bestimmte Zeit vorüber war, befahl Schahlan seinen Genien, sich in den Dienst Djanschahs und Schemsiahs zu begeben, und ließ für

Djanſchah und Schemſiah einen großen goldenen Thron verfertigen, mit Perlen und Edelſteinen beſchlagen, und darüber ein rothes ſeidnes Zelt ſpannen, mit Gold durchwirkt und mit allerlei Farben bemalt. Djanſchah und Schemſiah ſetzten ſich darauf, und vier Genien faßten ihn an den vier Ecken. Schemſiah nahm Abſchied von ihrer Mutter, ihren Schweſtern und übrigen Verwandten, ihr Vater aber ſtieg auch auf den Thron und begleitete ſie bis Mittags, dann ſtieg er ab und nahm Abſchied, empfahl Djanſchah ſeine Tochter, und ſie Beide den Genien, die ſie tragen ſollten; er ſchenkte dann Schemſiah noch zweihundert ſchöne Sklavinnen und Djanſchah hundert junge Mameluken, und kehrte wieder in ſeine Citadelle zurück. Djanſchah mit den Seinigen reiste nun auf dem Throne, der zwiſchen Himmel und Erde von vier ſchwebenden Genien getragen wurde, zehn Tage nach einander fort und legte jeden Tag eine Strecke von dreißig Monaten zurück. Am elften Tage erblickte einer der Genien das Land Kabul, das ihm wohl bekannt war, und gab den Trägern Befehl, ſich herabzulaſſen. Die Genien ließen ſich gerade vor der Stadt des Königs Tiphanus, Djanſchabs Vater, auf die Erde herunter."

In der nächſten Nacht erzählte Scheberſad mit Tamlicha's Worten weiter:

Achthundert

und

zweite Nacht.

„Der König Tiphanus, welcher, wie wir ſchon erzählt haben, nach der Abreiſe ſeines Sohnes die Flucht ergriffen und ſich in die Stadt zurückgezogen hatte, die dann der König Kefid eng belagerte, befand ſich in ſo großer Noth, daß er gern die Stadt dem Feind öffnen wollte, wenn er ihm nur Leben und Freiheit zuſicherte. Da ihm aber Kefid auch dieſe Bitte nicht gewährte, beſchloß er, um ſeinen Leiden ein Ende zu machen, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Er hatte ſchon von ſeinen Vizieren und Staatsräthen und von ſeinen Frauen Abſchied genommen und ſaß eben in größter Verzweiflung da, als die Genien in's Schloß traten, welches innerhalb der Citadelle lag, und auf Djanſchahs Befehl den Thron mitten im Divane niederſetzten und ihn heraushoben. Als Djanſchah ſeinen Vater in einem ſo betrübten Zuſtande fand, ſagte er zu Schemſiah: ‚O Geliebte meines Herzens, ſieh, in welcher Lage mein Vater ſich befindet.‘ Schemſiah befahl ſogleich den Genien, die Truppen des Königs Kefid zu ſchlagen, bis kein Einziger von ihnen übrig bleibe. Djanſchah befahl dann einem der Genien, der ſehr ſtark war und Karateſch hieß, den König Kefid gefangen zu bringen. Die Genien gingen mit dem Thron und dem darüber geſpannten Zelte weg, und um Mitternacht ließen ſie ihn im Lager des Königs Kefid nieder und fielen

zernichtend über Kefids Truppen her; sie ritten auf Elephanten, welche Flügel hatten, und schlugen von oben herab mit eisernen Stangen, bis sie die ganze Armee aufgerieben, hatten. Karatesch ging dann in das Zelt des Königs Kefid, der auf einem Divane saß, und ergriff ihn und flog mit ihm in die Luft, brachte ihn auf den Thron und befahl den vier Genien, ihn fort zu tragen. Als Kefid erwachte, fürchtete

er sich sehr vor den Genien und stieß einen lauten Schrei aus, als er sah, daß er zwischen Himmel und Erde schwebte, und schlug sich vor Verzweiflung in's Gesicht. Der König Tiphanus, der bei dem Anblicke seines Sohnes in Ohnmacht gefallen war, kam eben wieder zu sich und umarmte ihn heftig weinend, als Schemsiah hereintrat, ihm die Hände küßte und sagte: ‚Mein Herr, komm auf die Terrasse des Schlosses, um zuzusehen, wie die Genien meines Vaters gegen die Truppen des Königs Kefid kämpfen.' Tiphanus setzte sich auf die Terrasse und sah, wie die Genien mit

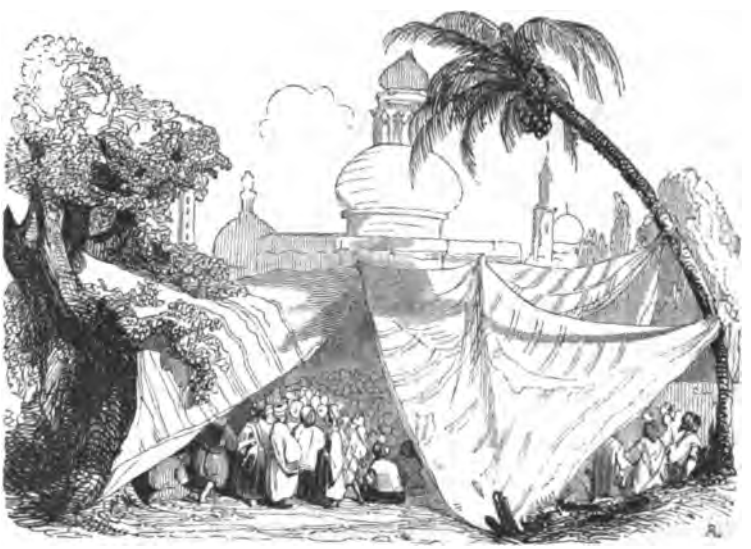
der Armee des Königs Kefid umgingen. Die Einen ſchlugen mit eiſernen Stangen Elephanten ſammt ihren Reitern zu Boden, Andere nahmen durch einen einzigen Schrei in's Geſicht einer ganzen Reihe Soldaten das Leben, wieder Andere hoben auf einmal zehn Reiter in die Höhe und ſtürzten ſie mit ſolcher Kraft auf die Erde, daß ihr Rücken zerſchmettert wurde. Der König Tiphanus ſaß noch auf der Terraſſe des Schloſſes und ſah höchſt vergnügt dem Kampfe zu, als Djanſchah den Genien befahl, den Thron, auf welchem der König Kefid weinend und Hülfe rufend ſaß, mitten in die Citadelle des Königs Tiphanus niederzulaſſen. Als die Genien Djanſchahs Befehl vollzogen, bat Tiphanus einen der Genien, den König Kefid zu feſſeln und in den ſchwarzen Thurm zu ſperren. Sodann ließ er den errungenen Sieg mit Trompeten und Trommeln verkünden und auch Djanſchahs Mutter von Allem, was geſchehen war, in Kenntniß ſetzen. Dieſe kam zu ihrem Sohn und fiel vor Freude in Ohnmacht. Djanſchah beſpritzte ſie mit Roſenwaſſer und drückte ſie innig an ſeine Bruſt, bis ſie wieder zu ſich kam und ſeine Umarmung erwiderte. Sodann kam Schemſiah, von vielen Sklavinnen begleitet, zu ihr und begrüßte ſie und hielt ſie lange umarmt."

Scheherſad brach für heute hier ab. In der nächſten Nacht fuhr ſie mit den Worten der Schlangenkönigin alſo fort:

Achthundert und dritte Nacht.

„Der König ließ nun die Thore der Stadt wieder öffnen und ſendete überall Boten umher und theilte viele Geſchenke aus. Alle Emire und Fürſten kamen aus den entlegenſten Provinzen, um dem König zu ſeinem Sieg und zur glücklichen Rückkehr ſeines Sohnes Djanſchah Glück zu wünſchen und ihnen allerlei Geſchenke darzubringen. Bald darauf ließ der König Schemſiahs Hochzeitsfeier noch einmal begehen, die Stadt wurde beleuchtet und mit den herrlichſten bunten Stoffen ausgeſchmückt. Schemſiah bat dann den König Tiphanus, er möchte dem König Kefid ſeine Freiheit ſchenken und ihn in ſein Land zurückkehren laſſen, denn ſobald er wieder etwas Böſes thun wollte, würde ſie ihn durch einen ihrer Genien aufgreifen laſſen. Der König ſagte: „Dein Wille geſchehe," und befahl dem Genius Schamauel, der Kefid eingeſperrt hatte, ihn aus dem Gefängniſſe zu holen und zu ihm zu führen. Schamauel brachte Kefid gefeſſelt vor den König Tiphanus. Aber dieſer ließ ihm die Feſſeln abnehmen, ſetzte ihn auf ein hinkendes Pferd und ſagte ihm: „Die Königin Schemſiah hat mich gebeten, dich zu begnadigen: du kannſt in dein Land zurückkehren; unternimmſt du aber wieder etwas Schlechtes, ſo ſendet ſie einen ihrer Genien, der dich wieder hierher bringt." Der König Kefid reiste hierauf allein mit betrübtem Herzen im ſchlechteſten Zuſtand in ſeine Heimath zurück, und Djanſchah lebte mit Schemſiah bei ſeinem Vater in den glücklichſten Verhältniſſen.

„Dies Alles erzählte Djanſchah Bulukia und ſagte ihm zuletzt: ‚Ich bin Djanſchah, der alles dies erlebt hat.‘ Bulukia, der aus Liebe zu Mohammed umherwanderte, bewunderte dieſe Geſchichte und ſagte zu Djanſchah: ‚Nun, mein Freund, was bedeuten denn dieſe beiden Gräber, zwiſchen denen du weinend ſitzeſt?‘ Djanſchah antwortete: ‚Wiſſe, o Bulukia, nachdem wir viele Jahre hindurch gegeſſen und getrunken, und abwechſelnd ein Jahr in Kabul und ein Jahr auf der Diamanten-Citadelle angenehm zugebracht hatten, ließen wir einmal unſern Thron, auf welchem wir, von Genien getragen, die Reiſe zu machen pflegten, auf dieſer Stelle nieder und ſchlugen unſer Zelt neben dieſem Fluſſe auf, aßen, tranken, ſpielten und



beluſtigten uns. Auf einmal ſagte Schemſiah: Ich habe Luſt, in dieſem Fluſſe zu baden. Sie entkleidete ſich und auch ihre Sklavinnen entkleideten ſich und ſchwammen im Fluſſe umher; ich blieb am Ufer ſitzen und ſah zu, wie ſie mit einander ſcherzten. Auf einmal kam ein ungeheuer großes Krokodil herbei und tödtete Schemſiah; die Sklavinnen entflohen aus dem Fluß aus Furcht vor dem Krokodil und kamen in's Zelt zurück; doch blieben einige und holten Schemſiah aus dem Fluß und brachten ſie todt in's Zelt. Als ich ſie todt vor mir ſah, fiel ich in Ohnmacht. Die Sklavinnen beſpritzten mich mit Waſſer, und als ich wieder zu mir kam, weinte ich und befahl den Genien, Schemſiahs Verwandten die Nachricht von ihrem Tode zu geben. Die Genien flogen davon und kehrten bald mit Schemſiahs Eltern zurück, die ihre Tochter wuſchen, beerdigten und betrauerten. Sie wollten mich dann mit in ihre Citadelle

nehmen, aber ich ſagte zum König: ‚Laß mir hier ein Grab bauen, damit, wenn ich ſterbe, ich hier neben Schemſiah beerdigt werde.‘ Der König befahl einem der Genien, das zu thun, und ſo verließ er mich hier einſam trauernd um Schemſiah. Das iſt meine Geſchichte,‘ ſchloß Djanſchah, ‚und die Urſache, warum ich hier zwiſchen den Gräbern ſitze.‘ Dann recitirte er folgende Verſe:

„Seitdem du nicht mehr biſt, iſt mein Haus kein Haus mehr und mein guter Nachbar kein Nachbar mehr; der Freund, der mich darin beſuchte, iſt nicht mehr derſelbe, auch die Blumen, die es umgaben, ſind anders. Nicht mehr dieſelbe Sonne, noch derſelbe Mond beleuchten es mehr. Wohin biſt du geflohen, Geliebte, die du mein Herz mit fortgetragen? Warum biſt du fern und machſt durch deine Abweſenheit mir die ganze Welt unheimlich und das ganze Leben trübe? Seit ich dich nicht mehr ſehe, ſchmeckt mir das Leben nicht mehr ſüß, und ich kann deine Wohnung nicht mehr ſehen, ohne vor Gram und Sehnſucht zu vergehen. Ich frage ſtets meine Heimath nach dir und es iſt mir, als wäre ſie meine Heimath nicht mehr; o möge ſie, weil du ſie nicht mehr bewohneſt, nie mehr grünen, möge kein Regen des Himmels ſie mehr tränken!“

„Als Bulukia alles das von Djanſchah gehört hatte, ſagte er: ‚Bei Gott, ich wandre umher aus Liebe zu Mohammed und vergaß ganz meinen Zweck wegen deiner Erzählung. Nun, mein Freund Djanſchah, bitte ich dich, die Güte zu haben, mir den ſichern Weg zu zeigen.‘ Djanſchah belehrte ihn über den Weg, den er einſchlagen ſollte, und nahm Abſchied von ihm.“

Als die Schlangenkönigin Tamlicha mit ihrer Erzählung zu Ende war, fragte ſie Haſeb, woher ſie dies wiſſe; ſie ſagte: „Wiſſe, o Haſeb, ich habe vor fünfundzwanzig Jahren eine große Schlange nach Egypten geſchickt und ihr einen Brief mit Grüßen an Bulukia mitgegeben. Als er meinen Brief ſah, bat er die Ueberbringerin, ihn mitzunehmen, und ſagte ihr, er habe ein Geſchäft mit mir abzumachen. Die Schlange führte ihn zu ihrer Tochter und dieſe ſagte ihm: ‚Drücke deine Augen feſt zu!‘ Er drückte ſie zu, und als er ſie wieder öffnete, fand er ſich auf dem Gebirge, wo die Schlange wohnte, der ich den Brief gegeben hatte. Er fragte dann nach mir und die Schlange ſagte ihm, ich ſey mit meinen Truppen nach dem Berge Kaf gezogen und kehre erſt im Sommer zurück, wenn er etwas von mir wolle, ſo ſage er es nur ihr als meiner Stellvertreterin. Bulukia ſagte: ‚Ich bitte dich, zeige mir die Pflanze, deren Saft vor Alter und Schwäche ſchützt.‘ Die Schlange erwiderte: ‚Ich werde dir ſie nicht eher angeben, bis du mir erzählſt, was dir mit Afan widerfahren, ſeitdem ihr euch

von uns getrennt.' Bulukia erzählte ihr seine ganze Geschichte, und als er vollendet hatte, bat er sie, ihm nun sein Verlangen zu gewähren, daß er wieder heimkehre. Die Schlange schwur bei unserm Herrn Salomo, sie kenne keine solche Pflanze, und befahl einer ihrer Dienerinnen, ihn wieder in seine Heimath zu bringen. Diese sagte ihm: ‚Drücke deine Augen zu!' Er drückte sie zu und befand sich auf einmal auf dem Berge Mokattem in der Nähe der Stadt Kahira, von wo er in seine Wohnung ging."

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:

Achthundert und vierte Nacht.

„Als ich nun," fuhr die Schlangenkönigin fort, „vom Berge Kaf zurückkam, trat mir meine Stellvertreterin entgegen, bewillkommte mich, richtete mir Grüße von Bulukia aus und erzählte mir Alles, was ihm auf ſeiner Wanderung widerfahren; ſo, o Haſeb, iſt mir die Geſchichte von Bulukia bekannt geworden." Haſeb bat nun die Schlangenkönigin, ihm noch zu erzählen, was Bulukia begegnet war von dem Augenblicke, wo er Djanſchah verlaſſen, bis er nach Egypten kam. Da ſagte die Schlangenkönigin: „Nachdem Bulukia Djanſchah verlaſſen hatte, reiste er Tag und Nacht, bis er an ein großes Meer kam, da ſalbte er ſeine Füße mit dem Safte, den er bei ſich hatte, und ging auf dem Meere, bis er eine Inſel erreichte, reich an Früchten, Bäumen und Flüſſen wie das Paradies. Er ſah unter Anderm einen großen Baum mit Blättern, wie Segel eines Schiffes, unter welchem ein Tiſch, mit den verſchiedenartigſten herrlichſten Speiſen bedeckt, ſtand. Auf dem Baume ſah er einen Vogel aus Perlen und grünem Smaragd, die Füße waren ſilbern, der Schnabel war aus rothem Rubin und die Federn aus allerlei Edelſteinen; da pries er Gott und betete für Mohammed, Friede ſey mit ihm! und ſtaunte eine Weile dieſen wunderbaren Vogel an; dann ſagte er: ‚O herrliches Geſchöpf, wer biſt du?' Der Vogel antwortete: ‚Ich bin einer der Vögel des Paradieſes. Wiſſe, mein Freund, als Gott Adam aus dem Paradieſe verbannte, gab er ihm vier Blätter mit, um ſeine Scham zu bedecken: da fiel eins davon

auf den Boden, ein Wurm fraß es, und daher ſtammen die Seidenwürmer; ein anderes fiel auf den Boden, eine Biene aß davon, und daher kommt der Honig. Von dem dritten Blatte, das einer Gazelle in den Mund fiel, kommt der Moſchus, und von dem vierten, das Adam in Indien fallen ließ, der feine Weihrauch. Auch ich verließ damals das Paradies und wanderte lange auf der Erde umher, bis mir Gott dieſen Platz anwies, wo jeden Donnerstag Abend alle Heiligen ſich verſammeln, um von dieſen Früchten zu genießen, mit denen ſie Gott jeden Freitag bewirthet und die er die ganze Woche im Paradieſe verſchloſſen hält.' Bulukia aß auch von dieſen Früchten und dankte Gott. Als er gegeſſen hatte, erſchien ihm der Prophet Alchidhr,[1] Friede ſey mit ihm. Bulukia grüßte ihn und wollte wieder weiter gehen, aber der Vogel erlaubte ihm, ſich neben ihn zu ſetzen und Alchidhr bat ihn, ihm zu erzählen,

[1] Es iſt Pinehas oder Eli der Bibel.

wie er hierher gekommen. Nachdem Bulukia seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählt hatte, fragte er Alchidhr, wie weit er nach Egypten habe. Alchidhr antwortete: ‚Es ist ein Weg von fünfundneunzig Jahren.‘ Bulukia weinte heftig, als er dies hörte, warf sich auf Alchidhrs Hand, küßte sie und sagte: ‚Rette mich aus diesem fremden Lande, daß ich nicht darin untergehe, Gott wird dich dafür belohnen.‘ Alchidhr antwortete: ‚Bete zu Gott, und wenn er mir es befiehlt, so bringe ich dich nach Egypten.‘ Bulukia weinte und flehte zu Gott mit demüthigem Herzen. Gott erhörte sein Gebet, offenbarte sich in der Nacht Alchidhr und befahl ihm, Bulukia nach Egypten zu bringen. Alchidhr sagte des Morgens zu Bulukia: ‚Erhebe dein Haupt, Gott hat dein Gebet erhört; umfasse meinen Leib recht fest und drücke deine Augen zu!‘ Sobald Bulukia Alchidhr umschlungen und seine Augen zugedrückt hatte, machte Dieser nur einen einzigen Schritt und sagte zu Bulukia: ‚Du kannst deine Augen wieder öffnen.‘ Als er sie öffnete, befand er sich vor der Thüre seines Hauses; er drehte sich um und suchte Alchidhr, um von ihm Abschied zu nehmen, aber er sah keine Spur mehr von ihm.“

Scheherzad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann sie wieder mit den Worten der Schlangenkönigin:

Achthundert und fünfte Nacht.

„Als Bulukia in sein Haus trat und seine Mutter ihn erblickte, schrie sie laut und fiel in Ohnmacht; man bespritzte ihr Gesicht mit Wasser, bis sie wieder zu sich kam, dann umarmte sie ihren Sohn und weinte heftig, doch bald darauf lachte sie wieder. Bald nachher kamen Bulukia's übrige Verwandte und Freunde mit vielen Geschenken, um ihm Glück zu wünschen; die Nachricht seiner Rückkehr verbreitete sich nach und nach im ganzen Lande von Osten bis Westen, Zimbeln und Psalter ertönten auf allen Straßen, und die Freude und das Erstaunen über Bulukia's wunderbare Rettung waren allgemein."

Als die Schlangenkönigin dem vor Verwunderung und Theilnahme heftig weinenden Hasseb alles dies erzählt hatte, sagte sie ihm: „Nun kehre auch du in deine Heimath zurück, aber hüte dich wohl, den Eid zu brechen, den du mir geschworen, und gehe niemals in's Bad!" Hasseb wiederholte seinen Schwur, worauf Tamlicha einer Schlange befahl, ihn auf die Oberfläche der Erde zurückzubringen. Die Schlange kroch lange umher, bis sie endlich Hasseb durch einen unterirdischen Gang auf die Oberfläche der Erde zurückbrachte. Hasseb ging dann seines Weges fort, bis er in die Stadt kam, und die Sonne ging gerade unter, als er vor sein

Haus trat. Er klopfte an der Thüre, ſeine Mutter kam heraus und öffnete ſie ihm, und als ſie ihren Sohn erblickte, ſchrie ſie laut und weinte und umarmte ihn. Haſebs Frau, welche dieſes Geſchrei hörte, kam auch herbei, bewillkommte ihren Mann, küßte ſeine Hände und freute ſich ſehr mit ihm. Sie führten ihn dann in's Innere des Hauſes, und nachdem er eine Weile bei den Seinigen ſaß, fragte er nach den Holzhauern, die mit ihm Holz gehauen und ihn dann in der Grube gelaſſen hatten. Seine Mutter ſagte ihm: „Die Holzhauer ſind damals zu mir gekommen und haben mir geſagt, ein Löwe habe dich gefreſſen; ſie aber wurden angeſehene Kaufleute und

erwarben ſich ein großes Vermögen; ſie haben viele Magazine mit den ſchönſten Waaren angefüllt, und beſitzen viele Güter und Sklaven.“ Haſeb ſagte zu ſeiner Mutter: „Geh morgen früh zu ihnen und ſage ihnen: mein Sohn Haſeb iſt von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, kommt, ihn zu beſuchen und zu begrüßen.“ Als Gott den Morgen

heranbrechen ließ, ging Hasebs Mutter in die Häuser der Holzhauer und sagte ihnen, was ihr ihr Sohn aufgetragen. Die Holzhauer nahmen jeder ein gesticktes seidnes Kleid und sagten ihr: „Bring' dies deinem Sohne und sage ihm, morgen früh werden wir zu ihm kommen." Die Alte ging wieder zu ihrem Sohne zurück, brachte ihm das Geschenk der Holzhauer und sagte ihm, daß sie morgen ihn besuchen würden." Die Holzhauer beriethen sich aber mit einigen Kaufleuten über das, was sie thun sollten, und entschlossen sich, Haseb die Hälfte ihres Geldes, ihrer Mameluken und ihrer Sklavinnen zu geben. Sie besuchten Haseb am folgenden Tage und brachten die Hälfte ihres Vermögens mit, küßten ihm die Hände und sagten: „Unser Schicksal liegt nun in deinen Händen." Haseb erwiderte: „Was geschehen ist, ist geschehen. Gott hatte es so bestimmt, und da half keine menschliche Vorsicht." Sie sagten ihm dann: „Komm mit in die Stadt spazieren, wir wollen dann zusammen in's Bad gehen;" Haseb versetzte aber: „Ich habe geschworen, nie in ein Bad zu gehen." Da sagten sie: „So komm mit uns in unser Haus, daß wir dich bewirthen!" Er ging mit ihnen und brachte bei jedem eine Nacht zu, sieben Nächte nach einander, dann kaufte er einen Laden und lebte lange als reicher Kaufmann, bis er eines Tages, als er in die Stadt ging, einem alten Freunde begegnete, welcher Herr eines Badhauses war. Als dieser ihn sah und erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Komm herein in mein Bad, daß ich dich nach dem Bade bewirthe." Haseb sagte: „Ich habe geschworen, nie mehr in ein Badhaus zu gehen." Da schwur der Badherr, er würde von allen seinen Frauen sich dreimal scheiden lassen,[1] wenn er nicht mit ihm komme und ein Bad nehme. Haseb dachte eine Weile nach und sagte dann: „Du willst meine Kinder zu Waisen machen, mein Haus verwüsten und mir eine schwere Sünde aufladen." Da küßte der Badherr Haseb die Füße und sagte: „Ich will die Sünde übernehmen, komm nur mit mir." Die Badgesellen und alle Badgäste drangen dann in Haseb, schleppten ihn in's Haus, zogen ihm die Kleider aus und führten ihn in die Badstube. Er hatte sich aber kaum an die Wand gesetzt und sich Wasser über den Kopf gießen lassen, als zwanzig Mann zu ihm traten und ihm sagten: „Steh auf! du bist des Sultans Gefangener." Einer dieser Männer ging sogleich zum Vizier, um ihn davon in Kenntniß zu setzen, und bald darauf kam der Vizier zu Pferde mit sechzig Mameluken vor das Bad, grüßte und bewillkommte Haseb, schenkte dem Badherrn hundert Dinare,

[1] Gewöhnlicher Eid der Muselmänner; thust du dies nicht, so lasse ich mich dreimal von meiner Frau scheiden, weil nach der dritten Scheidung man seine Frau nicht wieder heirathen darf.

ließ Haſeb ein Pferd beſteigen und ritt mit ihm in's Schloß zum Sultan. Sie ließen ſich in einem Saale des Schloſſes nieder, und man brachte ihnen Speiſen und Getränke und Waſſer zum Waſchen. Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſchenkte der Vizier dem erſtaunten Haſeb zwei Ehrenkleider, deren jedes tauſend Dinare werth war.

Hier unterbrach Scheherſad dieſe Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht alſo wieder fort:

Achthundert und ſechste Nacht.

Haſeb, deſſen Befremden immer wuchs, bat den Vizier, ihm doch zu ſagen, was dies Alles bedeute? Der Vizier antwortete ihm: „Wiſſe, daß uns Gott durch deine Ankunft eine große Gnade erzeigt hat. Der Sultan iſt ſo krank, daß man jeden Augenblick ſeinen Tod befürchtet, und wir haben in Büchern geleſen, daß er durch dich wieder geheilt werden kann.“ Haſeb, den dieſe Worte in noch größeres Staunen verſetzten, wurde dann, von vielen Soldaten begleitet, durch ſieben Thore geführt, bis er endlich zum Sultan gelangte, welcher Kerſedan hieß. Dieſer Sultan herrſchte über ſieben Länder, und hundert Könige, die auf goldnen Thronen ſaßen, waren ihm unterthan; außerdem gebot er über zweitauſend Paſcha's und hundert Statthalter; und er war ſtets von hundert Offizieren mit gezogenem Schwert umgeben. Als Haſeb in den Saal trat, ſchlief der Sultan und hatte das Geſicht mit einem Tuche bedeckt. Haſeb, durch die furchtbare Umgebung des Sultans eingeſchüchtert, verbeugte ſich tief und betete für das Wohl des Sultans. Der Großvizier Schamhur bewillkommte ihn und ließ ihn zur Rechten des Sultans ſitzen.

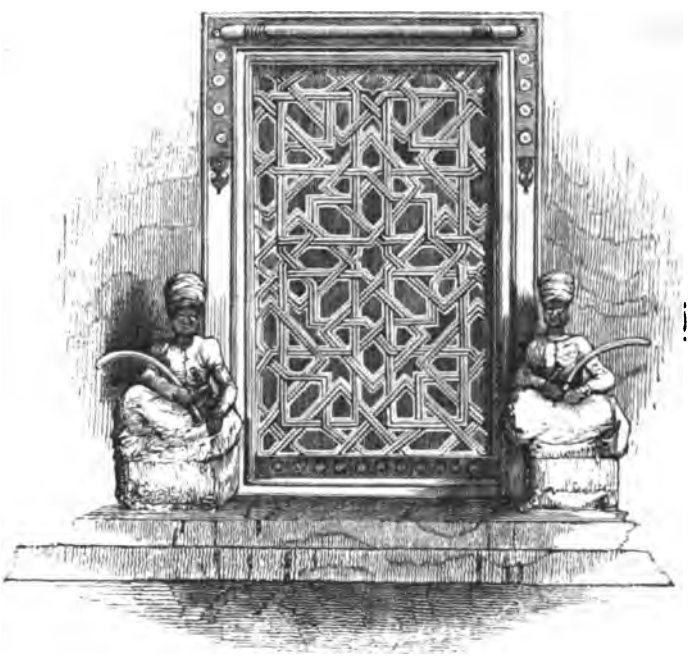
Sobald Haſeb ſich niedergelaſſen hatte, brachte man ihm wieder einen Tiſch mit Speiſen und Getränken und Waſſer zum Waſchen. Dann ſtand der Vizier auf —

und ſogleich erhoben ſich auch alle übrigen Anweſenden — ging auf Haſeb zu und ſagte ihm: „Wir Alle hier wollen deine Diener werden, fordere von uns, was du willſt, auch die Hälfte des Reichs ſoll dir nicht verſagt werden, heile nur unſern Sultan!“ Er nahm dann Haſeb bei der Hand und führte ihn vor das Bett des Sultans. Haſeb deckte ſein Geſicht auf und erſchrack vor deſſen üblem Ausſehen.

Der Vizier küßte dann Haſeb die Hand und ſagte: „Wir wünſchen, daß du den Sultan heileſt; wir geben dir dann Alles, was du verlangſt; du allein, als Abkömmling Daniels, kannſt ihn vom Tode retten.“ — „Es iſt wohl wahr, daß ich ein Abkömmling Daniels, des Propheten Gottes, bin, aber ſeine Wiſſenſchaft habe ich nicht geerbt; man ſchickte mich ſogar wegen meiner Dummheit dreißig Tage lang zu einem Handwerker, aber auch da lernte ich nichts; jetzt bedaure ich ſehr, nichts gelernt zu haben, um den Sultan heilen zu können.“ — „Mache keine langen Reden; wenn wir alle Gelehrten des Oſtens und Weſtens verſammeln, ſo kann Niemand als du den Sultan heilen.“ — „Wie ſoll ich ihn heilen, ich kenne ja weder ſeine Krankheit, noch ein Mittel dagegen?“ — „Mache es nur kurz, ſeine Geneſung ſteht in deiner Hand.“ — „Wie ſo denn? ſagt mir, wie ich ihn heilen ſoll, und wenn ich es vermag, ſo will ich es gern thun.“ — „Die Geneſung des Sultans hängt von der Schlangenkönigin ab; du

kennſt ſie, haſt ſie geſehen und weißt, wo ſie ſich aufhält.“ — „Was wollt ihr von der Schlangenkönigin? Ich kenne ſie nicht und habe in meinem Leben nichts von ihr gehört.“ — „Lüge nicht, ich habe Beweiſe, daß du ſie kennſt und zwei Jahre bei ihr zugebracht haſt.“ — „Ich kenne ſie nicht und war nicht bei ihr und höre jetzt zum erſten Male von ihr ſprechen.“

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

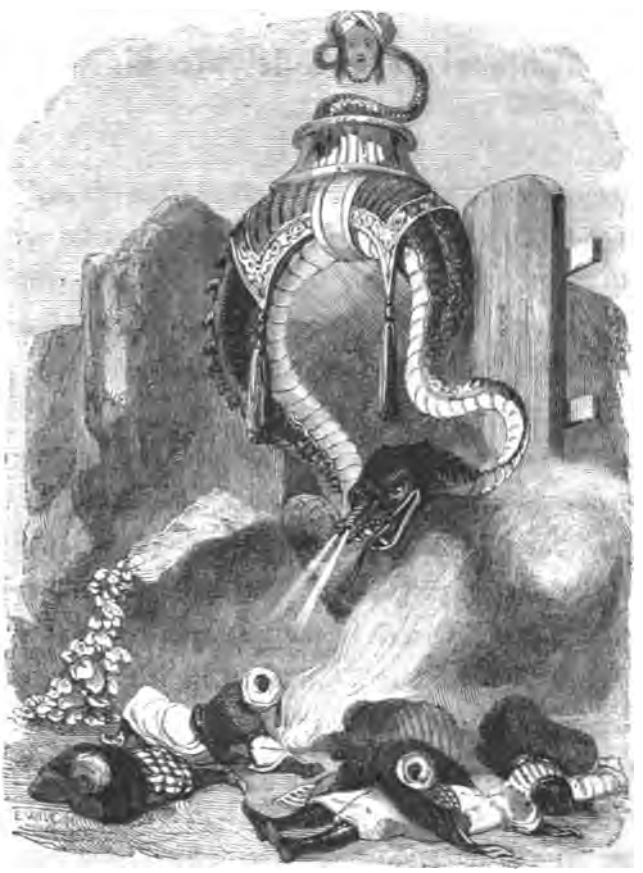


Achthundert und ſiebente Nacht.

Der Vizier entgegnete: „Wir haben ein heiliges Buch, in welchem angedeutet iſt, daß ein Mann zur Schlangenkönigin gelangen und zwei Jahre bei ihr zubringen würde, deſſen Leib ſchwarz wird, ſobald er in's Bad geht; zeige alſo deinen Leib!“ Haſeb entblößte ſeinen Leib, und da er in der That ganz ſchwarz war, ſagte er: „Mein Leib iſt ſchwarz von dem Tage her, wo mich meine Mutter geboren.“ Der Vizier ſagte: „Wir haben in jedes Bad drei Mameluken geſchickt und Jeden beim Ein- und Ausgehen unterſuchen laſſen: die haben geſehen, daß dein Leib beim Entkleiden noch weiß war, und dich darum hierher gebracht; ſage uns alſo, wo du wieder auf die Oberfläche der Erde gekommen, wir werden dann ſchon uns der Schlangenkönigin bemächtigen.“ Haſeb bereuete es jetzt, wo es zu ſpät war, in's Bad gegangen zu ſeyn, doch fügte er ſich in die göttliche Beſtimmung und beſtand hartnäckig darauf, die Schlangenkönigin nicht geſehen zu haben. Da gab der Vizier den Offizieren Befehl, ihn zu entkleiden, auf den Boden hinzuſtrecken und zu prügeln. Haſeb ließ ſich ſchlagen, bis er vor Schmerzen dem Tode nahe war. Als der Vizier ſah, daß er mit Gewalt nichts gegen Haſeb vermochte, küßte er ihm den Kopf und ſagte in einem ſanften Tone: „Was leugneſt du länger deine Bekanntſchaft mit der Schlangenkönigin, da wir Beweiſe

haben, daß du ſie kennſt und bei ihr warſt? Zeige uns nur den Ort, wo du zur Erde heraufgekommen, wir haben ſchon Jemanden, der ſie dann ergreifen wird, du kannſt dann deines Weges geben.“

Der Vizier ließ dann Haſeb wieder aufrichten und ihm ein goldgeſticktes Kleid mit Edelſteinen beſetzt bringen, das er ihm ſelbſt anzog. Er beſtieg hierauf ſein Pferd, von allen Emiren und vielen Truppen begleitet, und Haſeb mußte an ihrer Spitze reiten, um ihnen die Stelle zu zeigen, wo er zur Oberfläche der Erde zurückgekehrt war. Als Haſeb den Brunnen erreichte, aus dem er hervorgekommen, ſtieg er ab, und der Vizier nebſt ſeinem Gefolge thaten das Gleiche. Der Vizier ließ dann Feuer anzünden, machte Räucherwerk, murmelte allerlei unverſtändliche Zauberſprüche, nahm ein Buch heraus und las darin; dann rief er mit lauter Stimme dreimal nach einander: „Komm hervor, Schlangenkönigin!“ bis endlich das Waſſer, das in dem Brunnen war, austrocknete, eine große Thüre ſich öffnete, aus der ein jämmerliches Getöſe hervorkam, wie der Donner, ſo daß man glaubte, die ganze Welt würde zuſammenſtürzen. Alle



Anwesenden fielen ohnmächtig hin und Einige starben sogar. Dann kam aus der Höhle eine Schlange hervor, größer als ein Elephant, die eine goldene Kuse auf dem Rücken hatte, in welcher eine andere Schlange lag mit einem strahlenden Menschengesichte. Letztere, welche die Schlangenkönigin war, wendete sich rechts und links um, bis sie Hasseb erblickte, und sagte ihm in deutlicher Menschenzunge: „Wo ist der Eid, den du mir geschworen? Warum bist du in's Bad gegangen? Doch was bestimmt ist, das muß geschehen; Gott hat nun das Ende meines Lebens beschlossen, ich soll sterben und der Sultan Kersedan soll von seiner Krankheit geheilt werden.“ Bei diesen Worten weinte sie heftig, und Hasseb weinte mit ihr. Der Vizier streckte dann die Hand nach ihr aus, um sie zu ergreifen, da sagte sie: „Wenn du deine Hand nicht zurückziehst, du Verruchter, so verwandle ich dich durch einen einzigen Hauch in einen Haufen Fleisch und schwarze Asche; komm du, Hasseb, lege du mich auf die Platte, die ihr mitgebracht, und trage mich auf deinem Kopfe: es ist von Ewigkeit her geschrieben, daß ich durch dich sterben soll.“

Hasseb nahm sie und legte sie auf die Platte. Sogleich nahm der Brunnen wieder seine frühere Gestalt an. Als Hasseb mit der Schlange auf dem Kopfe zur Stadt ging, sagte sie ihm: „Höre Hasseb, was ich dir sagen will; ich muß dir rathen, obschon du deinen Eid gebrochen, denn so wollte es die Bestimmung von je her: Wenn du in das Haus des Viziers kömmst und er dir sagt: schlachte die Schlangenkönigin und theile sie in drei Stücke, so thue es nicht, behaupte, du könntest nicht mit Schlachten umgehen, und laß ihn selbst mich schlachten. Sobald er mich geschlachtet und zerschnitten hat, wird ein Bote vom Sultan kommen und den Vizier zu ihm rufen. Er wird vorher mich in einen Topf legen und über das Feuer stellen und dir befehlen, mich am Feuer zu lassen, bis der Schaum aufkocht, diesen Schaum dann in ein Schüsselchen abzuheben, ihn kalt werden zu lassen und dann zu trinken; auf diese Weise, wird er sagen, vergehen deine Schmerzen am Leibe. Er wird dich ferner beauftragen, mich zum zweiten Male an's Feuer zu stellen, bis wieder Schaum aufkocht, und diesen Schaum für ihn stehen zu lassen, damit er von einer Hautkrankheit heile. Thue dies aber nicht, sondern trinke du den zweiten Schaum und bewahre ihm den ersten auf, sonst geht es dir schlecht.

„Hast du,“ fuhr die Schlangenkönigin fort, „den zweiten Schaum getrunken, so nimm mein Fleisch aus dem Topfe, lege es auf eine kupferne Schüssel und gib dem König davon zu essen; sobald er es aber im Leibe hat, so bedecke seinen Mund mit einem Tuche. Dann warte bis Mittag, da soll er etwas Wein trinken, und er wird

ſo geſund werden, wie er war, durch den Beiſtand Gottes. Merke dir aber wohl, was ich dir hier anempfehle!“

Haſeb war unter dieſem Geſpräche mit der Schlange, die er auf dem Kopfe trug, an das Haus des Viziers gekommen; da legte er die Platte ab, auf welcher die Schlangenkönigin lag.

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

und

achte Nacht.

Der Vizier entließ nun ſein ganzes Gefolge und ſagte zu Haſeb: „Schlachte jetzt die Schlangenkönigin!“ Haſeb antwortete: „Ich kann nicht ſchlachten, ich habe in meinem Leben nicht geſchlachtet; haſt du Luſt, ſo ſchlachte ſie ſelbſt!“ Der Vizier nahm die Schlange aus Haſebs Hand und ſchlachtete ſie. Als Haſeb bei dieſem Anblicke heftig weinte, ſagte ihm der Vizier: „O Blödſinniger, wegen einer Schlange weinſt du?“ Nachdem der Vizier die Schlangenkönigin geſchlachtet hatte, zerſchnitt er ſie in drei Theile und legte ſie in einen kupfernen Topf, den er über das Feuer ſtellte. In dieſem Augenblicke kam einer der Mameluken des Sultans und ſagte zum Vizier: „Der Sultan verlangt ſogleich nach dir.“ Der Vizier holte zwei Schüſſelchen, gab ſie Haſeb und ſagte ihm: „Laß dieſen Topf kochen, bis der Schaum aufſteigt, hebe ihn dann in eins dieſer Schüſſelchen ab, laß ihn kalt werden, dann trinke ihn, und es wird an deinem Körper kein Schmerz mehr zurückbleiben. Setze dann den Topf wieder an's Feuer und wenn zum zweiten Male Schaum aufſteigt, ſo hebe ihn in das zweite Schüſſelchen ab und bewahre ihn auf, bis ich wiederkomme, daß ich es trinke, um meine Kreuzſchmerzen zu vertreiben.“ Der Vizier ging hierauf

zum Sultan und Haſeb wartete, bis der erſte Schaum aufſtieg; er nahm ihn herunter und goß ihn in eines der Schüſſelchen und ließ es ſtehen. Als dann zum zweiten Male Schaum aufkochte, nahm er ihn wieder herunter und bewahrte ihn für ſich auf, und als das Fleiſch weich gekocht war, nahm er es vom Feuer und ließ es ſtehen. Nach einer Stunde kam der Vizier herbeigeſprungen und fragte Haſeb, was er gethan? Haſeb antwortete: „Alles, wie du mich geheißen.“ Er fragte dann wieder: „Was haſt du mit dem erſten Schaum gethan?“ — „Ich habe ihn getrunken.“ — „Was empfindeſt du?“ — „Ich fühle ein Kochen und Brennen im ganzen Körper.“ — „So gib mir das zweite Schüſſelchen, daß ich mich auch heile.“ Haſeb reichte ihm das erſte Schüſſelchen, das der Vizier für das zweite hielt und austrank. Kaum hatte er getrunken, fiel ihm das Schüſſelchen aus der Hand, ſein ganzer Körper ward von Geſchwüren bedeckt, ſein Leib öffnete ſich und er ſtarb auf der Stelle, wie das Sprichwort ſagt: wer einem Andern eine Grube gräbt, der fällt ſelbſt hinein.

Als Haſeb ſah, wie es dem Vizier ging, fürchtete er ſich, die zweite Schüſſel zu trinken, doch dachte er, wäre dieſe auch ſchlecht, ſo würde ſie der Vizier nicht für ſich gewählt haben, übrigens vertraue ich auf Gott, und ſo trank er ſie in Gottes Namen. Sobald er getrunken hatte, öffnete Gott in ſeinem Herzen die Quellen der Weisheit und Gelehrſamkeit und verſetzte ihn in die freudigſte Stimmung. Der Vorſchrift der Schlange eingedenk, nahm er dann das Fleiſch, das im kupfernen Topfe war, und

verließ das Haus des Viziers. Auf der Straße blickte er gen Himmel und sah die sieben Himmel bis zur obersten Wohnung Gabriels; er sah wie das ganze Firmament im Kreise herumging, auch die Bewegung der Fixsterne und Planeten zeigte ihm Gott, und die Beschaffenheit der Erde und der Meere und den Lauf der Flüsse. So ward er auf einmal erfahren in Geometrie und Astronomie und andern Wissenschaften, die mit der Uranologie in Verbindung stehen: als die Kenntniß der Sonnen- und Mondfinsternisse und dergleichen. Er blickte dann zur Erde, und Alles, was darauf war, redete ihn an, alle Pflanzen, Bäume und Metalle entdeckten ihm den Nutzen, den sie bringen, und so ward er auf einmal in der Botanik, Arzneikunde, Chemie und Mineralogie äußerst bewandert. Als er endlich mit dem Fleische zum König Kersedan kam, verbeugte er sich vor ihm und sagte ihm: „Dein Haupt lebe für das deines Viziers Schamhur.“[1] Der König erschrack sehr über den Tod seines Viziers und weinte so heftig, daß alle übrigen Viziere, Fürsten und Staatsräthe mit ihm weinten. Dann fragte der König: „Der Vizier Schamhur war ja eben bei mir, er ist nur nach Hause gegangen, um zu sehen, ob das Fleisch gekocht ist, wie ist er auf einmal gestorben?“ Hasеb erzählte ihm, wie es dem Vizier gegangen, nachdem er die Schüssel ausgetrunken. Da sagte der König: „Wie wird es mir gehen, da Schambur nicht mehr ist?“ Hasеb antwortete: „Betrübe dich nicht, o König der Zeit, ich will dich in drei Tagen so herstellen, daß keine Spur von deiner Krankheit übrig bleibt.“ Hasеb stellte dann den Fleischtopf vor den König, schnitt ein Stück von der Schlangenkönigin herunter und reichte es ihm. Sobald er es gegessen hatte, deckte Hasеb seinen Mund mit einem Tuche zu und ließ ihn von Mittag bis Abends schlafen, dann gab er ihm etwas Wein zu trinken und ließ ihn die Nacht durch wieder mit bedecktem Gesichte schlafen. An den zwei folgenden Tagen wiederholte Hasеb dasselbe Verfahren; da schwitzte der König von Kopf bis Fuß, seine ganze Haut schälte sich und er ward ganz gesund. Hasеb führte ihn dann in's Bad, und als er herauskam, war er wie eine Silberstange. Er zog seine prachtvollsten Kleider an, setzte sich auf den Thron und ließ Hasеb neben sich sitzen. Er ließ dann den Tisch für Beide decken, und nachdem sie gegessen, getrunken und sich gewaschen hatten, kamen alle Emire und Viziere und Großen des Reichs, um dem König zu seiner Genesung Glück zu wünschen. Der König ernannte in ihrer Gegenwart Hasеb zu seinem Großvizier an die Stelle Schamburs. Dann sagte er: „Wer Hasеb liebt, der liebt auch mich, wer ihn verehrt, der verehrt

[1] Gewöhnliche Redensart für: N. N. ist gestorben.

auch mich, und wer ihm Gehorſam leiſtet, der beweist dadurch ſeinen Gehorſam gegen mich.“ Alle Vizire, Emire und Großen des Reichs begrüßten nun Haſeb und wünſchten ihm Glück zum Vizierate; der König aber ſchenkte ihm ein Ehrenkleid mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, das tauſend Dinare werth war. Ferner ſchenkte er ihm zweihundert Mameluken, zweihundert weiße Sklavinnen wie der Mond, zweihundert Abyſſinierinnen, zweihundert Paar Kleider, fünfhundert Mauleſel mit Waaren beladen, zweihundert Kameele und eben ſo viele Stiere, Büffel und Schafe.

Bei dieſen Worten brach der Tag an; Scheherſad verſchob deßhalb die Fortſetzung dieſer Erzählung bis zur nächſten Nacht, in welcher ſie folgendermaßen begann:

Achthundert

und

neunte Nacht.

Haſeb wurde dann auf Befehl des Sultans von allen Vizieren, Emiren und Großen des Reichs und vielen Truppen in ſein Haus begleitet. Seine Mutter freute ſich außerordentlich und wünſchte ihm Glück zum Vizierate. Dann kamen ſeine übrigen Verwandten und Freunde und auch die Holzhauer, um ihm zu gratuliren.

Am folgenden Tage begab er ſich in das Schloß des Viziers Schamhur, ließ Alles verſiegeln und in ſein Haus bringen. Haſeb ward ſo auf einmal durch die Allmacht Gottes, nachdem er ſehr arm war und keinen Buchſtaben verſtand, der reichſte und gelehrteſte Mann in der Welt. Eines Tages ſagte er zu ſeiner Mutter: „Hat mein Vater Daniel kein Buch oder etwas Aehnliches hinterlaſſen?“ Da brachte ihm ſeine Mutter eine Kiſte, in welche Daniel die fünf Blätter gelegt hatte, die ihm vom Buche übrig geblieben waren, welches Gabriel in den Fluß Gichon geworfen. Als Haſeb nach dem Uebrigen vom Buche fragte, ſagte ihm ſeine Mutter: „Wiſſe, dein Vater wollte ein Arzneimittel gegen den Tod verfertigen, da befahl Gott dem Engel Gabriel, Friede ſey mit ihm, das Buch deinem Vater zu entreißen und es in den Strom Gichon zu werfen. Als der Engel dies gethan hatte und dein Vater das Buch im Waſſer ſah, ſprang er ihm nach, rettete aber nur noch fünf Blätter

davon, welche er, als seine Todesstunde herannahte, in diese Kiste legte; er sagte mir: „Bewahre sie auf, und wenn du einen Sohn gebährst und er dich fragt, ob ich Nichts hinterlassen, so gib sie ihm.“ Hasseb lernte noch Vieles aus diesen Blättern, obgleich er schon der gelehrteste Mann seiner Zeit war, und lebte ganz den Wissenschaften, bis der Zerstörer aller Freuden und der Trenner aller Vereinigungen ihn heimsuchte. Das ist das Ende dessen, was uns zugekommen von der Geschichte Hasebs, des Sohnes Daniels. Gott erbarme sich ihrer insgesammt!

Geschichte Ali's, des Egyptiers.

Man erzählt: Es lebte einst in Kahira ein sehr reicher Kaufmann, der unzählbare Güter, Gold und Edelsteine besaß, auch hatte ihm Gott einen Sohn geschenkt, der ausgezeichnet war durch seine Schönheit und hübsche Gestalt, und den er im Koran und in allen möglichen Wissenschaften unterrichten ließ. Als der Kaufmann einst sehr krank und dem Tode nahe war, ließ er seinen Sohn, welcher Ali hieß, rufen und sagte ihm: „Mein Sohn, diese Welt ist vergänglich, die zukünftige aber von ewiger Dauer und kein Mensch entgeht dem Tode; da nun meine Todesstunde nahe ist, so höre, was ich dir anempfehle. Ich hinterlasse dir so viele Güter und Schätze, daß, wenn du auch jeden Tag fünfhundert Dinare ausgibst, du doch dabei nicht arm wirst; bleibe nur gottesfürchtig, beobachte die Gesetze Gottes und befolge die Worte des Propheten, dem Gott gnädig sey; sey nur immer wohlthätig und wähle dir gute und fromme Leute zu Freunden; sey nicht geizig und gehe nicht mit schlechten Menschen um. Sey mild gegen deine Diener und deine Frau und übrigen Verwandten; deine Frau stammt von großer Familie und ist nun schwanger, vielleicht wird dir Gott fromme Nachkommen schenken.“ Nachdem er ihm noch Manches weinend anempfohlen hatte, rief er: „Ich bete zu Gott dem Herrn des Himmels und der Erde, daß er dir in jeder Noth und Bedrängniß beistehe.“ Als er diese Worte vollendet hatte, schöpfte er noch einmal Athem und verschied. Gott erbarme sich seiner! Ali war außerordentlich betrübt über den Tod seines Vaters. Er machte mit den Freunden seines Vaters, welche ihn zu trösten suchten, die Vorbereitungen zu dessen Beerdigung, ließ vierzig Tage lang für ihn beten und den Koran lesen, blieb stets zu Hause, um ihn zu betrauern, nur jeden Freitag ging er aus, um seines Vaters Grab zu besuchen. Nach vierzig Tagen kamen seine Bekannten, die jungen Kaufleute, zu ihm und sagten: „Was bedeutet

dieſe lange Trauer? Warum vernachläſſigſt du ſo alle deine Geſchäfte und deine Freunde? Das muß dich krank machen.“ Sie redeten ihm dann ſo lange zu, bis er ſich vom Teufel verführen ließ und einwilligte, mit ihnen auszugehen. Sie ließen ihn auf ſeinem Maulthier reiten und begleiteten ihn in einen Garten, der einem von ihnen gehörte, und wohin der Eigenthümer ein Frühſtück bringen ließ. Sie brachten den ganzen Tag im Garten zu, aßen und tranken und beluſtigten ſich, und Jeder kehrte dann wieder in ſein Haus zurück. Am folgenden Morgen kamen ſie wieder und beredeten ihn, in einen andern, noch ſchönern Garten zu kommen. Er ritt mit ihnen, fand wieder ein Frühſtück dort und nachdem ſie gegeſſen hatten, ward berauſchender Wein gebracht. Ali fragte: „Was iſt das für ein Getränke?“ Sie antworteten: „Es iſt ein Getränk, das den Kummer verſcheucht und das Herz erfreut.“ Ali ließ ſich überreden, den ganzen Tag mit ihnen zu trinken, und des Abends kehrte Jeder wieder in ſeine Wohnung zurück.

Als Ali nach Hauſe kam, überfiel ihn ein Schwindel. Seine Frau fragte ihn, was ihm fehle, und er ſagte ihr: „Wir haben uns heute in einem Garten beluſtigt, wo ich mit meinen Freunden Wein trank; daher kommt mein Schwindel.“ Seine Frau ſagte ihm: „Mein Herr, haſt du die Warnung deines Vaters vergeſſen? Hat er dir nicht verboten, mit leichtſinnigen Menſchen umzugehen?“ Er antwortete: „Dieſe jungen

Kaufleute ſind nicht leichtſinnig, es ſind nur luſtige junge Leute," und fuhr fort jeden Tag mit einem Andern zu gehen, bis ſie ihm ſagten: „Nun iſt die Reihe an dir, uns zu bewirthen." Ali antwortete: „Ihr ſeyd mir willkommen," und ließ am folgenden Tage allerlei Speiſen und Getränke herrichten, ſo wie es die Uebrigen gethan, nahm Köche, Diener und Kaffeeſchenker mit in einen Garten und brachte darin einen ganzen Monat mit ſeinen Freunden zu.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

zehnte Nacht.

Als der Monat zu Ende war, bemerkte Ali, daß er all ſein baares Geld ausgegeben hatte. Aber der verdammte Satan reizte ihn und ſtellte ihm vor, daß ihm noch viel anderes Vermögen übrig bleibe; er fuhr daher noch drei Jahre lang fort, ſo mit ſeinen Freunden zu leben, trotz der Warnungen ſeiner Frau und der Ermahnungen ſeines Vaters, und verkaufte nach und nach alle ſeine Juwelen, Häuſer und Güter; zuletzt verkaufte er ſogar das Haus, das er ſelbſt bewohnte, und er mußte eine erbärmliche Wohnung in einem Hofe miethen und da mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, den ſie ihm inzwiſchen geboren, wohnen. Als ihm gar nichts mehr übrig blieb, ſagte ihm ſeine Frau: „Ich habe dich immer gewarnt und an die Ermahnung deines Vaters erinnert, du haſt mir aber kein Gehör geſchenkt; wovon ſollen wir nun leben? Geh einmal zu deinen Freunden und ſieh, ob ſie dir etwas ſchenken.“ Ali machte ſich auf, ging zu ſeinen Freunden, von einem zu dem andern, aber Alle kehrten ihm den Rücken und ſagten ihm noch manches Unangenehme. Er kehrte beſtürzt zu ſeiner Frau zurück und ſagte ihr, es wolle ihm Niemand etwas ſchenken. Die Frau ging hierauf zu einer ihrer Nachbarinnen, mit der ſie befreundet war, und ſchilderte ihr weinend ihre Lage. Die Nachbarin nahm ſie freundlich auf und ſchenkte

ihr ſo viel, daß ſie einen Monat davon leben konnte. Als ſie damit zu Ali zurückkehrte, ſagte er: „Da uns nun gar nichts mehr übrig bleibt, ſo will ich gehen, wohin mich Gott führt, vielleicht wird er uns helfen.“ Er tröſtete ſeine Frau und küßte ſein Kind und verließ das Haus, ohne zu wiſſen, wohin er gehen wolle, und nahm den Weg nach Bulak. Hier fand er ein Schiff, das eben nach Damiet abſegeln wollte, er beſtieg es und fuhr nach Damiet. Als er ausſtieg, begegnete er einem alten Freunde ſeines Vaters, der ihn begrüßte und fragte, wo er hin wolle. Ali ſagte: „Nach Bagdad.“ Der Mann nahm ihn mit in ſein Haus, bewirthete ihn, gab ihm Lebensmittel und einiges Geld und brachte ihn auf ein Schiff, das nach Syrien fuhr.

Als er in Syrien anlangte und nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, begegnete er einem Kaufmanne, der ihn bemitleidete und ihn mit in ſein Haus nahm. Ali blieb bei ihm, bis er eine Karavane fand, die nach Bagdad reiste; er ſchloß ſich ihr an und Gott flößte einem der Kaufleute dieſer Karavane Erbarmen für ihn ein, ſo daß er ihn während der Reiſe ernährte. Als die Karavane nur noch einen Tag von Bagdad entfernt war, ward ſie von Straßenräubern überfallen und ausgeplündert; nur Wenige von der Karavane konnten durch die Flucht ſich retten.

Ali ſetzte ſeine Reiſe nach Bagdad fort und kam bei Sonnenuntergang an, als gerade die Thore der Stadt geſchloſſen wurden. Er ſagte zu den Thorwächtern: „Laßt

mich noch in die Stadt!“ Sie ließen ihn hinein und fragten ihn, wer er ſey und wo er herkomme. Er antwortete: „Ich bin aus Kahira und hatte viele Mauleſel mit Waaren bei mir, die mir nachkommen ſollten; ich bin vorausgereist, um einſtweilen eine Wohnung zu miethen, wo ich mich mit meinen Waaren niederlaſſen könnte; da kamen aber Straßenräuber und nahmen meine Mauleſel mit den Waaren, und ich konnte nur meine Perſon retten.“

Scheherſad ſetzte dieſe Erzählung in der nächſten Nacht folgendermaßen wieder fort:

Achthundert und elfte Nacht.

Die Thorwächter luden Ali ein, die Nacht bei ihnen zuzubringen, bis er am folgenden Morgen eine Wohnung miethen würde. Ali ſuchte in ſeiner Taſche und fand noch einen Dinar von dem Gelde, das ihm der Kaufmann in Damiet geſchenkt; er gab ihn einem der Thorwächter und ſagte ihm: „Nimm dieſen Dinar und kauf' dafür etwas zum Nachteſſen.“ Der Thorwächter nahm das Geld, ging in die Stadt und kaufte Brod und gekochtes Fleiſch, das ſie mit einander verzehrten, dann legten ſie ſich ſchlafen. Am folgenden Morgen ging einer der Thorwächter mit Ali zu einem Kaufmanne und erzählte ihm, was Ali widerfahren. Der Kaufmann, der in ſeinem Laden war, ging mit Ali in ſein Haus, gab ihm eines ſeiner Kleider, führte ihn in's Bad und ließ ihm in ſeiner Wohnung ein Frühſtück reichen. Dann ſagte er einem ſeiner Diener: „Gehe mit dieſem Herrn und zeige ihm unſere Häuſer und gib ihm die Schlüſſel des Hauſes, das ihm am beſten gefällt.“ Ali ging mit dem Diener und ſah in einem Quartiere drei neue verſchloſſene Häuſer. Als er zwei derſelben beſehen hatte, fragte ihn der Diener, welches von beiden ihm am beſten gefiele. Da ſagte Ali: „Wem gehört denn dieſes große dritte Haus?“ — „Es gehört auch uns.“ — „Warum öffneſt du es nicht daß ich es auch beſehe?“ — „Du haſt nichts darin

zu schaffen, denn es hat noch niemals Jemand darin übernachtet, den man nicht den andern Morgen todt gefunden hätte; wir öffnen nicht einmal die Thüre, sondern steigen nur auf die Terrasse der benachbarten Häuser, da sehen wir die Leiche liegen und schaffen sie fort; darum läßt nun mein Herr dieses Haus leer stehen." — „Oeffne nur die Thüre, daß ich es sehe; hier übernachte ich, und findet man mich todt, so habe ich Ruhe vor meinem Elend." Der Diener öffnete das Haus, welches unvergleichlich schöner als die übrigen war, und Ali sagte ihm: „Ich will kein anderes, als dieses." Der Diener ging zu seinem Herrn und sagte ihm, der Fremde wolle kein anderes Haus, als das große. Der Hausherr begab sich selbst zu Ali, um ihn von seinem Wunsche abzubringen. Als Ali aber darauf bestand und an alle Warnungen sich nicht kehrte, sagte der Hausherr: „Du mußt mir ein Zeugniß geben, daß, wenn dir ein Unglück im Hause begegnet, die Schuld nicht auf mich falle." Ali willigte ein, und der Hausherr ließ einen Zeugen vom Gerichte holen und ließ sich von Ali ein Zeugniß geben, dann überlieferte er ihm die Schlüssel des Hauses. Ali öffnete das Haus und der Hausherr schickte ihm ein Bett, das er auf eine Bank legte. Als er im Hofe einen Brunnen mit einem Eimer sah, füllte er ihn, wusch sich und betete und setzte sich eine Weile. Da kam der Diener mit einer Lampe, einem Wachslichte und Waschbecken nebst einem Wasserkruge, und empfahl sich wieder. Ali zündete das Wachslicht an, aß zu Nacht und betete das Nachtgebet. Er dachte dann: ich will lieber das Bett hinaufnehmen, als hier im Hofe schlafen. Er ging eine Treppe hinauf und kam in einen großen Saal, dessen Decke vergoldet und dessen Boden und Wände von farbigem Marmor waren. Er legte hier sein Bett zurecht und las ein wenig im Koran. Auf einmal rief Jemand: „Ali, Sohn Hasans, soll ich herunter kommen?" Er antwortete: „Komme nur!" In diesem Augenblicke strömte Gold von oben herunter, bis der ganze Saal voll war. Als der Goldregen aufhörte, sagte dieselbe Stimme: „Schenke mir nun meine Freiheit, daß ich weiter ziehe, denn mein Dienst ist nun vollbracht." Ali sagte: „Ich beschwöre dich bei dem erhabenen Gott, sage mir, was dies zu bedeuten hat?" Die Stimme antwortete: „Dieses Gold ist von frühester Zeit her dir bestimmt; so oft nun Jemand dieses Haus betrat, sagten wir: ‚Ali, sollen wir herunter kommen?' Der Fremde fürchtete sich aber und sagte: ‚Komme nicht herunter!' Da wir nun dich fragten und du uns herunterkommen hießest, wußten wir, daß du der rechte Ali bist, dem das Gold gehört; auch ist noch ein anderer Schatz für dich in der Provinz Jemen aufbewahrt. Nun schenke mir aber meine Freiheit, daß ich meines Weges gehe." Ali schwur, er werde ihn nicht frei lassen, bis er ihm auch den Schatz von Jemen bringe.

Als der Geiſt gehen wollte, rief Ali ihm nach: „Noch etwas fordere ich von dir: bringe mir meine Frau und meine Kinder auf eine bequeme Weiſe hierher, ſo daß ihnen die Reiſe gar nicht beſchwerlich falle.“ Der Geiſt verſprach, ſie in drei Tagen mit großem Gefolge und Dienern in einem Tragſeſſel zu bringen, und ging fort. Ali ſuchte im Saale einen Platz, um das Gold zu verbergen. Da bemerkte er einen Marmorſtein mit einem Ringe; er hob ihn weg und fand eine Thüre, die in eine große Schatzkammer führte, welche mit neuen Säcken gefüllt war; er legte ſein Gold in dieſe Säcke, ſchloß die Thüre wieder, ſchob den Marmorſtein wieder vor und ſetzte ſich auf die Bank hinter der Thüre.

Während er hier ſaß, kam der Diener des Kaufmanns und klopfte an die Thüre des Hauſes. Sobald Ali ihm öffnete, lief er nach Hauſe, um ſeinem Herrn zu ſagen, daß der Fremde ſich wohl befände. Sein Herr ging freudig in das Haus und nahm ein Frühſtück mit, umarmte und küßte Ali und fragte: „Wie iſt es dir gegangen?“ —

„Recht gut; ich habe oben im marmornen Saale geſchlafen.“ — „Haſt du nichts geſehen und iſt Niemand zu dir gekommen?“ — „Nein, ich habe im Koran geleſen, bis ich eingeſchlafen bin, und bin dann bis dieſen Morgen nicht mehr erwacht.“ Der Kaufmann dankte Gott, ging in ſein Haus und ſchickte Ali Diener und Sklavinnen und Divane, und ließ das Haus reinigen. Ali behielt drei Sklaven und vier Sklavinnen zu ſeiner Bedienung, und ſchickte die Uebrigen zurück.

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert und zwölfte Nacht.

Nach drei Tagen kehrte der Diener des Schatzes, der Ali in der Nacht erschienen war, zurück und sagte ihm: „Mache dich auf und gehe deiner Frau und deinen Waaren entgegen, die aus Egypten angekommen.“ Ali ging zu den Kaufleuten und sagte: „Kommt, wir wollen zur Stadt hinaus der Karavane entgegen gehen; bringt auch eure Frauen mit, daß sie die meinige bewillkommen.“

Sie gingen zusammen in einen der Gärten vor der Stadt, und auf einmal sahen sie einen furchtbaren Staub; sie liefen, um zu sehen, wer komme, und entdeckten viele Mauleſel mit Dienern, welche singend und tanzend herbeikamen. Der Führer der Karavane ging dann auf Ali zu und sagte: „Mein Herr, du bist lange vor uns angekommen, weil wir von Straßenräubern drei Tage aufgehalten wurden, vor denen wir uns verbergen mußten, bis sie Gott aus dem Wege schaffte.“ Diese Männer und Mauleſel der Karavane waren aber nichts als Genien in Menschen- und Thier-Gestalt. Die Kaufleute führten nun die Karavane in die Stadt, und die Frauen blieben zurück, um Ali's Gattin zu erwarten. Die Männer bewunderten die vielen Waaren, womit die Mauleſel beladen waren, und die Frauen die prachtvolle Kleidung der Gattin Ali's, und sagten: „So etwas besitzt der König von Bagdad nicht.“ Sie zogen nun

zuſammen nach Ali's Haus, wo alle Waaren abgeladen wurden. Dann aßen und tranken ſie mit einander bis nach Mittag, und ehe ſie ſich zurückzogen, beſchenkte Jeder Ali nach ſeinem Rang und Vermögen, ſo daß ſein ganzes Haus mit Sklaven und Sklavinnen, Zucker, allerlei Getreide und Schafen angefüllt wurde. Er entließ dann die Diener des Schatzes, die zur Stadt hinausgingen und wieder nach ihrem Wohnorte flogen.

Des Abends ging Ali in ſein Harem, begrüßte ſeine Frau und fragte ſie, wie es ihr ſeit ſeiner Abweſenheit gegangen. Sie ſagte, ſie habe viel gelitten an Hunger und Mangel an Kleidung. Er fragte ſie dann, wie ſie hierher gekommen. Sie antwortete: „Ich ſchlief geſtern Nacht bei meinen Kindern: auf einmal ward ich mit ihnen wie ein Vogel in die Höhe gehoben; dann wurden wir wieder in eine Art Zelt, wie die Beduinen haben, herabgelaſſen; da ſahen wir zwei große Mauleſel mit Tragſeſſeln beladen und von Führern und Dienern umgeben. Ich fragte: ‚Wo ſind wir und was gibt es hier?‘ Die Führer antworteten: ‚Wir ſind die Diener Ali's, Haſans Sohn; er ſchickt uns, um euch zu ihm nach Bagdad zu bringen.‘ Ich fragte, ob der Weg dahin lang oder kurz wäre. Sie antworteten: ‚Er iſt kurz, ihr braucht nur dieſe Nacht dazu!‘ Und, in der That! bei Tagesanbruch waren wir hier.“ Er fragte ſie dann, wer ihr dies ſchöne Kleid gegeben. Sie antwortete: „Einer der Führer hat mir eine Kiſte, die ein Mauleſel trug, geöffnet und mir und den Kindern ein Kleid daraus gegeben; er hat dann die Kiſte wieder geſchloſſen und mir den Schlüſſel überreicht.“ Er fragte ſie, ob ſie die Kiſte kenne, aus der er das Kleid genommen. Sie antwortete: „Recht gut!“ und ging mit ihm in das Magazin, wo die Kiſten waren, und zeigte ſie ihm. Ali öffnete ſie und fand darin viele Kleider nebſt den Schlüſſeln zu allen andern Kiſten; er nahm ſie und öffnete auch die übrigen Kiſten und bewunderte die Schätze, die ſie enthielten: es waren Perlen und Edelſteine dabei, wie ſie kein König beſitzt. Er ſchloß dann die Kiſten wieder und ging mit ſeiner Frau in den Saal und zeigte ihr auch das Gold, das unter der Marmorplatte war. Sie fragte ihn erſtaunt, woher er dies Alles habe. Er erzählte ihr ſeine ganze Geſchichte von dem Tag an, wo er Kahira verlaſſen, bis zu ihrem Wiederſehen. Da ſagte ſie: „Das Alles haſt du deinem Vater zu verdanken, der vor ſeinem Tode zu Gott betete: er möge dir aus jeder Noth helfen. Nun, gelobt ſey Gott, der dir mehr wiedergegeben, als du verloren haſt! Ich beſchwöre dich aber, ja nicht mehr mit leichtſinnigen Menſchen umzugehen.“ Ali beherzigte die Ermahnung ſeiner Gattin und betete zu Gott, daß er ihm keine ſchlechten Genoſſen mehr zuſchicke, die ihn vom Gehorſam gegen ihn abziehen. Er richtete ſich dann einen Laden ein, den er mit allerlei Juwelen ausfüllte, und lebte mit ſeiner Familie in Bagdad äußerſt

angenehm. Bald hörte der König von ihm und ließ ihn zu sich rufen. Ali ging in's Schloß, nahm vier goldene Schüsseln voll mit allerlei Edelsteinen mit und bot sie dem König zum Geschenk an. Als der König diese Juwelen von unschätzbarem Werthe sah, nahm er sie an, zeigte sie den Großen des Reichs und sagte: „Wie manche Könige haben schon um die Hand meiner Tochter geworben: hat je einer mich so beschenkt? Darum habe ich beschlossen, diesem Kaufmanne meine Tochter zu geben; was sagt ihr dazu?" Die Rathsherren sagten: „Thue, was dir gut dünkt!" Der König gab die Schüsseln einem Verschnittenen und ging damit zu seiner Frau, erzählte ihr, was er von Ali wußte, und erklärte ihr, daß er wünsche, seine Tochter mit ihm zu vermählen.

Da die Königin sich gern in den Willen ihres Gatten fügte, ließ er am folgenden Morgen Ali und alle Kaufleute von Bagdad vor sich kommen; auch der Khadi wurde gerufen und beauftragt, den Ehe-Contract zwischen der Prinzessin und Ali zu schreiben. Ali erhob sich aber und sagte: „Verzeihe, o König der Zeit, ich verdiene als Kaufmann nicht, des Königs Schwiegersohn zu werden." Der König warf ihm aber das Ehrenkleid eines Viziers um, mit den Worten: „Ich ernenne dich zugleich zu meinem Vizier." Da sagte Ali: „Höre nur ein Wort von mir; wenn du doch deine Tochter vermählen willst, so gib sie lieber meinem Sohne, der vierzehn Jahre alt ist." Der König erwiderte: „Laß ihn sogleich holen!" Ali schickte Jemanden nach seinem Sohn, und als er erschien, verbeugte er sich vor dem König und blieb bescheiden stehen. Der König

fand ihn noch ſchöner als ſeine Tochter, und fragte ihn nach ſeinem Namen. „Ich heiße Haſan," antwortete der Jüngling. Der König befahl dem Khadi, den Ehe-Contract zwiſchen ſeiner Tochter und Haſan zu ſchreiben. Man trennte ſich dann wieder; Ali ritt mit dem Gefolge und den Inſignien eines Viziers nach Hauſe, empfing die Glückwünſche aller Kaufleute und erzählte ſeiner Frau Alles, was vorgefallen. Am folgenden Tage ließ der König Feſtlichkeiten auf dreißig Tage anordnen, und als dieſe vorüber waren, feierte Haſan ſeinen Hochzeitstag und ward entzückt über die Schönheit und Anmuth der Prinzeſſin. Der König ließ dann noch zwei Schlöſſer neben dem ſeinigen bauen, eins für Ali und das andere für Haſan, ſo daß ſie einander zu jeder Zeit ohne Mühe beſuchen konnten.

Scheherſad unterbrach hier dieſe Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:

und

dreizehnte Nacht.

Einige Zeit nachher ward der König sehr krank; da ließ er die Großen des Reichs versammeln und sagte: „Ich bin dem Tode nahe und wünsche daher, daß ihr bei meinem Leben noch einen andern König wählet, damit ich ruhig sterbe.“ Sie sagten einstimmig: „Wir wählen Hasan, deinen Schwiegersohn!“ — „Wenn ihr das von Herzen und nicht bloß mir zu Gefallen sagt,“ fuhr der König fort, „so erklärt es morgen im Beiseyn aller Emire, des Großkhadi's und der Häupter der Truppen, und huldiget ihm in meiner Gegenwart.“ Am folgenden Tage thaten sie, was der König verlangte; dieser ließ Hasan rufen und eröffnete ihm, daß er zum Sultan gewählt worden. Hasan wollte, so lange sein Vater lebte, nicht König werden; als aber Ali sich weigerte, die Regierung zu übernehmen, verbeugte er sich vor dem König, und dieser ließ ihm huldigen, trat ihm in einem Abdankungsschreiben die Regierung ab und ließ ihn auf den königlichen Thron sitzen. Drei Tage nach dieser Huldigungs-Ceremonie war der König dem Tode nahe; er ließ Hasan zu sich rufen, ermahnte ihn, nach dem Willen Gottes zu herrschen, empfahl ihm seine Tochter und starb. Ali zog ihm das Todtengewand an, ließ ihn beerdigen und vierzig Tage für ihn den Koran lesen. Nach dieser Trauerzeit lebte Hasan höchst glücklich als ein milder und einsichtsvoller Regent.

Sein Vater Ali war der Vizier seiner Rechten und ein anderer tugendhafter Mann der Vizier seiner Linken. Seine Gattin gebar ihm drei Söhne, welche ihm auf dem Throne folgten, und auch seine Nachkommen lebten in den gesegnetsten Umständen, bis der Zerstörer aller Freuden sie heimsuchte. Gepriesen sey Der, dessen Herrlichkeit ewig dauert!

Abukir und Abusir.

In Alexandrien wohnte einst ein Färber, Namens Abukir, neben einem Barbier, welcher Abusir hieß. Jener war ein großer Lügner und Müßiggänger; auch war ihm kein Diebstahl oder sonstiges Verbrechen zu schwer, als wäre sein Herz aus dem Pfeiler eines jüdischen Tempels gegossen gewesen; so oft ihm Jemand etwas zu färben brachte, ließ er sich zuerst den Lohn geben unter dem Vorwand, er habe kein Geld, um Farb-Materialien zu kaufen; er verschwendete ihn aber sogleich für allerlei Leckerbissen; dann verkaufte er auch den Stoff, den er färben sollte, und wenn dessen Eigenthümer ihn wieder verlangte, sagte er ihm: „Komme morgen, so frühe du willst findest du deinen Stoff gefärbt.“ Kehrte aber der Eigenthümer am folgenden Tage wieder, so sagte ihm Abukir: „Ich hatte gestern Abend Gäste, darum konnte ich nichts arbeiten; morgen, so Gott will, sollst du mit mir zufrieden seyn.“ Am dritten Tage hieß es: „Es thut mir leid, aber meine Frau ist gestern entbunden worden, da konnte ich sie keinen Augenblick verlassen.“ So ging das fort mit Entschuldigungen, Versprechungen und Schwüren, bis endlich der Eigenthümer ihm sagte: „Ich habe jetzt das viele Versprechen satt, gib mir meinen Stoff ungefärbt wieder.“ Da erwiderte Abukir: „Bei Gott, mein Freund, ich schäme mich, die Wahrheit zu gestehen; aber Gott verdamme alle Diebe! denke, ich hatte deinen Stoff noch an demselben Tage, wo du ihn mir brachtest, ausgezeichnet schön gefärbt und an ein Seil zum Trocknen aufgehängt; als ich aber darnach sehen wollte, fand ich ihn nicht mehr.“ War nun der Betrogene ein guter Mann, so sagte er: „Gott wird mir etwas Anderes dafür schenken!“ war er aber nicht so leichtgläubig, so stritt er eine Weile mit ihm, drohte ihn zu verklagen, konnte aber wenig dabei gewinnen. Bald ward indessen Abukir in ganz Alexandrien so verschrien, daß Niemand mehr in seine Werkstätte kam, und nur Fremde oder Leute vom Lande brachten ihm hie und da etwas zu färben. Er hielt sich daher gewöhnlich in der Barbierstube seines Nachbars auf, zeigte sich nur, wenn Jemand Arbeit brachte, verbarg sich aber, so oft man kam, um dieselbe wieder abzuholen.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich bei Abuſir ſaß, kam ein Bote vom Khadi und verſiegelte ſeine Werkſtätte. Es hatte nämlich ein Mann, deſſen Waaren Abukir verkauft hatte, ſich an den Khadi gewendet und ihn gebeten, Alles, was in der Werkſtätte ſich vorfände, verkaufen zu laſſen; da ſich aber nur ein paar alte Waſſerkrüge darin fanden, ſo ließ er die Werkſtätte verſchließen. Als Abuſir dies ſah, ſagte er zu Abukir: „Wie kommt's, daß du Alles verlierſt, was die Leute dir zu färben bringen? Iſt etwa deine Werkſtätte ein Sammelplatz von Dieben?“ — „Lieber Nachbar,“ erwiderte Abukir: „ich will dir die Wahrheit ſagen; mir iſt niemals etwas geſtohlen worden, ſondern ich habe Alles verkauft, was mir die Leute zum Färben brachten, weil mein Handwerk ſo ſchlecht geht, daß ich vom Färberlohn allein nicht leben kann.“ Abuſir fing hierauf auch an, über ſein Geſchäft zu klagen, und ſagte: „Sieh, ich bin doch der beſte Barbier in der Stadt, und doch kommen wenig Leute zu mir, weil ich arm bin; darum iſt mir auch mein Handwerk zuwider.“ Abukir verſetzte: „Sowohl dein Geſchäft, als das meinige iſt gut, nur iſt uns der Aufenthalt in Alexandrien nicht günſtig; laß uns zuſammen in die Welt reiſen, wir können uns überall beſſer als hier ernähren; gedenke der Worte des Dichters:

„Verlaſſe die Heimath, wenn du nach Ruhm dürſteſt. Auch gewährt dir das Reiſen Zerſtreuung, Reichthümer, Wiſſenſchaft und Bildung; ſcheue nicht Mühe und Sorgen, Trennung und Gefahr: der Edle ſtirbt lieber, als daß er in Verachtung lebe zwiſchen Neid und Bosheit.“

Abusir ließ sich von Abukir überreden und schiffte sich mit ihm fast ohne Vorrath nach einem entfernten, ihnen ganz unbekannten Land ein. Zu ihrem Glücke war auf dem Schiffe, welches hundertundzwanzig Kaufleute trug, kein einziger Barbier, so daß es Abusir nicht an Arbeit fehlte, wofür er von dem Einen Geld, von dem Andern Lebensmittel und von dem Dritten süßes Wasser erhielt. Ihrer Verabredung gemäß theilte er Alles mit Abukir, der seine ganze Zeit auf dem Schiffe schlafend oder essend zubrachte.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherfad weiter:

Achthundert und vierzehnte Nacht.

Der Hauptmann ſelbſt bedurfte auch bald der Dienſte des Barbiers und lud ihn ſammt ſeinem Freunde Abukir zum Abendeſſen ein. Abukir konnte aber die Einladung nicht annehmen, denn ſchon hatte er von dem, was Abuſir ihm gebracht, ſich Stücke heruntergeſchnitten, als wären es Steine aus einer Steingrube, und ſie verſchlungen wie ein Elephant, der mehrere Tage Hunger gelitten; er verdrehte jetzt ſeine Augen wie ein Wehrwolf und blies aus der Naſe wie ein Stier, der ſich mit Stroh und Bohnen gefüllt. Als indeſſen der Hauptmann nach Tiſche ihm eine Schüſſel voll Speiſen ſchickte, leerte er auch dieſe noch, als hätte er noch gar nichts gegeſſen, und ſo ging das fort bis zum zwanzigſten Tage, wo das Schiff vor einer großen Stadt Anker warf. Abuſir miethete ein Zimmer und richtete es für ſich und Abukir ein; dieſer ließ ſich aber ſogleich auf den Teppich nieder und ſchlief wieder, bis ihn Abuſir zum Abendeſſen weckte. Am folgenden Morgen ging Abuſir mit ſeinem Barbier-Inſtrument aus und arbeitete den ganzen Tag über in der Stadt; des Abends theilte er das Geld und die dafür eingekauften Lebensmittel mit Abukir. Am dritten Tage fragte er Abukir, ob er nicht auch ausgehen und ſich nach Arbeit umſehen oder

wenigſtens in der Stadt ſpazieren gehen wolle; aber Abukir gab vor, er ſey noch ſeekrank, und blieb wieder liegen, bis ihm Abuſir den Tiſch vorſtellte.

So ließ ſich Abukir achtzig Tage lang von dem Barbier bewirthen und dachte nicht daran, ſelbſt etwas zu erwerben. Auch am einundachtzigſten Tag, als der Barbier krank ward, regte ſich Abukir noch nicht, ſondern ließ den Pförtner ihres Hauſes alle Arbeit verrichten; erſt nach einigen Tagen, als die Krankheit des Barbiers immer zunahm, gefiel es ihm nicht mehr auf ſeinem Teppich: er nahm daher, während der Barbier bewußtlos da lag, das Geld aus ſeiner Taſche, ging damit auf den Bazar und kaufte hübſche Kleider und wandelte wie ein vornehmer Herr gekleidet in der Stadt umher.

Da fiel ihm ſehr bald auf, daß alle Bewohner der Stadt entweder weiß oder blau gekleidet waren; er ging daher zu einem Färber, zog ſein Taſchentuch heraus und ſagte ihm: „Was koſtet dieſes Tuch zu färben?“ — „Zwanzig Drachmen.“ — „Bei uns färbt man ein ſolches Tuch für zwei Drachmen.“ — „So laſſe es in deinem Lande färben; ich nehme nicht weniger als zwanzig Drachmen.“ — „Und wie willſt du es färben?“ — „Welche Frage? Ein Färber färbt das Weiße blau!“ — „Ich will es aber roth gefärbt haben.“ — „Das kann ich nicht.“ — „So färbe es grün.“ — „Das bin ich auch nicht im Stande.“ — „Nun meinetwegen gelb.“ — „Ich kann nur blau färben, und kein einziger der vierzig Färber, welche hier wohnen, iſt geſchickter als ich.“ — „So wiſſe denn, daß ich auch ein Färber bin, daß ich aber jedem Stoff alle möglichen Farben geben kann; wenn du willſt, ſo arbeite ich bei dir und lehre dich alle Farben: du kannſt dann alle übrigen Färbermeiſter zu Schanden machen.“ — „Es iſt uns verboten, einen Fremden aufzunehmen.“ — „Wenn ich mir aber ſelbſt eine Färberei einrichte?“ — „Das wird dir auch nicht geſtattet werden: es dürfen nur vierzig Färber hier wohnen, und wenn einer ſtirbt, ſo tritt immer ein Färberſohn an deſſen Stelle.“ Abukir verließ dieſen Färber, begab ſich zu einem andern, und erhielt dieſelbe Antwort; ebenſo zu einem dritten und vierten: Niemand wollte ihn als Geſellen annehmen, noch wollte der Oberſte der Färber ihm die Erlaubniß ertheilen, ein eigenes Geſchäft zu errichten. Da wandte er ſich verzweiflungsvoll zum König und ſagte ihm: „O König der Zeit, ich bin hier fremd und wünſche mein Handwerk, das eines Färbers nämlich, als Geſell oder Meiſter hier zu treiben: aber kein hieſiger Meiſter will mich als Geſellen aufnehmen, obſchon ich nicht nur blau, ſondern auch ſchwarz, gelb, grün und roth zu färben verſtehe, noch will man mir geſtatten, mich hier als Meiſter niederzulaſſen.“ Der König antwortete ihm: „Wenn du wahr ſprichſt, ſo laſſe ich dir eine Färberei einrichten und

gebe dir Geld, um die nöthigen Materialien zu kaufen, und wagt es ein hieſiger Färber, dir im mindeſten etwas in den Weg zu legen, ſo laſſe ich ihn vor die Thüre ſeiner Werkſtätte hängen." Der König ſchenkte ihm ſogleich tauſend Dinare, ein ſchönes Pferd, ein koſtbares Kleid und zwei Mameluken, wies ihm eine bequeme Wohnung an und befahl den Maurern und Zimmerleuten, eine Färberei nach Abukirs Willen herzurichten. Als dieſelbe vollendet war und Abukir die nöthigen Farben eingekauft hatte, ſchickte ihm der König fünfhundert Stücke Tuch; Abukir gab ihnen die verſchiedenartigſten Farben und hing ſie vor ſeiner Werkſtätte zum Trocknen auf; die ganze Stadt verſammelte ſich bald vor ſeiner Werkſtätte, denn noch nie hatte man vorher einen roth-,

grün-, gelb- oder ſchwarzgefärbten Stoff geſehen; Jeder brachte ihm die feinſten Stoffe, um ſie färben zu laſſen, und belohnte ihn reichlich dafür. Der König war ſo erfreut über die gefärbten Tücher Abukirs, daß er ihm die ganze Färberei ſchenkte und ihm erlaubte, ſie die königliche Färberei zu nennen. Alle übrigen Färber kamen und entſchuldigten ſich bei ihm und wollten bei ihm als Geſellen arbeiten, aber er nahm Keinen von ihnen an, ſondern arbeitete mit Hülfe vieler Sklaven und Sklavinnen, und ward bald einer der reichſten und angeſehenſten Männer der Stadt.

So viel von Abukir. Abuſir, welchen er bewußtlos verlaſſen hatte, blieb drei Tage liegen, bis er wieder zu ſich kam; dann ſeufzte und klagte er ſo laut, daß der

Pförtner, der ihn hörte, zu ihm ging und ihn nach ſeinem Freunde fragte. Abuſir antwortete ihm, er habe ſeit kurzer Zeit erſt ſein Bewußtſeyn wieder erlangt und wiſſe nichts von ihm. Er griff dann in den Beutel, um ſich etwas zu eſſen kaufen zu laſſen, fand ihn aber leer und ſchloß daraus, daß Abukir mit ſeinem Gelde davon gelaufen ſey.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit folgenden Worten weiter:

Achthundert und fünfzehnte Nacht.

Der Pförtner, der Abusirs Verzweiflung ſah, bemitleidete ihn, bereitete ihm eine gute Suppe zu und pflegte ihn zwei Monate lang, bis er wieder ganz hergeſtellt war. Als Abuſir zum erſten Male wieder ausging und eine große Maſſe Menſchen vor einer Färberei verſammelt ſah, fragte er, was hier zu ſehen wäre. Man antwortete ihm: „Es iſt ein fremder Färber, Namens Abukir, hierhergekommen, der nicht nur blau, ſondern auch roth, gelb, grün und ſchwarz färben kann; Jeder bringt ihm nun Arbeit und bewundert die hier aufgehängten Stoffe.“ Abuſir dachte bei ſich ſelbſt: Gottlob, daß es ihm gut geht! gewiß hat er mich wegen vieler Beſchäftigung vergeſſen; aber wie wird er ſich freuen, wenn er mich, ſeinen Wohlthäter, jetzt wiederſieht. Als er aber ſich der Färberei näherte, ſagte ihm Abukir, welcher wie ein Vizier, von vielen Sklaven umgeben, auf einer Bank ſaß: „Taugenichts, wie oft habe ich dir ſchon verboten, hier zu ſtehen? Willſt du durch einen Diebſtahl mich zu Schanden machen?“ Dann rief er ſeinen Sklaven zu: „Ergreift ihn und werfet ihn nieder!“ Er nahm dann einen Stock, prügelte Abuſir und ſagte ihm: „Jetzt geh; ſehe ich dich aber noch einmal vor meiner Thüre, ſo werde ich dich bei der Polizei anklagen und dich hängen laſſen. Wie oft,“ ſagte ferner Abukir, zu den erſtaunten Umſtehenden ſich wendend,

„hat mich dieser Nichtswürdige schon bestohlen; ich habe den Leuten ihre Waaren ersetzt und dazu geschwiegen, weil ich dachte: Er ist ein armer Mann, ich will ihn nicht unglücklich machen; nun soll er aber keine Gnade mehr finden, wenn er wiederkehrt." Abusir entfernte sich mit zerknirschtem Herzen unter den Verwünschungen einer großen Volksmenge und wollte, nachdem er viele Straßen weit von der Färberei war, ein Bad nehmen. Er fragte Jemanden nach einem Badhause, aber man antwortete ihm, man wisse nicht, was er meine. „Ich möchte," sagte Abusir, „in ein Haus gehen, wo man sich wascht und reinigt." — „So gehe in den Fluß." — „Ich will aber in ein Bad." — „Wir wissen nichts von einem Badhause; wenn wir uns reinigen wollen, so gehen wir in den Fluß; selbst der König weiß von keiner andern Waschanstalt." Als Abusir hörte, daß man in dieser Stadt von der Annehmlichkeit eines Bades noch nichts wußte, begab er sich zum König, verbeugte sich vor ihm und sagte: „Ich bin ein fremder Badheizer und habe mit Erstaunen vernommen, daß deine Stadt kein einziges Badhaus besitzt; das befremdet mich sehr von einer sonst so angenehmen Stadt. Ich komme daher, um dir vorzuschlagen, hier ein Badhaus zu errichten." — „Und wie ist denn ein solches Badhaus?" fragte der König. Abusir beschrieb ihm ein Badhaus nach dem Muster der kahiranischen Badehäuser, und der König ward so sehr dafür eingenommen, daß er Abusir ein Ehrenkleid, Sklaven, Sklavinnen und Geld schenkte, dann den Baumeistern befahl, ein Badhaus nach dem Plan Abusirs zu bauen. Als das Badhaus vollendet war, sagte Abusir zum König: „Nun fehlen nur noch Divane und Teppiche." Der König schenkte ihm zehntausend Dinare zur Möblirung des Badhauses. Abusir kaufte die schönsten Teppiche, Bettdecken und Handtücher, heizte das Bad, lehrte zehn junge Mameluken, wie sie die Gäste waschen, einseifen, abtrocknen und streicheln sollten, und lud dann den König ein, bei ihm zu baden. Abusir bediente den König selbst und zeigte ihm den Schmutz, den er von seinem Körper abrieb, und der wie Lampendocht aussah. Nachdem er ihn gewaschen hatte, ließ er ihn in das Bassin steigen; dann legte er ihn in den beräucherten Saal und ließ ihn von den Mameluken abtrocknen. Der König befand sich in einem Zustande von Behaglichkeit, den er bisher noch nicht gekannt hatte, und sagte zu Abusir: „Wahrlich, meine Stadt wird eigentlich jetzt erst zu einer vollkommenen Stadt! Was wirst du wohl für ein Bad fordern?" — „Was der König für angemessen findet." — „Ich glaube, tausend Dinare für ein solches Bad wäre nicht zu viel." — „Der König verzeihe, mein Bad würde auf diese Weise nicht viel besucht werden, denn es sind nur wenige Leute reich genug, um für ein Bad tausend Dinare zu geben." — „Nun, welchen Preis willst du

denn feſtſetzen?“ — „Ich halte es für das Beſte, es den Leuten zu überlaſſen, wie ſie mich bezahlen wollen; die Armen werden mir wenig und die Reichen viel geben.“ Die Großen des Reichs, welche mit dem König im Bade waren, gaben Abuſir ihren Beifall, und der König ſelbſt geſtand, daß es ſo am beſten ſeyn würde. „Doch,“ ſagte er: „wünſchte ich, daß der Mann, dem unſere Stadt eine ſolche Zierde verdankt, reichlich belohnt werde: darum gebe ihm diesmal Jeder von euch hundert Dinare, einen Sklaven und eine Sklavin; in Zukunft aber bezahle Jeder nach Belieben.“ Da an dieſem Tage vierhundert vornehme Leute badeten, erhielt Abuſir vierzigtauſend Dinare, vierhundert Sklaven und vierhundert Sklavinnen; dazu ſchenkte ihm der König noch zehntauſend Dinare, zehn weiße und zehn ſchwarze Sklaven und zehn Sklavinnen. Als Abuſir dieſe Menge Sklaven und Sklavinnen beiſammen ſah, ſagte er zum König: „Eine ſo zahlreiche Dienerſchaft kann wohl von einem mächtigen Regenten unterhalten

werden, aber wo ſoll ich alle dieſe Leute unterbringen? Woher Speiſen, Getränke und Kleider für ſie nehmen?“ Der König ſagte lachend: „Du haſt Recht; willſt du mir deine Sklaven, das Stück für hundert Dinare, verkaufen?“ — „Recht gern,“ antwortete Abuſir. Darauf befahl der König ſeinem Schatzmeiſter, Abuſir auszubezahlen, und ſchenkte dann die Sklaven wieder ihren frühern Eigenthümern. Abuſir dankte dem König, daß er ihn auf eine ſo edle Weiſe von den Wehrwölfen befreit, die nur Gott zu ſättigen im Stande wäre.

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach hier dieſe Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

und

ſechzehnte Nacht.

Am folgenden Tage ließ Abuſir in der ganzen Stadt bekannt machen, daß ſein Bad Jedermann offen ſtehe und daß Jeder nach Belieben bezahlen könne. Da ſtrömte das Volk in Schaaren herbei, das Badhaus war den ganzen Tag gedrängt voll, Jeder bezahlte nach ſeinem Vermögen, und des Abends, als das Bad ſich leerte, hatte Abuſir eine ganze Kiſte voll Geld beiſammen. Am dritten Tage, als er hörte, die Königin wolle auch ſein Bad beſuchen, theilte er den Tag in zwei Theile, beſtimmte die erſte Hälfte für Männer und die andere für Frauenzimmer, und lehrte einige Sklavinnen, wie ſie mit den Badenden umzugehen hätten.

Die Königin war ſehr zufrieden mit dem Bad und ſchenkte Abuſir tauſend Dinare; ſie vermehrte durch ihre Lobſprüche noch den Zudrang zu Abuſirs Badhauſe, und gleich am folgenden Tage begab ſich auch des Königs Schiffer in's Bad. Dieſen nahm Abuſir mit beſonderer Auszeichnung auf und weigerte ſich, von ihm auch das Geringſte anzunehmen. Als Abukir von einem neuen Badhauſe allenthalben mit Entzücken ſprechen hörte, wandelte auch ihn die Luſt an, wieder einmal zu baden. Er zog eines ſeiner ſchönſten Kleider an, ſetzte ſich auf einen Mauleſel und ritt von acht Mameluken begleitet in's Bad. Als er Abuſir ſah und ihn als den Herrn des Badhauſes

erkannte, ſagte er ihm: „Iſt das recht, daß du mich nie aufgeſucht, während doch die ganze Stadt meinen Namen und meine Färberei kennt und ich ſogar bei dem König in großem Anſehen ſtehe? Ich meinerſeits habe allenthalben nach dir gefragt und meine Sklaven nach dir ausgeſchickt, konnte aber nirgends Nachricht von dir erhalten.“

Abuſir erwiderte: „War ich nicht bei dir? Da behandelteſt du mich, als wäre ich ein Dieb.“ Abukir ſtellte ſich höchſt betrübt und ſagte: „So warſt du es, den ich für den Spitzbuben hielt, der mir ſchon ſo viele Waaren geſtohlen? Er hat die vollkommenſte Aehnlichkeit mit dir, aber warum gabſt du dich mir nicht zu erkennen? Darum mußt du mir verzeihen, hätteſt du nur deinen Namen genannt, ſo wäre eine ſolche Verwechslung nicht möglich geweſen.“ Abuſir erwiderte: „Gräme dich nicht länger, es iſt vorüber, es war ſo von Ewigkeit her über mich verhängt.“ — „Und wie ſo,“ fragte Abukir, „biſt du zu einer ſolchen Herrlichkeit gelangt?“ Abuſir erzählte ihm, wie er, nachdem er geſehen, daß man in der ganzen Stadt noch kein Badhaus beſitze, dem König den Vorſchlag gemacht, ein ſolches zu errichten, und wie er dadurch zu großem Anſehen und vielen Reichthümern gelangte. Als Abukir ſein Bad genommen hatte, ſagte er zu Abuſir: „Dein Bad iſt ſehr ſchön und bequem eingerichtet, nur etwas fehlt noch!“ — „Und das wäre?“ fragte Abuſir. „Eine Salbe,“ antwortete Abukir, „welche die Haare am Körper ausfallen macht; ich will dir ſagen, wie dieſe

Salbe zubereitet wird, du kannſt ſie dann, wenn der König wieder dein Bad beſucht, ihm anbieten, er wird dir ſehr dankbar dafür ſeyn und dich noch mehr lieben und ehren." — „Du haſt Recht," ſagte Abuſir, „die darf in einem Bade nicht fehlen; darum will ich ſie heute noch zubereiten."

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie folgendermaßen fort:

und

ſiebenzehnte Nacht.

Abukir verließ hierauf ſeinen Freund, beſtieg ſein Maulthier, ritt in das königliche Schloß und ſagte zum König: „Ich habe dir einen Rath zu ertheilen, großer König; wiſſe, daß, wenn du wieder in das neue hier errichtete Bad gehſt, dein Leben gefährdet iſt; der Fremde, dem du ſo viele Wohlthaten erwieſen, iſt dein Feind und hat dieſes Bad aus keiner andern Abſicht errichtet, als um dich zu vergiften; ſeine Frau und ſeine Kinder ſind als Gefangene bei dem Sultan der Chriſten, der ihnen ihre Freiheit verſprochen, wenn du durch ihn umkommeſt. Auch ich war bei dieſem Sultan als Gefangener, er gewann mich aber wegen meiner Geſchicklichkeit in der Färberei ſo lieb, daß er mich in meine Heimath zurückkehren ließ; Abuſir aber wurde zurückgehalten, bis er verſprach, dich zu vergiften. Darum hat er hier ein Badhaus errichtet und eine giftige Salbe zubereitet, die er dir gegen die Haare am Körper empfehlen wird; ſobald du aber Gebrauch davon machſt, wird er entfliehen, um mit ſeiner Gattin und ſeinen Kindern in ſeine Heimath zurückzukehren.“

Als der König dies hörte, entbrannte ſein Zorn gegen Abuſir, und um ſich von der Wahrheit zu überzeugen, ritt er ſogleich in's Bad. Abuſir entkleidete ſich, um den König wie gewöhnlich ſelbſt zu bedienen, und als er ihn eingeſeift und abgewaſchen

hatte, ſagte er: „O König, ich habe eine Salbe verfertigt, die alle häßlichen Haare ohne Schmerz ausrottet, darf ich dich damit einreiben?“ Der König antwortete: „Bring ſie her!“ Als Abuſir ſie brachte und der König ſie ſehr übelriechend fand, zweifelte er nicht mehr daran, daß er vergiftet werden ſollte; er rief daher ſeinen Mameluken zu: „Ergreift dieſen Mann und führt ihn in's Schloßgefängniß.“ Die Mameluken vollzogen des Königs Befehl, und Niemand wagte es, ihn nach der Urſache ſeines Zorns gegen Abuſir zu fragen. Der König kleidete ſich dann wieder an und ging in's Schloß, ließ Abuſir vor ſich kommen, übergab ihn ſeinem Schiffer und ſagte dieſem: „Nimm einen großen Sack, lege zwei Centner ungelöſchten Kalk hinein und ſtecke dieſen Verbrecher dazu; erſcheine dann in einem Nachen vor meinem Palaſt, und auf meinen Wink bindeſt du den Sack zu und wirfſt ihn in's Waſſer, damit dieſer Uebelthäter zugleich verbrenne und ertrinke.“ Der Schiffer entfernte ſich mit Abuſir und fuhr nach ſeinem Häuschen, welches auf einer kleinen Inſel gerade dem Schloſſe gegenüber lag. Hier angelangt, ſagte er zu Abuſir: „Ich erinnere mich der Ehre, die du mir erwieſen, als ich vor einiger Zeit dein Bad beſuchte, und möchte mich jetzt gern erkenntlich zeigen. Aber ſage mir zuerſt, was du verbrochen haſt, daß der König einen ſo abſcheulichen Tod über dich verhängt?“ — „Bei Gott, ich habe nichts verbrochen,“ antwortete Abuſir. „Nun,“ ſagte der Schiffer, „du warſt reich und angeſehen, gewiß hat dich Jemand beneidet und beim König verleumdet; aber ſo Gott will, ſollſt du gerettet werden; ich habe die freundliche Aufnahme nicht vergeſſen, die ich bei dir gefunden, darum will ich dich hier verbergen, bis ein Schiff nach deiner Heimath ſegelt, ſtatt deiner aber einen großen Stein zum Kalk in den Sack binden, um den König zu täuſchen. Doch will ich dir hier ein Netz geben: du mußt während meiner Abweſenheit fiſchen, denn ich bin heute wegen dieſes Vorfalls verhindert worden, und muß doch Fiſche für die königliche Küche liefern.“

Der Fiſcher fuhr hierauf mit einem Sack voll Kalk und einem großen Steine vor das königliche Schloß und fragte den König, der am Fenſter ſaß, ob er ihn in's Waſſer werfen ſollte; der König winkte ihm bejahend mit der Hand, ließ aber bei dieſer Bewegung ſeinen Siegelring fallen, durch deſſen Zauberkraft er mit einer einfachen Handbewegung jeden Feind tödten konnte. Er ſchwieg aber, denn nur wegen dieſes Ringes war er ſo gefürchtet, und hätte er geſagt, daß ihm ſein Ring in's Waſſer gefallen, ſo wäre im Augenblick ein Aufſtand gegen ihn ausgebrochen.

Abuſir fiſchte inzwiſchen mit vielem Glück; er hatte kaum ſein Netz einige Male ausgeworfen, als er ſchon einen ganzen Haufen voll Fiſche vor ſich liegen hatte. Da

dachte er: Hier ſind mehr Fiſche, als die königliche Küche bedarf; ich will nun, da ich ſchon lange nichts gegeſſen habe, mir auch einen Fiſch backen. Er nahm daher einen großen, fetten Fiſch und ſchnitt ihn mit einem Meſſer, das er bei ſich hatte, auf; aber ſiehe da! das Meſſer blieb im Schlunde ſtecken, denn dieſer Fiſch hatte den Zauberring des Königs aufgefangen. Abuſir nahm den Ring heraus und zog ihn an, ohne deſſen Tugenden zu kennen. Da kamen zwei Diener des Leibkochs, um die Fiſche zu holen, und fragten Abuſir nach dem Schiffer; Abuſir antwortete: „Ich weiß nicht," und machte dabei eine kleine Bewegung mit der Hand. Dies genügte, um die beiden Diener leblos hinzuſtrecken. Abuſir war ſehr erſtaunt, als er Beide zugleich hinſtürzen ſah,

und während er über die Urſache ihres plötzlichen Todes nachdachte, kam der Schiffer und ſah die beiden Leichen und den Zauberring am Finger Abuſirs. Da rief er ihm ſchnell zu: „Bewege deine Hand nicht, ſonſt bin ich des Todes, wie dieſe beiden Diener! Woher haſt du den Ring an deinem Finger?" — „Ich habe ihn in einem Fiſche gefunden." — „Wiſſe, es iſt des Königs Zauberring, ich habe geſehen, wie er ihn in's Waſſer fallen ließ; jetzt kannſt du ohne Furcht wieder mit mir in die Stadt kommen, denn mit einer einzigen Bewegung deines Fingers liegt der Kopf des Königs vor deinen Füßen." Abuſir freute ſich ſehr, als er dies hörte, ſtieg wieder in des Schiffers

Nachen und ließ ſich vor dem königlichen Schloſſe ausſchiffen. Der König ſaß beſtürzt wegen des Verluſtes ſeines Ringes mitten unter ſeinen Vizieren und Heerführern und fuhr zuſammen, als er Abuſir unangemeldet hereintreten ſah. „Wie kommſt du daher?“ fragte der König; „biſt du nicht ertrunken?“

In dieſem Augenblicke bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo wieder fortzufahren:

Achthundert und achtzehnte Nacht.

Abusir antwortete dem König: „Dein Schiffer, dem ich einſt einige Dienſte im Bade geleiſtet, hat mich gerettet, weil er wohl einſah, daß ich ein Opfer des Neides werden ſollte, und ſtatt meiner einen Stein in's Waſſer geworfen.“ Während dies aber geſchah, fiſchte ich vor ſeiner Hütte, und als ich einen Fiſch für mich backen wollte, fand ich deinen Zauberring darin. Ich komme daher, um dir ihn wiederzugeben, und glaubſt du wirklich, daß ich den Tod verdiene, ſo ſage mir nur, was ich verbrochen habe, ich will dann gern meine Strafe tragen.“ Als hierauf Abusir den Ring vom Finger nahm und ihn dem König überreichte, umarmte ihn dieſer und ſagte: „Du biſt wohl der beſte und rechtſchaffenſte Menſch auf Erden, kein Zweiter hätte mir nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen, den Ring wiedergegeben; verzeihe mir nur das Uebel, das ich über dich verhängen wollte.“ — „Wenn ich dir verzeihen ſoll,“ ſagte Abusir, „ſo erkläre mir die Urſache deines grauſamen Befehls.“ — „Bei Gott,“ ſagte der König: „ich kann nicht mehr an deiner Unſchuld zweifeln; ich hätte auch nie einen Verdacht gegen dich gehabt, aber der Färber Abukir hat mich gewarnt und mir geſagt, du wollteſt mich vergiften, um die Deinigen aus den Händen des Sultans der Chriſten zu befreien.“ — „Großer König!“ rief Abusir, „ich weiß nichts von einem Chriſtenkönig, war nie im Lande der Ungläubigen und habe weder Weib, noch Kind.“ Er erzählte ihm dann, wie der Färber Abukir ſo verrätheriſch

seit ihrer Abreise von Alexandrien gegen ihn gehandelt hatte, bis er ihm zuletzt den treulosen Rath gab, eine Haarsalbe für den König zu verfertigen. „Aber wisse, o König," setzte er hinzu: „diese Salbe ist durchaus nicht schädlich und wird bei uns in jedem Bade gebraucht; ich will vor deinen Augen an mir selbst dir Beweise davon geben. Auch kannst du, um dich von Allem zu überzeugen, den Pförtner des Chans, in welchem ich mit Abukir wohnte, und die Gesellen, von denen er mich schlagen ließ, verhören." Der König ließ sogleich den Pförtner des Chans, die Gesellen und Abukir selbst, Letztern gefesselt, barfuß und mit entblößtem Haupte, vor sich kommen, und da die Aussage Abusirs von dem Pförtner und den Gesellen bestätigt ward, ließ er Abukir in einen Sack mit Kalk binden und in's Wasser werfen. Abusir aber, dem der König jeden Wunsch zu gewähren versprach, erbat sich ein Schiff, um in seine Heimath zurückzukehren, wo er noch viele glückliche Jahre als reicher Mann lebte.

Zeitmond und Morgenstern.

Ein sehr reicher Kaufmann — sein Name war Abd Arrahman — hatte einen so schönen Sohn und eine so schöne Tochter, daß er Erstern Zeitmond und Letztere Morgenstern nannte. Er fürchtete so sehr die List, den Neid und die Bosheit der Menschen, daß er seine Kinder bis zu ihrem vierzehnten Jahre nicht ausgehen ließ; auch nahm er keinen fremden Lehrer in's Haus, sondern unterrichtete selbst seine Kinder im Schönschreiben, Koranlesen, Mathematik und andern Wissenschaften. Als aber Zeitmond das vierzehnte Jahr erreicht hatte, sagte seine Mutter zu Abd Arrahman: „Wie lange willst du deinen Sohn noch von der Welt trennen? Das geht wohl für ein Mädchen, aber ein Knabe muß unter Menschen leben; drum nimm ihn mit dir auf den Bazar, mache ihn mit deinen Freunden bekannt und lehre ihn den Handel. Wer weiß, wie froh du um ihn seyn wirst, wenn dir einmal etwas zustößt; läßt du ihn aber immer zu Hause eingesperrt, so wird ihn Niemand als deinen Sohn anerkennen wollen, und nach deinem Tode wird sich die Regierung deine hinterlassenen Reichthümer zueignen; selbst meine Tochter möchte ich nicht länger so abgeschlossen lassen; man soll sie sehen und von ihr sprechen, vielleicht findet sich ein ebenbürtiger junger Mann, der um sie anhält." Abd Arrahman erwiderte: „Nur meine allzugroße Liebe zu meinen Kindern ist die Ursache ihrer Abgeschlossenheit; ich fürchte das böse Auge." — „Vertraue auf Gott," versetzte seine Gattin: „wer unter seinem Schutze steht, hat kein Leid zu fürchten; nimm nur heute deinen Sohn mit!" Abd Arrahman ließ sich überreden und nahm

seinen Sohn in einem höchſt zierlichen Kleide mit auf den Bazar. Zeitmond war an dieſem Tage ſo reizend, daß, wer ihn ſah, bei ihm ſtehen blieb und ihn küßte. Zu Abd Arrahmans großem Aerger drängten ſich immer mehr Leute zu ihm; der Eine rief: „Heute iſt eine neue Sonne auf dem Bazar aufgegangen;“ der Andere: „Heute hat ſich ein neuer Mond gezeigt.“ Abd Arrahman vermochte nichts gegen die Lobpreiſungen des Volkes und verwünſchte nur immer ſeine Gattin, welche ihn beredet hatte, Zeitmond mitzunehmen.

Unter den vielen Leuten, welche Zeitmond bewunderten, war auch ein reiſender Derwiſch, welcher den Jüngling lange betrachtete und viele Verſe recitirte; dann näherte er ſich Zeitmond und ſchenkte ihm einige Blumen. Abd Arrahman griff in die

Taſche und gab ihm, in der Hoffnung, ihn dadurch zu entfernen, einige Drachmen; aber der Derwiſch ſetzte ſich auf den erhöhten Platz des Ladens vor Zeitmond hin, hörte nicht auf, ihn anzuſehen und dabei zu ſeufzen und zu weinen. Alle Leute hefteten

mit Erſtaunen ihre Augen auf ihn; die Einen riefen: „Kein Derwiſch taugt etwas!“ die Andern: „Der Derwiſch iſt ſterblich verliebt in den Knaben!“ Abd Arrahman aber ärgerte ſich ſo darüber, daß er zu ſeinem Sohne ſagte: „Komm, wir wollen den Laden ſchließen und nach Hauſe gehen, wir haben für heute genug gehandelt.“ Dann hieß er den Derwiſch aufſtehen, ſchloß den Laden und ging nach Hauſe.

In der nächſten Nacht begann Scheherſad wieder mit folgenden Worten:

Achthundert und neunzehnte Nacht.

Aber der Derwiſch folgte Abd Arrahman mit vielen Leuten bis vor ſeine Hausthüre. Da wendete er ſich um und fragte ihn: „Was willſt du, Derwiſch, und warum weinſt du ſo?“ Er antwortete: „Ich möchte dieſe Nacht dein Gaſt ſeyn; nimm mich auf, denn ich bin ein Gaſt Gottes!“ — „Du biſt mir willkommen!“ antwortete Abd Arrahman, dachte aber bei ſich: Ich werde aufpaſſen, und erlaubt er ſich die geringſte Unanſtändigkeit gegen meinen Sohn, ſo bringe ich ihn um. Er führte ihn in ein Gemach, hieß Zeitmond ihm Geſellſchaft leiſten, ſagte ihm aber vorher: „Setze dich neben den Derwiſch und ſcherze mit ihm; ich werde durch die Oeffnung von oben herunter zuſehen und ihn tödten, wenn er dir zu nahe tritt.“ Der Derwiſch hörte nicht auf, zu weinen und Zeitmond anzuſehen, ohne ihn jedoch zu berühren, bis das Nachteſſen aufgetragen wurde. Einige Zeit nach dem Eſſen ging Abd Arrahman weg und ſagte ſeinem Sohne: „Schlafe du beim Derwiſch, vielleicht bedarf er deiner in der Nacht.“ Als aber der Derwiſch für dieſes Anerbieten dankte und betheuerte, er ſchlafe immer ganz ruhig nach dem Gebete, war Abd Arrahman überzeugt, daß er ihm durch ſeinen Verdacht ſehr Unrecht gethan.

Am folgenden Morgen bat er den Derwiſch, ihm doch zu ſagen, warum er ſeinen Sohn ſtets mit Thränen in den Augen angeſehen. Nach einigem Zögern begann der

Derwiſch: „Wiſſe, ich kam letzten Freitag des Morgens nach Baßra, da fand ich alle Läden geöffnet, ohne daß ſich ein Menſch darin ſehen ließ; auch zeigte ſich in keiner Straße weder eine Katze, noch ein Hund; vor den Bäckerläden lag friſches Brod, in den Kaffeehäuſern ſtand die Kaffeepfanne auf den Kohlen und in den Trinkhäuſern waren die Tiſche mit Sorbetten gefüllt, aber nirgends war eine lebende Seele anzutreffen. Ich aß und trank, ſo viel ich Luſt hatte, und dachte: Sonderbar, wo ſind wohl die Bewohner dieſer Stadt mit ihren Hunden und ihren Katzen hingekommen? Es iſt, als wäre auf einmal Alles ausgeſtorben oder in der größten Angſt entlaufen, ohne ſich Zeit zu nehmen, die Läden zu ſchließen. Während ich ſo über dieſe wunderbare Erſcheinung nachdachte, hörte ich auf einmal eine Trommel ſchlagen; da fürchtete ich mich und verbarg mich ſchnell in ein Haus, wo ich durch eine Wandritze auf die Straße ſehen konnte. Ich hatte mich kaum zurückgezogen, da ſah ich vierzig Paar Mädchen ganz unverſchleiert vorüberziehen; dann folgte eine Dame zu Pferd, ebenfalls unverſchleiert,

welche so schön war, daß ich vor Liebe fast wahnsinnig ward; das Pferd konnte kaum die Füße bewegen, so schwer war es, und die Dame, die es trug, mit Gold, Silber und Edelsteinen beladen; zu ihren beiden Seiten, vor und hinter ihr ritten Mädchen mit gezogenen Schwertern, deren Griff von Smaragd war. Als die Dame mir gegenüber war, hielt sie still und sagte zu ihren Mädchen: ‚Ich höre hier im Laden ein Geräusch; seht einmal nach, ob sich nicht ein Mann darin verborgen hat, um uns unverschleiert zu sehen.' Die Mädchen gingen in den Laden, gerade dem Haus, in welchem ich verborgen war, gegenüber, und kamen eine Weile darauf mit einem Manne heraus, dem sie auf den Befehl der Dame den Kopf abschlugen und auf der Straße liegen ließen. Ich fing an, für mein Leben zu zittern, doch konnte ich meinen Blick nicht von der Dame entfernen, die zu meinem Glück, ohne mich zu bemerken, vorüberzog. Als sie eine Weile vorüber war, kehrten alle Leute wieder zu ihren Geschäften zurück; ich erkundigte mich nach der schönen Dame, aber Niemand konnte mir Auskunft über sie geben. So verließ ich Baßra mit einer feurigen, hoffnungslosen Liebe im Herzen, welche durch die große Aehnlichkeit, die dein Sohn mit meiner Geliebten hat, wieder frische Thränen meinen Augen entlockte."

Zeitmond, welcher diese Erzählung mit anhörte, beschäftigte sich so sehr mit der Dame, welche den Derwisch so entflammte, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte und am folgenden Morgen seinen Vater bat, ihn gleich andern Kaufmannssöhnen mit Waaren auf Reisen zu schicken. Abd Arrahman sagte ihm: „Andere Kaufleute schicken ihre Söhne mit Waaren von der Heimath weg, um mehr Geld zu gewinnen; ich bin aber so reich und genügsam, daß ich dessen nicht bedarf. Wie könnte ich übrigens die Trennung von dir ertragen, da ich keine Stunde ohne dich leben kann? Auch wäre ich wegen deiner ausgezeichneten Schönheit schon allzusehr besorgt für dich." Zeitmond erwiderte aber: „O Vater, ich muß einmal reisen, und wenn du mir keine Waaren gibst, so entfliehe ich so." Als Abd Arrahman dies hörte, sprach er mit seiner Gattin darüber, welche ihm sehr zuredete, Zeitmond wie andere Kaufmannssöhne reisen zu lassen. Er ließ ihm daher für neunzigtausend Dinare Waaren zusammenpacken, und seine Gattin gab ihm noch vierzig Edelsteine, von denen der geringste fünfhundert Dinare werth war, mit denen er sich bald auf den Weg nach Baßra machte.

Die ganze Reise lief glücklich ab, bis er nur noch einige Meilen weit von Baßra war, da ward er von einem räuberischen Beduinenstamme überfallen, die ganze Karavane ward ausgeplündert, seine Leute wurden getödtet und er selbst wurde von den Räubern für todt gehalten. Als sie sich aber mit ihrem Raub entfernt hatten, machte

er ſich auf und ging, Gott für ſeine Rettung und die Erhaltung ſeiner Edelſteine, welche er in einem Gürtel auf dem Leibe trug, dankend, in die Stadt. Es war auch an einem Freitag, und er fand die Stadt in demſelben Zuſtande, wie der Derwiſch ſie ihm beſchrieben hatte; bald kam auch der Mädchenzug, welchen er aus dem Winkel eines Ladens, in welchen er ſich ſchnell verbarg, ſehen konnte, und auch ſeiner bemächtigte ſich eine glühende Liebe zur Dame, welche zu Pferd war.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie folgendermaßen fort:

und

zwanzigſte Nacht.

Als der Zug vorüber war und die Leute wieder auf die Straße und in ihre Läden kamen, ging Zeitmond auf den Bazar der Juweliere und verkaufte einen der vierzig Edelſteine, welche ihm ſeine Mutter gegeben, kaufte ſich ſchöne Kleider, ging in's Bad und von da zu einem Barbier, um ſich den Kopf raſiren zu laſſen. Dieſem erzählte er, wie er bei ſeiner Ankunft die ganze Stadt leer gefunden und bald darauf einen Zug Mädchen geſehen habe, von denen beſonders eine zu Pferd wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Mein Sohn," rief der Barbier erſchrocken: „hüte dich, mit irgend Jemanden darüber zu ſprechen, denn nicht alle Leute ſind ſo verſchwiegen wie ich; wie leicht könnte zuletzt die Dame erfahren, daß du ſie unverſchleiert geſehen, und dich umbringen laſſen. Denn wiſſe, daß du der Erſte biſt, der dieſen Zug geſehen hat; die Bewohner Baßra's zieben ſich jeden Freitag zu dieſer Stunde in ihre Moſcheen zurück und ſchließen vorher ihre Hunde und Katzen ein, ſo daß die Straßen ganz leer ſind. Warum aber all dies geſchiebt, weiß ich ſelbſt nicht; ich will einmal dieſen Abend es verſuchen, etwas Näheres bei meiner Frau darüber zu hören, denn ſie kommt in die vornehmſten Häuſer und weiß alle Stadtneuigkeiten; morgen will ich dir dann Alles wiedererzählen."

Zeitmond nahm eine Hand voll Gold aus der Taſche und gab es dem Barbier für ſeine Frau, dann eine zweite für ihn ſelbſt. Als der Barbier das viele Gold ſah,

ſagte er zu Zeitmond: „Ich will ſogleich nach Hauſe gehen und meine Frau um Auskunft über den ſonderbaren Zug der Mädchen bitten; bleibe du einſtweilen hier in meinem Laden, bis ich wiederkehre.“ Nach einer Weile kam der Barbier wieder zu Zeitmond und ſagte ihm: „Meine Frau läßt dich grüßen und bittet dich, ſelbſt zu ihr zu kommen; ſie wird Alles aufbieten, um dir in deinem Anliegen behülflich zu ſeyn.“ Zeitmond ging mit dem Barbier und ward von deſſen Gattin ſehr freundlich aufgenommen. Er ſchenkte ihr wieder hundert Dinare und bat ſie, ihm zu ſagen, wer die ſchöne Dame war, welche hinter den vielen Sklavinnen ritt, und was überhaupt dieſer ganze Zug bedeute. Da ſagte ſie: „Wiſſe, mein Sohn, der König von Indien hat dem Sultan von Baßra eine ſo außerordentlich ſchöne Perle geſchenkt, daß dieſer ſogleich alle Juweliere aus der Stadt kommen ließ und ſie fragte, wer dieſe Perle durchlöchern wollte, ohne ſie im mindeſten zu beſchädigen. ‚Wer dies vermag,‘ ſagte der Sultan, ‚der darf wünſchen, was er will, es ſoll ihm nichts verſagt werden; wer aber etwas daran verletzt ſoll getödtet werden.‘

„Kein einziger Juwelier wagte es, dieſe Arbeit unter ſolchen Bedingungen zu übernehmen; ſie ſagten daher dem Sultan: ‚So ſicher iſt Niemand in ſeiner Arbeit, als unſer Vorgeſetzter Abid; der allein kann ohne Gefahr eine ſolche Perle durchlöchern.‘ Der Sultan ließ Abid rufen und übergab ihm die Perle, und als er ſie unbeſchädigt wiederbrachte, ſagte ihm der Sultan: ‚Nun, welchen Lohn erbitteſt du dir?‘ — ‚Ich

werde es morgen dem Sultan sagen,' antwortete Abid; ‚ich will einmal zuerst mit meiner Gattin mich darüber berathen;' denn er liebt sie so sehr, daß er nichts ohne sie thut; sie verdient auch wohl eine solche Liebe, denn sie ist die Dame zu Pferd, die dir so gut gefällt.

„Als Abid seine Gattin fragte, was er vom Sultan fordern sollte, sagte sie ihm: ‚Da uns gar nichts fehlt, so bitte den Sultan, er soll ausrufen lassen, daß jeden Freitag zwei Stunden vor dem Gebete sich alle Bewohner der Stadt in die Moscheen zurückziehen sollen, damit ich mit meinen Mädchen unverschleiert ausreiten könne; daß, wer sich aber an einem Fenster oder auf der Straße blicken lasse, meinem Schwerte verfalle.' Abid begab sich am folgenden Tage wieder zum Sultan und trug ihm seinen Wunsch vor, den ihm auch der König, seinem Versprechen gemäß, gewährte. Da aber die Leute fürchten, Hunde und Katzen möchten ihnen ihre Waaren in den offenen Läden verderben, sperren sie auch diese Thiere ein, ehe sie in die Moschee gehen. Nun weißt du," fuhr die Gattin des Barbiers fort: „wer diese Dame ist; willst du aber mit ihr bekannt werden, so sage mir, ob du nicht etwa einige Edelsteine bei dir hast." — „O ja," erwiderte Zeitmond: „ich habe allerlei Edelsteine bei mir von fünfhundert bis zu tausend Dinaren das Stück." — „Gut," versetzte die Frau des Barbiers: „wenn du einige derselben zu opfern bereit bist, so kannst du zu deinem Ziele gelangen. Geh einmal zuerst mit einem Steine, welcher fünfhundert Dinare werth ist, zu Scheich Abid, dem Obersten der Juweliere, und sage ihm, er soll dir einen Siegelring daraus machen; du gibst ihm sogleich zwanzig Dinare Arbeitslohn und jedem seiner Gesellen einen Dinar, bleibst eine Weile bei ihm sitzen und unterhältst dich mit ihm; kommt ein Bettler, so schenke ihm einen Dinar; zeige dich überhaupt recht freigebig, damit alle Leute im Hause dich lieb gewinnen. Dann komme morgen wieder mit hundert Dinaren zu mir, da wollen wir das Weitere berathen."

Zeitmond befolgte pünktlich den ihm ertheilten Rath, und Abid ward so für ihn eingenommen, daß er den Edelstein mit nach Hause nahm, um ihn selbst nach Zeitmonds Wunsche zu schleifen. Dies that er nur bei Arbeiten, an denen ihm sehr viel gelegen war, und die er allein verrichtete, damit keiner seiner Gesellen es absehe und andern Meistern verrathe. Als er an dem Siegelringe arbeitete, kam seine Frau in die Werkstätte und fragte ihn, wem dieser Ring gehöre, der eines Königs würdig wäre. „Er gehört einem fremden Kaufmannssohne," antwortete Abid, „der eben so schön und wohlgebildet ist, als edel und freigebig; wenn ich nicht fürchtete, dich zu beleidigen, so würde ich sagen, er ist noch schöner als du." Abid fuhr dann wie ein recht einfältiger

Gatte fort, Zeitmond ſo lange zu loben, bis ſeine Gattin ſich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte und im Stillen wünſchte, ihn auch einmal zu ſehen. Als der Ring fertig war, ergriff ſie ihn und legte ihn an, und da er ihr gerade paßte, ſagte ſie zu Abid: „Der Ring gefällt mir ſo gut, daß ich ihn für mich behalte; ich nehme ihn nicht mehr vom Finger.“ — „Habe Geduld,“ erwiderte Abid, „der Jüngling iſt ſehr edel, vielleicht verkauft er mir ihn, oder vielleicht hat er noch einen ähnlichen Stein, den ich dann für dich herrichte.“

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad mit folgenden Worten fortgeſetzt wurde:

Achthundert

und

einundzwanzigſte Nacht.

Am folgenden Morgen begab ſich Zeitmond zum Barbier, ſchenkte ihm wieder hundert Dinare und bat ſeine Frau um weitere Verhaltungsmaßregeln. „Wenn dir heute Abid den Ring bringt,“ ſagte des Barbiers Frau, „ſo thue, als wenn du ihn anziehen wollteſt, und ſage, er ſey dir zu eng; wenn er ihn dann erweitern will, ſo ſage: Laſſe ihn, wie er iſt; ſchenke ihn einer deiner Sklavinnen und mache mir einen andern aus einem beſſern Steine. Du gibſt ihm dann einen Edelſtein, welcher ſiebenhundert Dinare werth iſt, bezahlſt ihm dreißig Dinare für den Siegelſtecher voraus und ſchenkſt jedem Arbeiter zwei Dinare. Morgen komme dann wieder mit zweihundert Dinaren zu mir, da will ich dir ſagen, was du ferner zu thun haſt.“ Zeitmond begab ſich hierauf in den Laden Abids und that, wie ihm des Barbiers Frau gerathen. Abid konnte eine ſolche Freigebigkeit gar nicht faſſen; freudig ging er nach Hauſe, gab ſeiner Frau Zeitmonds Ring und erzählte ihr, wie edel ſich Zeitmond gegen ihn benommen. „Dieſer Jüngling,“ fuhr er dann fort: „kann unmöglich ein Kaufmannsſohn ſeyn; er iſt gewiß irgend ein fremder Prinz.“ Hierauf zog er dann den zweiten Stein aus der Taſche und arbeitete daran, bis der Ring fertig war. Seine Gattin zog ihn wieder an und wünſchte auch dieſen zu behalten; aber Abid ſagte ihr: „Habe Geduld, vielleicht verkauft er mir ihn.“ Am dritten Tage, als Zeitmond wieder zum Barbier mit zweihundert Dinaren kam, ſagte ihm deſſen Frau: „Wenn Abid dir heute den zweiten Ring bringt, ſo ſage, er ſey dir zu weit, er ſolle dir, um nicht wieder zu irren, das Maß nehmen; ſchenke ihm auch den zweiten Ring für eine ſeiner Sklavinnen und

gib ihm einen Edelſtein, welcher tauſend Dinare werth iſt, vierzig Dinare für den Siegelſtecher und drei Dinare für jeden Arbeiter. Komme dann morgen wieder zu mir mit dreihundert Dinaren, ich werde dich bald an's Ziel führen." Zeitmond befolgte wieder pünktlich, was ihm des Barbiers Frau gerathen. Als daher Abid wieder zu ſeiner Gattin kam, konnte er gar nicht aufhören, ſeine Freigebigkeit und ſein edles Benehmen zu loben; auch von ſeinen äußern Reizen ſprach er wieder ſo viel, daß ſeine Gattin ihm ſagte: „Wenn dieſer Jüngling wirklich ſo iſt, wie du ihn ſchilderſt, warum haſt du ihn nicht auf dieſen Abend eingeladen? Eine ſolche Ehre verdient doch wohl ein Mann, der dir zwei ſo koſtbare Ringe ſchenkt? Lade ihn nur morgen ein, und wenn er es nicht annehmen will, ſo ſchwöre bei deinem Haupte und bei deinen Augen, bis er dir zu kommen verſpricht."

Zeitmond kam dieſe Einladung nicht unerwartet, denn ſchon hatte ihm die Frau des Barbiers geſagt, daß Abid ihn wahrſcheinlich einladen werde und daß er natürlich ſeine Einladung nicht abſchlagen dürfe. Abids Gattin ſtand hinter ihrem Gitter, als Zeitmond zum Abendeſſen kam, und der Blick, den ſie auf ihn warf, überzeugte ſie, daß ihr Gatte in ſeinem Lobe noch ſehr beſcheiden war. Als daher die Mahlzeit vorüber war und eine Sklavin den beiden Männern Kaffee bringen ſollte, miſchte ſie einen Schlaftrunk hinein, ſo daß ſie gleich darauf in einen tiefen Schlaf verſanken. Sie ging dann in das Gemach, in welchem die Männer waren, umarmte Zeitmond und

küßte ihn ſo viel, daß er beim Erwachen des andern Morgens im ganzen Geſichte rothe und blaue Flecken hatte. Als er ſich bei Abid darüber beklagte, ſagte er ihm: „Das kommt von den Schnacken, die fallen ſtets die jungen, glattwangigen Gäſte an, welche bei mir ſchlafen, bärtigen Männern wie ich aber thun ſie nichts.“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſetzte erſt in der nächſten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:

Achthundert

und

zweiundzwanzigſte Nacht.

Nachdem Zeitmond auch noch bei Abid gefrühſtückt hatte, begab er ſich zur Frau des Barbiers, welcher ſogleich ſein verküßtes Geſicht auffiel. Sie fragte ihn: „Nun, wie haſt du die Nacht zugebracht? Biſt du am Ziele deiner Wünſche? Erzähle mir doch, was du geſehen?“ — „Ich habe gar nichts geſehen,“ antwortete Zeitmond; „ich habe mit Abid allein zu Nacht gegeſſen; dann ſchliefen wir bis dieſen Morgen.“ — „Und was haſt du denn an deinen Wangen und Lippen?“ fragte lachend des Barbiers Frau. „Die Schnacken haben mich ſo geſtochen dieſe Nacht.“ — „Und ſonſt iſt dir gar nichts aufgefallen?“ fragte ſie ferner. „O ja,“ antwortete Zeitmond: „ich fand dieſen Morgen einiges Spielzeug in meinen Taſchen und weiß nicht, wo es herkommt.“ — „Nun,“ ſagte die Rathgeberin, „ich will dir ſagen, was das bedeutet. Deine Geliebte hat dich dieſe Nacht im Schlafe beſucht und dir damit angedeutet, daß du noch ein Kind biſt und nicht viel von Liebe verſtehſt, ſonſt würdeſt du nicht ſchlafen; drum bleibe das nächſte Mal wach, denn ich bin es überzeugt, ſie wird ihren Gatten bewegen, dich noch einmal einzuladen; iſt dies der Fall, ſo komme morgen wieder zu mir mit fünfhundert Dinaren. Du biſt nun deinem Ziele ſehr nahe.“

Die Frau des Barbiers hatte ſich nicht getäuſcht, denn kaum war Zeitmond aus Abids Hauſe weggegangen, als er zu ſeiner Gattin ging und ihr ſagte, wie ſein Gaſt ſo von Schnacken geplagt wurde, daß er ſich ſchäme. „So geht es allen Gäſten,“

erwiderte ſie, „welche in dieſem Saale ſchlafen; drum lade ihn auf heute Abend wieder ein, vielleicht kann er in einem andern Gemache beſſer ſchlafen.“ Abid widerſprach ſeiner Frau nicht, und auch dieſe Nacht verging wieder wie die vorige, nur daß Zeitmond diesmal beim Erwachen ſtatt des Spielzeugs ein Meſſer in ſeiner Taſche fand. Er begab ſich daher nach dem Frühſtück wieder zu ſeiner Alten und erzählte ihr, wie die Nacht abgelaufen und wie er trotz aller Anſtrengung doch, ſobald er den Kaffee getrunken hatte, ſich nicht mehr wach erhalten konnte. „Gott ſtehe dir bei,“ ſagte die Alte, „wenn du dieſen Abend wieder eingeladen wirſt und einſchläfſt, denn durch das Meſſer bedroht dich deine Geliebte mit dem Tod. Wenn dir alſo dein Leben theuer iſt, ſo trinke keinen Kaffee, denn dieſer ſcheint mit einem einſchläfernden Getränke vermiſcht zu ſeyn.“

Auch diesmal ſagte die Frau des Juweliers zu ihrem Manne, nachdem Zeitmond ſich entfernt hatte: „Es iſt Sitte, einen Gaſt drei Tage lang zu bewirthen, drum lade auch heute noch den jungen Kaufmann ein.“ Der Juwelier eilte in Zeitmonds Wohnung und beſchwor ihn, auch dieſe Nacht noch ſein Gaſt zu ſeyn, was er auch nicht ablehnte. Es wurde wie in den beiden erſten Nächten geſpeist und gebetet; als aber nach der Mahlzeit die Sklavin den Kaffee brachte, ſagte ihr Zeitmond: „Gib mir ein wenig Waſſer, ich habe Durſt.“ Während ſie aber ging, um den Waſſerkrug zu holen, und der Juwelier ſeinen Kaffee ſchlürfte, goß Zeitmond den ſeinigen aus, ſtellte ſich aber, um ſeine Geliebte zu täuſchen, als ſchliefe er, bis ſie mit einem Meſſer

auf ihn zukam. Da ſprang er lachend auf und umarmte ſie. „Du haſt gewiß eine ſchlaue Rathgeberin,“ ſagte die Frau des Juweliers: „denn ſo viel Liſt iſt nicht deinem jungen Gehirne entſprungen; weiter als bis zu einer ſo kurzen Vereinigung reicht aber gewiß auch ihr Verſtand nicht. Mir genügt aber weder eine Nacht, noch ein Monat, noch ein Jahr deiner Nähe: ich muß dich für immer beſitzen, ich muß von meinem Manne geſchieden werden und dir noch ſein ganzes Vermögen verſchaffen, folge nur meinem Rath.“

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht erzählte ſie wieder folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

dreiundzwanzigſte Nacht.

Abids Gattin ſagte weiter zu Zeitmond: „Wenn mein Gatte dich wieder einladet, ſo danke ihm und ſage, du möchteſt ihn nicht länger von ſeinem Harem trennen, du müßteſt gewiß auf dieſe Weiſe ihm und ſeinem Harem zur Laſt werden; will er häufig in deiner Geſellſchaft ſeyn, ſo miethe er dir eine Wohnung in ſeiner Nähe, damit du zu jeder Stunde in der Nacht noch in dein Haus gehen könneſt. Ueberbringt mir dann mein Gatte," fuhr die Frau fort: „deine Antwort, ſo rathe ich ihm, unſerm Nachbar aufzukündigen und ſeine Wohnung dir einzuräumen, und biſt du einmal unſer Nachbar, ſo wird mir Gott ſchon ferner beiſtehen." Nach dieſer Unterredung küßten und umarmten ſie ſich, bis der Tag heranbrach, dann entfernte ſich die Frau und die Sklavin weckte Abid, welcher ſich freute, als Zeitmond ihm ſagte, er ſey dieſe Nacht nicht von Schnacken beunruhigt worden. Als des Abends Abid wieder zu Zeitmond kam, um ihn abzuholen, ſagte dieſer, was Abids Gattin ihm gerathen, und Abid bat ihn, nur dieſe Nacht noch bei ihm zuzubringen, morgen wolle er ihm eine Wohnung in ſeiner Nähe miethen. Dieſe Nacht verging wieder, wie die vorige, Abid lag wie eine Leiche hingeſtreckt, während deſſen Gattin mit Zeitmond ſich auf's zärtlichſte unterhielt. Am folgenden Morgen

ward dem Nachbar aufgekündet und Zeitmonds Effekten in dessen Haus gebracht. Abids Gattin ließ dann, während ihr Gatte ausgegangen war, einen geschickten Baumeister kommen und bot ihm so viel Geld, bis er sich dazu verstand, einen geheimen Gang in das nachbarliche Haus anzubringen. Sobald er vollendet war, begab sie sich zu Abid so oft ihr Gatte auf dem Bazar oder eingeschlafen war, und schleppte ihm auch nach und nach viel Geld und werthvolle Gegenstände zu.

Nach einigen Tagen brachte sie ihm ein Messer, das ihr Gatte selbst verfertigt hatte und das über fünfhundert Dinare werth war, und sagte ihm: „Gehe damit auf den Bazar zu meinem Gatten, erzähle ihm, du habest dieses Messer für dreihundert Dinare gekauft und möchtest wissen, ob es nicht zu theuer ist. Fragt er dich, von wem du es gekauft hast, so sage von einem jungen Manne, welcher dir erzählte, seine Geliebte habe es ihm geschenkt. Sobald du ihm aber das Messer gezeigt hast, gehst du damit wieder nach Hause und gibst mir es an der geheimen Thüre, wo ich dich erwarten will.“ Zeitmond that wie seine Geliebte wünschte; Abid, welcher sogleich sein Messer erkannte und es doch nicht zu sagen wagte, ward so bestürzt, daß er Zeitmond kaum zu antworten im Stande war, er hatte auch keine Ruhe mehr im Laden, sondern wollte, um jeden Zweifel zu tilgen, nach Hause gehen und sehen, ob sein Messer noch an seinem Platze sey. Aber schon war Zeitmond vor ihm zu Hause und gab seiner Gattin das Messer zurück. Als daher Abid es forderte, übergab sie es ihm und fragte ihn, was er damit wolle und warum er so angegriffen aussehe, er werde doch wohl Niemanden umbringen wollen? „Zeige mir nur das Messer, ich schwöre dir, daß ich Niemanden etwas damit zu Leid thue.“ Da holte sie das Messer aus der Kiste, er betrachtete es auf allen Seiten und rief: „Bei Gott, sonderbar!“ und gab es ihr wieder zurück. Dann beschwor sie ihn, ihr zu sagen, was das bedeute; und als er ihr erzählte, was sie wohl wußte, stellte sie sich beleidigt und sagte: „Du konntest also meine Treue bezweifeln und dazu noch glauben, ich verschenke meinem Liebhaber, was dir gehört?“ Abid entschuldigte sich auf alle mögliche Weise, bis sie sich wieder besänftigte. Am folgenden Tag, als er wieder auf dem Bazar war, brachte sie Zeitmond ihres Gatten Uhr, welche siebenhundert Dinare werth war, denn er hatte sie selbst mit den feinsten Steinen verziert, und sagte ihm: „Geh zu Abid und erzähle ihm, du habest von demselben jungen Manne, der dir das Messer verkauft hat, auch diese Uhr gekauft, und frage ihn, ob sie nicht für fünfundachtzig Dinare zu theuer sey, dann bringe mir sie schnell wieder.“ Zeitmond befolgte treulich den Befehl seiner Geliebten, und als Abid seine Uhr sah, dergleichen gar kein anderer Meister je verfertigt hatte, stiegen

neue Zweifel gegen ſeine Gattin in ihm auf, er eilte ſchnell nach Hauſe und fragte ganz athemlos nach ſeiner Uhr. Seine Frau, welcher ſie Zeitmond ſchon wieder zurückgebracht hatte, überreichte ſie ihm und fragte, was er auf einmal damit wolle, und als er ihr geſtand, daß er ſie in Verdacht hatte, weil er dieſelbe bei Zeitmond geſehen, überſchüttete ſie ihn wieder mit Vorwürfen über ſein Mißtrauen und ſagte: „Wäre alſo die Uhr oder das Meſſer aus unſerm Haus entwendet worden, ſo müßte ich ſie meinem Geliebten geſchenkt haben? Wenn du ſo fortfährſt, werde ich weder deine Speiſe, noch dein Getränk mehr mit dir theilen und dich in der That haſſen.“ Abid that, was er konnte, um ſeine Gattin wieder zufrieden zu ſtellen, und ging wieder auf den Bazar. Des Abends, als er allein nach Hauſe kam, fragte ihn ſeine Gattin, ob die Freundſchaft zwiſchen ihm und Zeitmond ſchon erkaltet ſey, daß er ihn nicht mitgebracht? Er antwortete: „Ich haſſe ihn, weil er die Veranlaſſung zu meinem ungerechten Verdachte gegen dich war.“ — „Hole ihn nur,“ ſagte ſeine Gattin: „du biſt es meiner Ehre ſchuldig.“ Abid ging

zu Zeitmond und fiel faſt in Ohnmacht, als er Vieles, was ihm gehörte, in deſſen Zimmer umher liegen ſah; indeſſen wagte er es nicht, ein Wort zu ſagen, und bat ihn, den Abend wieder bei ihm zuzubringen. Zeitmond mußte bei Tiſch allein das Geſpräch unterhalten, denn Abid war ſo tief ergriffen, daß er nicht viel Worte hatte. Nach dem Abendeſſen wurde wieder der Kaffee gebracht, worauf Abid in einen tiefen Schlaf verſank, während Zeitmond die Nacht mit deſſen Gattin durchwachte.

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:

und

vierundzwanzigſte Nacht.

Nachdem Abids Gattin Zeitmond genug geküßt hatte, ſagte ſie ihm: „Morgen werde ich mich als Sklavin verkleiden, das kann ich ſehr gut, denn ich war ja einſt Sklavin, du führſt mich dann zu Abid und ſagſt, du habeſt mich auf dem Sklavenmarkte für tauſend Dinare gekauft, er möchte ſehen, ob du nicht zu viel für mich gegeben.“ Wenn er mich unverſchleiert geſehen hat, ſo führſt du mich wieder in dein Haus, aus welchem ich mich ſogleich in meine Wohnung begebe; ich will einmal ſehen, wie Abid ſich dabei benehmen wird; dieſe Liſt führt uns am ſchnellſten zu unſerm Ziele.“ Abid ward faſt wahnſinnig, als er die Sklavin betrachtete und ſie als ſeine Frau erkannte und den Schmuck an ihr ſah, welchen er ihr ſelbſt geſchenkt hatte, ſogar ſeine Ringe an den Fingern hatte, die er nicht mit andern verwechſeln konnte; noch größer war ſeine Verzweiflung, als er ſie nach ihrem Namen fragte, und ſie ihren wahren Namen, Halima, nannte. In aller Eile ſchloß er den Laden und ging nach Hauſe, um zu ſehen, ob ſeine Gattin zu Hauſe ſey, aber als er in ſeine Wohnung trat, ſaß ſie ſchon wieder ruhig da mit demſelben Schmuck, den er bei ihr als Sklavin geſehen. Voller Verwunderung rief er: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!“ — „Was iſt dir wieder?“ fragte

ihn seine schlaue Gattin; „du siehst ja aus, als hättest du den Verstand verloren.“ Abid erzählte ihr, wie er geglaubt habe, sie als Zeitmonds Sklavin auf dem Bazar zu sehen. „Und warst du es nicht,“ setzte er hinzu, „so hat diese Sklavin die größte Aehnlichkeit mit dir, nicht nur ihr Wuchs und Gesicht sind ganz dem deinigen gleich, sondern sie trägt auch denselben Halsschmuck und dieselben Ringe, wie du.“ — „Wenn du noch einigen Verdacht hast,“ entgegnete Halima, „und etwa glaubst, ich wolle dich zum Besten haben, so will ich hier in meinem Zimmer bleiben, eile du zu Zeitmond: findest du dieselbe Sklavin wieder bei ihm, so hat sie eben die auffallendste Aehnlichkeit mit mir — (Gepriesen sey der, dem nichts zu vergleichen ist!) — findest du sie aber nicht bei ihm, so will ich jene Sklavin gewesen seyn, die du auf dem Bazar gesehen.“ Abid betheuerte zwar, er habe nicht den mindesten Verdacht mehr, ließ sich aber von Halima nicht ungern überreden, sich durch einen plötzlichen Besuch bei Zeitmond noch näher von seinem Irrthume zu überzeugen. Ehe er aber zu seiner Hausthüre hinaus war und an der Zeitmonds klopfte, war Halima durch den geheimen Gang schon bei diesem und benachrichtigte ihn von Allem, so daß Abid wirklich an eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen seiner Gattin und Zeitmonds Sklavin glaubte und sich bei Halima, welche wieder vor ihm in ihr Haus zurückgekehrt war, vielmal entschuldigte.

Als er hierauf wieder in seinen Laden ging, begab sich Halima zu Zeitmond mit vier Beutel voll Gold und sagte ihm: „Jetzt bereite Alles zur Reise vor, in einigen Tagen müssen wir diese Stadt verlassen und in deine Heimath reisen. Schaffe zuerst all dein Geld und deine andern werthvollen Gegenstände fort, die ich dir gebracht; dann gehe zu meinem Gatten, melde ihm deine Abreise und frage ihn, was du ihm für die Hausmiethe schuldig bist; dann komme wieder zu mir.“

Abid war sehr betrübt über Zeitmonds Abreise, und vom Augenblick an, wo er Nachricht davon erhielt, verließ er Zeitmond keinen Augenblick mehr, und stets fand er seine Gattin als Sklavin bei ihm, wenn er auch einen Augenblick vorher sie in seinem Hause gesehen hatte. Als Zeitmond alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen hatte, sagte ihm Halima: „Du hast nun Alles, was meinem Manne gehört; es bleibt ihm nur noch eine Sklavin, die ich ihm aber auch nicht lassen will; ich werde mich daher unzufrieden mit ihr stellen und ihn nöthigen, sie zu verkaufen; du kaufst sie ihm ab und wir nehmen sie auch mit, denn sie ist meine Vertraute und hat mir stets mit vieler Treue und Anhänglichkeit gedient.“ Da auch diese List gelang, so ward es der schlauen Frau möglich, mit ihrem Geliebten und ihrer Sklavin abzureisen, ohne daß ihr Gatte, der Zeitmond noch eine Strecke weit begleitete, auch nur eine Ahnung

von ihrer Flucht hatte, denn als er sein Haus verließ, saß sie noch ruhig in ihrem Gemach, und schon saß sie in Zeitmonds Hof auf dem Dromedar, als Abid zu ihm kam. Erst als Abid von Zeitmond Abschied genommen hatte, um nach Hause zurückzukehren, fürchtete Halima, er möchte, wenn er sie nicht zu Hause fände, ihr nachsetzen; darum schlug sie mit Zeitmond einen andern Weg ein und blieb mit ihm

auf unbefahrenen Straßen, bis sie die Grenzen Egyptens erreichten. Hier schickte Zeitmond einen Boten voraus an seinen Vater, welchem er seit seiner Abreise keine Nachricht von sich gegeben hatte und der daher ein höchst betrübtes Leben führte. Er war außer sich vor Freude, als er seines Sohnes Rückkehr vernahm, und ging ihm mit vielen Kaufleuten entgegen. Nachdem er seinen Sohn umarmt und geküßt hatte, fragte er ihn, woher er die schöne Sklavin habe, welche mit ihm gekommen. „Sie ist keine Sklavin," antwortete Zeitmond: „sie ist meine Geliebte: die schöne Dame, um derentwillen ich nach dem Bilde, welches der Derwisch von ihr entwarf, meine Heimath verlassen."

Er erzählte ihm dann, als er allein mit ihm war, alle seine Abenteuer vom Tage seiner Abreise an und theilte ihm seinen Entschluß mit, Halima für seine Gattin auszugeben. Da sagte Abd Arrahman: „Wenn du das thust, so werde ich dir nie

mehr gut ſeyn; bedenke, daß ſie einſt eben ſo gegen dich verfahren kann, wie gegen ihren erſten Gatten. Sie iſt eine Verrätherin und verdient daher kein Vertrauen. Gehorche mir, ich will dir eine tugendhafte Frau aus angeſehener Familie verſchaffen, die noch ſchöner ſeyn wird, als Halima, und mir und dir Ehre macht; es iſt beſſer, als daß man ſage: Zeitmond hat ein Mädchen aus niederer, unbekannter Familie geheirathet."

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit folgenden Worten fort:

Achthundert

und

fünfundzwanzigſte Nacht.

So fuhr Abd Arrahman fort, ſeinen Sohn zu warnen und ihm allerlei Verſe und Anekdoten von laſterhaften Frauen zu erzählen, bis er in eine Trennung von Halima willigte und ſeinem Vater erlaubte, eine andere Frau für ihn zu werben. Letzterer ließ ſogleich Halima und ihre Sklavin in ein abgelegenes Haus bringen und geſtattete nur einem Schwarzen den Zugang zu ihnen, um ſie mit den nöthigen Lebensbedürfniſſen zu verſehen. Für ſeinen Sohn aber ließ er um die Tochter des Scheich El Iſlam werben, welche das ſchönſte Mädchen ihrer Zeit war und welche ihm auch ſeines Anſehens und ſeiner Reichthümer willen nicht verſagt ward.

Der Ehe-Contract wurde bald geſchrieben und große Feſtlichkeiten wurden veranſtaltet. Mehrere Tage nach einander ward eine große Mahlzeit zubereitet, zu der zuerſt die Geiſtlichen, dann die übrigen Gelehrten und Staatsmänner, dann die Kaufleute und zuletzt die Armen geladen waren. Unter den Letztern bemerkte Zeitmond plötzlich ſeinen Freund Abid in einem höchſt ärmlichen Aufzug. Er hatte ſich nämlich auf die Reiſe nach Egypten gemacht, ſobald er nach Hauſe kam, ſeine Hausthüre offen, ſeinen Schatz geleert fand und ſeine Frau nirgends zu ſehen war. Um indeſſen kein Aufſehen zu machen und ſeinen Feinden keine Schadenfreude zu verurſachen, ſagte er zu dem oberſten

seiner Gesellen, er mache mit seiner Gattin in Gesellschaft Zeitmonds eine Vergnügungsreise, trug ihm aber, falls Fremde oder der König von Baßra nach ihm fragen sollten, auf, ihnen zu sagen, er sey mit seiner Gattin nach Mekka gepilgert. Abid hatte aber auf der Reise dasselbe Schicksal, wie Zeitmond auf seiner Reise nach Baßra: er ward von Arabern angefallen und ausgeplündert. Er mußte ganz nackt bis in das nächste Dorf laufen, wo ihm einige gute Leute ein paar alte Kleider schenkten. Er kam dann so hungrig in Kabira an, daß er auf den Straßen bettelte, bis ihn ein armer Kabiraner mit zur öffentlichen Tafel nahm. Sobald Zeitmond ihn bemerkte, machte er leise seinen Vater darauf aufmerksam. Dieser sagte ihm: „Der Mann ist sehr hungrig, lasse ihn vor Allem sich sättigen, dann wollen wir ihn zu uns rufen lassen.“ Sobald Abid gegessen und Kaffee und Sorbette getrunken und sich gewaschen hatte, ließ Zeitmond ihn zu sich kommen, umarmte ihn und weinte an seinem Hals. Aber Abd Arrahman sagte ihm: „So empfängt man keinen Freund; lasse ihn zuerst in's Bad geben und andere Kleider anziehen, dann unterhalte dich mit ihm.“ Er ließ hierauf Abid von einem seiner Diener wegführen, und nach einer Weile kehrte er wieder und sah aus wie der Oberste der Kaufleute. Zeitmond stellte ihn dann seinen Bekannten als einen alten Freund und Wohlthäter vor und erzählte ihnen, daß er von Arabern ausgeplündert worden und es daher seine Pflicht sey, sich seiner anzunehmen. Als aber die Gäste sich zurückgezogen hatten und sie allein mit ihm waren, sagte ihm Abd Arrahman: „Du wirst wohl selbst einsehen, daß deine Frau viel schuldiger ist, als mein Sohn, und ihm daher nicht grollen; bedenke aber auch, daß alle Männer mehr oder weniger von ihren Frauen sich gefallen lassen müssen. Ich rathe dir daher, ihr zu verzeihen; schon bereut sie ihr Betragen gegen dich und wird gewiß in Zukunft dir treu seyn. Was das verlorene Geld angeht, so gräme dich darüber nicht, ich will dir es gern ersetzen und auch für alles Nöthige zur Reise sorgen, falls du mit ihr in deine Heimath zurückkehren willst; ziehst du es aber vor, hier bei uns zu bleiben, so wollen wir dir deinen Aufenthalt so angenehm als möglich machen. Hier hast du den Schlüssel des Hauses, in welches ich sie allein mit ihrer Sklavin eingeschlossen habe, weil ich wohl dachte, daß der Gatte einer so schönen Frau ihr bald nachfolgen würde. Gehe zu ihr, thue ihr aber nichts zu Leid und versöhne dich mit ihr.“

Abid nahm den Schlüssel und ging in das Haus, welches ihm Abd Arrahman bezeichnete. Dieser aber folgte ihm unbemerkt mit einem Schwert und beschloß bei sich selbst, ihn umzubringen, wenn er schwach und gemein genug seyn würde, sich mit einer so schlechten Frau wieder zu versöhnen. Als Abid in das Haus seiner Gattin kam, hörte

er im Vorzimmer, wie ſie über Zeitmonds Verehelichung mit einer Andern laut weinte. Ihre Sklavin ſagte ihr: „Warum haſt du meiner Warnung kein Gehör geſchenkt? Ich habe dir oft genug geſagt: Dein Verhältniß mit dem fremden Jünglinge wird ein ſchlechtes Ende nehmen.“ Darauf verſetzte Halima: „Noch gebe ich nicht alle Hoffnung auf; Zeitmond kann ſich nicht für immer von mir trennen, er wird ſchon wieder zu ſeiner frühern Liebe zurückkehren, ſo wie ich ihn niemals aus meinem Herzen verbannen werde.“

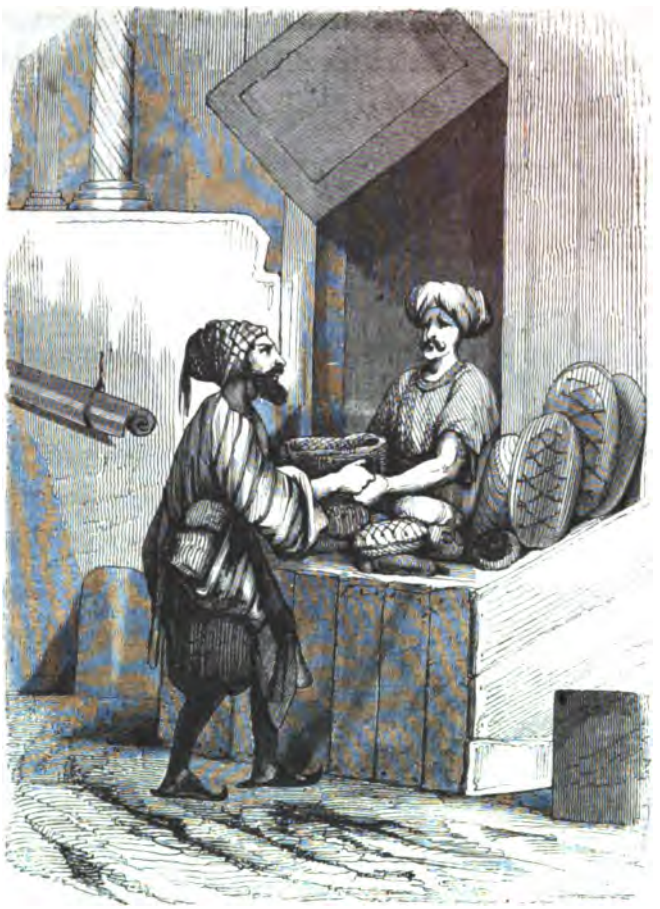
Bei dieſen Worten trat Abid in ihr Zimmer und erwürgte ſie; dann wendete er

ſich zur Sklavin und ſagte ihr: „Von dir kommt alles Uebel, du warſt ihre Vertraute, warum haſt du mich nicht von ihrem ſchlechten Lebenswandel in Kenntniß geſetzt? Auch du ſollſt ſterben!“ Sobald indeſſen Abid dieſe doppelte Mordthat begangen hatte, fing er an, zu fürchten, Abd Arrahman möchte ihn, weil es in ſeinem Hauſe geſchah, darüber zur Rede ſtellen. Aber dieſer kam ihm freundlich entgegen und ſagte ihm: „Fürchte nichts, du haſt als Mann gehandelt. Hätteſt du deiner Frau verziehen und fortgefahren, mit ihr als Gatte zu leben, ich hätte euch Alle mit eigener Hand aus der Welt geſchafft! Nun ſollſt du aber, wenn es dir angenehm iſt, zum Lohne für dein

So ſind eben die Frauen verſchieden: die Eine buhlt noch beim Leben ihres Mannes mit einem fremden Jüngling, und die Andere weist nach dem Tod ihres Gatten noch die Hand eines Königs zurück. Wer glaubt, alle Frauen ſeyen einander gleich, der iſt im Gehirn nicht recht geſund!

Das Mährchen von Maruf.

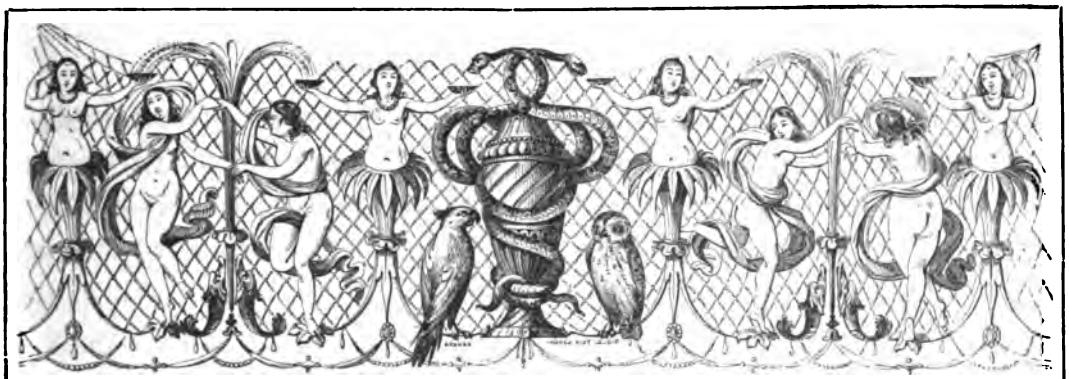
In Kahira lebte einſt ein Schuhflicker, mit Namen Maruf, der eine ſehr böſe und ſchlechte Frau hatte, die ihn auf alle mögliche Weiſe kränkte. Er ließ ſich Alles gefallen, um öffentliche Scenen zu vermeiden, ward aber auch immer ärmer, weil er, um Frieden zu haben, Alles, was er verdiente, für ſeine Frau ausgeben mußte. Eines Tages ſagte ihm Fatma, ſo hieß dieſe böſe Frau: „Heute muß ich einen Honigkuchen von Bienenhonig haben.“ Er antwortete: „Gott gebe mir die Mittel dazu, ſo will ich dir ihn verſchaffen; im Augenblicke beſitze ich aber keinen Drachmen. Doch Gott wird helfen.“ — „Ich laſſe mich nicht auf ſolche Redensarten ein,“ erwiderte Fatma: „bringſt du mir dieſen Abend keinen Honigkuchen, ſo erwartet dich eine bittere Nacht.“ — „Gott iſt gnädig!“ ſagte Maruf tief ſeufzend; dann betete er das Morgengebet, ging in ſeine Boutique und flehte Gott um Arbeit an, daß er in den Stand geſetzt werde, ſeiner Frau einen Honigkuchen zu kaufen. Aber ſein Gebet blieb unerhört; er ſaß bis Mittag in ſeiner Boutique, ohne daß ihm die geringſte Arbeit gebracht wurde, ſo daß er nicht einmal Brod, viel weniger Kuchen kaufen konnte. Mit Thränen in den Augen ſchloß er ſeine Boutique und machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Da winkte ihm ein Kuchenbäcker, den ſein betrübtes Ausſehen rührte, und fragte ihn, was ihm zugeſtoßen ſey. „Ich fürchte mich vor meiner Frau,“ antwortete Maruf: „denn ich ſoll ihr einen Honigkuchen bringen und habe nicht einmal Geld zu Brod.“ — „Beruhige dich,“ ſagte der Kuchenbäcker; „wie viel Pfund willſt du?“ — „Fünf Pfund,“ antwortete Maruf. „Schon gut,“ ſagte der Bäcker; „ich habe Butter und Honig, zwar nicht von Bienen, jedoch von Zuckerrohr, der noch beſſer als Bienenhonig iſt: ich will dir einen Kuchen backen, der werth wäre, Königen vorgelegt zu werden. Willſt du nicht auch etwas Brod und Käſe? Nimm nur, was du bedarfſt, ich borge dir einige Tage, bis Gott dir hilft. Hier haſt du auch noch etwas Geld, gehe dafür in's Bad und bringe dann einen vergnügten Abend bei deiner Frau zu.“



Maruf ging, dem Kuchenbäcker und Gott für dieſe Gnade dankend, mit Kuchen, Brod und Käſe nach Hauſe und brachte Alles ſeiner Frau. Als ſie aber ſah, daß der Kuchen nicht von Bienen-, ſondern von Zuckerrohr-Honig gemacht war, fragte ſie ihn: „Warum handelſt du gegen meinen Willen? Habe ich nicht einen Kuchen von Bienenhonig begehrt?“ Maruf entſchuldigte ſich damit, daß er ihn nicht für baares Geld kaufen und daher auch nicht lange wählen konnte. Aber Fatma kehrte ſich nicht an ſeine Worte, ſondern gerieth in heftigen Zorn, ſchmähte ihn und ſchlug ihm einige Zähne aus; als er hierauf ſeinen Zorn nicht länger bemeiſtern konnte und auch ihr eine Ohrfeige gab, faßte ſie ihn am Bart und ſchrie ſo laut, daß alle Nachbaren herbei eilten, um den Frieden wieder herzuſtellen. Sobald ſie wieder allein waren, ſchwur ſie, ſie werde nichts vom Kuchen eſſen; Maruf aber, den ſehr hungerte, aß davon. Da

ſagte ſie: „Möchte der Kuchen doch zu Gift in deinem Leibe werden!“ Er ließ ſie aber fluchen und erwiderte lachend: „Da du geſchworen haſt, den Kuchen nicht zu berühren, ſo muß ich ihn wohl allein eſſen; ein andermal bringe ich dir einen Kuchen von Bienenhonig, den magſt du dann allein verzehren.“

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:



Achthundert und ſiebenundzwanzigſte Nacht.

Am folgenden Tage ſaß Maruf in ſeiner Boutique, da kamen auf einmal zwei Gerichtsdiener auf ihn zu und luden ihn vor den Khadi. Hier fand er ſeine Frau mit verbundenem Arm und blutigem Schleier und die Augen mit Thränen gefüllt. Der Khadi ſagte ihm: „Fürchteſt du Gott nicht, daß du deine Frau ſo mißhandelſt?“ Da erzählte ihm Maruf die Urſache ihres Streites und berief ſich auf das Zeugniß ſeiner Nachbarn. Der Khadi, welcher ein ſehr guter Mann war, ſchenkte ihm einen Viertelsdinar und ſagte ihm: „Kaufe dafür einen Kuchen von Bienenhonig und lebe in Frieden mit ihr.“ Maruf bat den Khadi, das Geld ſeiner Frau zu geben, und hoffte nun wieder einige Ruhe vor ihr zu haben. Aber kaum war er in ſeine Boutique zurückgekehrt, da kamen die Gerichtsdiener und forderten ihren Lohn für die Vorladung. Maruf ſagte ihnen: „Der Khadi hat ja mir nicht einmal etwas abgenommen, ja, er hat meiner Frau ſogar noch Geld geſchenkt, wie ſoll ich euch etwas geben?“ — „Der Khadi mag thun, was er will,“ erwiderten die Gerichtsdiener: „wir müſſen unſern Lohn haben, und wenn du ihn uns nicht gibſt, ſo werden wir ihn ſchon nehmen.“ Hierauf ſchleppten ſie ihn auf die Straße und nöthigten ihn, die Geräthe ſeiner Boutique zu verkaufen. Er ſaß jetzt troſtlos in ſeiner Boutique und dachte mit Schaudern daran, daß ihm nunmehr kein Mittel mehr bliebe, etwas zu verdienen. Da kamen wieder Gerichtsdiener und forderten ihn vor Gericht wegen Mißhandlungen, die er ſich gegen ſeine Frau zu Schulden kommen laſſen. „Aber der Khadi hat ja den Frieden zwiſchen uns hergeſtellt und mich entlaſſen!“ ſagte Maruf. „Wir ſind die Diener eines andern Khadi,“ erwiderten ſie, „bei dem dich deine Frau von Neuem angeklagt: folge uns alſo.“ Maruf ging mit ihnen und erzählte dem Khadi den ganzen Vorfall zu Hauſe und vor dem erſten Khadi. Fatma behauptete aber, er

habe ſie nachher wieder geſchlagen; indeſſen ward Maruf doch wieder entlaſſen. Aber auch dieſe Diener mußte er bezahlen, ſo daß ihm von dem Gelde, das er für ſeine Geräthſchaften gelöst hatte, nur noch einige Pfennige übrig blieben. Er ging dann wieder in ſeine Boutique und ſaß ganz von Sinnen wie ein Betrunkener da, als einer ſeiner Bekannten ihm zurief: „Flüchte dich ſo ſchnell du kannſt, denn deine Frau hat bei der hohen Pforte eine Klage gegen dich erhoben.“ Maruf ſchloß ſchnell die Boutique, kaufte für ſein übriges Geld etwas Brod und Käſe, lief vor das Siegesthor und flüchtete ſich in ein verfallenes Gebäude, das ihm auch gegen den wie aus Schläuchen herabſtürzenden Regen einigen Schutz gewährte. Hier weinte er bitter und rief: „Wo finde ich Ruhe vor meiner verruchten Frau? O Gott, ſende mir doch Jemanden, der mich in ein fernes Land bringt, wohin ſie keinen Weg findet!“

Bei dieſen Worten ſpaltete ſich die Mauer und ein ſehr langer Genius trat heraus, von ſchauderhaftem Ausſehen, und ſagte ihm: „Was ſtörſt du mich in meiner Ruhe? Ich

wohne nun schon zweihundert Jahre hier und bin von keinem Menschen beunruhigt worden; doch sage mir, was du begehrst, denn du flößest mir Mitleid ein." Maruf erzählte ihm, wie er von seiner Frau stets gepeinigt werde und daß er nichts sehnlicher wünsche, als irgendwo hingebracht zu werden, wo sie ihn nicht verfolgen könne. Der Genius nahm ihn auf seinen Rücken und flog mit ihm die ganze Nacht durch. Beim Anbruche der Morgenröthe setzte er ihn auf den Gipfel eines Berges ab und sagte ihm: „Am Fuße dieses Berges findest du eine Stadt; gehe hinein, du bist darin sicher vor den Verfolgungen deiner Frau." Maruf blieb, über seine Lage mit Erstaunen nachdenkend, auf dem Berge liegen, bis die Sonne aufging; dann stieg er den Berg hinab, um in die Stadt zu gehen. Er fand sie außerordentlich schön, von hohen Mauern umgeben und mit zahlreichen Palästen geschmückt, so daß ihr Anblick jedes Herz erfreuen mußte. Er erregte aber so großes Aufsehen in der Stadt, daß viele Leute sich um ihn versammelten, um seine Kleidung, welche von der ihrigen ganz verschieden war, zu bewundern. „Ihr seyd hier fremd," sagte ihm Einer von den Bewohnern der Stadt; „woher seyd Ihr?" — „Ich bin aus Kahira." — „Und wann habt Ihr eure Hauptstadt verlassen?" — „Gestern Abend." — „Ich glaube, Ihr seyd verrückt; wie, Ihr wollt gestern Abend noch in Kahira gewesen seyn, während man von Kahira hierher ein ganzes Jahr zu reisen hat?" — „Ihr seyd verrückt, nicht ich, ich sage die Wahrheit; hier könnt ihr noch Brod sehen, das ich gestern in Kahira gekauft." Er zeigte ihnen hierauf das Brod, das er in der Tasche hatte; alle Leute drängten sich heran, um es zu sehen, denn es glich dem ihrigen gar nicht. Viele glaubten nun, was Maruf von seiner Reise erzählte; Andere indessen hielten ihn für einen Lügner und verspotteten ihn. Während nun die Leute so mit einander über Maruf stritten, kam ein Kaufmann, von zwei Sklaven begleitet, auf einem Maulesel hergeritten, trieb die Leute auseinander und machte ihnen Vorwürfe, daß sie einen fremden Menschen so zum Gegenstande ihres Spottes machten. Er nahm dann Maruf mit nach Hause und ließ ihm sogleich schöne Kleider reichen, in denen er wie der Oberste der Kaufleute aussah; dann ließ er ihm die köstlichsten Speisen und Getränke vorstellen. Erst als sie gegessen und getrunken hatten, fragte der Kaufmann seinen Gast nach Namen, Stand und Heimath. Als Maruf über Alles Auskunft gegeben hatte, fragte der Kaufmann: „Aus welchem Quartiere Kahira's seyd Ihr?" — „Seyd Ihr denn in Kahira bekannt?" — „Ich bin daselbst geboren!" — „Nun, ich bin aus dem rothen Quartiere." — „Kennt Ihr den Droguisten Ahmed?" — „Allerdings, er ist mein Nachbar; sein Haus steht dicht neben dem meinigen." — „Befindet er sich wohl?" — „O ja, es geht ihm recht gut." —

„Wie viele Kinder hat er und was iſt aus ihnen geworden?“ — „Er hat drei Söhne: der eine heißt Muſtafa, der andere Muhammed und der dritte Ali. Muſtafa iſt Profeſſor geworden, Muhammed Droguiſt und Ali, der als Knabe mit mir in den Kirchen herumlief, um die Bücher der Chriſten zu ſtehlen und zu verkaufen, iſt vor zwanzig Jahren aus Kahira entflohen, weil er einmal von den Chriſten ertappt wurde und ſein Vater ihn deßhalb gar zu arg prügelte. Seither hat kein Menſch mehr etwas von ihm gehört.“

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

und

achtundzwanzigſte Nacht.

Der Kaufmann erwiderte: „Nun, Maruf, ich bin dein Jugendfreund Ali, Sohn des Droguiſten Ahmed; ſey mir willkommen und erzähle mir, wie ſo du hierhergekommen biſt.“ Maruf erzählte ihm hierauf die ganze Geſchichte ſeiner Frau bis zu ſeiner Flucht vor das Siegesthor; dann, wie ein Genius ſeinen Wunſch, an einen Ort gebracht zu werden, wo Fatma ihn nicht finden könne, erfüllte und ihn auf den Gipfel des Berges vor der Stadt abſetzte. Dann bat er Ali, ihm nun auch zu ſagen, wie er hierhergekommen, wie dieſe Stadt heiße und wie er zu ſo großen Reichthümern gelangte. „Meine Reiſe hierher,“ antwortete Ali, „ging nicht ſo ſchnell, ich trieb mich ſieben Jahre lang in der Welt umher, bis ich hierherkam. Hier beſchloß ich, mich anzuſiedeln, weil ich bald ſah, daß die Bewohner dieſer Stadt, welche Ichtian Alchuta heißt, ſehr gute, rechtſchaffene und mildthätige Leute ſind; auch bemerkte ich, daß man hier gar nichts von einer Lüge weiß. Ich gab mich daher für einen fremden Kaufmann aus und bat einen der hieſigen Kaufleute, mir tauſend Dinare zu leihen, bis meine Waaren ankommen würden. Für dieſes Geld kaufte ich Waaren, miethete mir einen Laden und fing an zu handeln, bis ich reich ward. Benutze auch du nun den Umſtand, daß dich hier Niemand kennt, und gib dich nicht für einen vor ſeiner Frau geflüchteten Schuhflicker aus; ſage auch nicht,

Achthundert

und

neunundzwanzigſte Nacht.

Während Maruf ſich mit dem Oberſten der Kaufleute unterhielt, kam ein Bettler vor Ali's Laden und bat um ein Almoſen. Die Kaufleute gaben ihm ein paar Pfennige, Maruf aber griff in die Taſche und reichte ihm eine ganze Hand voll Dinare hin, was den Kaufleuten noch eine höhere Meinung von ſeinen Reichthümern beibrachte. Bald kamen aber ſo viel Bettler, daß Maruf, der einem jeden eine Hand voll Gold ſchenkte, nichts mehr von den tauſend Dinaren übrig blieb. Da ſchlug er die Hände zuſammen und ſagte: „Wie es ſcheint, gibt es hier viele Arme; hätte ich das gewußt, ſo hätte ich einen ganzen Sack voll Dinare mitgebracht; was ſoll ich nun thun, wenn ein Armer mich um etwas bittet, da ich kein Geld mehr bei mir habe?“ — „Sage ihm: Gott ſtehe dir bei!“ antwortete der Vorſteher der Kaufleute. „Das kann ich nicht,“ verſetzte Maruf; „willſt du mir nicht für die Armen tauſend Dinare leihen, bis meine Waaren ankommen?“ — „Recht gern!“ antwortete der Vorſteher und ſchickte ſogleich einen ſeiner Diener nach Hauſe, um das Geld zu holen.

Maruf vertheilte auch dieſes Geld wieder unter die Armen, welche vor der Moſchee, wo er ſein Mittagsgebet verrichtete, ſich um ihn drängten. Er ließ ſich dann von einem andern Kaufmanne wieder tauſend Dinare leihen, die er bei dem Nachmittagsgebete

austheilte, daſſelbe that er beim Abend- und Nachtgebete, ſo daß er an dieſem Tage fünftauſend Dinare verſchenkte. Ali ſah ihm mit Verwunderung zu, durfte aber, ohne ſich ſelbſt zum Lügner zu machen, nichts ſagen. Des Nachts war eine große Mahlzeit bei Ali, während welcher Maruf nicht aufhörte von ſeinen vielen Waaren und Edelſteinen zu reden. Am folgenden Tage wendete er ſich wieder an andere Kaufleute und fuhr ſo fort, bis er ſechzigtauſend Dinare entlehnt hatte. Als aber noch immer keine Waaren ankamen, verloren doch die Kaufleute ihr Vertrauen zu ihm und fragten Ali, warum denn Marufs Waaren ſo lange ausblieben. Ali wußte ihnen nichts zu ſagen als: „Habt Geduld, ſie werden bald ankommen.“ Als er aber allein mit Maruf war, machte er ihm Vorwürfe darüber, daß er ſo viel Schulden mache, die er nie zu zahlen im Stande wäre, da er nichts beſitze, noch etwas durch Handel zu erwerben ſuche. „Was ſind ſechzigtauſend Dinare?“ erwiderte Maruf; „wenn meine Waaren kommen, ſo laſſe ich meinen Gläubigern die Wahl, ob ſie Geld oder Waaren wollen.“ Ali nannte ihn einen Lügner und drohte ihm, ihn vor allen Leuten zu Schande zu machen; indeſſen konnte er, ohne ſich ſelbſt zum Lügner zu ſtempeln, nichts gegen ihn ſagen, denn das Sprichwort lautet: Wer Jemanden lobt, dann ſchmäht, der lügt zweimal. Als daher die Kaufleute wieder zu ihm kamen, ſagte er ihnen: „Ich wage es nicht, Maruf etwas zu ſagen, weil er mir ſelbſt auch tauſend Dinare ſchuldig iſt, übrigens habe ich euch keineswegs gerathen, ihm Geld zu leihen, wollt ihr alſo die Ankunft ſeiner Karavane nicht abwarten, ſo klagt ihn bei dem König an.“ Die Kaufleute begaben ſich hierauf in den Divan und trugen dem König ihre Klage vor. Als aber der König hörte, daß Maruf alles entlehnte Geld wieder an Arme verſchenkt habe, dachte er: dieſer Mann iſt kein Gauner, er iſt gewiß außerordentlich reich und erwartet die koſtbarſten Waaren, die es nur gibt, darum will ich mir ihn zum Freunde machen, ſo daß ſeine Schätze mir und nicht dieſen Kaufleuten, die ſchon reich genug ſind, zufließen. Uebrigens will ich einmal an einer Perle, die ich beſitze, ſehen, ob er dergleichen werthvolle Gegenſtände zu ſchätzen weiß. Der König ließ alſo Maruf zu ſich rufen. Dieſer beſtätigte die Ausſage der Kaufleute und erklärte, er würde bei Ankunft der Karavane einen Jeden nach Wunſch mit Geld oder Waaren befriedigen. Der König zeigte ihm hierauf eine Perle, ſo groß wie eine Haſelnuß, die er für tauſend Dinare gekauft hatte, und fragte ihn, wie viel ſie werth ſey. Maruf nahm ſie zwiſchen ſeine Finger, zerdrückte ſie und ſagte lachend: „Das iſt keine Perle: was nicht ſo groß als eine Nuß iſt, verdient den Namen Perle nicht, doch ihr ſeyd arme Leute, darum ſchlagt ihr auch ſo eine Perle hoch an, bei uns aber gibt es Perlen, welche ſiebenzigtauſend Dinare werth ſind.“ Des Königs

Habſucht wurde dadurch noch mehr gereizt und er fragte Maruf, ob er ſolche Perlen erwarte und ob ſie ihm feil ſeyn werden? — „Ich erwarte deren eine große Anzahl,“ erwiderte Maruf, „und werde dir mit Vergnügen einige davon zum Geſchenke machen.“ Der König entließ dann die Kaufleute mit dem Befehle, die Ankunft der Karavane abzuwarten, und beauftragte den Vizier, Maruf die Prinzeſſin anzutragen; denn auf dieſe Weiſe, dachte er, gelange ich am ſicherſten zum Beſitze aller ſeiner Koſtbarkeiten. Der Vizier ſuchte vergebens Maruf als Gauner darzuſtellen. Der König hörte ihn nicht an, weil er glaubte, er möchte lieber die Prinzeſſin ſeinem eigenen Sohne zur Frau geben. So mußte denn der Vizier zu Maruf gehen und ihm die Tochter des Königs als Gattin antragen. Maruf nahm die Heirathsvorſchläge an, ſagte jedoch, er wolle mit der Hochzeit bis zur Ankunft der Karavane warten, denn er brauche fünftauſend Beutel zur Morgengabe, tauſend Beutel für die Armen in der Hochzeitsnacht, eben ſo viel für die Frauen der Prinzeſſin, auch müſſe er hundert Perlen für die Königin haben und eben ſo viel für die Sklavinnen der Prinzeſſin, auch wolle er wenigſtens tauſend Arme kleiden, und das Alles könne er erſt nach Ankunft der Karavane. Als der Vizier mit dieſer Antwort zum König zurückkehrte, bat er ihn nochmals, vorſichtig zu ſeyn und dergleichen Windbeuteleien nicht zu glauben, der König ward aber immer begieriger nach Marufs

Reichthümern, drohte dem Vizier mit dem Tode, wenn er noch etwas gegen Maruf verlauten laſſe, und befahl ihm, ihn zu holen. Der König ſagte ihm dann: „Deine Gründe, die Hochzeit mit der Prinzeſſin zu verſchieben, ſind nicht triftig genug; hier haſt du den Schlüſſel zu meiner gefüllten Schatzkammer, nimm daraus ſo viel Geld, als du brauchſt; wenn die Karavane anlangt, kannſt du mir ja Alles erſetzen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Achthundert

und

dreißigſte Nacht.

Der König ließ dann den Großmufti holen und den Ehe-Contrakt ſchreiben; die Feſtlichkeiten begannen, die Stadt ward beleuchtet, die öffentlichen Schauſpiele, denen Maruf auf einem hohen Throne beiwohnte, beluſtigten die ganze Stadt. Maruf warf Hände voll Geld unter die Ringer, Taſchenſpieler und Muſiker, und verſchenkte ſo viel an Arme, daß der Schatzmeiſter zum großen Aerger des Viziers gar nicht Geld genug herbeiſchleppen konnte. Dieſe Feſtlichkeiten dauerten vierzig Tage lang; am einundvierzigſten Tage ward erſt die Hochzeit mit erſtaunlicher Pracht gefeiert. Als Maruf des Nachts allein bei der Prinzeſſin war, ſchlug er die Hände übereinander und rief: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!“ — „Was haſt du?“ rief die Prinzeſſin „warum ſeufzeſt du ſo?“ — „Dein Vater,“ antwortete Maruf, „hat unſere Hochzeit ſo übereilt; ich wollte warten, bis die Karavane ankömmt, da wäre ich auch im Stande geweſen, dir deiner würdige Geſchenke zu machen, aber ſo ſchäme ich mich vor dir und deinen Sklavinnen, denen ich auch, um dich dadurch zu ehren, von meinen Perlen ſchenken wollte.“ — „Gräme dich nicht darüber,“ erwiderte die Prinzeſſin, „du biſt Niemanden etwas ſchuldig, und was du geben willſt, wird ſpäter eben ſo angenehm ſeyn; laß uns deßhalb die Freuden der Hochzeitnacht nicht vergeſſen.“

Maruf ſetzte noch zwanzig Tage lang ſein bisheriges Leben fort und verſchenkte, was die Schatzkammer an Geld und Ehrenkleidern enthielt. Am einundzwanzigſten Tage, als der König allein mit ſeinem Vizier war, trat der Schatzmeiſter zu ihm herein und meldete ihm, daß die Schatzkammer bald erſchöpft wäre. Der Vizier benutzte dieſe Veranlaſſung wieder, um Maruf als einen Abenteurer darzuſtellen, ſo daß der König, wegen des allzulangen Ausbleibens der Karavane ſelbſt argwöhniſch, zum Vizier ſagte: „Wie fangen wir es an, um endlich einmal Gewißheit über den wahren Zuſtand Marufs zu erhalten?“ — „Das Beſte iſt,“ antwortete der Vizier, „du bitteſt deine Tochter, in Maruf zu dringen, daß er ihr die Wahrheit über ſeinen frühern Stand geſtehe, denn ſelten kann ein Mann lange ſeiner Frau ein Geheimniß vorenthalten.“ — „Das ſoll geſchehen,“ verſetzte der König, „und iſt er ein Lügner, ſo ſoll er den ſchlimmſten Tod ſterben.“ Er ließ ſogleich ſeine Tochter rufen, und der Vizier, den nur ein Vorhang von ihr trennte, belehrte ſie, wie ſie es anzufangen habe, um hinter die Wahrheit zu kommen. Die Prinzeſſin, welche ſelbſt der vielen Prahlereien und Verſprechungen ihres Gatten müde war, erbot ſich, Alles aufzubieten, um ihm ſein Geheimniß zu entreißen. Als er des Abends nach Hauſe kam, trat ſie ihm mit vielen Liebkoſungen

entgegen und ſagte ihm Worte ſüßer als Honig. „Geliebter,“ redete ſie ihn an, „Freude meiner Augen, Frucht meines Herzens, möge das Schickſal uns nie trennen, denn mein

Herz iſt ſo von Liebe zu dir erfüllt, daß ich ohne dich nicht mehr leben könnte. Aber ich bitte dich, fahre nicht länger fort, meinen Vater in Bezug auf deine Reichthümer zu täuſchen, er wird einmal die Wahrheit erfahren und dann im Zorne Maßregeln gegen dich ergreifen, die wir nicht mehr verhindern können; geſtehe mir lieber Alles, ich werde dann ſchon Mittel finden, dich außer aller Verlegenheit zu bringen."

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

Achthundert

und

einunddreißigſte Nacht.

„Nun,“ ſagte Maruf zu ſeiner Gattin, „wenn du die Wahrheit hören willſt, ſo wiſſe, daß ich kein reicher Kaufmann, ſondern ein armer Schuhflicker aus Kahira bin,“ und hierauf erzählte er ihr ſeine ganze Geſchichte. — „Du biſt ein gewandter Lügner,“ ſagte die Prinzeſſin, „und haſt es ziemlich weit mit deinen Lügen gebracht; indeſſen hielt dich der Vizier immer für einen Abenteurer, und auf ſeinen Rath hat mein Vater mich erſucht, Alles aufzubieten, um dir dein Geheimniß zu entlocken. Ich werde mich aber wohl hüten, es ihm mitzutheilen, er würde dich mit dem Tode beſtrafen, ich gälte in der Welt als die Wittwe eines Schuhflickers und würde gezwungen werden, ein zweites Mal zu heirathen. Drum folge meinem Rath; hier ſind fünfzigtauſend Dinare, kleide dich als Mameluk, nimm ein gutes Pferd aus dem königlichen Stalle, reite in ein Land, das nicht mehr meinem Vater unterthan iſt, und laſſe dich daſelbſt als Kaufmann nieder; gib mir dann Nachricht von dir, damit ich dir ſchicke, was ich hier für dich auftreiben kann. Dort bleibſt du, bis mein Vater ſtirbt, dann laſſe ich dich ſogleich wieder hierherrufen; ſtirbt aber eines von uns zuerſt, nun ſo wird der Tag der Auferſtehung uns vereinen.“ Maruf nahm zärtlich Abſchied von ſeiner Gattin und machte ſich vor Tagesanbruch auf den Weg.

Einige Stunden ſpäter ließ der König ſeine Tochter kommen, um zu hören, was ſie von Maruf entlocken konnte. „Gott ſchwärze das Angeſicht deines Viziers," ſagte die Prinzeſſin. „Als geſtern Nacht mein Gatte bei mir war, trat mein Eunuche mit einem Brief herein und ſagte: Zehn Mameluken, welche vor dem Schloſſe ſtehen, haben ihn gebracht. Ich öffnete den Brief, und ſiehe da, er war von den fünfhundert Mameluken, welche meines Gatten Karavane begleiteten; ſie meldeten ihm, daß ſie von Arabern angegriffen worden und in einem langen Kampfe zweihundert Laſtthiere verloren haben, ſie ſeyen darum ſo lange ausgeblieben, weil ſie, um ihre Ladungen wieder zu erlangen, mehrere Angriffe auf die Räuber gemacht hätten. Mein Gatte rief dann: ‚Gott verdamme meine Mameluken! war es wohl der Mühe werth, wegen zweihundert Ladungen mich ſo lange in Verlegenheit zu laſſen? das macht ja höchſtens ſiebentauſend Dinare. Aber ich will mich ſogleich aufmachen und ihnen entgegengehen, damit ſie ſchnell kommen.' Hierauf verließ er mich, ohne im mindeſten über den erlittenen Verluſt betrübt zu ſeyn, und ritt mit zehn Mameluken davon, welche ſchöner waren, als der Mond, und deren Jeder ein Kleid anhatte, das wenigſtens zweitauſend Dinare werth war. Ich dankte Gott, ihm noch keinen Zweifel über ſeine Reichthümer gezeigt zu haben, er würde ſonſt mich und dich verſpotten." So ward der Vizier abermals zum Schweigen gebracht und vom König mit Vorwürfen überhäuft.

Maruf ritt indeſſen, von herbem Schmerze gefoltert, immer vorwärts, bis gegen Mittag. Da fand er in der Nähe eines kleinen Dorfes einen Bauern an ſeinem Pfluge; er grüßte ihn und bat ihn, ihm etwas zu eſſen zu verſchaffen. Der Bauer, welcher ihn für einen Mameluken des Königs hielt, lud ihn ein, abzuſteigen und ſein Gaſt zu ſeyn. „Du haſt ja ſelbſt nichts," ſagte Maruf. — „Steige nur ab," erwiderte der Bauer, „ich eile in's Dorf und hole dir zu eſſen." Während nun der Bauer in's Dorf lief, dachte Maruf, ich will einſtweilen weiter pflügen, damit der arme Mann keine Zeit verliere. Als er aber die Ochſen antrieb, ſtieß der Pflug auf etwas Hartes, und das Vieh konnte ihn nicht vom Platze bringen. Da er ſehen wollte, was den Pflug aufhalte, fand er einen goldenen Ring an eine marmorne Tafel befeſtigt. Er räumte die Erde weg, hob die Platte auf und entdeckte eine Treppe, die in ein unterirdiſches Gemach, ſo groß wie ein Badeſalon, führte, welches ganz mit Gold, Smaragd, Perlen, Rubinen und andern Edelſteinen gefüllt war. Er ſah unter Anderm auf einem kryſtallenen Koffer, welcher mit Perlen von der Größe einer Nuß gefüllt war, ein kleines goldenes Käſtchen, deſſen feine Arbeit ſeine Aufmerkſamkeit ganz beſonders an ſich zog; er öffnete es und fand einen goldenen Siegelring darin mit

allerlei Talismanen beſchrieben, ſo klein wie Ameiſenfüße. Als er an dem Ring ein Bischen rieb, ließ ſich eine Stimme hören: „Was beliebt? was beliebt? mein Herr! fordere nur, es wird dir Alles gewährt. Soll ich ein Land blühend machen? ſoll ich eine Stadt verwüſten? einen König tödten, oder einen Strom aus der Erde hervorrufen? der Schöpfer des Tags und der Nacht erlaubt mir, alle Eure Befehle zu vollziehen.“ — „Wer biſt du denn?“ fragte Maruf. — „Ich bin der Diener dieſes Rings,“ antwortete der Geiſt, „und gehorche dem, der ihn beſitzt. Mir iſt Alles möglich, denn ich gebiete über alle Genienhäupter und meine Armee beſteht aus unzählbaren Geiſtern jeder Gattung; reibe nur den Ring, ſo oft du mir etwas zu befehlen haſt, und fordere von mir, was dir Freude macht. Reibe aber den Ring nie zweimal nach einander, ſonſt bin ich des Todes.“ — „Wie heißt du denn?“ fragte Maruf. — „Ich heiße Abu Saadat (Glücksvater), war der dienſtbare Geiſt des Königs Schadad, der Sohn Ads, und du

befindeſt dich in ſeiner Schatzkammer, wo er mich aufbewahrte.“ — „Kannſt du,“ fragte Maruf, „dieſe Schätze auf die Oberfläche der Erde bringen?“ — „Nichts leichter als dies,“ antwortete Abu Saadat. Auf ſeinen Wink ſpaltete ſich die Erde, und nach einer kleinen Weile erſchienen hübſche junge Burſchen — (es waren die Söhne Abu Saadats) — mit goldenen Tragkörben und trugen Alles, was in der Schatzkammer war, auf die Oberfläche der Erde.

Hier unterbrach der Tag die Erzählung, welche aber in der folgenden Nacht von Scheherſad alſo fortgeſetzt wurde:

Achthundert

und

zweiunddreißigſte Nacht.

Nachdem die Söhne Abu Saadats dieſe Arbeit verrichtet hatten, fragte dieſer ſeinen Herrn, was er nun weiter befehle. „Jetzt,“ ſagte Maruf, „bringe mir Kiſten und Mauleſel, lege alle dieſe Schätze in Kiſten und lade ſie den Mauleſeln auf.“ Abu Saadat ſtieß einen Schrei aus und ſogleich erſchienen ſeine achthundert Söhne, von denen die Einen die Geſtalt von Mauleſeln und die Andern die von Treibern und Knechten annahmen. Letztere brachten dann Kiſten herbei, und die Schätze waren ſo zahlreich, daß ſie dreihundert Mauleſel damit beluden. Maruf forderte dann noch hundert Ladungen von den feinſten Stoffen Egyptens, Syriens, Griechenlands, Perſiens und Indiens. Abu Saadat verſprach bis zum folgenden Morgen Alles zu liefern, und ſandte ſogleich Genien nach allen dieſen Ländern aus, um die gewünſchten Waaren zu holen. Maruf erbat ſich hierauf ein Zelt, um die Nacht darunter zuzubringen. Abu Saadats Söhne ſchlugen ein ſchönes Zelt auf und brachten ihm auch einen Tiſch mit Speiſen beladen. In dieſem Augenblicke kam der Bauer mit einer Schüſſel voll Linſen aus dem Dorfe zurück und wollte ſie Maruf anbieten; als er ihn aber in einem königlichen Zelte von Mameluken umgeben ſah, hielt er ihn für den Sultan und dachte: hätte ich doch ein paar Hühner geſchlachtet und gebacken; er wollte ſchon wieder umkehren,

um dies zu thun, da rief ihn Maruf zu sich und fragte ihn, was er in der Hand habe. „Ich habe nur Linsen," antwortete der Bauer verlegen, „und ein Bischen Gerste für dein Pferd; ich glaubte nicht, daß der Sultan hierher kommen würde, sonst hätte ich Hühner geschlachtet." — „Gib sie her," versetzte Maruf; „da du, ohne mich zu kennen, mich bewirthen wolltest, so will ich auch dein Gericht nicht verschmähen. Indessen bin ich nicht der Sultan, sondern sein Schwiegersohn, ich habe ihn nach einem Wortwechsel plötzlich verlassen, nun schickte er mir aber seine Mameluken nach, um sich wieder mit mir zu versöhnen, ich reise daher wieder zur Hauptstadt zurück." Er aß dann die Linsen, füllte die Schüssel, in der sie waren, mit Gold und lud den Bauer ein, ihn in der Stadt zu besuchen.

Der Bauer kehrte glückselig mit seinem Gespann in sein Dorf zurück, und Maruf brachte die Nacht in fröhlicher Gesellschaft von Genientöchtern zu. Am folgenden Morgen rückten die Genien mit den fremden Stoffen heran, Abu Saadat ritt als Karavanen-Anführer voraus und meldete Maruf, daß Alles zum Aufbruch bereit sey. Maruf schrieb dem König einen Brief, in welchem er ihm seine Ankunft an der Spitze der Karavane meldete, und ihn bat, ihm mit einigen Truppen entgegen zu kommen. Diesen Brief befahl er Abu Saadat durch einen Genius in Gestalt eines Boten voraus zum König der Stadt Ichtian zu schicken. Der König war eben im Gespräche mit dem Vizier, welcher behauptete, Maruf sey entflohen, um nicht zu Schanden zu werden, als Marufs Brief anlangte.

Der König machte dem Vizier neue Vorwürfe, sobald er den Brief gelesen hatte, gab Befehle, die Stadt zu beleuchten, und ging zu seiner Tochter, um ihr die erhaltene Nachricht mitzutheilen. Die Prinzessin war außer sich vor Freude und dachte bei sich selbst: gewiß hat Maruf mich nur prüfen wollen; Gottlob, daß ich so gegen ihn verfuhr. Nicht minder als die Prinzessin war Ali erstaunt, als er die Vorbereitungen zur Beleuchtung sah und hörte, sie gelte der Rückkehr Marufs mit einer großen Karavane. Dieser bestieg, sobald der Bote zurück war, eine Sänfte und ließ nicht anhalten, bis er dem König mit seinen Truppen begegnete, dann zogen sie zusammen mit großem Pomp in die Stadt, wo alle Kaufleute ihn zu begrüßen kamen. Auch Ali stellte sich ein, und da er glaubte, das Ganze sey nur eine List der Prinzessin, sagte er: „Willkommen, Abenteurer, du hast deine Sache gut gemacht." — Maruf lachte. Als er in den Palast kam, ließ er die Maulthiere abladen, die Lasten Gold in die Schatzkammer seines Schwiegervaters tragen, die kostbarsten Stoffe, Perlen und Edelsteine aber vor sich bringen. Er ließ dann die Kisten öffnen und nahm die schönsten Stoffe und Edelsteine heraus

für die Frauen und Diener des Königs, mit den übrigen bezahlte er die Kaufleute, und beſchenkte alle Armen der Stadt. Dann griff er zu den Smaragden, Rubinen und andern Edelſteinen und vertheilte ſie unter die Truppen. Vergebens rief ihm der König zu: „Es iſt genug, mein Sohn! es bleiben ja nur wenige Laſten für dich übrig.“ Er verſchenkte aber immer fort und ſagte: „Ich habe noch viel,“ und in der That brachte ihm ſein Diener ſo viel er wollte.

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

dreiunddreißigſte Nacht.

Niemand wagte es mehr, nach dem ſo eben Vorgefallenen, an Marufs Worten zu zweifeln, um ſo weniger, als gerade der Schatzmeiſter hereintrat und dem König ſagte, die Schatzkammer ſey voll und noch bleibe viel Gold übrig, er möchte ihm doch einen andern Platz dafür anweiſen. Maruf begab ſich dann zu ſeiner Frau, welche ihm lachend entgegenkam, und erbat ſich von Abu Saadat für ſie ein prächtiges Kleid und eine Halskette von vierzig Solitärperlen nebſt äußerſt werthvollen Armbändern, Ohrringen und Gürteln. Sie ward faſt närriſch vor Freude, als ſie Alles dies ſah, und ſagte zu Maruf: „Ich will dieſes Kleid und dieſen Schmuck für Feſttage aufbewahren.“ — „Das iſt nicht nothwendig,“ verſetzte Maruf, „denn ich habe deren noch viele.“ Als er wieder allein war, beſtellte er bei Abu Saadat hundert Kleider mit Schmuck für die Sklavinnen ſeiner Gattin. Sie zogen ſie an und leuchteten wie die Sterne um die Prinzeſſin, welche dem Monde glich. Der König wußte nicht mehr, was er von allen dieſen Schätzen denken ſollte; und als er den Vizier um ſeine Anſicht darüber fragte,

sagte dieser: „König der Zeit, ein Kaufmann ist weder so freigebig, noch so reich, als dein Schwiegersohn, selbst Könige sind selten Beides in einem so hohen Grade, hier liegt gewiß irgend ein Geheimniß verborgen; folge daher meinem Rath und lade Maruf mit mir zu einem Spaziergang in deine Gärten ein, dort stellst du uns Wein vor, und wir geben ihm so viel zu trinken, daß er die Besinnung verliert und sein Geheimniß offenbart; wir ergreifen dann die nöthigen Maßregeln für deine Sicherheit, denn ein so reicher Mann könnte dir gefährlich werden."

Der König fand diesen Rath gut und beschloß, ihn am folgenden Tag auszuführen; sein Entschluß ward noch fester, als am folgenden Morgen seine Diener ihm das Verschwinden der Mauleſel und der Mameluken, die mit Maruf gekommen, meldeten und dieser dazu lachte, als wäre ein Verlust von tausend Mauleseln und fünfhundert Mameluken gar nicht anzuschlagen. Maruf ward daher zum verabredeten Spaziergang eingeladen, und im Pavillon des Gartens ward er so lange zum Trinken beredet, bis er nicht mehr wußte, was er sagte. Jetzt bat ihn der König, er möchte ihn doch mit den nähern Umständen seines Lebens bekannt machen, denn weder seine Schätze, noch seine Freigebigkeit seyen die eines Kaufmanns. „Gewiß," sagte der König, „bist du irgend ein Sultan oder ein Prinz." — „Ich bin keins von beiden," erwiderte Maruf, und erzählte hierauf seine ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. Da sagte der Vizier: „Zeige mir doch einmal diesen Ring." Maruf zog ihn aus und gab ihn dem Vizier. Dieser rieb sogleich daran, und als Abu Saadat erschien, sagte er ihm: „Trage diesen Mann in eine öde Wüste, wo er weder Trank, noch Nahrung findet, und keinem Menschen begegnet." Abu Saadat nahm ihn auf den Rücken, erhob sich mit ihm, trug ihn in das unbewohnte Viertel der Welt und sagte zu ihm: „Du verdienst noch Schlimmeres, weil du einen solchen Talisman so leichtsinnig hergabst." — „Siehst du," sagte der Vizier zum König, „daß ich doch Recht hatte, als ich Maruf für einen Gauner hielt." — „Du hast Recht, Vizier," antwortete der König, „Gott erhalte dich! zeige mir auch einmal den Ring." — „Blödsinniger Mensch," versetzte der Vizier, „jetzt bin ich Herr, glaubst du wohl, ich werde dir den Ring geben, um wieder dein Diener zu werden?" Er rieb hierauf wieder an dem Ring und befahl dem Diener des Rings, den König zu seinem Schwiegersohne zu tragen.

Der Vizier versammelte dann die Häupter seiner Truppen, erzählte ihnen Alles, was zwischen ihm, dem König und Maruf vorgefallen, und sagte ihnen: „Wollt ihr mich nun als König anerkennen, gut, wo nicht, so befehle ich dem Diener des Rings, euch Alle in öde Wüsten zu bringen, wo ihr vor Hunger und Durst sterben müßt." —

„Thu uns nichts zu Leid," riefen Alle; „wir wollen dir gerne huldigen und allen deinen Befehlen gehorchen." Er ſchickte dann zur Prinzeſſin und ließ ihr ſagen, ſie möchte ſich auf dieſen Abend zu ſeinem Beſuche vorbereiten. Sie ließ ihn bitten, doch wenigſtens die geſetzlich beſtimmte Friſt für eine Frau, die ihren Mann verloren, ablaufen zu laſſen. Er antwortete aber, er wiſſe nichts von geſetzlicher Friſt, noch von Ehe-Contrakt, ſie müſſe ihn dieſen Abend empfangen. Die liſtige Prinzeſſin zog des Abends ihre ſchönſten Kleider an, empfing den Vizier mit heiterm Geſichte und war ſo freundlich und zuvorkommend gegen ihn, daß er, vor Liebe und Leidenſchaft ganz außer ſich, ſie umarmen wollte. Da ſagte ſie: „Sieheſt du nicht den Mann, der uns beobachtet? ich beſchwöre dich bei Gott, entferne ihn!" — „Wo iſt ein Mann, der uns zuſieht?" fragte der Vizier erſtaunt. — „Er ſtreckt ſeinen Kopf aus dem Steine des Siegelrings hervor," antwortete die Prinzeſſin, „lege ihn doch ab, denn ich fürchte mich vor Genien." Der Vizier, welcher glaubte, ſie ſehe wirklich den Diener des Rings, legte ihn auf das Kiſſen und näherte ſich ihr wieder. Sie ſtieß ihn aber zurück, daß er ohnmächtig hinfiel, rief

ihre Diener herbei und ließ ihn feſtnehmen; unterdeſſen rieb ſie an dem Ring und befahl Abu Saadat, den Vizier in das ſchwärzeſte Gefängniß zu ſperren und ihren Vater und Gatten zu ihr zu bringen. Sie ſetzte Erſtern wieder zum König ein und ließ Letztern

zum Großvizier ernennen, den Ring gab ſie aber nicht mehr aus der Hand. Am folgenden Tage ward dieſe neue Wendung der Dinge den Häuptern der Truppen und Staatsräthen mitgetheilt, die ſich außerordentlich freuten, von einem gottloſen Manne, wie der Vizier war, befreit zu ſeyn und ihn zum Tode verurtheilt zu wiſſen.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:

Achthundert

und

vierunddreißigſte Nacht.

Nach fünf Jahren ſtarb der König, da folgte ihm Maruf auf dem Throne; den Ring aber gab ihm ſeine Gattin erſt nach andern fünf Jahren, als ſie auf dem Sterbebette lag, und empfahl ihm denſelben ſo angelegentlichſt, wie ihren Sohn, der damals fünf Jahre alt war. Eines Nachts, als Maruf, nach dem Tode ſeiner Gattin, ſich allein niederlegte, fühlte er, ſchon halb ſchlafend, Jemanden neben ſich liegen; er ſchlug erſchrocken die Augen auf und rief Gottes Schutz gegen die Teufel an, und ſiehe da, ſeine Frau Fatma lag neben ihm noch viel häßlicher, als ſie früher war. „Wie biſt du hierhergekommen?“ fragte Maruf erſtaunt. — „Wiſſe,“ hob ſie an, „daß ich bald nach deinem Verſchwinden es ſehr bereute, dir ſo viel Verdruß gemacht zu haben, auch ſah ich ein, was ich an dir beſeſſen hatte, denn ſeit deiner Abreiſe mußte ich jedes Stückchen Brod betteln. Geſtern ging ich auch lange auf den Straßen bettelnd umher und Niemand gab mir Etwas, Manche beſchimpften mich ſogar, ſo daß ich hungrig nach Hauſe ging

und weinte. Da erschien mir ein Geist und fragte mich: ‚Warum weinst du so?‘ Ich antwortete: ‚Weil ich nicht weiß, wo mein Gatte hingekommen ist, der, so lange er bei mir war, mich mit allem Nöthigen versorgte.‘ — ‚Dein Gatte,‘ sagte der Geist, ‚ist jetzt Sultan der Stadt Ichtian; wenn du willst, so trage ich dich zu ihm.‘ Ich bat ihn, es zu thun, und er nahm mich auf seinen Rücken, flog mit mir eine Weile in der Luft zwischen Erde und Himmel, dann setzte er mich in diesem Schlosse ab, bezeichnete mir dein Schlafzimmer und sagte: ‚Hier liegt dein Gatte.‘ So ging ich denn herein, in der Hoffnung, du werdest mich nicht verstoßen.“ Sie bat dann so lange um Erlaubniß, bei ihm zu bleiben, bis er ihren Wunsch erfüllte, jedoch drohte er ihr mit dem Tode bei der ersten Bosheit, die sie wieder gegen ihn ausüben würde. „Hier,“ sagte er, „fürchte ich deine Klagen nicht, denn ich besitze einen Ring, mittelst welchem ich nur Gott zu fürchten habe; sobald ich daran reibe, erscheint mir ein Geist, der alle meine Befehle vollzieht. Ich lasse dir die Wahl, ob du nach Hause zurückkehren willst, da sollst du so viel Geld haben, daß du bis zum Tode im Ueberflusse leben kannst, oder ob du bei mir zu bleiben wünschest, da räume ich dir eine herrlich möblirte Wohnung im Schlosse ein, schenke dir zwanzig Sklavinnen zu deiner Bedienung und verschaffe dir die schönsten Kleider und die schmackhaftesten Speisen und Getränke.“ Fatma wünschte bei ihm bleiben zu dürfen, und lebte einige Zeit wie eine Königin.

Bald hatte sie aber großes Mißfallen an Marufs Sohn und noch größern Aerger über Maruf selbst, der bei aller Fürsorge jedoch nicht mehr als Gatte mit ihr lebte, denn sie war alt und hatte ihn zu tief gekränkt. Sie ließ sich daher vom Teufel die Idee eingeben, sich des Ringes zu bemächtigen, ihn zu tödten und selbst den Thron zu besteigen. So schlich sie eines Nachts aus ihrem Gemache in das Marufs im Augenblicke, wo er herausging und sie wohl wußte, daß sein Ring auf dem Kissen lag. Aber Marufs Sohn hatte sie gesehen, und es war ihm aufgefallen, daß seine Stiefmutter zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde in seines Vaters Schlafzimmer gehe; er folgte ihr daher leise mit einem Schwerte umgürtet, das er schon als Kind trug, und als er sah, daß sie den Ring nahm, sich damit freute und schon daran reiben wollte, zog er sein Schwert und schlug ihr den Hals ab. Maruf umarmte seinen Sohn und verspottete ihn nicht mehr wegen seines Schwertes. Am folgenden Tage ließ er Fatma beerdigen und bald darauf heirathete er die Tochter des Bauers, der ihn auf seiner Flucht bewirthet hatte, und ernannte seinen Schwiegervater zu seinem Großvizier. So lebte er noch viele glückliche Jahre, bis der allen Freuden ein Ende machende Tod ihn heimsuchte. Gepriesen sey der Ewigdauernde!

Die Abenteuer Ali's und Zahers aus Damask.

Ali, der Sohn Zahers, erzählte einſt dem Chalifen Abdul Malik, dem Sohne Merwans:

Wiſſe, o Fürſt der Gläubigen (Gott erhalte dich in deiner Frömmigkeit!), mein Vater Zaher aus Damaskus war ein ſehr reicher Mann und ſtand in ſo großem Anſehen, daß die höchſten Staatsbeamten ihm häufig nachſtehen mußten; er lebte lange kinderlos und hatte manche ſchlafloſe Nacht, wenn er dachte, daß alle ſeine geſammelten Schätze nach ſeinem Tode an Fremde übergehen würden. „Eines Nachts" — ſo erzählte mir mein Vater ſelbſt — „ſah ich im Traume eine weibliche Geſtalt, ſchöner als der Mond, vor mir herwandeln, die mir mit einem Korallenmunde freundlich zulächelte und dabei eine Perlenſchnur enthüllte, deren Glanz ſich bis zu den Wolken erhob; auch ihre

Stirne leuchtete wie der Halbmond, aber ihre Haare hingen wie die ſchwarze Nacht über ihren Nacken herunter; ihre Wangen, welche Anemonen glichen, belebten ein Paar Gazellenaugen, welche von Augenbrauen wie von einem Bogen umwölbt waren. Ganz entzückt rief ich aus: ‚Geprieſen ſey der edle Schöpfer! Biſt du, meine Herrin, ein Menſch oder ein Genius? denn ich habe in meinem Leben kein ſo ſchönes Weib geſehen.‘ Sie antwortete: ‚Wo denkſt du hin! Seit wann ſehen Genien mir gleich? Ich ſtamme von den beſten Menſchen her; mein Name iſt Farha; ich bin die Tochter des Königs Mutaa, Gebieters der Korallenſtadt, welche auf einer Inſel des ſchwarzen Meeres zunächſt am grünen Meere liegt. Meine Vaterſtadt wird wegen ihrer vielen Perlen, Korallen, Saphire und anderer Edelſteine von vielen Kaufleuten beſucht, die ihr allerlei Lebensmittel dagegen bringen. Da ich aber Keinen von Allen ſchön genug fand, um ihn zu meinem Gatten zu wählen, machte ich mit der Einwilligung meines Vaters eine Reiſe, um einen Mann zu ſuchen, der würdig iſt, mein Gebieter zu werden. Du biſt aber der Einzige, deſſen Frau ich ſeyn möchte!‘

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit den eigenen Worten Zahers:

Achthundert und fünfunddreißigſte Nacht.

„Ich fragte ſie hierauf: ‚Und wo kann ich dich finden, um dich zu heirathen?‘ Sie antwortete: ‚In der Reſidenz meines Vaters, des Königs Mutaa, auf der Korallen-inſel.‘ Mit dieſen Worten verſchwand ſie, und ich erwachte und konnte die ganze Nacht nicht mehr einſchlafen. Sobald Gott den Morgen hereinbrechen ließ, befahl ich meinen Dienern, Geld und Waaren zuſammen zu packen und alles Nöthige zu einer Reiſe nach Bagdad herbeizuſchaffen. Mein Traum beſchäftigte mich ſo ſehr, daß Alles in größter Eile geſchehen mußte, und um nicht aufgehalten zu werden, ließ ich einen Theil meines Vermögens zurück und ſetzte einen Verwalter darüber. In Bagdad vertauſchte ich meine Waaren gegen andere, die in Indien am gangbarſten ſind, und nach zehn Tagen beſtieg ich ein Schiff, das nach Indien ſegelte. Der Wind war anfangs ſo günſtig, daß, als es den Hafen verließ, es einem Pfeile glich, der aus dem Bogen fliegt. Drei Monate lang war unſere Fahrt glücklich; aber am erſten Tage des vierten Monats ward auf einmal der ganze Himmel ſchwarz, die Wellen ſpielten hin und her, das Meer ſchäumte, der Wind blies bald von der einen, bald von der andern Seite. Die Schiffleute fingen an, laut zu weinen und den erhabenen Gott anzurufen; aber plötzlich kamen vier Wellen von vier verſchiedenen Seiten her und zerſchlugen das Schiff in

tausend Trümmer, so daß alle Schiffleute in den Abgrund des Meeres versanken. Mir gelang es indessen, mich an ein Brett festzuklammern, das die Wellen drei Tage lang umhertrieben; am vierten Tage aber legte sich der Wind und die See ward ruhiger. Da flehte ich Gott um Rettung an, und siehe da! ein schönes Schiff mit großen Segeln steuerte auf mich zu, und als es dicht vor mir war, rief ein Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen den Schiffleuten zu: ‚Nun haben wir unsern Zweck erreicht; werft diesem Unglücklichen eine Strickleiter zu!' Ich ergriff die Leiter, die mir die Matrosen zuwarfen, und bestieg das Schiff, fiel aber vor allzugroßer Freude über meine unerwartete Rettung in Ohnmacht und blieb bewußtlos liegen bis nach Sonnenuntergang. Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich vor mir einen goldenen Leuchter mit zwei Wachskerzen

von Mannesgröße, mit Ambra und Aloeholz besteckt, welche, so oft die Flamme sie berührte, die edelsten Wohlgerüche verbreiteten; daneben saß auf einem griechischen

Teppich ein Jüngling in golddurchwirkte Seide gekleidet, von einem goldenen, mit vielen Edelsteinen besetzten Gürtel umwunden und mit einem grünen smaragdnen Scepter in der Hand. Verblendet von so vielem Glanze schlug ich verlegen wieder die Augen nieder; aber der Jüngling, der dies bemerkte, sagte mir: ‚O Zaher, was setzt dich so sehr in Verlegenheit? Wisse, daß wir dich schon zehn Tage auf allen Bergen und Meeren suchen; außer uns segeln noch neun Schiffe deinetwillen umher, alle abgesandt vom mächtigen König Mutaa, Beherrscher der Koralleninsel. Gottlob! daß wir dich gefunden haben, denn der König hat dem, der dich ihm bringt, zehntausend Dinare versprochen.‘ Höchst erstaunt über diese Worte, sagte ich: ‚Ich beschwöre dich bei Gott, sage mir, woher wußtest du, daß ich hierherkommen würde, und wie kennst du meinen Namen?‘ Er antwortete mir: ‚Wisse, ich bin ein Adjutant des Königs Mutaa und ward von ihm nach Syrien gesandt, um dich zu holen. Da hörte ich, du seyest nach Bagdad gereist; ich reiste dir nach, vernahm aber, daß du dich nach Indien eingeschifft; später hörte ich, das Schiff, auf dem du dich befandest, sey verunglückt, da berichtete ich es dem König Mutaa, welcher sogleich zehn Schiffe auslaufen ließ, um dich aufzusuchen; auch befahl er den Offizieren, die er mit diesen Schiffen absandte, dich mit besonderer Auszeichnung zu behandeln.‘ Hier hielt er inne und überreichte mir den seidenen Ueberrock und den goldenen Gürtel, die er am Leibe hatte, ließ mir ein Tischchen mit verschiedenen Braten, Backwerk und Süßigkeiten vorstellen und lud mich ein, nach Lust davon zu essen.

„Als ich gegessen hatte, sah ich in der Ferne auf dem Meere ein großes Licht, und als ich den Adjutanten darauf aufmerksam machte, sagte er mir: ‚Es ist gewiß das Schiff des Königs Mutaa, der gemerkt hat, daß wir dich gefunden haben, und dir nun selbst entgegenzieht; darum laß uns schnell auf ihn zusteuern, um ihn nicht länger in Zweifel zu lassen.‘ In wenigen Augenblicken waren wir in der Nähe des großen, hell beleuchteten Schiffes, auf welchem in der That der König Mutaa saß, der uns freundlich zulächelte und zurief, wir möchten seinem Schiffe an's Ufer folgen. Hier angelangt, verbeugte ich mich vor ihm und dankte ihm für meine Rettung. Er bewillkommte mich herzlich, ließ mir ein herrliches Pferd vorführen, und ich ritt an seiner Seite durch die Stadt, deren Bewohner uns freundlich zujubelten, nach dem königlichen Schlosse. Am Vorhofe des Schlosses, als die verschiedenen Adjutanten und das übrige Gefolge des Königs abstiegen, wollte auch ich deßgleichen thun; aber Mutaa gab es nicht zu, sondern ließ mich bis in das Innere des Palastes reiten. Hier sah ich eine Pracht und Herrlichkeit, die in meiner Heimath nirgends zu sehen ist. Der König

führte mich in einen großen Saal, wo eine Schaar Diener ſeiner harrten, ſetzte ſich auf einen Thron und hieß mich an ſeiner Seite Platz nehmen. Sogleich wurde ein Tiſch mit allerlei Speiſen beladen uns vorgeſetzt; der König ſagte: ‚Im Namen Gottes!‘ und reichte mir ſelbſt die beſten Biſſen, wofür ich ihm jedesmal die Hand küßte.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Geſchichte Zahers mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

Achthundert

und

ſechsunddreißigſte Nacht.

„Als wir gegeſſen hatten, wurden ſilberne und goldene Kannen und Waſchbecken herumgereicht. Endlich ſagte mir der König: ‚Weißt du wohl, Zaher, warum ich dich hierher gebracht und dich mit ſo vieler Liebe aufnehme? Ich habe eine Tochter, die Sonne iſt noch bis heute über keine Schönere und Liebenswürdigere aufgegangen; auch hat ſie es durch den Unterricht, den ihr eine alte Amme ertheilt, in der Zauberkunſt ſo weit gebracht, daß, wenn ſie es wollte, ſie in einer Nacht die ganze Welt von Oſten bis Weſten durchfliegen könnte. Sehr oft kamen Geſandte aus fernen Ländern, welche im Namen von Königen und Prinzen um ſie warben; da ſagte ſie mir immer: Ich will zuerſt mit eigenen Augen meinen zukünftigen Gatten ſehen. Hierauf verließ ſie mich, kehrte am folgenden Morgen wieder und ſagte: Der gefällt mir nicht; du kannſt den Geſandten mit irgend einer Entſchuldigung entlaſſen. Ich erwiderte ihr ſtets: Thue, was du willſt, meine Tochter, ich werde dir keinen Zwang anthun und dich mit keinem Manne verheirathen, der dir nicht gefällt.

‚Eines Tages, als ſie auch in Damask war, um einen dortigen Prinzen zu ſehen, der um ſie werben ließ, und auch ihn nicht nach ihrem Geſchmacke fand, erging ſie ſich auf den Bazaren und in den Straßen der Stadt, und da ſie nirgends einen Mann fand, der ihr gefiel, ſchlich ſie ſich durch Zauberkünſte mitten in der Nacht von Haus zu Haus, bis ſie endlich zu dir kam; du allein haſt ihr Herz beſiegt und ihr ſo ſehr gefallen, daß ſie dich zu heirathen wünſcht. Sie wußte auch bald die Stunde auszurechnen, in welcher du hier anlangen würdeſt. Gelobt ſey Gott, der dich wohl erhalten und zur vorausgeſagten Zeit hierher geführt!‘ Ich erwiderte: ‚O erhabener König, bin ich doch

weniger als Einer deiner Diener, wie ſollte ich mich dem Wunſche deiner Tochter widerſetzen, wenn dir deſſen Erfüllung genehm iſt!'

„Der König begab ſich hierauf in ein Kabinet, und nach einer Weile trat er wieder lächelnd heraus, ließ den Khadi und Zeugen rufen, man ſchrieb den Ehe-Contrakt, ſtreute Gold und Silber aus, beräucherte den Verlobungsſaal und beſchenkte die Dienerſchaft. Als Alles dies geſchehen war, wurden auch der Khadi und die Zeugen bezahlt. Dann ſagte mir der König: ‚Stehe auf, Zaher, und folge mir!' Ich ſtand auf, und alle anweſenden Viziere, Staatsräthe und andern hohen Beamten erhoben und entfernten ſich. Der König führte mich dann durch ſieben Gänge und ſieben Gemächer, in deren jedem etwa tauſend ganz junge, in Seide gekleidete Mameluken ſtanden; endlich kamen wir in den innerſten Saal, in deſſen Mitte ein Springbrunnen ſprudelte und an deſſen oberer Seite ein mit Perlen und Edelſteinen verzierter elfenbeinerner Thron ſtand, der mit von Gold durchwirktem Atlas bedeckt war. Als wir dem Throne nahe waren, öffneten ſich zwei Thüren, eine zur Rechten und eine zur Linken des Saales, und es traten aus beiden Thüren Sklavinnen hervor, welche goldene, mit Juwelen beſetzte Räucherpfannen trugen, die den Saal mit Moſchus- und Ambraduft erfüllten, ſo daß ich glaubte, die Pforten des Paradieſes ſeyen geöffnet. Als ich eine Weile neben dem König ſaß, erſchienen aus einem Seitenzimmer hundert Sklavinnen wie der Mond, mit einer Jungfrau in ihrer Mitte, welche wie die Sonne ſtrahlte, ſo ſchön, daß weder die

Zunge eines Menſchen, noch die eines Genius ſie zu beſchreiben vermag, und ſo reich geſchmückt, als eine Sultanin. Sobald ſie mir näher trat, erkannte ich ſie als das Mädchen, das mir im Traume erſchienen war; ich verlor faſt den Verſtand vor Freude, vergaß alle Gefahr, der ich mich um ihretwillen ausgeſetzt hatte, und pries Gott, den Schöpfer eines ſo vollkommenen Weſens."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie mit Zahers Worten weiter:

und

ſiebenunddreißigſte Nacht.

„Als der König mein Entzücken bei ihrem Anblicke ſah, ſagte er: ‚Hier iſt meine Tochter, nimm ſie hin, Gott ſegne euch!‘ Der König entfernte ſich hierauf; auch die Sklavinnen zogen ſich mit Farha zurück, erſchienen aber bald wieder mit ihr in einem andern, noch ſchönern Aufzuge, und ſo gingen und kehrten ſie zweiundſiebenzigmal mit meiner jedesmal anders gekleideten Braut wieder, bis ihre Stirne mit Schweiß bedeckt war, ihre Wangen wie Feuer glühten und mein Verlangen den höchſten Grad erreichte; da zog ich ſie zu mir her, führte ſie in ein Seitenzimmer, küßte und umarmte ſie und ſagte ihr: ‚O Freude meines Auges, wie wenig bedaure ich es, um deinetwillen Familie und Vaterland verlaſſen und mich der Todesgefahr ausgeſetzt zu haben.‘ Sie erwiderte: ‚Auch ich hatte manche ſchlafloſe Nacht, manche Mühe und Sorge, bis ich zu deinem Beſitze gelangte; ich mußte mir Menſchen- und Genienkönige unterwerfen, um jede Stunde bis zu deiner Ankunft hierher Nachricht von dir zu erhalten. Nun, gelobt ſey Gott, der mir in Allem beigeſtanden! Laß uns jetzt alles Ueberſtandene vergeſſen und uns ganz der Wonne und dem Genuſſe hingeben; doch da Niemand gegen die Tücke des Schickſals ſicher iſt, gib mir wenigſtens als Erinnerung an dieſe Nacht den Ring, den du an deinem Finger haſt.‘

„Ich zog den Ring, den ich von meinem Vater geerbt, von meiner Hand und überreichte ihn ihr, und sie gab mir ein kostbares Armband dagegen. Ich schlief dann bald in ihren Armen ein, denn ich hatte schon lange nicht mehr geschlafen, und erwachte erst als die Sonne schon längst brannte; aber wie groß war mein Schrecken, als ich die Augen öffnete und mich in einer öden Wüste befand, in der kein Mensch sich regte, kein Vogel einen Laut von sich gab, kein grünes Blättchen das Aug' erfreute, wo sich nur das Geheul von Wehrwölfen und das dumpfe Murmeln von bösen Genien vernehmen ließ. Ich stand verzweifelt auf, sah mich nach allen Seiten um, entdeckte aber nichts, als Himmel und Sand; da sagte ich den Spruch, dessen sich Niemand zu schämen hat: ‚Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen.' Dann hob ich die Augen weinend gen Himmel und rief: ‚O Herr, der du das Geheime wie das Offenbare kennst, erbarme dich meiner aus Liebe zu Mohammed, blicke auf mich herab mit deinem Auge, das nie schläft, ich weiß ja nicht, wohin ich mich wenden soll, um gegen die brennende Sonne mich zu schützen.'

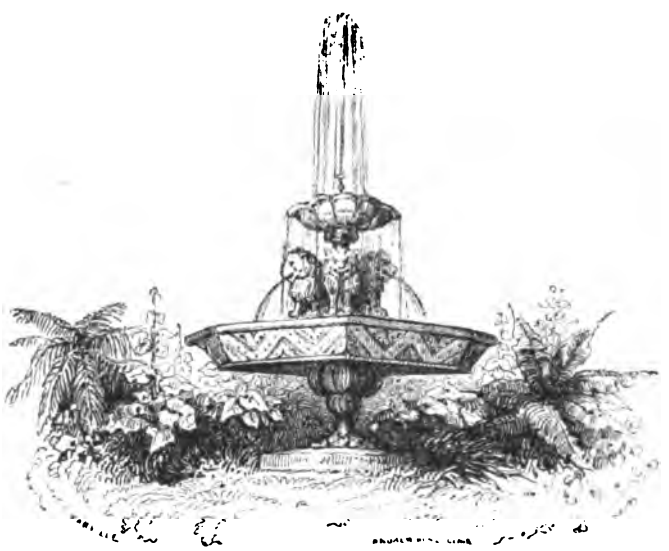
„Kaum hatte ich diese Worte vollendet, als ich in Ohnmacht fiel und ich blieb regungslos liegen, bis die Sonne sich von mir wandte und eine frische Luft mich anwehte. Da stand ich auf und tappte in der Dunkelheit umher, ohne zu wissen, nach welcher Seite hin; bald fiel ich aber von Hunger, Durst, Müdigkeit und Schmerz erschöpft zu Boden und schlief wieder ein. Da hörte ich im Traume eine Stimme, welche mir zurief: ‚Sey ohne Furcht, Zaher! deine Hülfe ist nahe.' Ich erwachte gestärkt und durch meinen Traum neu ermuthigt, und ging wieder bis zu Tagesanbruch auf's Gerathewohl vorwärts; da erblickte ich in der Ferne etwas wie ein Feuer, und als ich mich demselben mehr näherte, sah ich, daß es eine Laterne war, welche auf dem Thurm eines alten, festen, aber sehr hohen Klosters brannte. Das Kloster selbst war auch von tausend Kerzen und Lampen beleuchtet und schien sehr stark bewohnt zu seyn. Ich war nur noch ein paar Schritte davon entfernt, da öffnete ein steinalter, schwarzgekleideter Mönch ein Fenster, steckte den Kopf heraus und rief: ‚O Herr, Schöpfer der sieben Erden und der sieben Himmel, der gesalzenen Meere und der süßen Flüsse, der Dunkelheit und des Lichts, der du die Todten belebst und die Lebendigen tödtest, Beherrscher dieser und jener Welt, o Gott, dessen heilige Namen gepriesen seyen, Dank sey dir für deine Huld und Erlösung bei deinen Versuchungen; es gibt keinen Gott, außer dir, du allein kennst das Verborgenste, bei dir allein, der du Jakob seinen Sohn Joseph zurückgegeben, ist ein sicherer Zufluchtsort zu finden, du allein bist der wahrhaft Vergebende, darum, o Herr, verzeihe allen Denen, die dir ungehorsam waren, und sende allen Unglücklichen deine himmlische Hülfe!'

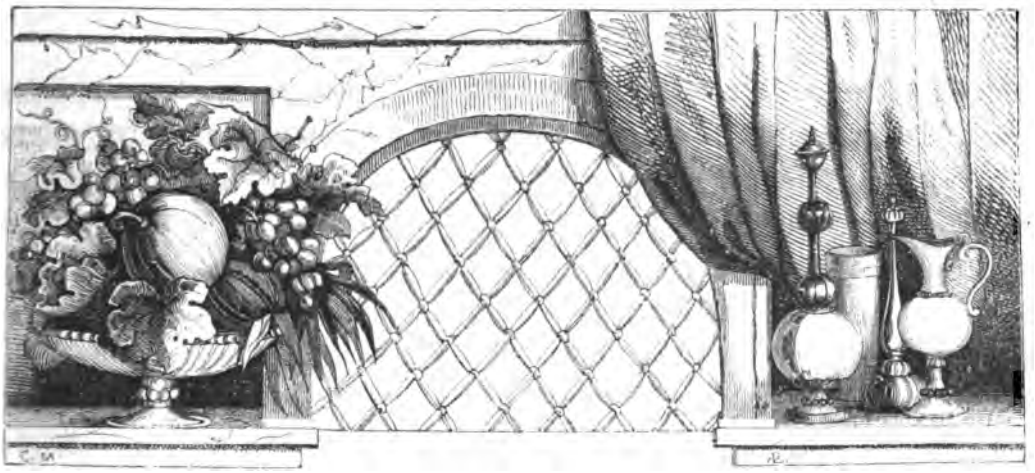
Ich warf mich, von diesem Gebete ergriffen, vor die Thüre des Klosters und schlief vor allzugroßer Mattigkeit bald wieder ein. Als ich erwachte schien mir die Sonne schon heiß in's Gesicht und ich fand mich von einer Schaar Mönche umgeben, die in

ihren schwarzen Kutten wie Raben aussahen; sie sprachen unter sich eine mir fremde Sprache, und als ich aufstand und sie grüßte, verstanden sie mich nicht, denn Niemand erwiderte meinen Gruß; nur ein alter Mönch, der am Fenster betete, drängte sich zu mir, grüßte mich in meiner Sprache und sagte: ‚Mein Freund, bei dem Messias! wir leben nun in dieser Wüste seit unserm Alter von sieben Jahren und nun zählen wir alle siebenzig bis achtzig Jahre, und bis zu dieser Stunde haben wir weder einen Menschen, noch einen Djinn erblickt, denn wir befinden uns hier auf einer viereckigen Insel, welche von allen Seiten vom Meere umgeben ist und die so hohe Ufer hat, daß kein Schiff hier landen kann; sie erscheint dem auf dem Meere Schiffenden wie eine weiße Wolke, und der Berg, der sie umgibt, wird der Diamantberg genannt, ist aber so steil und unzugänglich, wie eine umgestürzte Schüssel; sage mir daher, wie es dir möglich war, hierher zu gelangen?‘ Als ich diese Worte des Mönchs vernahm, sagte ich: ‚Bei deinem Glauben, bei dem verehrten Evangelium, bei der mächtigen, heiligen Maria, sage mir, wie weit ist Damask von hier?‘ Der Mönch staunte mich eine Weile

an, dann ſagte er: ‚Was ſprichſt du von Damask? du befindeſt dich auf einer Inſel des ſchwarzen Meeres, das alle übrigen Meere ſammt dem Berge Kaf umgibt, darauf hat man, nach den Berichten der Reiſenden, welche an die Ufer dieſer Inſel kommen, zehn Jahre zu ſegeln, bis man das blaue Meer erreicht, auch dieſes durchſchifft man nicht in weniger als zehn Jahren, es führt in das grüne Meer und letzteres nach einer abermaligen zehnjährigen Fahrt in's griechiſche Meer, welches nach bewohnten Ländern und Inſeln ſich erſtreckt.‘

Scheherſad bemerkte den Tag und ſetzte erſt in der nächſten Nacht dieſe Erzählung mit den eigenen Worten Zahers wieder fort:





Achthundert und achtunddreißigſte Nacht.

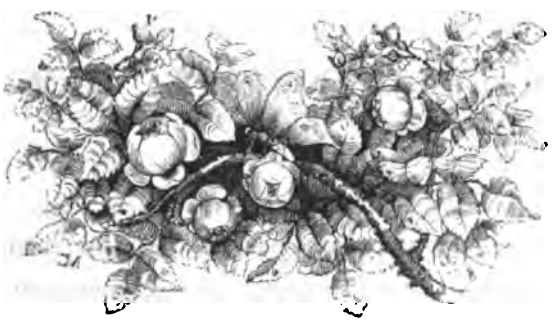
„Ich fragte den Mönch: ‚Und woher habt ihr denn in dieſer unfruchtbaren, trocknen Wüſte Nahrung und Trank?‘ Er antwortete: ‚Komm mit mir in's Kloſter, da ſollſt du Alles ſehen.‘ Als ich in den Hof kam, ſah ich eine Waſſerquelle, ſüßer als Honig und friſcher als Schnee; ſie war von allerlei Obſtbäumen umgeben, auf denen die ſchönſten Vögel umherhüpften. Da ich ſchon lange nicht gegeſſen und getrunken hatte, bat ich den Mönch, mir einiges Waſſer und einige Früchte zu reichen. Er führte mich auf die Terraſſe des Kloſters und hieß mich einen Augenblick warten; ich ſah mich um und war erſtaunt, als ich beim hellen Tage in der Entfernung von ungefähr einer Tagreiſe in eine ſchwarze Nacht hineinblickte, und bat den Mönch, mir dieſe Erſcheinung zu erklären. Er ſagte mir: ‚Das, was du für die Nacht hältſt, iſt das ſchwarze Meer, das, wie ich dir ſchon geſagt habe, dieſe Inſel umgibt, doch komme jetzt und ſtille deinen Durſt und deinen Hunger.‘ Er führte mich hierauf in einen herrlichen Saal, wo ein goldener mit Perlen uud Edelſteinen beſetzter Tiſch aufgetragen wurde, ſchöner als der des Herrn von Damaskus. Auf dem Tiſche ſtanden vier goldene Platten mit allerlei Fleiſchſpeiſen, friſchen Fiſchen, Backwerk und ganz wohlſchmeckendem Gerſtenbrode. Alles war ſo vortrefflich und ich dabei ſo hungrig, daß ich in meinem Leben nicht ſo viele Luſt am Eſſen hatte, wie damals. Als der Mönch bemerkte, daß ich ſatt war, brachte er mir allerlei Früchte, verſchieden an Ausſehen, Geſchmack und Geruch von den unſrigen. Da ſagte ich ihm: ‚Da doch der Zugang zu dieſer Inſel, nach deinen eigenen Worten, ſo ſchwer iſt, woher habt ihr denn ſo friſche Fiſche, ſo

vielerlei Früchte und Fleiſch und Gerſtenbrod?‘ Er antwortete: ‚Erzähle mir zuerſt, wie du hierher gelangt, dann will ich auch deine Frage beantworten.‘ Ich erzählte ihm nun Alles, was mir, von meinem Traume in der Heimath bis zum Augenblicke, wo ich vor der Thüre ſeines Kloſters erwachte, widerfahren. Als ich vollendet hatte, ſtieß er ein lautes Gelächter aus, und ſagte: ‚Wiſſe, mein Freund! daß, wäreſt du nicht zu etwas Großem beſtimmt, ſo hätteſt du nie die Strecke von Damaskus hierher zurücklegen können, denn die Inſel, auf welcher der König Mutaa herrſcht, liegt zwiſchen dem grünen und dem griechiſchen Meere, alſo ſehr weit von deiner Heimath und von hier; was aber deine Frage in Bezug auf unſere Früchte und andere Speiſen angeht, ſo ſollſt du Alles erfahren, folge mir nur.‘ Er führte mich hierauf wieder in den Hof des Kloſters und von hier in einen unterirdiſchen dunklen Gang, aber

bald kamen wir wieder in's Freie und befanden uns auf einem Boden, der wie Silber glänzte, vor einem kleinen See, deſſen Waſſer ſüßer als Honig und kälter

als Schnee war; um den See herum blühten die herrlichſten Blumen und die ſchönſten Fruchtbäume, auf denen die Vögel in den verſchiedenſten Sprachen Gottes Allmacht prieſen; ich war wie berauſcht vom ſüßen Dufte dieſer Blumen, und vor Entzücken über alle dieſe Herrlichkeit ganz außer mir.

In der nächſten Nacht begann Scheherſad wieder mit Zahers eigenen Worten:



Achthundert

und

neununddreißigſte Nacht.

„Der Mönch fragte mich alsdann: ‚Habt ihr wohl in eurer Heimath auch ſolche Luſtgärten?‘ Ich antwortete: ‚Nein, bei Gott! eine ſo wundervolle Anlage gibt es in der ganzen Welt nicht mehr.‘ Er ſagte mir dann: ‚Nun blicke auch einmal zurück.‘ Ich drehte mich um und ſah etwas, das einer Wolke am Himmel glich, und fragte, was das wäre. ‚Das iſt,‘ erwiderte der Mönch, ‚der Berg, auf welchem unſer Kloſter liegt; es liegt ſo fern, daß es von hier nur einer Wolke gleicht, in der Nacht hingegen hält man es für einen Stern, wegen der vielen Lampen, die darin brennen.‘ — ‚Nun weiß ich, woher ihr Getreide und Früchte nehmet; doch wie kommt ihr zu Perlen und Edelſteinen und friſchen Fiſchen?‘ — ‚Wiſſe, mein Freund! das hier angrenzende Meer ſteigt zuweilen bis hierher, wenn dann das Waſſer ſich zurückzieht, bleiben gewöhnlich Fiſche zurück und auch viele Perlen und Edelſteine, an denen dieſes Meer ſehr reich iſt.‘ Wir blieben nun am Ufer des Teichs bis Abends ſitzen, da bemerkte ich die Lichter des Kloſters wie kleine Sternchen über mir, und nach der Verſicherung des Mönchs ſieht man ſie bis auf eine Strecke von zehn Tagreiſen. Wir wollten eben wieder den Rückweg in's Kloſter antreten, da hörte ich von jener Seite her ein ſo mächtiges Geſchrei, daß die ganze Inſel bebte; ich

fuhr zusammen und fragte den Mönch, was dieser Lärmen bedeute. ‚Bei dem Messias,‘ erwiderte der Mönch, ‚ich habe manche Nacht hier allein zugebracht und nie das mindeste Geräusch vernommen; ohne Zweifel sind fremde Seethiere auf die Insel gekommen, die nun mit den einheimischen Thieren im Kampfe sind.‘ Wir stellten uns dann auf einen hohen Stein, der vor dem Teiche lag, und sahen uns nach allen Seiten um, da entdeckten wir überall kleine fliegende Lichtchen, die sich gegenseitig verzehrten, auch sahen wir bewaffnete Männer in der Luft, gegen Andere mit Schwert und Lanze kämpfend, dann stießen zwei Armeen zu Pferd auf einander mit einem Kriegsgeschrei, daß die Erde wankte. Das blutigste Gefecht dauerte eine Weile fort, endlich gingen die zwei Heere auseinander, und es stellte sich ein alter, ehrwürdiger Graubart, von schönem Aussehen, jedoch halbblind, zwischen sie und rief mit lauter Stimme: ‚Schonet doch euer Blut, ihr thörichtes Volk, und reibt einander nicht gegenseitig auf wegen eines Fremdlings, der weder König noch Prinz, sondern nur ein unbedeutender Mensch von der gewöhnlichen Klasse ist.‘ Dann trat dem Alten ein Mann in Elephantengestalt entgegen, sein Name war Tud (hoher Felsen), und sagte ihm: ‚O unser Vater, bei dem Siegel unsers Herrn Salomo, der Sohn Davids, unser Herr, der König Mutaa, ist ganz unschuldig an diesem unheilbringenden Kriege; das ganze Uebel kömmt von diesem verruchten Teufel Schulahek her, der ist in unser Land gedrungen, hat unser Heiligthum entweiht, einen fremden Mann, Namens Zaher, entführt und ganz allein auf die Insel gesetzt; wir wollten weiter nichts, als diesen Fremdling nach dem Befehle der Prinzessin Farha zu uns nehmen, ihn beschützen und wieder in die Korallenstadt zum König Mutaa bringen, da widersetzte sich uns der Räuber Schulahek, und so entspann sich der mörderische Kampf, dessen du Augenzeuge warst.‘ Der alte Halbblinde, sein Name war Abu Tawaif, erwiderte hierauf: ‚Wisse, o König Tud, Schulahek ist nicht so sehr zu tadeln, wie du glaubst; die Prinzessin Farha, welche so viele Menschen und Genien durch ihre Schönheit bezaubert, hat unter Andern auch Schulahek und seinen Bruder Schalhuk in das Netz ihrer Liebe gezogen, sie bekriegten sich daher aus Eifersucht, und nach langem Kampfe gelang es Schulahek, seinen Bruder zu tödten. Als er aber nun um Farha anhielt, ward er von ihr zurückgestoßen und sie zog ihm einen fremden Menschen aus Damaskus vor, darum gab er sich Mühe, ihr diesen zu entreißen, und darum flog er mit ihm auf diese entlegene Insel.‘ Darauf sagte Tud: ‚Und warum hat er ihn nicht umgebracht?‘ Der Alte antwortete: ‚Weil er doch die Rache Farha's und ihres Vaters fürchtete, darum zog er vor, ihn hierher zu setzen; aber verdient wohl ein Geschöpf wie Zaher, daß ihr um seinetwillen euch so bekriegt?‘ — ‚Du hast

Recht,' antwortete Tud, ‚indeſſen gebührt dem Fremdling Schutz und Beiſtand; Zaher iſt übrigens ganz unſchuldig, dazu thu' ich weiter nichts, als den Befehl meiner Herrin Farha vollziehen, mir iſt indeſſen ſelbſt lieb, wenn ihr den Frieden zwiſchen uns nach euerm Gutdünken herſtellen wollt, aber ich frage euch Alle, bei dem Siegel Salomo's, der Sohn Davids (Friede ſey mit ihm), iſt Einer unter euch, der ſeinen Gaſt deſſen Feind ausliefern würde?' Sämmtliche Genien antworteten: ‚Nein, das würden wir nicht thun; aber ſollen wir wegen eines hergelaufenen Menſchen uns noch länger bekriegen?' — ‚Es iſt wahr,' ſagte Abu Tawaif, ‚der Menſch hat viel Unheil unter uns geſtiftet, da aber ſein bitterſter Feind ſein Leben nicht anzutaſten wagte, ſo wäre es doppelt Unrecht, wenn wir ihn tödteten; bringt mir ihn einmal her!' Bei dieſen Worten ſprang ein Genius aus der Luft auf mich los und trug mich vor Abu Tawaif.

‚Weißt du,' ſagte er mir, ‚daß ein ganzes Heer Genien um deinetwillen aufgerieben worden iſt? Sage mir einmal, wie du es wagen konnteſt, dir eine Gattin zu wählen, um die ſo viele Könige und Genien vergebens warben?' Als ich ihm hierauf meine ganze Geſchichte von meinem Traume bis zu meinem Spaziergange mit dem Mönch erzählte, ſagte er: ‚Ich beſchwöre euch, Tud und Schulahek, macht euerm Kampfe ein Ende

und entlasset eure Schaaren, ihr kennt ja die List und Macht der Königin Farha, dieser arme Mensch ist ganz unschuldig; ich will ihn durch einen meiner Diener in seine Heimath zurückbringen lassen.' — ‚Das darf nicht seyn,' sagte Schulahek; ‚wenn ihr ihn nicht tödten wollt, so soll er doch auch nicht frei in seine Heimath ziehen, wo meine Geliebte sich bald wieder mit ihm vereinigen könnte; laßt uns ihn in's Meer werfen, steht Gott ihm bei, so wird er sich retten, wo nicht, so mag er untergehen, und wir sagen der Königin Farha, wenn sie uns mit einem Kriege bedroht: bei dem Anblicke des blutigen Kampfes zwischen uns hat er die Flucht ergriffen.' Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und schon wollten einige Genien mich wegschleppen, als auf einmal unzählbare Lichtchen und Flämmchen zum Vorscheine kamen und furchtbare Stimmen hörbar wurden, welche riefen: ‚Thut es nicht, thut es nicht, wir sind Abgeordnete der Königin Farha, welcher euer Vorhaben bekannt ward, und die uns mit dem König Seisam, der sogleich hier eintreffen wird, zur Rettung Zahers hierhergesandt.' Als Abu Tawaif den Namen Seisam, Gebieter des Götzenthales, vernahm, ward er ganz blaß, und sagte zitternd zu Schulahek: ‚Ich habe wohl gedacht, diese verruchte Königin Farha wird Alles aufbieten, um ihren Geliebten nicht zu verlieren. Jetzt hat sie meinen theuren Sohn Seisam für sich gewonnen, der wird euch Alle zernichten, wenn ihr dem fremden Menschen, dessen er sich annimmt, etwas zu Leid thut.' — ‚Beschließe, was dir gut dünkt,' rief Schulahek dem Alten zu, ‚nur lasse Zaher nicht mehr zu Farha zurückkehren, das könnte ich nicht ertragen.' Abu Tawaif gab dem Wunsche Schulaheks nach und beredete seinen Sohn Seisam, zu erlauben, daß Zaher wieder in seine Heimath gebracht werde. Als sie sich aber nach mir umsahen, war ich verschwunden und nirgends mehr zu finden. Da sagte Seisam zu Schulahek: ‚Gewiß hast du ihn von einem deiner untergeordneten Genien wegbringen lassen, um ihn im Verborgenen aus der Welt zu schaffen.' Schulahek schwur aber bei dem Siegel Salomo's, er wisse nicht, wo ich hingekommen, und glaubte, Seisam habe mich der Königin Farha geschickt. Bald hätte sich aus diesem Wortwechsel ein blutiger Kampf entsponnen, wenn nicht Abu Tawaif sie beschworen hätte, so lange zu warten, bis es sich herausstellen würde, was aus mir geworden; ‚ich selbst,' setzte er hinzu, ‚übernehme es dann, den Schuldigen zu bestrafen, und wäre es mein eigener Sohn.'

Mein Vater Zaher, fuhr Ali fort, den nach der göttlichen Bestimmung ein widerspenstiger Geist, Dalhudsch genannt, im Augenblick, als die beiden Genienhäupter mit einander stritten, aus ihrer Mitte entführte, ward auf dessen Schloß, das auf einer Insel mitten im Meere der Dunkelheit liegt, getragen, um dort, weil er Veranlassung

zu einem ſo mörderiſchen Kriege zwiſchen den Genien war, gepeinigt zu werden. Dalbudſch erſann alle möglichen Qualen für ihn, ließ ihn ſogleich in Ketten legen und in einen finſtern Kerker werfen. Des Abends, als er beim Weine ſaß, ließ er ihn holen und zur Beluſtigung ſeiner Trinkgenoſſen durchprügeln, dann ließ er ihn in einer Ecke ſtehen und warf ihm jedes Mal, wenn er von Neuem einſchenkte, das Ueberbleibſel des Bechers in's Geſicht.

In dieſem Augenblicke bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo wieder fortzufahren:

Achthundert

und

vierzigſte Nacht.

Ali erzählte weiter: Mein Vater hatte mehrere Tage hindurch ſo viel zu dulden, daß ſein Wächter, der Geiſt Mifradj, ihn bemitleidete und, ſtatt ihn nach den Vorſchriften Dalhudſchs auf verſchiedene Weiſe zu quälen, ſeine Leiden durch freundliche Worte zu mildern ſuchte. „Gerne,“ ſagte er ihm, „würde ich dich in ein von Menſchen bewohntes Land zurückbringen, aber eine Strecke von zehn Jahren trennt uns von der Welt des Lichts, die wir nicht ohne die größte Gefahr zurücklegen können, und wo wären wir ſicher vor dem gottloſen König Dalhudſch? der würde uns bis an's Ende der Welt verfolgen.“ Während aber Mifradj, auf dieſe Weiſe fortfahrend, meinem Vater verſprach, ſo viel es von ihm abhinge, ſeine Lage erträglich zu machen, trat plötzlich Dalhudſch in's Gefängniß und ſchwur bei der Dunkelheit, nun müſſe Mifradj für Zaher leiden, und ließ ihm ſogleich tauſend Prügel geben. Mifradj ſtellte ſich ohnmächtig, bis Dalhudſch wieder das Gefängniß verlaſſen hatte; dann machte er ſich ſchnell auf, entfeſſelte meinen Vater, nahm ihn auf den Arm und flog mit ihm die ganze Nacht durch über die Wolken hinauf; dann ſagte er ihm: „Weißt du, Zaher, daß wir ſchon eine Strecke von zehn Jahren zurückgelegt haben?“ Voll Erſtaunen rief mein Vater, nicht bedenkend, daß ſein Genius bei dem Namen Gottes zernichtet würde: „Es gibt nur einen einzigen Gott, und Mohammed iſt ſein

Abgeſandter!“ Kaum hatte er dieſen Spruch vollendet, da fiel ein feuriger Pfeil vom Himmel auf Mifradj und verbrannte ihn; mein Vater aber fiel wieder zur Erde hinunter, ohne ſich jedoch zu beſchädigen.

Die ihm unbekannte Gegend, wo er wieder die Erde berührte, war ſehr öde; erſt als er einen halben Tag hindurch auf's Gerathewohl umherirrte, kam er in ein wohlbebautes, frucht- und waſſerreiches Land und ſah am Ufer eines Fluſſes einen Mann, der ſich zum Beten wuſch. Er wuſch ſich auch und betete mit ihm. Nach vollendetem Gebete ſagte er ihm: „Ich beſchwöre dich bei Dem, den wir anbeten, ſage mir doch, in welchem Land ich mich befinde und unter welchen Geſchöpfen.“ — „Wiſſe,“ antwortete er: „dieſe Inſel iſt von rechtgläubigen Genien bewohnt, die der Prophet Hidhr den Koran gelehrt hat; man nennt ſie die Diamanteninſel; ſie iſt vom grünen Meer

umgeben, das ſich bis zum Berge Kaf erſtreckt. Hier iſt der Sammelplatz der Engel, welche täglich auf der Erde umherſtreifen, um die Befehle Gottes zu vollziehen.“ Er fragte ihn dann: „Wie ſieht denn der Berg Kaf aus?“ — „Der Berg Kaf,“ antwortete er, „beſteht aus einer grünen Perle, iſt von den edelſten Geſchöpfen Gottes bewohnt und von den mächtigſten Engeln rings umher bewacht; Niemand kann ihn betreten ohne beſondere Erlaubniß Gottes. Doch komme mit mir zu unſerm König, der kann dir beſſer als ich über Alles Auskunft geben.“

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit folgenden Worten wieder fort:

und

einundvierzigſte Nacht.

Ali erzählte weiter: Der Genius führte meinen Vater hierauf in eine herrliche, ſehr feſte Stadt, deren Thore von Engeln bewacht waren, welche Geiſter unter ſich hatten, die mit ſilbernen und goldenen Pfeilern in der Hand auf und ab gingen. Da mein Vater aber in der Stadt keine Minarets ſah, auf denen bei uns das Gebet ausgerufen wird, fragte er ſeinen Begleiter, wie ſo ſie die Stunde des Gebets wüßten. Er antwortete: „Wenn die Zeit kommt, wo uns von dem Propheten Hidhr das Gebet vorgeſchrieben iſt, ſteigt eine Lichtſäule aus dem Berge, der über der Stadt ſich erhebt, und tauſend Engel rufen laut: „Gott iſt groß! O ihr Geſchöpfe des Herrn, verkündet, daß es nur einen Gott gibt und daß Mohammed ſein Abgeſandter!“ Er erzählte ihm hierauf von vielen andern wunderbaren Erſcheinungen dieſer Inſel und verſprach ihm, wenn der König es erlauben würde, ihn auf dieſer ganzen Inſel herum zu führen.

Unter ſolchen Geſprächen erreichten ſie das Schloß des Königs Amrad, dem nichts von Allem, was mein Vater bisher geſehen, zu vergleichen iſt. Sein Begleiter trat in den Divan, wo Amrad von ſeinen Vizieren, Räthen und Truppenanführern umgeben ſaß, und meldete ihn. Dann holte er ihn ab, ſtellte ihn dem König vor und ſagte

ihm: „Der König wünscht zu wissen, wie so du hierher gekommen, da doch vor dir kein Mensch noch dieses Land je betrat.“

Er erzählte dem König seine ganze Geschichte von seinem ersten Traume von Farha an bis zu seiner Flucht mit Mifradj, den er ohne seinen Willen verbrannte. Er hatte aber seine Erzählung noch nicht ganz vollendet, als man einen furchtbaren Lärmen vernahm und eine unzählbare Menge Lichtchen und Flämmchen in der Luft erblickte. Auch trat ein Adjutant des Königs in den Divan und sagte: „Erhabener Herrscher, vor unserer Stadt liegt eine Armee, deren Stärke nur Gott kennt; ich habe natürlich sogleich deine Truppen rings um die Stadt aufgestellt; doch wollte ich nichts Weiteres unternehmen, ohne zuvor deine Befehle darüber einzuholen.“ — „Da wir noch nicht wissen,“ sagte der König Amrad zu seinen Räthen, „ob sie in feindseliger Absicht hierher kommen, so ist das Beste, wir schicken ihnen einen Gesandten und lassen sie fragen, was sie hierher geführt.“ Er begab sich dann auf die Terrasse des Schlosses, und als er fand, daß sein Adjutant in seinem Berichte von der Unzahl der angerückten Heere nichts übertrieben hatte, rief er seinen Großvizier Dilhat zu sich und sagte ihm: „Gehe zur Stadt hinaus zu den Häuptern der fremden Truppen, frage sie, wer sie sind, welchen Glauben sie haben und in welcher Absicht sie gekommen.“ Dilhat bestieg sein Pferd und ritt von einigen Dienern begleitet zur Stadt hinaus und bat einen fremden Soldaten, ihn zu den Häuptern der Armee zu geleiten und ihm zu sagen, wer sie eigentlich sind. „Die Armee, die du hier vor dir siehst,“ sagte der Soldat, „gehorcht vier Königen, die selbst hier an ihrer Spitze stehen. Der Eine heißt Schulahek, der Andere Tud, der Dritte Seisam und der Vierte Dalhudsch; auch Abu Tawaif, der schlaueste aller Genienhäupter, ist bei ihnen. Wenn du zu den Königen willst, so gehe nur in Abu Tawaifs Zelt, dort unten auf der grünen Wiese, da findest du sie Alle beisammen.“ Dilhat ging nach dem ihm bezeichneten Orte, wo ein äußerst geschmackvolles und reich verziertes Zelt aufgeschlagen war, in das er als Abgesandter des Königs Amrad zugelassen ward.

Folgendes ist die Ursache, warum diese vier Könige nach der Diamanteninsel zum König Amrad zogen. Als Dalhudsch an dem Tage nach meines Vaters Flucht in dessen Gefängniß kam, in der Absicht, ihn dem Gott der Finsterniß zu opfern, und weder ihn, noch seinen Wächter Mifradj fand, dachte er gleich, daß dieser, wegen seiner harten Strafe erbittert, es versucht haben werde, mit Zaber zu entkommen. Er machte sich daher gleich auf und flog nach allen Meeren und Inseln, um sie aufzusuchen, bis er auch auf die Diamanteninsel kam. Dort hörte er, wie ein Genius zum andern

ſagte: „Heute habe ich ein großes Wunder geſehen: einen Menſchen auf dem Rücken eines Genius; Letzterer ward dann plötzlich zu Aſche, der Menſch aber hat unbeſchädigt

die Erde erreicht und befindet ſich gegenwärtig bei unſerm König.“ Als Dalhudſch dies hörte, freute er ſich mit dem Untergange Mifradſs, und da er wohl wußte, daß Zaher nunmehr in ſichere Obhut gelangt, flog er wieder heimwärts. Da fand er aber vor ſeinem Schloß ein Heer, ſo zahlreich wie die Regentropfen der Sündflut, und dachte: Bei der Nacht und der Dunkelheit, hier muß ſich etwas Außerordentliches ereignet haben, denn ſo viele Truppen habe ich noch nie beiſammen geſehen; auch hat es bisher noch Niemand gewagt, mein Schloß zu belagern. Er wendete ſich daher an einen der Belagerer und ſagte ihm: „Ich bringe ſchon mein ganzes Leben auf dieſer Inſel zu, und noch nie ſah ich einen Genius des Lichts darauf; was führt nun auf einmal ein ſo großes Heer zu uns, und unter welchen Befehlen ſteht es?“ — „Dieſes Heer,“ antwortete der Soldat, „beſteht aus drei Abtheilungen, deren eine dem König Schulahek, die andere dem König Tud und die dritte dem König Seiſam gehorcht; Letzterer iſt der Sohn des Teufels Abu Tawaif, der ſich auch hier befindet, um mit ihnen einen Menſchen, Namens Zaher, aufzuſuchen, den der König Dalhudſch geraubt haben ſoll.“ — „Und woher wiſſen ſie denn,“ fragte Dalhudſch, „daß

Zaher hierhergebracht worden?“ — „Sie haben es,“ erwiderte der Soldat, „von Mifradjs Gattin gehört, welche, um ihren Gatten und Zaher zu befreien, die Hülfe des Königs Seifam anflehte.“ Als Dalhudſch dies hörte, dachte er bei ſich ſelbſt: Da doch Zaher noch lebt, ſo habe ich von dieſen Königen nichts zu befürchten. Er ging daher zu Abu Tawaif und ſagte ihm: „Zaher aus Damaskus, um deſſentwillen du mit drei Königen hierher gezogen biſt, befindet ſich auf der Diamanteninſel bei dem König Amrad; ich hatte ihn geraubt, weil ich euerm Krieg ein Ende machen und den Menſchen, der ſo viel Unheil unter Genien ſtiftet, züchtigen wollte; aber der Wächter, den ich über ihn ſetzte, hat mich verrathen und ihn nach der Diamanteninſel getragen. Wenn euch daher ſo viel an dieſem Menſchen gelegen iſt, ſo will ich euch mit meinen Truppen dahin begleiten.“ Dieſer Vorſchlag ward von Abu Tawaif angenommen, und ſo zog er denn mit den vier Königen weiter, um Zaher aufzuſuchen.

Scheherſad erzählte in der folgenden Nacht mit Ali's Worten weiter:

Achthundert

und

zweiundvierzigſte Nacht.

Als der Abgeſandte Dilhat dieſe Könige in Abu Tawaifs Zelt auf goldenen Stühlen ſitzend fand, grüßte er mit Ehrerbietung und ſagte zu Abu Tawaif: „Ich bin ein Abgeſandter des Königs Amrad, welcher mit Erſtaunen ein ſo zahlreiches fremdes Heer auf ſeinem Gebiete erblickt und gern wiſſen möchte, in welcher Abſicht ihr hierher gekommen. Ich zweifle zwar nicht im mindeſten an euren friedlichen Geſinnungen; ihr werdet wohl die Macht des Königs Amrad kennen und um keinen Preis euch in einen Krieg mit ihm einlaſſen wollen, der euch jedenfalls nur verderblich werden kann; denn ſolltet ihr auch einmal über ſeine Truppen ſiegen, ſo ſteht es ihm doch immer frei, euch zu verweigern, was ihr von ihm begehrt, und ſich auf den Berg Kaf zurückzuziehen, wo ihn Engel beſchützen, deren feurige Pfeile euch abhalten, ihn weiter zu verfolgen.“ — „Allerdings,“ erwiderte Abu Tawaif, „wünſchen wir ſehnlich mit deinem Herrn in gutem Einverſtändniſſe zu bleiben; jedoch können wir es nur unter der Bedingung, daß er uns den Menſchen aus Damaskus ausliefere, der ſich bei ihm aufhält und um deſſentwillen, weil die Königin Farha ihn liebt, ſchon ſo viel Genienblut gefloſſen iſt.“ Dilhat kehrte hierauf wieder zu Amrad zurück und machte ihn mit den Namen und der Forderung der vereinigten Könige bekannt.

Amrad verſammelte ſogleich ſeine Räthe und trug ihnen die ganze Geſchichte Zahers und das Verlangen der Genienhäupter Tud, Seiſam, Dalhudſch und Schulahek vor, und ſagte: „Bei den Lichtſtrahlen des Propheten Mohammed, ſo ungern ich auch Krieg führe, werde ich doch niemals einen rechtgläubigen Muſelmann, der meinen Schutz anfleht, gegen ſeinen Willen ungläubigen Genien ausliefern; ich will ſogleich Zaher kommen laſſen, und will er nicht gern mit den Genienkönigen von hier ziehen, ſo mögen ſie ſehen, ob ſie ſtark genug ſind, ihn mir mit Gewalt zu entreißen.“ Als mein Vater erſchien, ſagte ihm der König: „Die Genienhäuptrr, von denen du mir ſchon erzählt haſt, ſind mit ihren Heeren hier angelangt, um dich abzuholen; willſt

du mit ihnen zu deiner Gattin ziehen, oder ziehſt du es vor, hier zu bleiben?“ Mein Vater neigte eine Weile den Kopf zur Erde und ſagte: „Wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, erhabener König, ſo ſehne ich mich am meiſten nach meinen Verwandten und Freunden in Damaskus; doch auch hier verweile ich nicht ungern, da man hier den einzigen Gott anbetet, der auch mein Gott iſt. Aber dieſe ungläubigen Genien verabſcheue ich ſo ſehr, daß ich, ſelbſt wenn ſie mir vorſchlügen, mich wieder mit der Königin Farha zu vereinen, auch nicht mit ihnen ziehen möchte.“ — „Du haſt die Antwort

Zahers gehört," sagte der König entschlossen zu Dilhat: „kehre zu den Genienhäuptern zurück und sage ihnen, ich sey zum Kampfe bereit, wenn sie darauf bestehen, daß ich den Menschen, dem ich Schutz gewährt, ihnen herausgebe." Als Dilhat diese Antwort den Königen hinterbrachte, entbrannte ihr Zorn und sie riefen voller Entrüstung aus: „Wie? wegen eines elenden Menschen, der uns schon so viele Noth verursacht, fordert uns der König Amrad zum Kampfe heraus? Das ist ein Verfahren, das wir nicht dulden dürfen! Laßt uns aufbrechen und seine Stadt verheeren und alle ihre Bewohner tödten oder gefangen nehmen!"

Scheherzad hörte hier auf zu erzählen; in der nächsten Nacht aber fuhr sie mit Ali's eigenen Worten wieder fort:

Achthundert und dreiundvierzigſte Nacht.

Nachdem ſich aber die erſte Wuth der Könige gelegt hatte, ſagte ihnen Abu Tawaif: „Wiſſet, meine Kinder, der König Amrad iſt nicht ſo leicht zu überwinden, wie ihr wohl glaubet: er iſt ſelbſt ein Held, und ſeine Armee gleicht einem tobenden Meere. Das Beſte iſt: wir ziehen von hier ab und ſagen dem König, wir ſeyen nur auf das dringende Verlangen der Königin Farha gekommen, weil ſie glaubte, ihr Gatte wäre neuen Mißhandlungen ausgeſetzt; da wir aber ſehen, daß ihn der König ſo ſehr liebt, daß er ſeinetwillen uns den Krieg erklärt, ſo können wir ihn ohne Sorge hier laſſen. Wir laſſen aber," fuhr Abu Tawaif fort, „einige unſichtbare Genien hier und beauftragen ſie, Zaher zu rauben, ſobald ſie ihn einen Augenblick allein finden. So erreichen wir unſern Zweck, ohne unſere Truppen einem zweifelhaften Kampf auszuſetzen." Dieſer Vorſchlag ward mit jubelndem Beifall angenommen, und es ward ſogleich ein Bote an den König Amrad geſandt, der ihm den Abzug der Genien aus den angeführten Gründen mittheilen ſollte. Aber der König Amrad, den ein Engel von den treuloſen Anſchlägen Abu Tawaifs in Kenntniß geſetzt hatte, ließ ſogleich meinen Vater rufen und ſagte ihm: „Dein Leben iſt hier in Gefahr; du biſt von unſichtbaren Genien umgeben, die nur einen günſtigen Augenblick abwarten, um dich zu entführen.

Ich werde dich daher von einem meiner dienstbaren Geister entweder in deine Heimath oder zur Königin Farha zurücktragen lassen; welches von beiden ziehst du vor?" — „Gnädiger König," antwortete mein Vater: „so sehr ich auch meine Gattin, die vielleicht schon Mutter ist, liebe, so habe ich doch seit meinem ersten Traume von ihr so viel gelitten, daß ich nicht von Neuem ein so unruhiges, gefahrvolles Leben wieder beginnen möchte; am liebsten ist es mir daher, wieder in ein Land, das von Menschen meinesgleichen bewohnt ist, gebracht zu werden."

Der König ließ sogleich einen fliegenden Geist rufen und sagte ihm: „Bringe diesen Menschen in seine Heimath und gib ihm so viel, daß er sein ganzes Leben sorgenlos bei seiner Familie zubringen kann." Der Geist nahm meinen Vater und einen Beutel voll mit Edelsteinen auf seinen Rücken und flog mit ihm die halbe Nacht durch; dann setzte er ihn auf den Gipfel eines hohen Berges, gab ihm den Beutel und sagte ihm: „Ich muß jetzt zurückkehren, denn bei Tagesanbruch muß ich wieder zu Hause seyn; bleibe du hier bis Tag, dann steige den Berg hinab, da findest du eine große Stadt, von der aus du leicht in deine Heimath gelangen kannst." Aber mein Vater wollte nicht so lange auf einer Stelle sitzen bleiben und ging, sobald der Geist sich entfernt hatte, auf dem Berge umher und kam immer mehr von dem einzigen Pfade ab, der zur bezeichneten Stadt führte.

Als der Tag heranbrach, befand er sich mitten zwischen furchtbaren Klüften und Abgründen, aus denen er gar keinen Ausweg mehr sah. Da warf er sich nieder und betete: „O Gott, der du mich aus den Händen der ungläubigen Genien befreit, ist meine Lebenszeit abgelaufen, so beschleunige meinen Tod und lasse mich nicht länger auf diesem öden Berge umherirren; willst du aber durch deine Gnade mich noch länger beim Leben erhalten, so zeige mir einen Ausweg aus diesem wilden Gebirge, wo weder ein grünes Blättchen, noch ein Tropfen Wasser zu sehen ist!" Als er sich aber wieder erholte, sah er zwei Füchse vor sich, welche wohlgenährt aussahen; er dachte: Hier muß ein fruchtbares Land in der Nähe seyn, sonst hielten sich keine Thiere da auf. Er ging daher diesen Füchsen über Felsen und Klippen nach, bis sie in eine Höhle sich verloren. Er folgte ihnen und fand eine sehr künstlich ausgehauene Treppe, welche von der Oeffnung, durch welche er hineingegangen, eine Weile beleuchtet war; aber das Licht verlor sich allmählig, je tiefer er hinunterstieg. Die Treppe war indessen so bequem, daß er auch in der Dunkelheit vorwärts schreiten konnte, und bald erblickte er zu seiner größten Freude von der entgegengesetzten Seite eine Oeffnung, der ähnlich, welche ihm den Eingang in die Höhle gestattete. Er setzte daher rastlos seinen Weg fort, bis er

wieder auf die Oberfläche der Erde kam am Ufer des Meeres, in der fruchtbarſten und blühendſten Gegend, die er in ſeinem Leben geſehen.

Nachdem er ſich an den ſüßen Früchten und dem friſchen Waſſer, das hier reichlich aus der Erde ſprudelte, gelabt hatte, ging er auf eine kupferne Statue zu, welche er auf einer zwanzig Ellen hohen, marmornen Säule vor ſich ſah. Die Statue hatte die rechte Hand ausgeſtreckt und hielt eine goldene Tafel, welche folgende Inſchrift hatte: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen! Wiſſe, o Wanderer, der du hierher gelangſt, du ſtehſt an der äußerſten Grenze des von Menſchen bewohnten Landes; hier beginnt das Reich der Genien. Dieſe Inſel des Oceans iſt der Fuß eines der höchſten Berge nach dem Berge Kaf. Als Salomo, der Sohn Davids (Gottes Friede ſey mit ihm!), ſich einſt vom Winde durch die ganze Welt tragen ließ und dieſen Berg auf der obern Seite ſo öde und ſteinig und auf der untern ſo äußerſt lieblich und fruchtbar fand, ſagte er zu ſeinen Genien: ‚O gäbe es doch einen Weg durch dieſen Berg, damit, wenn jemals ſich ein Menſch hierher verirrt, er nicht vor Hunger und Durſt umkomme!‘ Da ſagte ein Genius: ‚O Prophet Gottes, alle Berge haben Zweige und Adern wie die Bäume; auch dieſer Berg hat unter andern eine große Ader, welche von deſſen Gipfel bis zu dieſer Inſel ſich erſtreckt; wenn du es befiehlſt, ſo erweitere ich ſie, ſo daß

man bequem von dem Berge zur Inſel herabſteigen kann.' Auf Salomo's Befehl machte er ſich ſogleich an die Arbeit, bis der Weg durchgebrochen war; dann baute er auch noch einen Hafen in der Nähe, welcher bei den heftigſten Stürmen den Schiffen ein ſicheres Obdach gewährt."

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Ali's Worten weiter:

Achthundert und vierundvierzigſte Nacht.

Als mein Vater dieſe Inſchrift geleſen hatte, beſuchte er den von Genien erbauten Hafen und dachte: Kämen nicht zuweilen Schiffe hierher, ſo würden die Genien hier keinen Hafen erbaut haben; ich will alſo hier warten, bis ich Gelegenheit zur Rückkehr in meine Heimath finde. Es dauerte in der That nicht lange, da kam ein Schiff mit Segeln, die den Flügeln eines großen Vogels glichen, wie ein Pfeil dahergeſchoſſen und lief in den von den Genien erbauten Hafen ein. Als aber die Kaufleute an's Land ſtiegen, erſchracken ſie vor meinem Vater, der mit ſeinem langen Barte, Schnurrbarte und Nägeln eher einem wilden Thier, als einem Menſchen gleich ſah. Einer von ihnen ſagte: „Das iſt gewiß der Djinn dieſer Inſel;“ ein Anderer entgegnete aber: „Nein, er hat Menſchenfüße, es iſt vielleicht ein Verunglückter; ich will im Vertrauen auf Gott mich ihm einmal nähern.“ Er nahm ſein Schwert zur Hand, ging auf meinen Vater zu und ſagte ihm: „Biſt du ein Djinn, ſo ziehe dich zurück vor dem heiligen Namen Gottes, biſt du aber ein Menſch, ſo ſey mir gegrüßt!“ Mein Vater erwiderte ſeinen Gruß und ſagte: „Warum hältſt du mich für einen Djinn? Ich bin ein Menſch aus Damaskus!“ — „So komme mit mir auf mein Schiff,“ ſagte der Kaufmann, „und erzähle mir, wie du hierher gekommen.“

Nachdem mein Vater den Kaufleuten seine ganze Geschichte erzählt hatte, sagten sie ihm, er könne mit ihnen nach Syrien zurückkehren, denn auch sie seyen von einem Sturm aus dem mittelländischen Meer in den Ocean getrieben worden, als sie aus dem Abendlande nach Latakie segeln wollten.

Mein Vater — fuhr Ali in seiner Erzählung vor dem Chalifen Abdul Malik fort — schenkte den Schiffleuten einige von den Edelsteinen aus dem Beutel, den ihm der König Amrad geschenkt hatte, wogegen er reichlich mit Kleidern, Wasser und Nahrungsmitteln versorgt ward. Er gelangte nach einigen kleinen Unglücksfällen nach Latakie, wo er nur kurze Zeit sich aufhielt, und kehrte dann zur größten Freude aller seiner Bekannten und Verwandten nach Damaskus zurück, wo er bald die höchsten Staatsämter bekleidete.

Neun Monate nach meiner Mutter Hochzeit gebar sie mich und ließ mich auf das sorgfältigste erziehen. Mein Großvater, der mich wie seinen eigenen Sohn liebte, ließ die besten Lehrer kommen und mir im Lesen und Schreiben, dann in der Philosophie, Geschichte und Astronomie Unterricht ertheilen. Ich hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, als mir die Schwermuth meiner Mutter auffiel; so oft sie mich sah, umarmte sie mich mit einer mehr als mütterlichen Heftigkeit. Sehr oft weinte sie, wenn sie mich küßte, und sagte: „Du siehst deinem Vater gar zu ähnlich.“ So oft ich sie aber fragte, wer denn mein Vater war, nannte sie mir einen unbekannten König.

Eines Tages schlug ich einen ihrer Sklaven, der mir von meiner Kindheit an verhaßt war, und sagte ihm: „Verruchter Schwarzer, wie oft habe ich dir schon gesagt, ich wollte dich nicht mehr vor meinen Augen haben; warum weichst du mir nicht aus, wenn du mich kommen siehst?“ Da antwortete er mir: „Ich bin allerdings nur ein Sklave, doch kennt Jeder meine Eltern und weiß, daß sie auch Sklaven waren, wie ich; aber du, vaterloser Bube, weißt du, daß dein Vater ein unbekannter, auf dem Meer aufgefundener, hergelaufener Mensch war! Gott verdamme dich, weil du mich so mißhandelst, und lasse dich gleich mir unter fremden Leuten umherwandern, die kein Mitleid mit dir haben!“ Der Sklave entfloh bei diesen Worten; ich verfolgte ihn mit entblößtem Schwerte, konnte ihn aber nicht erreichen und wußte gar nicht, wo er hingekommen, ob er in die Erde versunken oder in den Himmel gestiegen. Ich blieb eine Weile über die Aussage dieses Sklaven nachdenkend sitzen; dann begab ich mich zu meiner Mutter. Sie küßte und umarmte mich wie gewöhnlich; ich blieb aber ernst und düster neben ihr sitzen, und als sie mich fragte, was mir denn Unangenehmes widerfahren sey, sagte ich ihr: „Bei dem erhabenen, barmherzigen Gott, ich muß wissen,

wer mein Vater war, oder mein Schwert ſoll deinem laſterhaften Leben ein Ende machen.“ Meine Mutter erwiderte weinend: „Mein Sohn, bei Dem, der die Berge geſchaffen und ihre Größe und Schwere kennt, dein Vater war einer der Beſten und Edelſten ſeines Volkes!“ - „Nicht ſo viele Worte!“ rief ich ganz außer mir; „nenne mir meinen Vater, oder ich bringe dich und mich um, denn ich habe heute etwas gehört, das meine jugendlichen Locken grau färbt.“

Als meine Mutter dies hörte, ſagte ſie mir: „Stecke dein Schwert ein und ſetze dich ruhig zu mir, ich will dir Alles geſtehen.“ Sie erzählte mir dann, wie ſo viele Prinzen um ihre Hand anhielten, aber kein Einziger ihr gefiel; wie ſie dann in Damaskus meinen Vater beim erſten Anblick liebte, ihm daher im Traum erſchien und ihn aufforderte, zu ihr auf die Diamanteninſel zu kommen; wie er dann nach einem Schiffbruch auf dem Meere gefunden und mit ihr geſetzlich verheirathet ward. „Aber,“ ſchloß ſie dann, „mein Glück war nur von kurzer Dauer: als ich am Morgen nach der Hochzeitsnacht erwachte, fand ich ihn nicht mehr. Ich erfuhr zwar, daß ihn Schulahek, einer der Genienhäupter, die mich heirathen wollten, geraubt; aber all mein Bemühen, wieder mit ihm vereinigt zu werden, blieb ohne Erfolg, denn der König Amrad, bei dem ſich dein Vater zuletzt aufhielt, iſt mächtiger als ich, und läßt keinen Genius mehr

in seine Nähe kommen. Ich habe nun nichts mehr von ihm, als einen Siegelring, den ich in der Brautnacht gegen ein Armband mit ihm vertauschte."

Als meine Mutter ihre Erzählung vollendet hatte, sagte ich ihr: „Wenn die Sache sich so verhält, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Vater aufzusuchen; erlaube mir, alsbald nach Syrien zu reisen." Sie erwiderte aber: „Mein Sohn, ich kann die Trennung von dir nicht ertragen; auch fürchte ich, es möchte dir auf einer so großen Reise ein Unglück begegnen." Ich verließ sie zornig über ihre Weigerung, jedoch höchst glücklich über die Nachricht, die sie mir von meinem Vater gegeben. Ich hatte sie aber kaum eine Viertelstunde verlassen, da ward ich zu meinem Großvater, dem König Mutaa, gerufen.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherſad mit Ali's Worten weiter:

Achthundert und fünfundvierzigſte Nacht.

Ich freute mich ſchon, denn ich dachte: gewiß hat ihm meine Mutter geſagt, ich wollte nach Syrien reiſen, und er hat ſie bewogen, mir ihre Einwilligung zu ertheilen. Als ich aber zu meinem Großvater kam, ſah er mich grimmig an und ſagte: „Wenn du dich nicht der härteſten Züchtigung ausſetzen willſt, ſo ſchlage dir deinen Reiſeplan aus dem Kopf und aus dem Herzen, und ſprich nie mehr davon.“ Ich dachte: gut, wenn ihr auf dieſe Weiſe mich behandelt, ſo will ich euch hintergehen. Als ich darauf wieder zu meiner Mutter kam, ſagte ich ihr: „Wie konnteſt du meinen Scherz ſo ernſt nehmen? kenne ich von der ganzen Welt doch nur dieſes Schloß, wie ſollte es mir einfallen, allein eine Reiſe nach Damaskus zu machen? Das Einzige, was ich wünſchte, das wäre, den Siegelring meines Vaters an meinen Fingern tragen zu dürfen, um doch etwas von ihm zu haben.“ — „Gebiete über Alles, was ich beſitze, und über mich ſelbſt,“ ſagte meine Mutter, indem ſie mir den Ring überreichte. Ich ging hierauf zu einem meiner Freunde, der auch Zaher hieß, wie mein Vater, und erzählte ihm Alles, was zwiſchen mir und meiner Mutter und meinem Großvater vorgefallen, und ſagte ihm, ich könnte keinen Augenblick mehr Ruhe finden, bis ich bei meinem Vater ſeyn werde. Mein Freund Zaher ſtimmte mir bei und ſchwur, er wolle mich begleiten. Wir gingen ſogleich an den Hafen und mietheten heimlich ein Schiff nach Syrien, auf das ich durch Zaher einige Kleidungsſtücke und einen Beutel voll Gold und Edelſteine, die ich meiner Mutter entwendete, bringen ließ, und am folgenden Abend ſegelten wir ab.

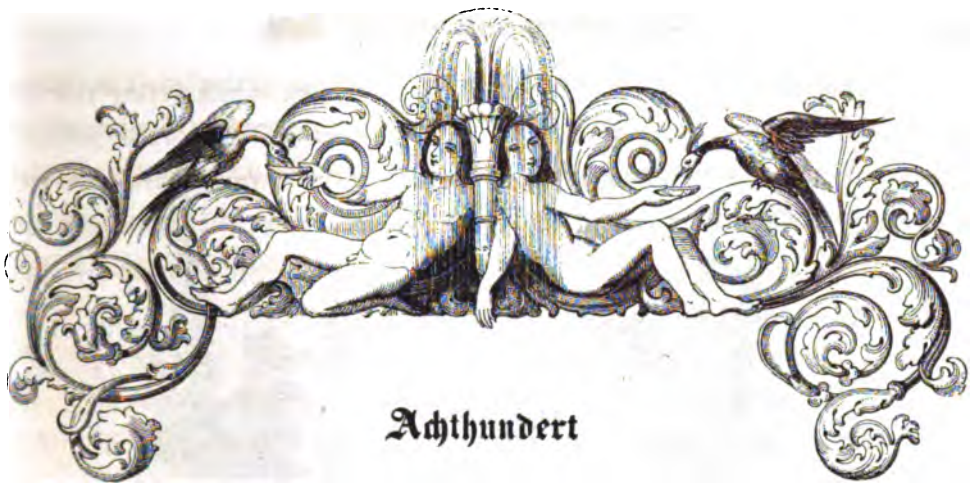
Der Wind war uns in den erſten zwei Tagen ſehr günſtig, am dritten Tag aber legte er ſich nach und nach, die Segel wurden immer lockerer, das Schiff immer träger, bis zuletzt eine gänzliche Windſtille eintrat, ſo daß das Schiff mitten auf dem Meere wie in dem verſchloſſenſten Hafen unbeweglich daſtand. Der Hauptmann erſchrack ſehr, als er dies ſah, und ſagte uns: „Seyd auf eurer Hut vor den furchtbaren Seethieren, die auf dieſem Meere hauſen, und die zuweilen auf das Schiff ſteigen und die Mannſchaft auffreſſen; ſetzet euch mit dem Schwert in der Hand auf den Rand des Schiffes, um ſie zurückzuſtoßen.“ In der folgenden Nacht, als ich mit der einen Hälfte der auf dem Schiffe ſich befindenden Kaufleute Wache hielt, während die andere Hälfte ſchlief, ſah ich auf einmal etwas wie ein hoher Berg auf das Schiff zukommen; der Hauptmann, der es zu gleicher Zeit mit mir ſah, ſchrie: „Wir ſind verloren, hier naht ſich uns ein Seethier, gegen das weder Schwert noch Lanze etwas vermögen, denn ſeine Haut iſt ſo hart, daß man Schilder daraus macht, wenn man je ein ſolches Thier todt findet.“ Indeſſen zog doch Jeder ſein Schwert und ſuchte das Thier, das immer näher kam, abzuſchrecken, und als es nur noch ein paar Schritte von dem Schiffe war und die große bewaffnete Menſchenmaſſe darauf ſah, zog es ſich wirklich zurück. Aber bald darauf, als wir uns ſchon gerettet glaubten, kehrte es mit mehr als zweihundert ſeiner Gattung wieder. Schon rief der Hauptmann: „Nehmet Abſchied von euren Freunden

und betet zu Gott um Verzeihung eurer Sünden, denn heute ist der letzte Tag auf dieser und unser erster auf jener Welt.“ Die Thiere hatten das Schiff schon von allen Seiten umzingelt und waren schon im Begriffe, hinaufzuspringen, als auf einmal ein heftiger Wind sich erhob, der das Schiff wie einen fliegenden Stern über sie wegtrieb; da jubelte Alles, was auf dem Schiffe war, und der Hauptmann warf, vor Freude außer sich, seinen Turban in die Höhe. Wir setzten nun bei immer günstigem Winde, klarem Himmel und ruhiger See unsere Reise dreißig Tag lang fort: der Eine sang, der Andere recitirte Gedichte, der Dritte erzählte Mährchen, so daß uns die Zeit recht angenehm verstrich. Am einunddreißigsten Tag aber bemerkten wir am Himmel einen schwarzen Punkt, nicht größer als ein Drachm, und bald darauf wehte eine schneekalte Luft, so daß wir Alle unsere Winterkleider anzogen.

Der schwarze Punkt dehnte sich indessen immer mehr aus, bis er zuletzt sich über den ganzen Himmel verbreitete und man den Auferstehungstag nahe glaubte. Bald blitzte und donnerte es von allen Seiten her, die Wolken vergoßen Thränen wie aus Wasserschläuchen, die See kochte und schäumte und trieb das Schiff im Kreis umher. Wir waren alle beschäftigt, das Wasser aus dem Schiffe zu schöpfen, das der offene Himmel und das aufbrausende Meer zugleich füllten, aber bald fiel ein so zerschmetternder Hagel, daß wir nicht mehr auf dem Verdecke bleiben konnten, und kaum waren wir heruntergestiegen, als vier Wellen wie die höchsten Berge von verschiedenen Seiten her gegen das Schiff schlugen und es so zerschmetterten, daß das größte Brett nur die Größe einer Schiefertafel behielt; Alles, was auf dem Schiffe war, sank in den Abgrund, nur ich hielt mich an einem Sack Mehl fest, das bekanntlich (?) vierzig Tage lang sich auf der Oberfläche des Wassers erhält, und schwamm darauf zwei Tage und zwei Nächte umher, von den Wellen manchmal bis zu den Sternen hinauf und wieder bis in den Abgrund hinunter geschleudert. Aber am dritten Tage war ich so sehr von Hunger und Durst geschwächt und von der Näsſe und Kälte erstarrt, daß ich nicht mehr Kraft genug hatte, mich an dem Mehl fest zu halten. Indessen hielt ich mich doch mit Hülfe der Wellen noch bis gegen Abend auf der Oberfläche des Wassers, da ich aber nicht mehr hoffen konnte, die Nacht zu überleben, hörte ich auf zu schwimmen und wollte durch einen schnellen Tod meinen Leiden ein Ende machen, als ich auf einmal etwas wie ein großes Feuer mitten auf dem Meere vor mir sah. Jetzt strengte ich von Neuem alle meine noch übrige Kraft an, um mich dem Feuer zu nähern. Bald bemerkte ich aber, daß ich ein großes goldenes Schloß, von vier riesenhaften Genien getragen, für ein Feuer gehalten, denn es war so hell beleuchtet und so reich mit funkelnden Edelsteinen verziert,

daß es über das ganze Meer wie die reinste Mittagssonne ein blendendes Licht verbreitete. Als ich nur noch ein paar Schritte davon entfernt war, hörte ich, wie Jemand rief: „Nehmet den Verunglückten auf!“ und sogleich flog ein Genius aus dem Schlosse zu mir und trug mich hinein.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:



Achthundert

und

ſechsundvierzigſte Nacht.

Ali fuhr fort: Ich fiel in Ohnmacht, als der Genius mich aus dem Waſſer hob, und kam erſt am folgenden Morgen wieder zum Bewußtſeyn. Da befand ich mich auf einem Bette von rothem Atlas überzogen, vor mir lag ein grünes golddurchwirktes ſeidenes Kleid, und auf dem Marmorboden ſtand eine Kohlenpfanne, auf der Aloeholz brannte, daneben ein Tiſch mit den ausgeſuchteſten Speiſen der Luft, des Waſſers und der Erde gefüllt. Sobald ich mich aus dem Bette erhob, kamen zwei Diener, welche an der Thüre ſtanden, auf mich zu, wuſchen mich mit Roſenwaſſer und zogen mich an. Ich ſetzte mich dann ganz ausgehungert an den Tiſch, bis ich ſatt war. Dann brachten die Diener allerlei Früchte und Süßigkeiten und zuletzt wieder Waſſer mit wohlriechender Seife.

Hierauf verſchwanden ſie und es traten vier Mädchen wie der Mond zu mir herein und fragten mich, wer ich ſey und wie ich auf dieſes Meer gekommen? Als ich ihnen meine ganze Geſchichte erzählt hatte, ſagten ſie: „Danke dem Schöpfer, daß dich die Wellen zu uns her getrieben, denn hier harret deiner nur Glück und Freude.“ Ich bat ſie dann, mir zu ſagen, wo ich mich eigentlich befinde? was dieſes Schloß mitten auf dem Meere bedeute, wer es gebaut und bewohne? Da ſagte Eine von ihnen: „Wiſſe, mein Freund, du befindeſt dich hier auf dem großen Ocean, der die ganze Welt umfaßt, und

aus dem alle übrigen Meere ausfließen. Dieſes Meer iſt aber auch bewohnt; ſo befindeſt du dich vor einer runden Inſel, die zwiſchen zwei unermeßlich hohen Bergen liegt, an deren Gipfel ſich ein Schloß mit goldnen Mauern erhebt, das im Sonnenſcheine wie ein Stern leuchtet. Auf dieſer Inſel wächst das beſte Aloeholz, und entſpringt eine Quelle von dunkelblauem, wohlriechendem Waſſer, in der ſich Fiſche von den verſchiedenſten Farben aufhalten, ohne Gräte, mit goldgelben Augen und ſpitzigen ſchneidenden Ohren, mit denen ſie den härteſten Felſen zerſplittern können. Auch ſammelt ſich zuweilen ein dichter Schaum auf dieſer Quelle, den der Wind häufig, an den zwei Bergen vorüber, in's blaue Meer treibt, wo ihn Kaufleute auffangen und unter dem Namen Ambra verkaufen. Die Stadt, welche auf dieſer Inſel liegt, übertrifft an Glanz und Reichthum alle Städte der Welt und heißt auch darum Aſaf, weil ein Jeder bei ihrem Anblick ausruft: Aſaf (Wehe!) über die ganze übrige Welt; ſie iſt von goldnen Mauern umgeben, mit Zinnen aus Rubin, und von Reitern bewacht, welche große ſilberne Lanzen mit ſmaragdnen Spitzen in der Hand tragen. Mitten in der Stadt erhebt ſich ein Schloß, deſſen Inneres und Aeußeres mit den koſtbarſten Edelſteinen überſchüttet iſt, und deſſen wundervolle Einrichtung ich gar nicht beſchreiben kann; es enthält unter Anderm einen viereckigen Saal, der auf vier goldnen Pfeilern ruht, in deſſen Mitte ein Springbrunnen aus rothem Korall ein Meer voll Wohlgerüche verbreitet. Auch hängen in dieſem

Saale viele goldne Käfige mit ſilbernem Schloſſe und ſmaragdnem Schlüſſel, aus denen die ſüßeſten Töne das Ohr entzücken. An der Spitze dieſes Saales ſitzt auf einem Throne, von grüner Seide überzogen, das ſchönſte Mädchen, das der Herr geſchaffen, die mächtige Königin Turaja, Tochter des Königs Farkad, von vielen Menſchen und Genien umgeben.“

Hier unterbrach der Tag die Erzählung, welche aber in der folgenden Nacht von Scheherſad alſo fortgeſetzt wurde:

und

ſiebenundvierzigſte Nacht.

Das Mädchen ſprach weiter zu Ali: „Nicht weit von der Inſel, auf welcher die Königin Turaja regiert, liegt aber noch eine größere, ſehr völkerreiche Inſel, deren König Kanas heißt; er hat eine Tochter, welche unter dem Namen „die blaue Königin“ bekannt iſt und in der Zauberkunſt den höchſten Grad erreicht hat. Sie liebt fremde Männer auf's leidenſchaftlichſte und hat daher auf allen Seiten dieſes Meeres ihre Spione, die, ſobald ſie einen ſchönen Mann ſehen, ihr Nachricht davon geben; ſie läßt ihn dann durch einen ihr ergebenen Geiſt zu ſich bringen, unterhält ſich mit ihm, ſo lange es ihr Freude macht, dann bringt ſie ihn um oder verzaubert ihn in irgend ein vierfüßiges Thier, oder in einen Vogel. Die Königin Turaja hat daher, um zu verhüten, daß nicht jeder Verunglückte in die Gewalt der abſcheulichen blauen Königin falle, dieſes Schloß, mitten auf dem Meere, an der Grenze ihres Reichs bauen laſſen, und Gott ſey gedankt, daß du auf dieſe Weiſe gerettet worden.“ Die Sklavinnen führten mich dann in einem zierlichen Nachen mit

den feinsten Teppichen belegt nach der Stadt Asaf, und brachten mich in ein für Fremde bestimmtes Hotel, das der mächtigste Sultan bewohnen dürfte, so schön war dessen Bauart und innere Einrichtung, und so vortrefflich war es mit allen Annehmlichkeiten des Lebens versehen.

Es war Nacht, als wir in das Hotel kamen, und ich ward in ein Zimmer geführt, in welchem unzählbare Wachslichter mit Aloeholz besteckt in goldenen Leuchtern brannten; ein mit den schmackhaftesten Speisen und Getränken beladener Tisch stand vor einem höchst bequemen und reichgeschmückten Divan. Die Sklavinnen bedienten mich noch bei Tisch, dann zogen sie sich zurück, und ich legte mich auf den Divan und schlief die ganze Nacht. Als ich am folgenden Morgen erwachte, sah ich ein wunderschönes Mädchen in einem golddurchwirkten mit Perlen verzierten Kleide vor mir; ich sagte ihr: „Bist du, Theure, die Königin Turaja?" — „Wo denkst du hin, blödsinniger Mensch?" sagte sie; „ich bin die geringste ihrer Sklavinnen, die Dienerin dieses Gemachs, und harre deiner Befehle." — „Wann wird denn die Königin Turaja hierherkommen?" — „Ich glaube du bist von Sinnen, wenn du dir einbildest, die Königin Turaja werde dich hier besuchen. Nach drei Tagen wird sie dich rufen lassen und dich fragen, wer du bist und wie so du hierhergekommen, und dich dann nach deinem Range behandeln, hüte dich aber nur, ihr etwas von deinen Umständen zu verbergen, denn sie erfährt durch ihre Geister doch Alles, und findet sie dich als einen Lügner, so bist du verloren." Während mir nun die Sklavin noch Manches von ihrer Königin erzählte, erschienen auf einmal vierhundert Mameluken in Atlaskleidern, mit goldenem Gürtel um den Hüften und gezogenem Schwerte in der Hand, und ihr Anführer sagte mir: „Mein Herr, die Königin Turaja schickt uns hierher, um dich abzuholen." Die Sklavin sah ihn mit Erstaunen an, und sagte mir: „Wisse, daß du der erste Fremde bist, den die Königin vor dem dritten Tage nach seiner Ankunft in's Schloß rufen läßt, das ist eine gute Vorbedeutung; sey nur recht ehrerbietig und gehorsam gegen sie, sprich nicht zu laut vor ihr, und sey recht bescheiden." Ich verließ hierauf das Fremdenhotel, der Anführer der Mameluken hieß mich ein Maulthier besteigen, dessen Geschirr ein Königreich werth war, und ritt mit mir nach dem Schlosse durch sieben Vorhöfe, welche von mehreren Tausend Genien bewacht waren. Als ich endlich in den Thronsaal gelangte, bewillkommte mich die Königin, und alle Viziere und Generäle, welche bei ihr waren, erhoben sich vor mir. Nachdem ich ihren Gruß erwidert, und noch einen Wunsch für die lange Dauer ihres Reichs und ihres Lebens hinzugefügt hatte, sagte sie: „Ich weiß schon, wer du bist, und kenne deine Mutter recht gut, darum habe ich dich auch heute schon sprechen wollen; erzähle mir nur zuerst, wie

es dir ſeit deiner Abreiſe von deiner Heimath gegangen?“ Als ich ihr Alles von meiner Einſchiffung bis zu dieſer Stunde mitgetheilt hatte, bewillkommte ſie mich nochmals, und ſagte: „Betrachte mein Land als das deinige, und meine Diener als die deinigen!“ Dann erhob ſie ſich, ergriff meine Hand und führte mich in das Schloß ihres Vaters. Dieſer ſagte ihr: „Warum beſuchſt du mich heute ſo ſpät, meine theure Tochter?“ — „Der Jüngling, den ich hier vorſtelle,“ antwortete ſie, „iſt die Urſache meines ungewöhnlich langen Ausbleibens.“ Der König, welcher ſogleich merkte, daß ich ſeiner Tochter nicht gleichgültig war, hieß mich näher treten und neben ihn ſitzen, und lud mich ein, mit ihm das Frühſtück zu nehmen. Die Königin Turaja legte mir die beſten Biſſen vor, und ich ſtülpte meine Aermel zurück und aß mit den Spitzen meiner Finger, bis ich ſatt war. Nachdem wir gegeſſen, und unſre Hände aus goldnen Waſchbecken mit Roſenwaſſer und parfümirter Seife gewaſchen hatten, wurden die Trinkgefäße mit allerlei friſchen und trocknen Früchten nebſt Zuckerwerk aufgetragen, und als wir den Wein im Kopfe ſpürten, befahl der König einer ſeiner Sklavinnen, die Sängerinnen zu holen. Sie kehrte bald wieder mit hundert königlich geſchmückten jungen Mädchen, deren jede einen golddurchwirkten Atlasbeutel mit grünen ſeidenen Schnüren und einem diamantnen Schloſſe in der Hand trug. Sie nahmen ihrem Range nach

rings um den Saal herum Platz, zogen ihre Inſtrumente aus den Beuteln und fingen an zu ſingen und zu ſpielen, daß ich glaubte, das ganze Schloß tanze mit mir herum. Sie wurden erſt nach einigen Stunden wieder entlaſſen, und als wir allein waren, fragte mich die Königin, ob ich ihr Gatte werden wollte? Da ich vom erſten Augenblicke an, wo ich ſie ſah, eine heftige Liebe für ſie fühlte, antwortete ich ihr: „Es iſt das höchſte Glück, das mir in dieſem Leben zu Theil werden könnte.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Ali's eigenen Worten weiter:

daß es über das ganze Meer wie die reinſte Mittagsſonne ein blendendes Licht verbreitete. Als ich nur noch ein paar Schritte davon entfernt war, hörte ich, wie Jemand rief: „Nehmet den Verunglückten auf!“ und ſogleich flog ein Genius aus dem Schloſſe zu mir und trug mich hinein.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

ſechsundvierzigſte Nacht.

Ali fuhr fort: Ich fiel in Ohnmacht, als der Genius mich aus dem Waſſer hob, und kam erſt am folgenden Morgen wieder zum Bewußtſeyn. Da befand ich mich auf einem Bette von rothem Atlas überzogen, vor mir lag ein grünes golddurchwirktes ſeidenes Kleid, und auf dem Marmorboden ſtand eine Kohlenpfanne, auf der Aloeholz brannte, daneben ein Tiſch mit den ausgeſuchteſten Speiſen der Luft, des Waſſers und der Erde gefüllt. Sobald ich mich aus dem Bette erhob, kamen zwei Diener, welche an der Thüre ſtanden, auf mich zu, wuſchen mich mit Roſenwaſſer und zogen mich an. Ich ſetzte mich dann ganz ausgehungert an den Tiſch, bis ich ſatt war. Dann brachten die Diener allerlei Früchte und Süßigkeiten und zuletzt wieder Waſſer mit wohlriechender Seife.

Hierauf verſchwanden ſie und es traten vier Mädchen wie der Mond zu mir herein und fragten mich, wer ich ſey und wie ich auf dieſes Meer gekommen? Als ich ihnen meine ganze Geſchichte erzählt hatte, ſagten ſie: „Danke dem Schöpfer, daß dich die Wellen zu uns her getrieben, denn hier harret deiner nur Glück und Freude.“ Ich bat ſie dann, mir zu ſagen, wo ich mich eigentlich befinde? was dieſes Schloß mitten auf dem Meere bedeute, wer es gebaut und bewohne? Da ſagte Eine von ihnen: „Wiſſe, mein Freund, du befindeſt dich hier auf dem großen Ocean, der die ganze Welt umfaßt, und

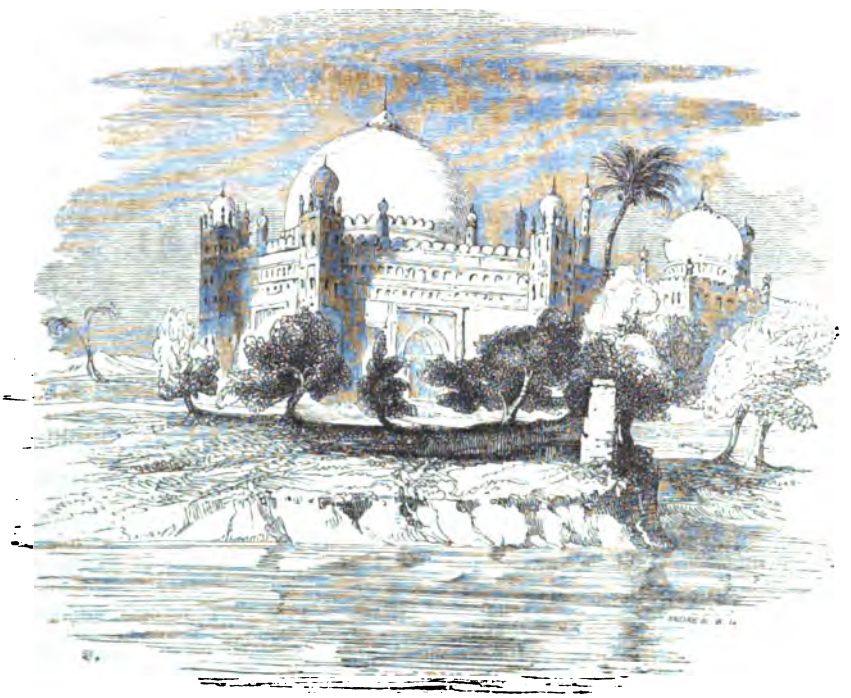
Sprache gegen sie führen?' — ‚Thu, was ich dir befehle,' versetzte ich zornig; ‚mich schrecken ihre Zauberkünste nicht ab; indessen nimm doch aus Vorsicht tausend Riesengenien mit

verbranntem Gesichte mit dir und bringe mir bald ihre Antwort.' Dahisch weigerte sich nicht länger und flog in sehr kurzer Zeit, von tausend Genien begleitet, nach der Moschusinsel.

„Als die Königin Turaja die Ankunft eines Genienfürsten mit tausend fliegenden Genien vernahm, schickte sie ihnen einen ergebenen Geist entgegen und ließ sie fragen, in welcher Absicht sie gekommen. Der Geist flog zu Dahisch und grüßte ihn, dieser erwiderte aber den Gruß nicht und der Geist schloß daraus, daß es widerspenstige Genien seyn müßten. Einer derselben fragte dann in einem unsanften Tone: ‚Was verlangst du von uns?' — ‚Ich bin,' antwortete der Geist, ‚von der erhabenen Königin Turaja zu euch gesandt, um euch zu fragen, wer ihr seyd, wem ihr gehorchet und was ihr begehret?' Dahisch erwiderte hierauf: ‚Ich bin gekommen, um im Namen des Königs Tarad um die Königin Turaja zu werben.' Als der Geist mit dieser Antwort zu seiner Herrin zurückkehrte, sagte sie ihm: ‚Geh wieder zu Dahisch und sage ihm, er möge mich allein in meinem Schlosse besuchen, und mir das Nähere über seine Botschaft mittheilen.'

Saale viele goldne Käfige mit ſilbernem Schloſſe und ſmaragdnem Schlüſſel, aus denen die ſüßeſten Töne das Ohr entzücken. An der Spitze dieſes Saales ſitzt auf einem Throne, von grüner Seide überzogen, das ſchönſte Mädchen, das der Herr geſchaffen, die mächtige Königin Turaja, Tochter des Königs Farkad, von vielen Menſchen und Genien umgeben."

Hier unterbrach der Tag die Erzählung, welche aber in der folgenden Nacht von Scheherſad alſo fortgeſetzt wurde:



Achthundert

und

ſiebenundvierzigſte Nacht.

Das Mädchen ſprach weiter zu Ali: „Nicht weit von der Inſel, auf welcher die Königin Turaja regiert, liegt aber noch eine größere, ſehr völkerreiche Inſel, deren König Kanas heißt; er hat eine Tochter, welche unter dem Namen „die blaue Königin“ bekannt iſt und in der Zauberkunſt den höchſten Grad erreicht hat. Sie liebt fremde Männer auf's leidenſchaftlichſte und hat daher auf allen Seiten dieſes Meeres ihre Spione, die, ſobald ſie einen ſchönen Mann ſehen, ihr Nachricht davon geben; ſie läßt ihn dann durch einen ihr ergebenen Geiſt zu ſich bringen, unterhält ſich mit ihm, ſo lange es ihr Freude macht, dann bringt ſie ihn um oder verzaubert ihn in irgend ein vierfüßiges Thier, oder in einen Vogel. Die Königin Turaja hat daher, um zu verhüten, daß nicht jeder Verunglückte in die Gewalt der abſcheulichen blauen Königin falle, dieſes Schloß, mitten auf dem Meere, an der Grenze ihres Reichs bauen laſſen, und Gott ſey gedankt, daß du auf dieſe Weiſe gerettet worden.“ Die Sklavinnen führten mich dann in einem zierlichen Nachen mit

den feinsten Teppichen belegt nach der Stadt Asaf, und brachten mich in ein für Fremde bestimmtes Hotel, das der mächtigste Sultan bewohnen dürfte, so schön war dessen Bauart und innere Einrichtung, und so vortrefflich war es mit allen Annehmlichkeiten des Lebens versehen.

Es war Nacht, als wir in das Hotel kamen, und ich ward in ein Zimmer geführt, in welchem unzählbare Wachslichter mit Aloeholz besteckt in goldenen Leuchtern brannten; ein mit den schmackhaftesten Speisen und Getränken beladener Tisch stand vor einem höchst bequemen und reichgeschmückten Divan. Die Sklavinnen bedienten mich noch bei Tisch, dann zogen sie sich zurück, und ich legte mich auf den Divan und schlief die ganze Nacht. Als ich am folgenden Morgen erwachte, sah ich ein wunderschönes Mädchen in einem golddurchwirkten mit Perlen verzierten Kleide vor mir; ich sagte ihr: „Bist du, Theure, die Königin Turaja?" — „Wo denkst du hin, blödsinniger Mensch?" sagte sie; „ich bin die geringste ihrer Sklavinnen, die Dienerin dieses Gemachs, und harre deiner Befehle." — „Wann wird denn die Königin Turaja hierherkommen?" — „Ich glaube du bist von Sinnen, wenn du dir einbildest, die Königin Turaja werde dich hier besuchen. Nach drei Tagen wird sie dich rufen lassen und dich fragen, wer du bist und wie so du hierhergekommen, und dich dann nach deinem Range behandeln, hüte dich aber nur, ihr etwas von deinen Umständen zu verbergen, denn sie erfährt durch ihre Geister doch Alles, und findet sie dich als einen Lügner, so bist du verloren." Während mir nun die Sklavin noch Manches von ihrer Königin erzählte, erschienen auf einmal vierhundert Mameluken in Atlaskleidern, mit goldenem Gürtel um den Hüften und gezogenem Schwerte in der Hand, und ihr Anführer sagte mir: „Mein Herr, die Königin Turaja schickt uns hierher, um dich abzuholen." Die Sklavin sah ihn mit Erstaunen an, und sagte mir: „Wisse, daß du der erste Fremde bist, den die Königin vor dem dritten Tage nach seiner Ankunft in's Schloß rufen läßt, das ist eine gute Vorbedeutung; sey nur recht ehrerbietig und gehorsam gegen sie, sprich nicht zu laut vor ihr, und sey recht bescheiden." Ich verließ hierauf das Fremdenhotel, der Anführer der Mameluken hieß mich ein Maulthier besteigen, dessen Geschirr ein Königreich werth war, und ritt mit mir nach dem Schlosse durch sieben Vorhöfe, welche von mehreren Tausend Genien bewacht waren. Als ich endlich in den Thronsaal gelangte, bewillkommte mich die Königin, und alle Viziere und Generäle, welche bei ihr waren, erhoben sich vor mir. Nachdem ich ihren Gruß erwidert, und noch einen Wunsch für die lange Dauer ihres Reichs und ihres Lebens hinzugefügt hatte, sagte sie: „Ich weiß schon, wer du bist, und kenne deine Mutter recht gut, darum habe ich dich auch heute schon sprechen wollen; erzähle mir nur zuerst, wie

einige andere Genienkönige sind mit einer großen Anzahl Truppen im Anzug, um den König Tarad zu befreien; vor dem Schlosse steht ihr Abgesandter, der vorgelassen zu werden wünscht.' — ‚Führe ihn herein,' sagte Farkad einem seiner Adjutanten. Da erschien ein alter Mann, der so ehrwürdig aussah, daß Farkad ihn freundlich aufnahm, neben sich sitzen ließ und ihn in einem sanften Tone fragte, woher er komme, wer er sey und welche Botschaft er bringe? ‚Ich bin,' antwortete der Alte, ‚ein Gesandter des Königs Anan, der mit Abu Tawaif mir bald hierher folgen wird, um dich um Gnade für seinen leichtsinnigen tollkühnen Sohn zu bitten, den er trotz aller seiner Fehler doch zärtlich liebt.' Farkad befahl einem seiner Diener, mich einstweilen in ein Gemach des Schlosses zu bringen, und auch den Gesandten meines Vaters ließ er in eines der schönsten Zimmer des Schlosses führen und ihm zwei Genien zur Bedienung geben. Als er dann allein mit Turaja war, sagte er ihr: ‚Theure Tochter, so sehr auch Tarad den Tod verdient, müssen wir doch bedenken, daß er ein König und Sohn eines mächtigen Königs ist, auch uns wird die Großmuth nur noch mehr vor den Augen aller Könige erheben; übrigens wäre es auch unklug von uns, wenn wir, um an einem verwegenen Jüngling Rache zu nehmen, uns in einen Krieg mit Anan und Abu Tawaif einlassen wollten; was sagst du dazu?' — ‚Ich habe keinen andern Willen als den deinigen,' erwiderte Turaja; ‚ich denke, wir warten einmal die Ankunft Anans ab und sehen, wie er sich gegen uns benimmt; sieht er das Unrecht seines Sohnes ein und bittet uns um Gnade für ihn, so werde sie ihm gewährt, droht er uns aber mit Gewalt, so üben wir Gerechtigkeit aus und lassen uns nicht von ihm einschüchtern.' Einige Tage nach diesem Vorfalle trat ein Adjutant vor den König Farkad und meldete ihm die Ankunft des Königs Anan mit Abu Tawaif und einigen andern Genienhäuptern. Farkad und Turaja bestiegen ihre Pferde und ritten ihm, in Begleitung einiger fliegenden Genien, deren Flügel so bunt wie Pfauenfedern aussahen, entgegen. Als sie ihm vor dem Thore begegneten, stieg Anan vom Pferd und verbeugte sich vor Farkad; dieser wollte ebenfalls absteigen, aber Anan schwur, er gebe dies nicht zu. Da schwur Turaja, auch er dürfe nicht zu Fuße gehen, und redete ihm so lange zu, bis er wieder aufstieg und zwischen Farkad und Turaja in die Stadt ritt. Schon waren auf dem Schloß alle Vorkehrungen zum Empfang Anans und Abu Tawaifs getroffen, und es harrte ihrer ein Mittagsmahl, wie man es nur bei so mächtigen Genienkönigen findet, die sich das Beste, was da kriecht und lauft und schwimmt und fliegt, zu verschaffen wissen: Während der Mahlzeit wurde wenig und nur von unbedeutenden Dingen

rings um den Saal herum Platz, zogen ihre Inſtrumente aus den Beuteln und fingen an zu ſingen und zu ſpielen, daß ich glaubte, das ganze Schloß tanze mit mir herum. Sie wurden erſt nach einigen Stunden wieder entlaſſen, und als wir allein waren, fragte mich die Königin, ob ich ihr Gatte werden wollte? Da ich vom erſten Augenblicke an, wo ich ſie ſah, eine heftige Liebe für ſie fühlte, antwortete ich ihr: „Es iſt das höchſte Glück, das mir in dieſem Leben zu Theil werden könnte.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Ali's eigenen Worten weiter:

Achthundert

und

achtundvierzigſte Nacht.

Turaja machte hierauf ihren Vater mit meiner Familie und meinen Abenteuern näher bekannt, geſtand ihm ihre Liebe zu mir und bat ihn um ſeine Einwilligung in unſere Verbindung. Der König Farkad ertheilte uns ſeinen Segen, worauf die Königin Turaja mich wieder bei der Hand nahm und in ihr Schloß zurückführte. Als wir allein waren, holte ſie ein Schwert, ein Stückchen Brod und einen Koran und ſchwur, daß ſie weder in meiner Anweſenheit noch in meiner Abweſenheit, weder bei meinem Leben, noch nach meinem Tode einem andern Mann gehören wolle, als mir. Dann bat ſie mich, denſelben Eid zu ſchwören, und als ich geſchworen hatte, küßte und umarmte ſie mich als ihren Gatten. — Am folgenden Morgen ſagte ſie mir: „Bleibe du hier im Schloſſe, ich muß wegen einer dringenden Angelegenheit meinen Vater beſuchen.“ Als ſie mich verließ, ging ich im Schloſſe umher, von einem Gemache zum andern, bis ich zuletzt auf die Terraſſe ſtieg, welche mir eine wundervolle Ausſicht auf die ganze Stadt und das Meer gewährte. Schon wollte ich wieder herunter in's Schloß ſteigen, als ein Vogel auf mich zu flog, mich bis zu den Wolken hinauf hob und den ganzen Tag mit mir herumflog. Erſt gegen Sonnenuntergang ließ er ſich mit mir auf eine ſehr blühende, ſtark bevölkerte

Inſel herunter und verwandelte ſich plötzlich in einen ſchönen, königlich gekleideten und geſchmückten Jüngling. Höchſt erſtaunt über dieſe Verwandlung, fragte ich ihn, zu welcher Gattung Geſchöpfe er gehöre? Er antwortete mir: „Ich bin ein Menſch wie du, und heiße Tarad, Sohn Anans, Königs des rauchenden Bergs; doch komme nur weiter mit mir, ich will dich mit meinem ganzen Leben bekannt machen.“ Er führte mich dann in ein Schloß, vor deſſen Thoren viele Diener mit goldenen Stäben, und Mameluken mit indiſchen Schwertern ſtanden, die ſich alle vor ihm bis zur Erde verbeugten. In einem großen Saale des Schloſſes ſetzte er ſich auf einen Divan, hieß mich neben ihn ſitzen und begann:

„Wiſſe, mein Freund, mein Vater, der mächtige König Anan, hat außer mir noch zwölf Söhne, deren Jeder ein großes Königreich beſitzt. Er liebte mich aber von meiner Jugend an mehr als alle meine übrigen Brüder, daher beneideten mich dieſe, und bald verwandelte ſich ſogar ihr Neid in bittern Haß. Mein Vater, welcher befürchtete, meine Brüder möchten mir einmal in ſeiner Abweſenheit etwas zu Leid thun, rief eines Tages einen ihm ergebenen Genienfürſten mit Namen Dahiſch, der über unzählbare mächtige Genien zu gebieten hat, zu ſich und ſagte ihm: ‚Von heute an ſollſt du nicht mehr mir, ſondern meinem Sohne Tarad dienen, vollziehe alle ſeine Befehle, und hieße er dich auch Berge ausreißen oder Meere austrocknen, und ſchütze ihn beſonders gegen die böſen Anſchläge ſeiner Brüder.‘ Da mich dieſer Genienfürſt aller Mühe, Sorge und Arbeit überhob, gab ich mich ganz dem Studium der Zauber- und Beſchwörungskunſt hin, zu der ich von meiner Kindheit an ſchon viele Neigung hatte. Ich brachte es bald in dieſer Kunſt ſo weit, daß ich glaubte, mich mit den anerkannteſten Zauberern meſſen zu dürfen. Als ich das Mannesalter erreicht hatte und mich nach einer Gattin ſehnte, rief ich Dahiſch und ſagte ihm: ‚Wiſſe, daß ich nicht mehr länger hier allein leben mag, ich will mich verheirathen, möchte aber keine andere Gattin, als Turaja, die Königin der Moſchusinſel, denn nach Allem, was ich gehört und geleſen habe, übertrifft ſie alle andern Frauen an Schönheit, Macht, Weisheit und Gelehrſamkeit; darum geh zu ihr und ſage ihr: ‚Der König Tarad, der Sohn Anans, Herr des rauchenden Berges, will dich zur Gattin haben, gewährſt du ihm ſein Verlangen, ſo ſollſt du das glücklichſte Weib auf Erden werden, wo nicht, ſo wird er mit Menſchen- und Genienſchaaren zu dir ziehen, dein Land verwüſten und dich als Gefangene fortſchleppen.‘ Dahiſch entgegnete mir: ‚Weißt du nicht, erhabener König, daß Turaja ſo mächtig iſt, daß ſie den Berg Kaf umzuſtürzen vermag? Alle Könige dieſer Meere ſind ihre Verbündeten, ſelbſt Abu Tawaif gehorcht ihr und fürchtet ſie: wie ſoll ich eine ſolche

Sprache gegen sie führen?‘ — ‚Thu, was ich dir befehle,‘ versetzte ich zornig; ‚mich schrecken ihre Zauberkünste nicht ab; indessen nimm doch aus Vorsicht tausend Riesengenien mit

verbranntem Gesichte mit dir und bringe mir bald ihre Antwort.‘ Dahisch weigerte sich nicht länger und flog in sehr kurzer Zeit, von tausend Genien begleitet, nach der Moschusinsel.

„Als die Königin Turaja die Ankunft eines Genienfürsten mit tausend fliegenden Genien vernahm, schickte sie ihnen einen ergebenen Geist entgegen und ließ sie fragen, in welcher Absicht sie gekommen. Der Geist flog zu Dahisch und grüßte ihn, dieser erwiderte aber den Gruß nicht und der Geist schloß daraus, daß es widerspenstige Genien seyn müßten. Einer derselben fragte dann in einem unsanften Tone: ‚Was verlangst du von uns?‘ — ‚Ich bin,‘ antwortete der Geist, ‚von der erhabenen Königin Turaja zu euch gesandt, um euch zu fragen, wer ihr seyd, wem ihr gehorchet und was ihr begehret?‘ Dahisch erwiderte hierauf: ‚Ich bin gekommen, um im Namen des Königs Tarad um die Königin Turaja zu werben.‘ Als der Geist mit dieser Antwort zu seiner Herrin zurückkehrte, sagte sie ihm: ‚Geh wieder zu Dabisch und sage ihm, er möge mich allein in meinem Schlosse besuchen, und mir das Nähere über seine Botschaft mittheilen.‘

„Als aber der Geiſt den Wunſch ſeiner Herrin dem Fürſten Dahiſch vortrug, ſagte dieſer: ‚Du Hund, wie wagſt du es, eine ſolche Botſchaft an mich zu übernehmen? Wer iſt deine Herrin, daß ſie es wagt, mich allein zu ſich zu rufen, ſtatt zu mir herauszukommen?‘ Er zog hierauf ſein Schwert, tödtete den Geiſt und drang mit ſeinen verbrannten Genien in's Schloß.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo wieder fortzufahren:

Achthundert und neunundvierzigſte Nacht.

Tarad erzählte weiter: „Schon hielt ſich Dahiſch ſeines Sieges gewiß, als die Königin Turaja ihm entgegentrat, durch das Ausrufen eines heiligen Namens ihn zu Boden ſtürzte und von ihren Geiſtern, welche jetzt tauſendweiſe herbeiſtrömten, in Ketten legen ließ; auch die Genien, die mit ihm gekommen waren, wurden theils verbrannt, theils gefangen genommen. Turaja ſetzte ſich dann auf ihren Thron, ließ Dahiſch, der ſich ſo klein wie ein Hühnchen machte, gefeſſelt vor ſich führen und ſagte ihm: ‚Wehe dir! warum haſt du meinen Geiſt erſchlagen? Gott verdamme dich! doch laß mich einmal deine Botſchaft vernehmen!‘ — ‚Verzeihe, Königin,‘ rief Dahiſch mit zitternder Stimme, ‚mich ſendet Tarad, der Sohn Anans, König des rauchenden Berges, zu dir, um dich zu fragen, ob du ihn nicht mit deiner Hand beglücken wollteſt.‘ — ‚Und was hat er dir ferner aufgetragen?‘ fragte dann Turaja. Dahiſch ſenkte den Kopf zur Erde und antwortete nicht. ‚Hat er dir weiter nichts geſagt?‘ fragte Turaja nochmals, und da Dahiſch in ſeinem Schweigen beharrte, ſchlug ſie ihm den Kopf ab und befahl ihren Geiſtern, alle ſeine Begleiter aus der Welt zu ſchaffen. Als dieſer Befehl vollzogen war, rief ſie Charub, einen ihrer Adjutanten, zu ſich und ſagte ihm: „Bringe mir Tarad, den Sohn Anans, hierher!“ Charub nahm ſogleich die

Geſtalt eines ungeheuren Vogels an und flog zu mir, hob mich von meinem Throne weg und trug mich zur Königin Turaja. ‚Willkommen, Herr Bräutigam!‘ rief ſie mir höhniſch zu, ‚bei Gott, du ſollſt allen Königen dieſer Inſeln zur Warnung dienen, daß Keiner ſobald es wage, mich nur zu nennen.‘ Sie ſagte dann einigen ihrer Genien: ‚Führet ihn in's Gefängniß und bewahret ihn wohl, bis ich von meinem Vater, dem König Farkad, zurückkehre, den ich fragen will, was ich mit dieſem Hund anfangen ſoll.‘ Aber im Augenblick, als ein furchtbarer Genius mich in's Gefängniß führen und die Königin ſich entfernen wollte, trat der König Farkad herein und fragte ſeine Tochter, warum ſie ihn heute nicht zur gewöhnlichen Stunde beſuchte, und was ihr denn widerfahren, daß ſie ſo aufgeregt ausſehe? Turaja erzählte ihm hierauf Alles, was zwiſchen mir, Dahiſch und ihr vorgefallen. ‚Gott laſſe dich ferner über alle deine Feinde ſiegen,‘ ſagte der König erfreut; ‚doch wo iſt der König Tarad? ich möchte ihn auch gern ſehen.‘ Als die Königin auf mich hindeutete, ſagte er: ‚Das iſt ein König, der um meine Tochter wirbt? der zittert ja wie ein altes Weib!‘ Er trat mich dann mit ſeinem Fuß aus dem Saal und befahl dem Scharfrichter, mich

zu hängen. Ich hatte ſchon alle Hoffnung auf Gnade verloren, da traten die Adjutanten des Königs herein und ſagten: ‚Der König Anan, Abu Tawaif und

einige andere Genienkönige sind mit einer großen Anzahl Truppen im Anzug, um den König Tarad zu befreien; vor dem Schlosse steht ihr Abgesandter, der vorgelassen zu werden wünscht.' — ‚Führe ihn herein,' sagte Farkad einem seiner Adjutanten. Da erschien ein alter Mann, der so ehrwürdig aussah, daß Farkad ihn freundlich aufnahm, neben sich sitzen ließ und ihn in einem sanften Tone fragte, woher er komme, wer er sey und welche Botschaft er bringe? ‚Ich bin,' antwortete der Alte, ‚ein Gesandter des Königs Anan, der mit Abu Tawaif mir bald hierher folgen wird, um dich um Gnade für seinen leichtsinnigen tollkühnen Sohn zu bitten, den er trotz aller seiner Fehler doch zärtlich liebt.' Farkad befahl einem seiner Diener, mich einstweilen in ein Gemach des Schlosses zu bringen, und auch den Gesandten meines Vaters ließ er in eines der schönsten Zimmer des Schlosses führen und ihm zwei Genien zur Bedienung geben. Als er dann allein mit Turaja war, sagte er ihr: ‚Theure Tochter, so sehr auch Tarad den Tod verdient, müssen wir doch bedenken, daß er ein König und Sohn eines mächtigen Königs ist, auch uns wird die Großmuth nur noch mehr vor den Augen aller Könige erheben; übrigens wäre es auch unklug von uns, wenn wir, um an einem verwegenen Jüngling Rache zu nehmen, uns in einen Krieg mit Anan und Abu Tawaif einlassen wollten; was sagst du dazu?' — ‚Ich habe keinen andern Willen als den deinigen,' erwiderte Turaja; ‚ich denke, wir warten einmal die Ankunft Anans ab und sehen, wie er sich gegen uns benimmt; sieht er das Unrecht seines Sohnes ein und bittet uns um Gnade für ihn, so werde sie ihm gewährt, droht er uns aber mit Gewalt, so üben wir Gerechtigkeit aus und lassen uns nicht von ihm einschüchtern.' Einige Tage nach diesem Vorfalle trat ein Adjutant vor den König Farkad und meldete ihm die Ankunft des Königs Anan mit Abu Tawaif und einigen andern Genienhäuptern. Farkad und Turaja bestiegen ihre Pferde und ritten ihm, in Begleitung einiger fliegenden Genien, deren Flügel so bunt wie Pfauenfedern aussahen, entgegen. Als sie ihm vor dem Thore begegneten, stieg Anan vom Pferd und verbeugte sich vor Farkad; dieser wollte ebenfalls absteigen, aber Anan schwur, er gebe dies nicht zu. Da schwur Turaja, auch er dürfe nicht zu Fuße gehen, und redete ihm so lange zu, bis er wieder aufstieg und zwischen Farkad und Turaja in die Stadt ritt. Schon waren auf dem Schloß alle Vorkehrungen zum Empfang Anans und Abu Tawaifs getroffen, und es harrte ihrer ein Mittagsmahl, wie man es nur bei so mächtigen Genienkönigen findet, die sich das Beste, was da kriecht und lauft und schwimmt und fliegt, zu verschaffen wissen: Während der Mahlzeit wurde wenig und nur von unbedeutenden Dingen

geſprochen; erſt als der Nachtiſch aufgetragen wurde, erhob ſich Abu Tawaif und ſagte: ‚Der glorreiche König Farkad weiß ſchon durch unſern Boten, was den König Anan bewogen hat, ſeine Inſel zu verlaſſen und hierher zu kommen; darf ich wohl dem betrübten Vater die Verſicherung geben, daß ſein Sohn ihm zurückgegeben wird?‘ Da erhob ſich Duha, der Vizier des Königs Farkad, der klügſte Mann ſeines Jahrhunderts, und bat um das Wort.“

Bei dieſen Worten überraſchte der Tag Scheherſad; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

und

fünfzigſte Nacht.

Tarad fuhr fort: „Als der König Farkad Duha's Bitte gewährte, ſagte er: ‚Es iſt Jedermann bekannt, daß der König Farkad der friedliebendſte Regent dieſer Inſeln iſt, daß aber Tarad ohne allen Grund und gegen alles Recht die Ehre der Königin Turaja angegriffen hat; er iſt nun ſelbſt in die Grube gefallen, die er ihr zu graben glaubte, er iſt jetzt ihr Gefangener, ſtatt daß er ſie mit Gewalt aus ihrer Heimath fortzuſchleppen hoffte; gern wird ſie ihm indeſſen, ſo groß auch ſein Verbrechen war, um ſeines Vaters und des ehrwürdigen Abu Tawaif willen verzeihen; aber wer bürgt uns dafür, daß dieſer tollkühne Jüngling, einmal wieder in Freiheit, ſeine verbrecheriſchen Abſichten aufgeben und nicht neue Ränke gegen ſie ſchmieden wird?‘

„Da erhob ſich Abu Tawaif und ſagte: ‚Sein Vater Anan und ich, wir verbürgen uns für ihn, wir ſelbſt übernehmen es, ihn zu züchtigen, wenn er es je wieder wagen ſollte, gegen die erhabene Königin Turaja etwas zu unternehmen; laßt ihn nur rufen, ich will es ihm ſelbſt verkünden.‘ Ich ward hierauf aus meinem Zimmer geholt und in den Saal geführt, wo mein Vater, Abu Tawaif, Farkad, Turaja, Duha und einige andere Viziere und Genienhäupter beiſammen ſaßen. Ich ſenkte den Kopf zur Erde und befand mich in einem Zuſtande, der tauſendmal ſchlimmer als der Tod war, denn mein Herz war von Reue, Aerger, Scham und Liebe gedrückt. Auch ſah ich ſo niedergeſchlagen und zerknirſcht aus, daß alle Anweſenden aus

Mitleid weinten. Abu Tawaif redete mich dann folgenderweiſe an: „Weißt du nicht, verwegener Jüngling, daß Gutes mit Gutem vergolten wird, daß aber der Beſſere den Anfang macht? daß Böſes mit Böſem beſtraft wird, der Schlimmere aber es zuerſt übt? Hatteſt du eine ſo geringe Meinung von der allenthalben verehrten und gefürchteten Königin Turaja, daß du glaubteſt, ſie ungeſtraft beleidigen zu können? Doch du biſt ein unüberlegter Jüngling, darum will ſie dich auch begnadigen, ſchwöre aber in unſerm Beiſeyn, daß du ſie fernerhin nie mehr beunruhigen, daß du nie mehr ihr Land betreten, noch ihren Namen ausſprechen willſt, ſchwöre dies, dann bürgen wir für dich; bedenke aber, daß der unſichtbare Gott deinen Eid hört und daß du in dieſem und jenem Leben verloren biſt, wenn du ihn brichſt.' Ich ſchwur bei dem, der die Himmel wie ein Zelt ausgedehnt und die Erde wie eine Wiege geſchaffen, der den Morgen in ein weißes und die Nacht in ein ſchwarzes Gewand hüllt, daß ich mich ihr nie mehr nähern, noch ihren Namen ausſprechen wollte. Kaum hatte ich dieſen furchtbaren Eid geſchworen, als ich in Ohnmacht fiel; ich brachte die ganze Nacht halb bewußtlos zu, und am folgenden Morgen, als ich wieder zu mir kam, erſchien mein

Vater und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ich mußte mit ihm hierher zurückkehren, ohne zuvor meine Geliebte wiedergeſehen zu haben, und auf der ganzen Reiſe machte

und verſprach, Alles aufzubieten, um ihre Gebieterin von einem Kriege abzuhalten, hoffte aber in ihrem Innern durch Liſt viel leichter ihr Ziel zu erreichen. Sobald ſie nämlich Djauhara die Antwort ihrer Schweſtern überbracht hatte, kochte ſie eine ihr wohlbekannte ſchwarze Wurzel und wuſch damit ihren ganzen Körper, ſo daß ſie wie eine geborne Negerin ausſah; ſie kleidete ſich dann wie die Sklavinnen Murdjana's und flog nach ihrem Schloſſe, miſchte ſich unter ihre Sklavinnen und trat ſo in den Saal, wo ich zwiſchen Murdjana und Jakuta vor einem Weintiſchchen ſaß.

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit Ali's eigenen Worten wieder fort:

Achthundert

und

einundfünfzigſte Nacht.

Als Tarad dieſe wunderbare Geſchichte — fuhr Ali dem Chalifen zu erzählen fort — vollendet hatte, dachte ich: Hier muß ich behutſam zu Werke gehen: ſage ich dieſem raſenden Jünglinge, daß ich Turaſa's Gatte bin, ſo wird er aus Eiferſucht mich umbringen; ich ſagte ihm daher bloß, ich ſey der Sohn der Königin Farha, Freundin der Königin Turaſa, und habe dieſer auf meiner Mutter Befehl einen kleinen Beſuch gemacht. Als Tarad dies hörte, ſagte er: „Wehe mir, wenn Turaſa dich vermißt und erfährt, daß ich dich fortgeſchleppt habe; da wird ſie zu meinem Vater und Abu Tawaif ſchicken, und mich als einen meineidigen König anklagen, da iſt es um meine Ehre, vielleicht gar um mein Leben geſchehen; das Beſte iſt daher, ich ſchicke dich ihr zurück, und bitte dich, ſie um Gnade für mich anzuflehen.“

Kaum hatte er aber dieſe Worte vollendet, da trat haſtig ſein Adjutant herein und ſagte ihm: „Draußen ſteht ein Abgeſandter der Königin Turaſa mit mehr als hundert ſchwarzen Genien, welcher dich zu ſprechen wünſcht.“ Bei dem Namen Turaſa fing Tarad an zu zittern und zu beben, und mit Mühe ſtammelte er: „Führe ihn herein.“ Als der Abgeſandte erſchien, ſtand Tarad vor ihm auf, grüßte ihn mit Ehrerbietung, und fragte ihn, welche Botſchaft er bringe? Der Bote überreichte ihm

einen versiegelten Brief, den er hastig erbrach, und als er ihn gelesen hatte, brach er in Schmähungen gegen Turaja aus, und sagte dem Gesandten: „So behandelt man keinen König, so sehr er auch gefehlt haben mag.“ Da ich fürchtete, Tarad möchte mein Geheimniß erfahren, benützte ich diesen Augenblick, um aus seinem Schlosse zu fliehen, und irrte auf seiner Insel umher, ohne zu wissen, wohin ich meinen Fuß setzte. Nach einigen Stunden, als ich ziemlich weit vom Schloß entfernt war, warf ich mich voller Verzweiflung auf die Erde, dachte an meinen Vater, an meine Mutter und an Turaja's Angst um meinetwillen, und fing an laut zu weinen und Gottes Hülfe anzuflehen. Da rief mir eine Stimme aus der Höhe zu: „Beruhige dich, Ali, es naht dir Hülfe.“ Als ich die Augen aufhob, erblickte ich über mir einen großen Genius in Vogelgestalt; ich bat ihn, sich zu mir herabzulassen und mir zu sagen, zu welcher Gattung Genien er gehöre? Er stieg herunter, und sagte mir: „Ich gehöre zu den Genien des Königs Tarad und entfliehe vor dem rothen Tode, der sie durch das Schwert der Königin Turaja erreicht. Bald nach deiner Flucht aus dem Schlosse des Königs Tarad erblickten wir nämlich eine Röthe in der Atmosphäre, daß wir glaubten, der ganze Himmel stehe in Flammen; es waren die feuerspeienden Schaaren der Königin Turaja, welche Tarads Schloß wie ein Schwarm Heuschrecken oder Ameisen umlagerten, und Alles, was darin war, tödteten oder gefangen nahmen. Die Königin selbst, welche an ihrer Spitze stand, sprang auf Tarad mit gezogenem Schwerte zu, und fragte ihn: ‚Wo ist Ali, der Sohn der Königin Farha?‘ Tarad schwur bei Gott, er wisse nicht, wo er hingekommen, er habe sich bei Ankunft ihres Gesandten entfernt und sey wahrscheinlich irgendwo verborgen, oder habe aus Furcht vor den Genien die Flucht ergriffen. Aber Turaja nannte ihn einen Wortbrüchigen und Meineidigen, trat ihn mit Füßen und befahl einem ihrer Offiziere, ihn gefangen zu nehmen. Nun, Gottlob, daß ich dich hier finde, ich will dich sogleich zur Königin Turaja, die vor Liebe zu dir ganz rasend ist, bringen, du mußt ihr sagen, daß Tarad dir nichts zu leid gethan, so wird sie ihm gewiß auch diesmal wieder verzeihen.“ — „Thu' dies, mein Freund, sagte ich, du wirst dadurch Turaja, Tarad und mich verbinden.“ Da nahm er mich auf seinen Rücken und flog mit mir so hoch hinauf, daß ich nur noch eine Hand breit vom Himmel entfernt war, dann ließ er sich auf einen hohen Berg herunter, schüttelte mich ab und stellte sich vor mich in der Gestalt eines Raben mit einem Löwengesicht und Adlerskrallen. Ganze Feuersäulen stiegen aus seinem Schlunde hervor und auch seine Augen, welche in die Länge gespalten waren, sprühten Funken, seine Worte glichen dem Donner, und sein Hauch verbreitete einen Leichengeruch um ihn. „Was bedeutet

ich vollendet hatte, ſagte ſie: „Armer Mann, du haſt viel gelitten, ein Säugekind könnte grau davon werden, doch ſey frohen Muthes, du biſt hier in einem Hauſe des Troſtes und der Freude.“ Sie ließ dann ein köſtliches Abendeſſen auftragen und nach der Mahlzeit mich von einer Sklavin in ein Schlafgemach führen, wie ich noch keines in meinem Leben geſehen. Ich ſchlief bald auf einem weichen ſeidenen Divan ein, und erwachte erſt am folgenden Morgen, als die Sonne ſchon längſt aufgegangen war. Als ich mich gewaſchen und gebetet hatte, kamen vier Diener in mein Zimmer und ſagten: „Iſt es unſerm Herrn gefällig, in's Bad zu kommen?“ Ich machte mich auf und folgte ihnen in ein königlich eingerichtetes Badzimmer; die Diener wuſchen mich, bis ich wie eine Silberſtange ausſah, dann zogen ſie mir ein prachtvolles Kleid an, umgürteten mich mit einem juwelenbeſetzten Gürtel und ſetzten mir eine goldene Krone auf, die mit allerhand Edelſteinen verziert war, und führten mich, ſo geſchmückt, zur blauen Königin. Sie ſtand vor mir auf, zog mich zu ſich auf den Divan und fragte mich, wie ich die Nacht zugebracht. Ich küßte ihr die Hand, grüßte ſie und die Viziere, die um ſie verſammelt waren, und dankte für die ausgezeichnete Bewirthung. Wir unterhielten uns dann bis zur Mittagsſtunde; die Königin wandte keinen Blick von mir, und ich hörte, wie ſie zu einer Dame, die in ihrer Nähe ſaß, ſagte: „Ich habe in meinem Leben keinen ſo ſchönen Jüngling geſehen.“ Nach dem Mittagsgebete gingen wir zur Tafel,

gebracht und ihm einen ſo ſchweren Stein aufgebürdet?“ Eine Andere antwortete: „Dieſer Jüngling iſt Ali, der Sohn der Königin Farha, der Geliebte der Königin Turaſa; der König Sarech, welcher die Königin Turaſa leidenſchaftlich liebt, hat ihn hierhergetragen, um ihn hier vor Hunger und Durſt umkommen zu laſſen; aber bei dem Siegel Salomo's, wäre auch der König Sarech ſo mächtig wie Barachſa, Salomo's Vizier (Friede ſey mit ihm), ſo muß doch dieſer Jüngling gerettet werden.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Achthundert und zweiundfünfzigste Nacht.

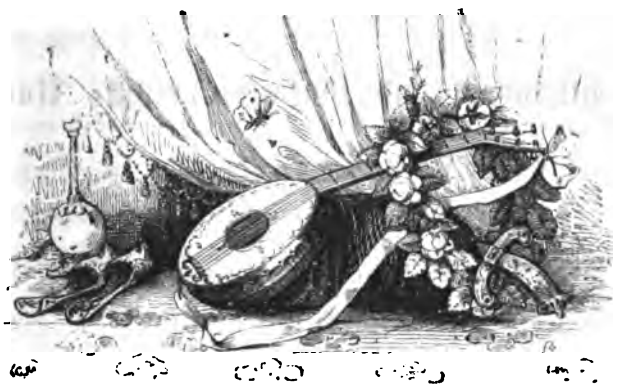
Ali fuhr in seiner Erzählung vor dem Chalifen Abdul Malik also fort: Bei diesen Worten ging die Jungfrau auf mich zu und hob den Stein von meiner Brust. Ich öffnete die Augen wieder, schöpfte Athem, stand auf und beschwor meine Retterin, mir doch zu sagen, wie so sie diesen unzugänglichen Berg besteigen konnte, was sie hieherführte und wer sie sey? Sie antwortete mir: „Ich heiße Djauhara und bin die Tochter der blauen Königin, Herrin der weißen Stadt; die drei Mädchen, die du hier bei mir siehst, sind meine Schwestern; die eine heißt Sumurda und ist meine rechte Schwester,

die andern Beiden, Murdjana und Jakuta, sind meine Stiefschwestern. Uns ist kein Land zu fern, kein Berg zu hoch und kein Meer zu tief: denn wir fliegen wie Vögel in der Luft und tauchen wie Fische in den Abgrund des Meeres hinab; auf diesen Berg sind wir aber nur um deinetwillen gekommen, als wir auf einem Ausfluge dich so hülflos da liegen sahen; komme jetzt mit uns, erhole dich von deinen schweren Qualen, dann steht es dir frei, wieder zu deiner Geliebten zurückzukehren." Sie nahm mich hierauf in ihren Arm und flog mit mir so schnell wie ein Blitz nach einer herrlichen großen Stadt, welche in einem reizenden Thale lag, ließ sich mit mir auf die Terrasse eines Schlosses herab und führte mich eine marmorne Treppe hinunter in einen Saal, der an Größe und Glanz dem der Königin Turaja nicht nachstand. Es war schon Nacht, als wir ankamen, aber der Saal war heller beleuchtet, als wenn die Mittagssonne ihn beschienen hätte. Djauhara befahl sogleich den Sklavinnen, welche den Saal füllten, das Nachtessen aufzutragen, und kaum hatte sie es gefordert, als niedliche kleine Tischchen mit goldenen Schüsseln, krystallenen Tellern und silbernen Löffeln gebracht wurden, erstere mit Speisen gefüllt, deren Geschmack und Aussehen mir ganz fremd waren, aber ganz vorzüglich mundeten. Als wir satt waren, wurden die Weingefäße gebracht mit allerlei trocknen und frischen Früchten, eine alte Wirthschafterin, die wie eine scheckige Schlange aussah und Feirusadj hieß, schenkte ein und reichte die Becher im Kreise umher, dann holte sie auch Sängerinnen, welche ihren Gesang mit allerlei Instrumenten begleiteten.

Gegen Mitternacht, als wir mehr oder weniger berauscht waren, sagte Djauhara zu ihren Schwestern: „Unser Gast bedarf jetzt der Ruhe, darum ziehet euch in eure Gemächer zurück." — „Glaubst du etwa," erwiderte Sumurda, „ich werde vor dir diesen Saal verlassen? wenn eine von uns den noch übrigen Theil der Nacht in Ali's Nähe zubringen soll, so gebührt es mir, als der Aeltesten, zuerst." — „Nein," versetzte Djauhara, „ich habe den Stein von ihm hinweggewälzt, unter dem er gestorben wäre; ich habe ihn auf meinem Arme hierher getragen, ich allein habe ein Recht auf seine Gesellschaft." Sumurda zog aber ihr Schwert und drang auf Djauhara ein, diese zog schnell das ihrige und es entstand ein Kampf, als wenn zwei Meere einander entgegentobten. Während aber Djauhara und Sumurda um meinen Besitz mit einander fochten, näherten sich mir Murdjana und Jakuta, und sagten: „Weißt du, daß dein Leben hier in Gefahr ist? wie leicht könnte eines dieser Mädchen in seiner Wuth dich ergreifen und der Andern zum Trotz umbringen! Wir rathen dir daher, diesen Augenblick zu benützen und mit uns zu kommen." Ich ging mit ihnen zur Thüre hinaus:

ganzen Lebensgeſchichte bekannt, von meiner Geburt an bis zu meiner Flucht aus dem Hauſe der alten Zauberin. „Danke Gott,“ rief er aus, „für deine Rettung aus der Gewalt der blauen Königin und der noch boshaftern und gefährlichern Djarda. Du mußt jetzt ein Paar Tage bei mir verborgen bleiben, ich erwarte einen befreundeten Kaufmann aus der Gegend des rauchenden Bergs, der bringt uns vielleicht Nachricht von dem König Anan und der Königin Turaja, dann beſchließen wir das Heilſamſte für dich.“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſetzte erſt in der nächſten Nacht dieſe Erzählung mit den eigenen Worten Ali's wieder fort:



und verſprach, Alles aufzubieten, um ihre Gebieterin von einem Kriege abzuhalten, hoffte aber in ihrem Innern durch Liſt viel leichter ihr Ziel zu erreichen. Sobald ſie nämlich Djauhara die Antwort ihrer Schweſtern überbracht hatte, kochte ſie eine ihr wohlbekannte ſchwarze Wurzel und wuſch damit ihren ganzen Körper, ſo daß ſie wie eine geborne Negerin ausſah; ſie kleidete ſich dann wie die Sklavinnen Murdjana's und flog nach ihrem Schloſſe, miſchte ſich unter ihre Sklavinnen und trat ſo in den Saal, wo ich zwiſchen Murdjana und Jakuta vor einem Weintiſchchen ſaß.

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit Ali's eigenen Worten wieder fort:

Achthundert und dreiundfünfzigſte Nacht.

Gegen Morgen, als ich einen Augenblick den Saal verließ und in den Hof ging, folgte ſie mir, murmelte ein Paar unverſtändliche Worte her, und ſogleich ſtieg ein abſcheulicher Genius aus der Erde, dem ſie befahl, mich in Djauhara's Schloß zu tragen. Als aber der Genius mit mir hoch in der Luft, ungefähr Mitte Wegs zwiſchen Djauhara's und Murdjana's Inſel, war, rief ich: „Es gibt keinen Gott außer dem einzigen Gott, und Mohammed iſt ſein Abgeſandter.“ Sogleich traf ein feuriger Pfeil meinen Träger und verwandelte ihn in Aſche, ich aber fiel herunter in den Abgrund des Meeres. Zu meinem Glücke war die See ſo ſtürmiſch, daß mich die Wellen bald wieder herauf warfen und ich ohne große Anſtrengung den ganzen Tag fortſchwimmen konnte. Aber gegen Abend nahmen meine Kräfte ab, ich konnte keinen Arm mehr bewegen, und dachte: jetzt wird die Tiefe des Meeres mich verſchlingen und kein Menſch und kein Genius wird mein Grab kennen, als die Wellen mich auf einen großen todten Fiſch trieben, der auf der Oberfläche des Waſſers ſchwamm. Ich klammerte mich daran feſt und ließ mich ſo einen Theil der Nacht von den Wellen umherſchaukeln. Nach Mitternacht

tauchten aber Seethiere von jeder Größe und jeder Gestalt, manche waren größer als Elephanten, aus dem Meer, umgaben meinen Fisch von allen Seiten und fraßen so lange daran, bis nur noch das Stück, auf dem ich lag, übrig blieb. Da ich fürchtete, mitgefressen zu werden, sprang ich schnell herunter und schwamm wieder eine Weile umher, bis mein Fuß auf etwas Hartes stieß; da hielt ich an und blieb darauf stehen, bis der Tag heranbrach und mir zeigte, daß ich mich auf einem aus dem Meere hervorragenden kleinen Felsen befand, in der Nähe einer großen Stadt, mit einem schönen von Schiffen angefüllten Hafen. Ich dankte Gott für meine Rettung aus so großer Noth, denn ich zweifelte nicht, daß mich bald Jemand vom Land aus erblicken und abholen würde. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn bald ward ein Fischerkahn vom Hafen losgebunden, der auf mich zusegelte und mich aufnahm. Ich dankte dem Schiffer, der mich in seinen Kahn hob, und bat ihn, mir zu sagen, wo ich mich befände? „Du kommst sogleich," antwortete er mir, „in die weiße Stadt, welche auch wegen der vielen Säulen, auf denen nicht nur das königliche Schloß, sondern auch viele Privathäuser ruhen, die Säulenreiche genannt wird; diese Stadt und Insel wird von einer Frau beherrscht, welche die blaue Königin heißt; sie ist eine der mächtigsten Königinnen der Erde und behandelt ihre Unterthanen mit vieler Härte, um so gütiger ist sie aber gegen fremde Jünglinge deinesgleichen." Der Schiffer gab mir dann ein Stück von seinem Brod, und einen Trunk süßes Wasser, und ich fischte mit ihm den ganzen Tag, bis der Kahn mit den schönsten Fischen angefüllt war. Gegen Abend, als wir in den Hafen einliefen, sagte mir der Schiffer: „Morgen bringe ich die Fische der Königin, denn ich bin ihr Leibfischer, und sage ihr, daß ich sie einem fremden Jünglinge verdanke, den ich auf einer Klippe gefunden, und bitte sie um die Erlaubniß, dich ihr vorzustellen." Wir waren aber kaum gelandet, als die Diener der Königin kamen und dem Fischer sagten: „Gib schnell her, was du gefangen, denn wir brauchen diesen Abend Fische zu einem Festmahl." Der Fischer gab die Fische her und begleitete die Diener bis zur Königin, um ihr zu sagen, daß er seinen reichen Fang nur mir verdanke, worauf sie ihm sogleich befahl, mich zu ihr zu führen. Als ich vor ihr erschien, verbeugte ich mich wie ihre Diener, aber sie bewillkommte mich sehr freundlich und hieß mich sitzen. Da setzte ich mich einen Augenblick, stand aber gleich wieder auf. „Warum bleibst du nicht sitzen?" fragte sie mich. Ich antwortete ihr: „Ich habe mich nur einen Augenblick niedergelassen, um den Befehl der erhabenen Königin zu vollziehen, ich erhob mich aber wieder aus Ehrfurcht vor ihr." Sie hieß mich dann wieder sitzen, ließ sich bei ihren Gästen als unwohl melden und blirb allein bei mir. Ich mußte ihr alle meine Abenteuer erzählen, und als

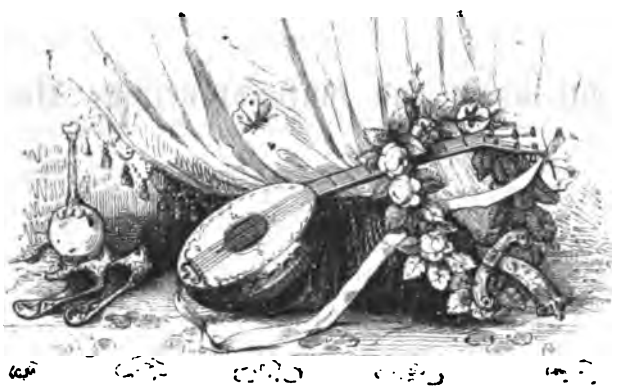
ich vollendet hatte, ſagte ſie: „Armer Mann, du haſt viel gelitten, ein Säugekind könnte grau davon werden, doch ſey frohen Muthes, du biſt hier in einem Hauſe des Troſtes und der Freude.“ Sie ließ dann ein köſtliches Abendeſſen auftragen und nach der Mahlzeit mich von einer Sklavin in ein Schlafgemach führen, wie ich noch keines in meinem Leben geſehen. Ich ſchlief bald auf einem weichen ſeidenen Divan ein, und erwachte erſt am folgenden Morgen, als die Sonne ſchon längſt aufgegangen war. Als ich mich gewaſchen und gebetet hatte, kamen vier Diener in mein Zimmer und ſagten: „Iſt es unſerm Herrn gefällig, in's Bad zu kommen?“ Ich machte mich auf und folgte ihnen in ein königlich eingerichtetes Badzimmer; die Diener wuſchen mich, bis ich wie eine Silberſtange ausſah, dann zogen ſie mir ein prachtvolles Kleid an, umgürteten mich mit einem juwelenbeſetzten Gürtel und ſetzten mir eine goldene Krone auf, die mit allerhand Edelſteinen verziert war, und führten mich, ſo geſchmückt, zur blauen Königin. Sie ſtand vor mir auf, zog mich zu ſich auf den Divan und fragte mich, wie ich die Nacht zugebracht. Ich küßte ihr die Hand, grüßte ſie und die Viziere, die um ſie verſammelt waren, und dankte für die ausgezeichnete Bewirthung. Wir unterhielten uns dann bis zur Mittagsſtunde; die Königin wandte keinen Blick von mir, und ich hörte, wie ſie zu einer Dame, die in ihrer Nähe ſaß, ſagte: „Ich habe in meinem Leben keinen ſo ſchönen Jüngling geſehen.“ Nach dem Mittagsgebete gingen wir zur Tafel,

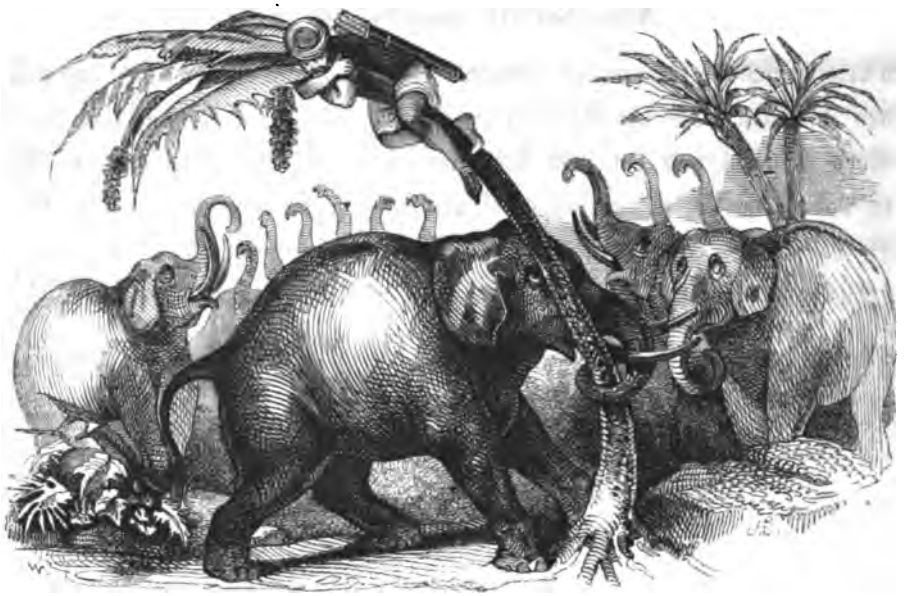
Vorwand, ein wenig friſche Luft zu athmen, das Zimmer und ſchlich mich leiſe zum Hauſe hinaus. Ich lief lange in der Stadt umher, bis ich endlich vor einem ſchönen großen Hauſe eine bequeme ſteinerne Bank mit einer Matte bedeckt ſah; ich legte mich darauf und ſchlief ein. Ich war aber kaum eingeſchlafen, als mich Jemand am Arme rüttelte; ich öffnete die Augen und ſah einen ſchönen jungen Mann von ſehr vornehmem Ausſehen vor mir, der mir ſagte: „Was ſchläfſt du hier im Freien auf dieſer harten

Bank? komm mit mir herein in's Haus!“ Ich folgte ihm ſchüchtern in ein Haus, das eben ſo kunſtvoll gebaut und eingetheilt, als geſchmackvoll verziert war. Nachdem er mich durch manche große Säle mit Springbrunnen geführt hatte, blieb er in einem kleinern niedlichen Zimmer, ſetzte ſich auf einen ſeidenen Divan, hieß mich neben ihm Platz nehmen und fragte mich, wo ich herkomme und wer ich ſey? Ich machte ihn mit meiner

ganzen Lebensgeſchichte bekannt, von meiner Geburt an bis zu meiner Flucht aus dem Hauſe der alten Zauberin. „Danke Gott,“ rief er aus, „für deine Rettung aus der Gewalt der blauen Königin und der noch boshaftern und gefährlichern Djarda. Du mußt jetzt ein Paar Tage bei mir verborgen bleiben, ich erwarte einen befreundeten Kaufmann aus der Gegend des rauchenden Bergs, der bringt uns vielleicht Nachricht von dem König Anan und der Königin Turaja, dann beſchließen wir das Heilſamſte für dich.“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſetzte erſt in der nächſten Nacht dieſe Erzählung mit den eigenen Worten Ali's wieder fort:





Achthundert und fünfundfünfzigſte Nacht.

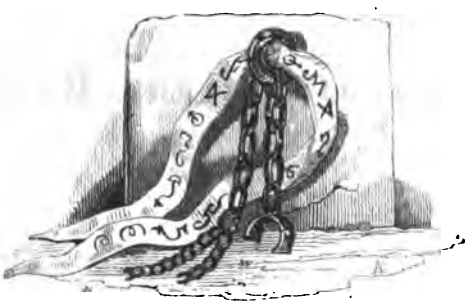
Ich blieb nun drei Tage bei dieſem Jüngling und ward von ihm mit der größten Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit bewirthet. Am vierten Tage trat ein alter Mann von ehrwürdigem Ausſehen zu uns herein; der Jüngling bewillkommte ihn herzlich und ſagte zu ihm: „Ich habe dich ſchon lange erwartet, Maher, deine Waaren liegen längſt bereit, wo bleibſt du denn ſo lange?“ — „Unſer ganzes Land,“ antwortete Maher, „iſt ſo ſehr mit Kriegern angefüllt, daß man nicht ohne Gefahr und nur auf Umwegen durchkommen kann; der König Anan unternimmt nämlich einen Feldzug mit vielen Verbündeten gegen die Königin Turaja, welche ſeinen Sohn Tarad nicht eher ausliefern will, bis ſie ihren Geliebten, einen gewiſſen Ali, Sohn Farba's, wiedergefunden.“ — „Wenn dem ſo iſt,“ ſagte der Hausherr, „ſo reiſe ſchnell zur Königin Turaja mit dieſem Jünglinge, der kein Anderer als Ali iſt, vielleicht trifft du noch zeitig genug mit ihm ein, um den Krieg zu verhindern, der um ſeinetwillen auszubrechen droht.“ — „Morgen früh,“ verſetzte Maher, „will ich mich mit ihm auf den Weg machen.“

Am folgenden Tage schenkte mir mein Wirth einen Beutel, voll mit Gold und Edelsteinen, vier Sklaven, zwei Maulthiere, mit Lebensmitteln beladen, und ein Reitpferd, dessen Geschirr ein halbes Königreich werth war, und begleitete mich, noch ehe die Sonne mich verrathen konnte, bis zur Stadt hinaus, wo Maher mit vielen berittenen Dienern mich erwartete. Er empfahl mich diesem noch einmal, nahm Abschied von mir und kehrte zur Stadt zurück. Ich reiste nun mit Maher drei Tage lang durch ein sehr wildes und unwirthbares Land, am vierten Tag aber gelangten wir in ein lachendes Thal mit wohlduftenden Blumen, murmelnden Bächen und zwitschernden Vögeln; ich bat Maher, hier ein Zelt für uns aufschlagen zu lassen, um einen Tag auszuruhen. Er stieg sogleich von seinem Maulthier und ließ von seinen Dienern am Ufer eines Baches, dessen Wasser den Thränen eines Liebenden in der Trennungsnacht gleichen, ein großes seidenes Zelt aufschlagen und Teppiche darunter ausbreiten, mit Divanen von Straußfedern. Nachdem ich eine Weile ausgeruht hatte, erging ich mich im Thal und pries den Schöpfer der Welt, der die Zahl der Regentropfen sowohl als der Sandkörnchen kennt. Der Gesang der Taube glich den Seufzern des Fremdlings, der sich nach seiner Heimath sehnt, die Baumzweige umschlangen sich, vom Winde gewiegt, wie Freunde, die sich wiedersehen, die ganze Natur schien mir belebt und entzückte mich so sehr, daß ich in Gedanken immer vorwärts ging, ohne zu wissen, wohin, bis endlich der Abend herannahte. Jetzt suchte ich vergebens Maher wieder auf, ich wußte aber den Weg nicht zurückzufinden. Da indessen die Nacht immer dunkler ward, bestieg ich einen Baum, in der Absicht, darauf zu übernachten, um vor wilden Thieren geschützt zu seyn; morgen, dachte ich, werden meine Leute mich aufsuchen und ich werde auch eher den Weg wieder zu ihnen finden. Als ich auf dem Baume war, sah ich zwei Männer kommen, von denen der Eine auf einem Elephanten und der Andere auf einem Löwen ritt, und viele Diener auf Pferden und Kameelen folgten. In der Nähe des Baumes, auf welchem ich saß, machten sie Halt und der Eine sagte zum Andern: „Wollen wir nicht hier die Nacht zubringen, Madjad?“ — „Ja wohl, Cheidar, hier sind wir sicher vor weitern Verfolgungen.“ — „Was bedeutet wohl das königliche Zelt, an dem wir vorübergekommen?“ — „Auch mir ist es aufgefallen; wir wollen einen unsrer Diener hinschicken und ausspähen lassen, wem es gehört, vielleicht gibt es etwas zu erbeuten für uns.“ Bei diesen Worten zitterte ich wie die Blätter des Baumes, auf dem ich mich befand, und hielt meinen Athem zurück, um nicht entdeckt zu werden. Ich hörte dann, wie Cheidar einen seiner Diener nach dem Zelt schickte und ihn beauftragte, sich auf eine geschickte Weise Nachricht über den Besitzer desselben zu verschaffen. Der

Diener kam bald wieder und ſagte: „Das Zelt gehört einem Manne aus dem Lande des rauchenden Bergs, welcher Ali, den Sohn Farha's, zur Königin Turaja begleitet; Ali ſelbſt wird aber ſchon den ganzen Abend vermißt und irrt vermuthlich in dieſem Thale umher.“ Als Madjad dies hörte, rief er aus: „Welch ein ſonderbares Zuſammentreffen! o Gott laß uns doch Ali finden!“ Bei dieſen Worten hob er die Augen gen Himmel und bemerkte mich auf dem Baume, den eben der Mond beleuchtete. Meine Angſt war ſo groß, daß ich faſt vom Baume fiel, aber Madjad rief mir zu: „Steige herunter, Ali, fürchte nichts! Gelobt ſey Gott, der uns ohne weitere Mühe und Gefahr mit dir vereint.“ Ich ſtieg herunter und fragte ſie, was ſie von mir wollten, und bat ſie, mich zu den Meinigen zu führen. Sie riefen den Diener, der ihnen Nachricht von mir gegeben, und wir gingen zuſammen in Mahers Zelt; hier angelangt, fragte ich nochmals: „Wer ſeyd ihr und was wollt ihr von mir?“ Da antwortete

Madjad: „Wir ſind die Söhne des Königs Anan, Brüder Tarads, der dich aus dem Schloſſe der Königin Turaja weggetragen. Dieſe machte ſich, als ſie dich vermißte, mit einem zahlreichen Heere gegen Tarad auf, und nahm ihn gefangen. Als mein Vater um ſeine Freiheit anhielt, ſagte ſie: ‚Ich gebe ihn nicht eher heraus, bis ich Ali wieder habe.‘

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:



Achthundert

und

ſechsundfünfzigſte Nacht.

Madjad fuhr fort: „Vergebens ſchwur mein Vater und Tarad, ſie haben keine Kunde von dir; ſie ſagte immer: ‚Ich fordere ihn von euch zurück, ihr müßt mir ihn verſchaffen, und wäre er unter der Erde.‘ Mein Vater und wir alle ſuchten dich dann überall und ſandten Boten nach allen Provinzen unſers Reichs; als aber all unſer Bemühen vergebens war, ſchrieb mein Vater der Königin Turaja, daß, wenn ſie den unſchuldigen Tarad nicht frei laſſe, er mit allen ſeinen Verbündeten gegen ſie ausrücken würde. Aber der fliegende Genius, der dieſen Brief überbrachte, kehrte nicht wieder, und ſtatt ſeiner erblickte mein Vater auf einmal nichts als Flügel am Himmel und Füße auf der Erde; es waren die fliegenden Genien und andere Truppen der Königin Turaja, welche ſein Schloß von oben und von unten her zugleich angriffen, ihn gefangen nahmen und mit ſich fortſchleppten. Mein Bruder und ich wir kamen gerade von einer Reiſe zurück, als dies geſchah, und es blieb mir nichts als eine ſchnelle Flucht übrig. Nun ſey Gott gelobt, der uns ſo unverhofft zu dir führte: denn du ziehſt jetzt mit uns zur Königin Turaja, ſie wird ſich dann von der Unſchuld meines Vaters und meines Bruders überzeugen und ihnen wieder ihre Freiheit ſchenken.“

Am folgenden Morgen nahm ich von Maher Abschied, und setzte meine Reise mit Tarads Brüdern nach dem rauchenden Berge fort, wo Turaja noch immer Anans Schloß besetzt hielt. Wir hatten auf der Reise noch manchen harten Kampf mit Räubern und mit Genien, welche mir die blaue Königin und die Zauberin Djarda nachgesandt, zu bestehen, und ohne den Beistand einiger der Königin Turaja ergebenen Geister, welche ebenfalls umherstreiften, um mich aufzusuchen, wäre ich wieder zu Jenen zurückgebracht worden; aber durch die Gnade Gottes erreichten wir am achten Tage nach unserer Trennung von Maher die Residenz des Königs Anan. Turaja war außer sich vor Freude, als sie mich wiedersah, und auch ich vergaß in ihrer Nähe alle überstandene Gefahr und sank ohnmächtig in ihre Arme. Als ich wieder zu mir kam, sagte Madjad zu Turaja: „Du siehst nun, erhabene Königin, daß weder mein Bruder noch mein Vater deinem Geliebten etwas zu leid gethan, lasse dir nun selbst von ihm erzählen, wie ihn Tarad behandelt und wie so er dir auf so lange entrissen worden, sey dann gerecht gegen meinen Vater und gnädig gegen meinen Bruder!“ Turaja begab sich mit mir allein in ein Gemach und bat mich nach nochmaliger Umarmung, ihr nichts zu verbergen von Allem, was mir seit unserer Trennung widerfahren.

Nachdem ich ihr mehrere Male alle meine Abenteuer mit Tarad, mit der blauen Königin und ihren Töchtern, mit Djarda und dem gastfreundlichen Jünglinge wiederholt hatte, begab sie sich zu ihrem Vater, dem König Farkad, erzählte ihm Alles wieder und fragte ihn, was er nun über Tarad und Anan verfüge. Farkad ließ sogleich Anan, Tarad und Abu Tawaif rufen, und sagte zu Ersterem: „Da du ganz unschuldig an den Leiden bist, die den armen Ali trafen, so können wir nur bedauern, daß der Leichtsinn deines Sohnes dich in einen für dich so unheilbringenden Krieg stürzte; wir können das Geschehene nicht ändern, aber Alles, was wir dir genommen haben, soll dir wiedergegeben werden; dein Sohn Tarad hingegen, wenn er auch selbst Ali nichts zu leid gethan hat, so ist er doch Veranlassung zu allem Unglück gewesen, das seither diese Länder getroffen, auch hat er seinen, vor euch Allen geschwornen Eid gebrochen, indem er auf die Terrasse des Schlosses meiner Tochter flog und einen darauf sich befindlichen Gast entführte; er kann daher nicht mehr begnadigt, auch deine und Abu Tawaifs Bürgschaft für ihn nicht mehr angenommen werden, er soll als Gefangener in meine Heimath geschickt werden, wo ich ihn übrigens als König behandeln will; ihm soll auch die blaue Königin mit ihren Töchtern folgen, welche Ali für sich haben wollten und noch in unsrer Nähe ihn mit ihren Schaaren überfielen.“ Er suchte dann Turaja zu bewegen, mit ihm in ihre Heimath zu ziehen; aber sie konnte sich

Achthundert und achtundfünfzigſte Nacht.

Während dieß in der weißen Stadt ſich zutrug, o Fürſt der Gläubigen, flog ich als Rabe unſtät umher, ohne zu wiſſen, in welcher Richtung. Drei Tage lang ſchwebte ich in der Luft, ohne Speiſe und ohne Trank, da ward ich ſo matt, daß ich keinen Flügel mehr bewegen konnte; ich mußte mich daher herunter laſſen, blieb aber bald an einem Baume hängen, bald ſtieß ich mich an einen Felſen, bis ich endlich ganz ohnmächtig den Boden erreichte. Es verſammelten ſich aber mehr als tauſend Raben um mich: der eine ſchlug mir ſeinen Flügel um den Kopf, der Andere pickte mich mit dem Schnabel, der dritte riß mir die Federn aus und zerbiß meine Haut, kurz ich mußte Alles dulden, wie ein Spatz, der in die Gewalt eines Adlers gefallen. Als ſie mich genug geplagt hatten, warf mich ein Rabe, der mich für todt hielt, in das Netz eines Jägers und flog davon. Ich glaubte mich jetzt außer aller Noth und wollte wieder weiter fliegen, verſtrickte mich aber immer mehr, bis zuletzt der Jäger herbeieilte, mich durchprügelte, am Fuße packte und ſagte: „Du ſcheußlicher Rabe, Freund der Verwüſtung und Trennung, du ſollſt dafür büßen, daß du alle anderen Vögel aus meinem Netze verſcheuchſt.“ Er zog dann eine Scheere aus der Taſche, ſchnitt mir die Flügel ab, band mir einen Strick um den Fuß und zog mich daran fort. Er ſah aber bald ein, daß er an mir doch einen guten

und in der Nacht, als Farkads Armee ſchon weit voraus war und nur noch einige Hundert Soldaten die Gefangenen bewachten, fielen ſie über die Wache her und tödteten ſie bis auf den letzten Mann, ſo daß Farkad gar keine Nachricht davon erhielt; dann kehrten ſie zuſammen auf die Inſel des rauchenden Bergs zurück und überfielen Turaja.

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit folgenden Worten wieder fort:

Achthundert

und

ſiebenundfünfzigſte Nacht.

Turaja — fuhr Ali in ſeiner Erzählung vor dem Chalifen Abdul Malik fort — kämpfte zwar wie eine Löwin und tödtete allein mehr als hundert ihrer Feinde, aber zuletzt ward ſie ſo von Genien umringt, wie der Finger von einem Siegelring; es blieb ihr nichts übrig, als ſich zu ergeben, denn Anan, der ihr beiſtehen wollte, ward von ſeinem Sohne Tarad als Gefangener vom Kampfplatze weggeführt, mich aber packte die alte Feiruſadj, trug mich auf einen hohen Berg und ſagte: „Damit es nicht zwiſchen der blauen Königin und ihren Töchtern um deinetwillen zu neuen Feindſeligkeiten komme, ſollſt du, Verwüſter der belebten Häuſer, eine Geſtalt annehmen, die Niemanden verführt.“ Sie nahm dann ein Bischen Erde, murmelte etwas, ſpie darauf, warf ſie mir in's Geſicht und ſagte: „Verlaſſe deine menſchliche Geſtalt und werde ein häßlicher Rabe, der auf den Gipfeln der Berge umherirrt und mit dem ſich kein Menſch bis zum Auferſtehungstage befreundet.“ Sie hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als ich auf einmal ein Rabe ward, ſo ſchwarz wie die Nacht; ich breitete meine Flügel aus und flog davon.

Ehe ich aber, o Fürſt der Gläubigen, fuhr Ali fort, dir meine weitern Schickſale als Rabe vortrage, will ich dir erzählen, was ſich noch ferner zwiſchen Turaja und

der blauen Königin zugetragen. Sobald Jene als Gefangene der blauen Königin gebracht wurde, ſagte dieſe: „Wehe dir, du kühne Dirne, mit welchem Recht eigneſt du dir den ſchönſten Jüngling auf Erden zu, und verwüſteſt um ſeinetwillen ganze Königreiche! Bei Gott, wenn ich dich nicht um ſeinetwillen ſchonte, du wäreſt ſchon unter den Todten, doch ſoll dir das Leben in meiner Hauptſtadt nicht allzuſüß werden.“ Sie befahl dann einigen Genien, Turaja zu feſſeln und in die weiße Stadt zu bringen, wohin ſie auch gleich folgte. In ihrer Heimath angelangt, begab ſich die blaue Königin ſogleich in's

Bad, dann ſetzte ſie ſich im höchſten Glanze, von ihren Töchtern und den Großen des Reichs umgeben, auf ihren goldenen Thron, und ließ die Königin Turaja in Ketten vor ſich führen. Turaja beugte einen Augenblick vor Scham den Kopf zur Erde, denn es war die erſte Niederlage, die ſie in ihrem Leben erlitten, dann hob ſie ihn aber ſtolz zur blauen Königin empor und ſagte: „Wahrhaft große Könige ſind großmüthig nach dem Krieg, übrigens kannſt du dich nicht rühmen, mich beſiegt zu haben, du haſt mich plötzlich mit zahlreichen Schaaren überfallen, verdankſt alſo deinen Sieg weder deiner

Kraft, noch meiner Schwäche; indessen, Gott hatte es so über mich bestimmt und Niemand kann seinen Verhängnissen ausweichen. Bedenke aber, daß, sobald mein Vater erfahren wird, daß ich hier gefangen bin, er mit einer Armee heranziehen wird, der du nicht zu widerstehen vermagst. Uebrigens, wären nur meine Hände und Füße von ihren Ketten befreit, so würde ich allein es mit dir aufnehmen." Als die blaue Königin dies hörte, sagte sie zu ihren Töchtern: „Ich glaube, Turaja hat den Verstand verloren, sonst würde sie in diesem Zustand es nicht wagen, so mit mir zu reden; aber nehmet ihr einmal ihre Fesseln ab, ich will doch sehen, was diese Verrückte im Sinne hat, und ihr zeigen, daß ich sie auch ungebunden nicht fürchte." Djauhara hatte ihr kaum die Ketten abgenommen, als sie mit dem Fuße stampfte; sogleich bekam sie Flügel und flog zu einem obern Fenster hinaus ihrer Heimath zu. Aber auch die blaue Königin nahm die Gestalt eines ungeheuren Vogels an und verfolgte sie, bis sie ihr nahe war, dann packte sie sie an dem Fuß und sagte ihr: „Wehe dir, du Dirne, glaubst du, es wäre so leicht, mir zu entkommen? Warte nur, ich will dich jetzt in einen Käfig sperren, aus dem zu entfliehen dir alle Lust vergehen soll." Aber noch ehe die blaue Königin ausgeredet hatte, verwandelte sich Turaja in eine Ameise, ließ sich auf den Boden herunter und kroch in die Erde hinein." Die blaue Königin nahm darauf die Gestalt eines Hahnes mit einem großen Schnabel an und pickte die Erde auf, bis sie zur Ameise gelangte. Aber im Augenblicke, wo sie die Ameise mit ihrem Schnabel fassen wollte, verwandelte sie sich in ein Feuer, das wie der Blitz in sie hineinfuhr und ihre Flügel verbrannte, darauf stieg das Feuer in die Höhe und entfernte sich. Die blaue Königin sah sich dann nach ihren Töchtern und Freunden um, sammelte ihre Truppen abermals und verfolgte Turaja, bis sie sie wieder einholte. Turaja war eben im Kampfe gegen Feirusadj und Djauhara, als sie sich plötzlich wieder von Feinden umgeben sah, an deren Spitze die blaue Königin mit rothen vor Freude strahlenden Wangen stand und ihr zurief: „Wehe dir, Dirne, jetzt ist deine Todesstunde gekommen." Turaja rief mit kräftiger Stimme: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!" und siehe da, ihr Vater Farkad kam mit einer zahlreichen Armee herangezogen, um sie aus der Hand ihrer Feindin zu befreien. Sobald er nämlich einige Tage vergebens die Ankunft der Gefangenen mit der Abtheilung Truppen, die er bei ihnen zurückgelassen, erwartet hatte, machte er sich auf, um ihnen entgegenzuziehen; da fand er die Seinigen erschlagen, von den Gefangenen aber war keine Spur zu sehen, jetzt fing er auch an für seine Tochter zu zittern, und zog daher wieder nach dem rauchenden Berge hin, um sie zu beschützen. Sobald Turaja ihren Vater sah, fiel sie ihm um den Hals und

ſagte: „Gelobt ſey Gott, der dich jetzt hierher geſandt: denn wäreſt du nur ein wenig ſpäter gekommen, ſo hätteſt du mich nicht mehr unter den Lebenden gefunden.“ Sie ſpornte dann ſeine Truppen zum Kampf an, welche bald die Genien der blauen Königin entweder tödteten oder gefangen nahmen, die Königin ſelbſt ward von Turaja bis in ihre Hauptſtadt verfolgt und erſchlagen, ihr Reich aber dem König Anan geſchenkt; „denn,“ ſagte Turaja, „ich bleibe nur noch ſo lange hier, bis meine ausgeſchickten Boten Ali auffinden, dann kehre ich mit ihm in meine Heimath zurück.“

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie mit Ali's Worten weiter:

Achthundert und achtundfünfzigſte Nacht.

Während dieß in der weißen Stadt ſich zutrug, o Fürſt der Gläubigen, flog ich als Rabe unſtät umher, ohne zu wiſſen, in welcher Richtung. Drei Tage lang ſchwebte ich in der Luft, ohne Speiſe und ohne Trank, da ward ich ſo matt, daß ich keinen Flügel mehr bewegen konnte; ich mußte mich daher herunter laſſen, blieb aber bald an einem Baume hängen, bald ſtieß ich mich an einen Felſen, bis ich endlich ganz ohnmächtig den Boden erreichte. Es verſammelten ſich aber mehr als tauſend Raben um mich: der eine ſchlug mir ſeinen Flügel um den Kopf, der Andere pickte mich mit dem Schnabel, der dritte riß mir die Federn aus und zerbiß meine Haut, kurz ich mußte Alles dulden, wie ein Spatz, der in die Gewalt eines Adlers gefallen. Als ſie mich genug geplagt hatten, warf mich ein Rabe, der mich für todt hielt, in das Netz eines Jägers und flog davon. Ich glaubte mich jetzt außer aller Noth und wollte wieder weiter fliegen, verſtrickte mich aber immer mehr, bis zuletzt der Jäger herbeieilte, mich durchprügelte, am Fuße packte und ſagte: „Du ſcheußlicher Rabe, Freund der Verwüſtung und Trennung, du ſollſt dafür büßen, daß du alle anderen Vögel aus meinem Netze verſcheuchſt.“ Er zog dann eine Scheere aus der Taſche, ſchnitt mir die Flügel ab, band mir einen Strick um den Fuß und zog mich daran fort. Er ſah aber bald ein, daß er an mir doch einen guten

Fang gethan, denn ich lockte unterwegs viele Vögel herbei, welche in sein Netz fielen. Als wir des Abends in eine Herberge kamen, sagte er, mich sanft streichelnd: „Gelobt sey Gott, der dich mir sandte, durch dich ist mein Tag gesegnet worden, ich habe heute mehr Vögel gefangen, als sonst in einer ganzen Woche."

Am folgenden Tage, da er bemerkte, daß ich müde war, setzte er mich neben sich auf sein Kameel, und so oft dieses stehen blieb, pickte ich es mit meinem Schnabel, bis es wieder weiter ging; darüber lachte der Jäger herzlich und sagte: „Du bist ein allzugescheiter Vogel." Des Abends erreichten wir endlich die Stadt Nischran, wo der Jäger wohnte. Es war eine große Stadt, mitten unter blühenden Gärten gebaut; der König dieser Stadt hieß Rihan und hatte drei Töchter, welche es in der Zauberkunst weiter als Harut und Marut gebracht hatten. Als der Jäger in seine Wohnung kam, wunderte sich seine Gattin darüber, daß er so schnell zurückgekehrt. Er sagte ihr: „Ich verdanke meine baldige Rückkehr mit reicher Beute diesem Raben; gib nur recht Acht auf ihn, ich gehe jetzt zu einem Jagdhändler und verkaufe ihm, was ich gefangen." Die Frau des Jägers führte mich in ein schönes Zimmer und stellte mir Speisen und Wasser vor; ich aß und trank und hüpfte in der Stube umher, spielte mit der Frau und ihren Töchtern, sprang bald dieser, bald jener auf den Schoß, bis der Jäger wieder zurückkam, da verbeugte ich mich und blieb ehrfurchtsvoll vor ihm stehen. Sowohl der Jäger als seine ganze Familie gewannen mich bald so lieb, daß sie nie mehr ohne mich ausgingen. Auf der Straße hatte ich meine große Freude daran, die Hunde zu plagen: dem einen schlug ich die Flügel in's Gesicht, den andern biß ich in den Rücken, und wenn sie sich umdrehten und bellten, flog ich davon; auch die Katzen neckte ich so lange, bis sich keine mehr vor mir sehen ließ. Bald sprach man in der ganzen Stadt von mir, viele Leute kamen zum Jäger, um mich zu sehen und mit mir zu spielen, und ein Jeder brachte mir etwas Gutes zum Essen mit. Nach einiger Zeit hörte auch der König so viel von meinem Verstande, daß er einen seiner Diener zum Jäger schickte und ihn bitten ließ, mich in's Schloß zu bringen. Der Jäger nahm mich unter den Arm und trug mich zum König. Ich verbeugte mich dreimal vor ihm, wie es seine Unterthanen zu thun pflegten, so daß alle seine Viziere und Adjutanten ausriefen: „Bei Gott, das ist ein wunderbarer Vogel." Als darauf der König seine Hand nach mir ausstreckte, küßte ich sie mit meinem Schnabel und setzte mich bescheiden zu seinen Füßen, aber er hob mich zu sich auf seinen Schoß, streichelte meinen Rücken, ließ einige süße Speisen bringen und sagte: „Komm, kluger Vogel, iß mit mir!" Ich schüttelte schüchtern meinen Kopf, um damit anzudeuten, ich verdiene eine solche Ehre nicht, aber

der König ſagte nochmals: „Iß nur, freundlicher Rabe!“ Da griff ich nach den Süßigkeiten bis ich ſatt war, dann putzte ich meinen Schnabel an meinen Federn ab.

Dies ergötzte den König ſo ſehr, daß er mich dem Jäger abkaufte und mich ſtets in ſeiner Nähe behielt. Eines Tages, als der König etwas ſpäter als gewöhnlich in ſein Harem ging, fragte ihn ſeine Gattin, warum er ſie ſo lange allein laſſe? Er antwortete: „Ich habe einen Raben, der ſo klug iſt, wie ich noch nie einen Vogel gefunden; er hat mir heute ſo viel Spaß gemacht, daß ich mich ganz vergaß.“ Da ſagte die Königin: „Und warum zeigſt du mir nicht auch einmal dieſen Vogel? Bei Gott, ich habe ſchon ſo viel von ihm gehört, daß ich längſt wünſchte, ihn auch einmal zu ſehen; ich wagte es nur nicht, dich darum zu bitten, weil du ſeiner nie erwähnteſt.“ Der König befahl einer Sklavin, mich zu holen, und als ſie mich brachte, ſagte er: „Herzenstroſt,“ denn dieſen Namen hatte er mir ſchon längſt gegeben, weil ich ihn in mancher trüben Stunde durch meine Scherze erheiterte, „unterhalte einmal dieſe Damen ein wenig.“

Ich fing an, allerlei Späſſe zu machen: der Einen küßte ich die Wangen, der Andern zog ich das Tuch vom Halſe, die Dritte zupfte ich an den Locken, der Vierten tanzte ich auf dem Schoße herum, bis ſie Alle vor Lachen ſich kaum mehr aufrecht

erhalten konnten. Die Königin hatte ſo viele Freude an mir, daß ſie durch eine Sklavin ihren Töchtern ſagen ließ, ſie möchten doch auch kommen, um an ihrer Unterhaltung mit dem Raben Theil zu nehmen. Nach einer Weile erſchienen drei Mädchen von bezaubernder Schönheit und ſtolzer Haltung, und kaum hatte die Aelteſte von ihnen einen Blick auf mich geworfen, als ſie zu den beiden Andern ſagte: „Bei Gott, dieſer Rabe iſt ein verzauberter Menſch!“

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

neunundfünfzigſte Nacht.

Ali ſprach weiter: Die Mädchen faßten mich ſcharf in's Aug' und riefen: „Du haſt recht, theure Schweſter, das iſt ſonderbar.“ Sie baten dann ihre Mutter, ihnen zu erlauben, mich mit ſich auf ihr Zimmer zu nehmen, und als ſie es erlaubte, ſagte mir die älteſte Prinzeſſin: „Folge mir, ich will dir etwas zeigen, das verdient aufgezeichnet und bis zum Auferſtehungstage nicht vergeſſen zu werden.“ Sie führten mich dann in ihr Zimmer zu ihrer alten Erzieherin, welche noch von Amalekiten abſtammte und ihre Lehrerin in der Zauberkunſt war, und ſagten ihr: „Verehrte Mutter, hier bringen wir dir einen Raben, den irgend ein böſer Menſch verzaubert hat; willſt du nicht einmal ſehen, ob du ihm helfen kannſt?“ Die Alte, welche ein ſehr ſchwaches Geſicht hatte, bat ſie, da es ſchon anfing dunkel zu werden, einige Lichter anzuzünden, dann riß ſie mir einige Federn aus, betrachtete meine Haut und rief: „Ich erkenne an dieſem Raben die Zauberkraft der alten Feirufadj, Erzieherin der blauen Königin; gewiß liebte ihn dieſe und ließ ihn verzaubern, weil er ihre Liebe nicht erwiderte.“ Sie ging dann mit mir in ein Nebenzimmer, wo ihr Zauberapparat aufbewahrt war, goß gelbes Waſſer aus einer verſiegelten Flaſche in einen kupfernen Becher und murmelte einige mir unverſtändliche Worte darüber. Das Waſſer fing an zu kochen und in die Höhe zu

ſteigen. Da ſchrie ſie: „Bleibe ſtehen,“ und das Waſſer, welches eben überlaufen wollte, ſenkte ſich bis an den Rand des Bechers. Sie ſetzte dann den Becher auf den Boden und es ſproßte rings umher ein grünes Kraut mit einer gelben Blüthe aus dem Boden, von dieſen Blüthen pflückte ſie eine Hand voll und rieb meine Füße und meinen Schnabel damit, dann beſpritzte ſie meinen Kopf mit dem Waſſer aus dem Becher und ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, meine ganze Haut zog ſich zuſammen und ich fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, war ich wieder ein Menſch wie zuvor, die Alte ſtand freundlich lächelnd vor mir und fragte mich, ſobald ich die Augen öffnete, nach meinem

Namen und ob ich nicht die blaue Königin kenne. Als ich ihr hierauf meine ganze Geſchichte erzählte, ſagte ſie zu den Prinzeſſinnen: „Ihr ſeht, daß ich mich nicht getäuſcht habe, es war aber auch keine leichte Aufgabe, dieſen Zauber zu löſen, wenig fehlte und ich hätte mein Leben dabei eingebüßt; doch nun iſt Gottlob alle Gefahr überſtanden: dieſer ſchöne Jüngling, der, wie ich wohl merke, euch gar nicht gleichgültig iſt, kann jetzt wieder als freier Menſch umherziehen, denn hierher reicht die Macht der blauen Königin nicht.“ Ich beſchwor ſie dann bei Gott, mir zu ſagen, ob ich weit von der Moſchus-Inſel entfernt wäre? „Wo denkſt du hin?“ antwortete ſie mir; „du biſt hier ganz in der Nähe des Reichs der Dunkelheit, nicht weit vom Meer Alexanders

Schrecken wieder erwachte. Da ich nicht mehr einſchlafen konnte, machte ich mich auf und ging den Berg hinauf. Auf einmal erblickte ich zwei rieſenhafte Geſtalten vor mir, von ſcheußlichem Ausſehen; ihre Augen ſtanden mitten im Geſichte und waren in die Länge geſpalten, und ſie hatten hervorſtehende Zähne, ſo groß wie Elephantenzähne.

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit den eigenen Worten Ali's:

Achthundert

und

einundſechzigſte Nacht.

Ich hielt ſtille und hörte, wie Einer zum Andern ſagte: „Haſt du den Jüngling geſehen, Meiſchum, der dort unten ſchläft? wie mag der wohl hierhergekommen ſeyn? Ich bin in meinem Leben noch keinem menſchlichen Weſen auf dieſem Berge begegnet.“ — „Freilich habe ich ihn geſehen, Barari,“ antwortete Meiſchum, „es iſt ein Jüngling, ſo ſchön wie der Mond, wer ihn ſieht, der liebt ihn.“ — „Er heißt Ali, der Sohn Farha's.“ — „Wenn du wahr ſprichſt,“ verſetzte Meiſchum, „ſo bin ich am Ziele meiner Bemühungen; denn wiſſe, mein Freund, ich bin von der Königin Turaja ausgeſandt, um Ali, ihren Geliebten, zu ſuchen, und habe ihr geſchworen, nicht heimzukehren ohne Nachricht von ihm. Ich wandere ſchon lange in allen bewohnten und wüſten Ländern, in Städten und Dörfern, auf Bergen und Thälern umher und frage

Menſchen und Genien nach ihm. Zuletzt hörte ich, es ſey ein als Rabe verzauberter Menſch hierhergekommen, dem die Erzieherin der Prinzeſſinnen ſeine frühere Geſtalt wieder gegeben. Ich erkundigte mich im Schloſſe nach dieſem Fremden, aber man ſagte mir, er ſey heimlich abgereist, Niemand wiſſe, wohin. Doch komm, laß uns ſchnell zu ihm eilen, ehe ich wieder ſeine Spur verliere." Da rief ich ihm zu: „Bleibe, wo du biſt; ich bin Ali, der Sohn Farha's, den du ſuchſt; willſt du mich zu meiner Geliebten, der Königin Turaja, tragen?" — „Das geht nicht," antwortete Meiſchum, „das würde meinen Flug hemmen und ich muß ſobald als möglich der Königin Nachricht von dir geben, daß ſie nicht vor Schmerz und Sorge um dich ſterbe; bleibe indeſſen hier bei meinem Freunde Barari, ich eile zu Turaja und komme bald hierher mit ihr." Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er ſeine Flügel ſchwang, und in einem Augenblicke war er meinem Aug' entſchwunden.

Als Meiſchum ferne war, ſagte mir Barari: „Weiche nicht von dieſer Stelle, bis ich wiederkehre." Er flog dann auch weg und kam erſt des Abends mit einigen Nahrungsmitteln wieder zu mir. Am folgenden Tage nahm er wieder Abſchied von mir, und nicht lange nachher ließ ſich ein fliegender Genius zu mir herunter, nahm mich auf den Rücken und ſchwang ſich mit mir gen Himmel, ich fiel vor Angſt und Schrecken in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem königlichen Schloſſe, einer Dame gegenüber, welche auf einem goldenen juwelenverzierten Throne ſaß, vor welchem viele Dienerinnen knieten. Als ich die Augen öffnete, ſah mich die Dame ſtarr an und ſagte leiſe zu einer andern Dame, die vor ihr ſtand: „Dieſer Jüngling verdient wahrlich nicht, daß meine Schweſter Turaja ſich um ſeinetwillen ſo grämе und mit allen Genienkönigen Krieg führe, ſieh, wie ſein Auge ſo matt iſt, wie farblos ſeine Wangen und wie unbedeutend ſein ganzes Weſen; wahrlich, hätte ich gewußt, daß der vielgeprieſene Ali ſo ausſieht, ich hätte gewiß Niemanden abgeſandt, um ihn hierherzubringen, doch, da er einmal in meiner Gewalt iſt, ſo diene er mir zum Verſöhnungsmittel mit meiner Schweſter Turaja." Sie ſagte dann laut zu den ſie umgebenden Dienern: „Wer von euch geht am ſchnellſten zu meiner Schweſter Turaja, welche ſich noch in der weißen Stadt bei den Töchtern der blauen Königin aufhält, und berichtet ihr, daß ihr geliebter Ali, der Sohn Farha's, bei mir iſt." Da trat Humarich, ein Genius von rieſenhafter Geſtalt und ſchauderhaftem Anſehen, hervor und ſagte: „Ich eile wie der Wind zu ihr, wenn du es befiehlſt, erhabene Königin." Sie ließ ſich ſogleich Dinte und Papier bringen und ſchrieb ihrer Schweſter Turaja einen Brief, deſſen Inhalt keiner Erwähnung bedarf, legte ihn zu und übergab

ihn Humarich, welcher ihr die Hand küßte und ſich auf den Weg machte. Als mich aber die Königin des Abends wieder ſah, nachdem ich mich gebadet, umgekleidet, ausgeruht und an ſtärkendem Weine gelabt hatte, bereute ſie es, ihrer Schweſter Kunde von mir gegeben zu haben, denn ſie fand mich ſo ſchön, daß ſie in Anweſenheit aller Gäſte mich mehrere Male küßte, und als ſie ſich zurückzogen, mich bat, noch bei ihr zu bleiben. Aber ihr glühendes Auge ließ mich ihre Abſicht errathen, ich entfernte mich daher, trotz ihrer wiederholten Bitte, noch einige Stunden bei ihr zuzubringen, und ſchloß mich in mein Zimmer ein. Am folgenden Morgen, nachdem ich mich gewaſchen und gebetet hatte, trat ein Diener in mein Zimmer und ſagte: „Die Königin will dich ſprechen, ſie erwartet dich vor der Stadt.“ Ich verließ mit dem Diener das Schloß, vor welchem ein geſatteltes Maulthier für mich bereit ſtand, und ritt zur Stadt hinaus,

wo die Königin mit einer Alten auf einem griechiſchen Teppich unter einem ſchattigen Baume ſaß. Sie lud mich ein, Platz zu nehmen, und ſtellte mir die Speiſen und Getränke vor, welche ſie in einem Querſacke mitgebracht hatte. Als ich gegeſſen und getrunken hatte, ſagte ſie: „Komm jetzt mit mir, die Alte wird hier bei unſern Effekten bleiben.“

Hier unterbrach Scheherſad dieſe Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht mit Ali's Worten wieder fort:

Achthundert und zweiundſechzigſte Nacht.

Die Königin führte mich in ein grünes Thal, deſſen Bäche ſanft murmelten, deſſen Vögel munter ſangen und deſſen Baumzweige ſich liebend umarmten. „Welch ein herrliches Thal!“ rief ich voll Entzücken aus; „laß uns doch ein wenig abſteigen, verehrte Königin, und hier ausruhen.“ — „Wenn dir dieſes Thal ſo gut gefällt, ſo ſteige nur ab, du ſollſt es nicht allzubald verlaſſen.“ Als ich auf dem Boden war, ließ auch ſie ſich von ihrem Maulthiere herunter und ſagte: „Schämſt du dich nicht, Ali, meine Speiſen zu eſſen und meinen Wein zu trinken und doch meinen Wünſchen dich zu widerſetzen? Aber bei Gott! wäreſt du ein ſüßes Meer, und ich müßte vor Durſt ſterben, ich möchte keinen Tropfen von dir trinken.“ Bei dieſen Worten ſchlug ſie mich in's Geſicht, hauchte mich an und ſchrie: „Ali, Sohn Farha's, werde eine marmorne Statue, die weder ſpricht, noch ſonſt ein Lebenszeichen von ſich gibt,“ und bei Gott, o Fürſt der Gläubigen, kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſtoßen, fiel ich als ein Stein auf die Erde und wußte nichts mehr von der Welt. Als ich wieder zu mir kam, ſtand die Alte vor mir und ſagte zur Königin: „Es hängt nun ganz von deinem Willen ab, Ali hier als Statue

bis zum Auferſtehungstage liegen zu laſſen; wenn aber deine Schweſter, die Königin Turaja, kömmt und nach ihm fragt, was willſt du ihr zur Antwort geben?" — „Habe ich etwa die Königin Turaja zu fürchten?" erwiderte die Königin; „ſind meine Truppen nicht zahlreich wie der Sand des Meeres und die Regentropfen des Himmels? ſind nicht die mächtigſten Genienhäupter dieſer Inſel meine Bundesgenoſſen?" Als die Alte merkte, daß die Königin ſo von Liebe und Aerger erfüllt war, daß ihre Worte keinen Eingang fanden, ſagte ſie: „Du haſt mehr Einſicht, als ich, mächtige Königin, thu', was dir gut dünkt." Die Königin befahl dann zweien ihrer Diener, mich, abgelegen vom Wege, an eine Stelle des Thales zu tragen, wo die Bäume ſo dicht in einander verzweigt ſind, daß kein Sonnenſtreifchen durchdringen kann, und verbot ihnen bei Todesſtrafe, mit Jemanden über dieſen ganzen Vorfall zu ſprechen. „Wenn Turaja nach ihm fragt," ſagte ſie zur Alten, „ſo ſagen wir, er ſey gegen unſern Willen allein ausgegangen und nicht wiedergekehrt."

Die Diener trugen mich dann fort und die Königin kehrte vergnügt zur Stadt zurück. Die Königin Turaja wollte eben mit Meiſchum, der, wie wir ſchon erzählt haben, Ali bei Barari auf dem waldigen Berge zurückgelaſſen hatte, abreiſen, als

Humarich mit dem Briefe der Königin Schubba eintraf. Sie erbrach haſtig den Brief ihrer Schweſter, und als ſie darin die Nachricht von meiner Ankunft las, fragte

ſie den Boten, ob er mich mit eigenen Augen geſehen, und als er bei ihrem Leben ſchwor, er habe mich bei der Königin geſehen, nahm ſie ihn freundlich auf und ließ ſogleich ihren Truppen den Befehl ertheilen, daß ſie ſich zum Aufbruche nach der Grenzeninſel, wo die Königin Schuhba reſidirte, rüſten. Jedermann erſtaunte über dieſen Befehl, denn zwiſchen Turaja und Schuhba herrſchte ſeit ihrer früheſten Jugend ein bitterer Haß. Sie waren nämlich die einzigen Töchter des Königs Farkad, und jede von ihnen wollte am meiſten von ihrem Vater geliebt ſeyn. Auch behauptete jede von ihnen, es in der Zauberkunſt, die ſie ihr Vater lernen ließ, am weiteſten gebracht zu haben. Ihre gegenſeitige Eiferſucht ward zuletzt ſo groß, daß ſie einen Tag beſtimmten, wo ſie auf einem öffentlichen Platze im Angeſichte der ganzen Stadt ihrer langen Fehde durch einen Zweikampf ein Ende ſetzen wollten. In dieſem Kampfe ward Schuhba tödtlich verwundet, ja man trug ſie ſogar ganz leblos vom Kampfplatz. Der König Farkad, in deſſen Abweſenheit Alles dies vorgefallen war, kehrte eben von einer Reiſe zurück, als man ſeine Tochter Schuhba in ihr Schloß brachte; er ließ ſogleich die beſten Aerzte rufen und war außer ſich vor Freude, als ſie die Wunde für nicht lebensgefährlich erklärten. Schuhba öffnete die Augen wieder, ſobald die Aerzte ihre Wunde mit einem Pulver beſtreuten und ihr etwas Wein eingoſſen, und nach einigen Wochen war ſie wieder vollkommen geheilt. Aber der Gedanke, von ihrer verhaßten Schweſter vor den Augen aller Großen des Reichs und aller Häupter der Armee beſiegt worden zu ſeyn, drückte ſie ſo ſehr, daß ſie gar nicht mehr auszugehen Luſt hatte, und der Aufenthalt in ihrer Heimath ihr unerträglich ward. Sie bat daher ihren Lehrer, ihr eine entfernte Inſel aufzuſuchen, wo ſie mit ihren Getreuen ein neues Reich gründen könne. Ihr Lehrer ſandte ſogleich die ihm ergebenen Genienhäupter auf Kundſchaft aus; ſie durchſtreiften alle Länder der Welt und fanden keinen angenehmeren, noch unbewohnten Aufenthaltsort, als die Inſel, welcher ſie wegen ihrer Fruchtbarkeit und reizenden Lage den Namen Vollkommenheitsinſel gaben. Als ſie mit dieſer Nachricht zu ihm zurückkehrten, befahl er ihnen, ſich mit ihren Truppen zur Reiſe vorzubereiten, dann begab er ſich zum König Farkad und ſagte ihm: „Wenn dir das Leben deiner Tochter Schuhba theuer iſt, ſo willige in ihre Entfernung von dieſem Lande; du ſiehſt, wie ſie täglich an Kraft und Geſundheit abnimmt, ihr Gemüthszuſtand bedarf durchaus einer Luftveränderung, und ſchon habe ich einen Aufenthaltsort für ſie gewählt, wo ſie, ſo Gott will, bald wieder geneſen kann.“ Der König antwortete hierauf: „Du weißt, verehrter Meiſter, daß meine Tochter Schuhba mein Leben und meine Seele iſt, und daß mir nichts ſchmerzlicher ſeyn kann, als eine Trennung von

ihr; jedoch, weil ich ſie ſo von Herzen liebe, will ich ſie lieber in der Ferne wohl wiſſen, als hier krank und leidend ſehen, darum möchte ich auch ihrer Abreiſe kein Hinderniß in den Weg legen.“ Er ließ ſogleich ſeinen Schatzmeiſter rufen und dem Lehrer ſo viel Geld, als er für nöthig fand, auszahlen, dann befahl er dem Großadmiral, die beſten Schiffe für ſeine Tochter auszurüſten.

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht erzählte ſie wieder mit Ali's Worten weiter:

Achthundert

und

dreiundſechzigſte Nacht.

Auf dem Schiffe, das Schuhba beſteigen ſollte, ließ er ein Zelt aus Aloeholz errichten und deſſen Boden mit den koſtbarſten Teppichen belegen. Als Alles zur Reiſe bereit war, ließ er den Hauptmann dieſes Schiffes zu ſich kommen und ſagte ihm: „Ich beſchwöre dich bei Gott, ſorge dafür, daß meine Tochter eine angenehme Fahrt habe; laſſe deine Matroſen nicht zu viel Lärmen machen, daß ſie in ihrer Ruhe nicht geſtört werde, und ſey in Allem recht vorſichtig.“ Dann nahm er von ſeiner Tochter und ihrem Lehrer Abſchied. Der Hauptmann ließ nur die kleinen Segel ſpannen, ſo lange die Schiffe im Angeſichte des Hafens waren, wo der König ihnen nachſah; dann wurden aber die großen Segel geſpannt, und der Wind war ihnen ſo günſtig, daß ſie in wenigen Tagen die Vollkommenheitsinſel erreichten. Schuhba war ſehr zufrieden mit der Wahl ihres Meiſters, denn dieſe Inſel ſchien ihr ein wahres Paradies. Sie beſtimmte dann den ſchönſten Punkt auf der ganzen Inſel zu einem Schloſſe, deſſen Plan ihr Meiſter entwarf; bald erhob ſich aber eine Stadt in der Nähe dieſes Schloſſes, denn die Fruchtbarkeit dieſer Inſel und ihr Reichthum an Edelſteinen zog viele Auswanderer aus allen Gegenden der Welt herbei, und ſo ward Schuhba eine immer mächtigere Königin, bis ſie abermals ſich mit Turaja meſſen zu können glaubte.

Um nun aber, nach vielen Gebeten für unſern Herrn Mohammed, den Edelſten aller Sterblichen, zu unſerer Erzählung zurückzukehren, verfolgen wir nicht weiter die

Freundin der Königin Farha. Nachdem nämlich Sader mehrere Wochen lang alle Thäler und Berge von Oſten bis Weſten durchſtreift hatte und endlich auf die Vollkommenheitsinſel kam, gab er alle Hoffnung, Ali zu finden, auf und wollte eben wieder zu Turaſa zurückreiſen, als ihm eine weibliche Djinn begegnete, die ſehr erſchrocken und ängſtlich ausſah; ſie wendete ſich immer links und rechts, nach vornen und hinten um, und war ſo erhitzt, daß ihr das Feuer aus der Naſe ſprühte.

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Geſchichte alſo fort:

Sehnsucht nach ihm ist unermeßlich und ich möchte gern bald mit ihm nach meiner Heimath zurückkehren." — „Theure Schwester," erwiderte Schuhba: „Ali ist wenige Tage nach der Abreise meines Boten ausgeritten und seither nicht wiedergekehrt; ich habe ihn schon auf der ganzen Insel aufsuchen lassen, Niemand konnte aber eine Spur von ihm entdecken; da bereute ich es natürlich, dir einen Boten zugesendet zu haben, aber ich konnte es nicht mehr ändern." — „Betrübe dich nicht darüber, liebe Schwester," versetzte Turaja: „Ali's Leiden scheinen noch nicht das ihnen bestimmte Ende erreicht zu haben, sonst wäre er hier geblieben; indessen hat er sich doch vielleicht im Walde verirrt und kehrt bald wieder; darum werde ich noch einige Tage hier verweilen und ihn erwarten."

Am folgenden Tage stand Turaja früh auf und ging in's Gebirge, um selbst noch Ali aufzusuchen; sie ritt aber den ganzen Tag umher und rief tausendmal seinen Namen: Niemand antwortete ihr. Gegen Abend warf sie sich ermattet auf die Erde und rief weinend: „O Gott, du hast diese unglückliche Liebe zu Ali über mich verhängt, mit allen Leiden, welche sie nach sich zog; nach deinem Beschlusse habe ich von meiner Heimath und meinem Vater mich getrennt: jetzt ist alle meine Hoffnung dahin; nur bei dir suche ich Hülfe, dir ist ja nichts verborgen, weder im Himmel, noch auf der Erde. Ich bitte dich bei deinem Auserkorenen Mohammed (Gottes Friede sey mit ihm!), offenbare mir den Ort, wo mein Geliebter sich aufhält, und vereine mich mit ihm!" Kaum hatte Turaja dieses Gebet vollendet, da hörte sie eine Stimme, welche ihr zurief: „Deine Erlösung ist nahe: dein Gatte liegt in diesem Thale; die Königin Schuhba hat ihn in eine steinerne Statue verzaubert. Als sie ihn nämlich zuerst sah, war sein Aussehen so schlecht — denn er hatte gar zu viel gelitten —, daß sie ihn häßlich fand und daher, um sich mit dir zu versöhnen, dir durch einen Boten seine Ankunft bei ihr melden ließ. Sobald er aber sich wieder erholt und seine frühere Schönheit wieder erlangt hatte, gefiel er ihr so gut, daß sie es bereute, dich von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt zu haben. Dies hielt sie indessen nicht ab, Alles aufzubieten, um seine Liebe zu gewinnen. Da sie aber all ihr Bemühen fruchtlos fand, indem Ali sich stets als ein treuer Gatte bewährte, verwandelte sie ihn in eine steinerne Statue und ließ ihn in den Wald tragen an eine Stelle, wo die Bäume am engsten ineinander verzweigt sind."

Turaja vertiefte sich hierauf wieder in den Wald und hörte, wie zwei Genien um den Besitz ihres Geliebten stritten; es war Sader, den sie selbst noch vor ihrer Reise zu ihrer Schwester Schuhba auf Kundschaft ausgesandt hatte, und Duha, eine

Freundin der Königin Farha. Nachdem nämlich Sader mehrere Wochen lang alle Thäler und Berge von Oſten bis Weſten durchſtreift hatte und endlich auf die Vollkommenheitsinſel kam, gab er alle Hoffnung, Ali zu finden, auf und wollte eben wieder zu Turaja zurückreiſen, als ihm eine weibliche Djinn begegnete, die ſehr erſchrocken und ängſtlich ausſah; ſie wendete ſich immer links und rechts, nach vornen und hinten um, und war ſo erhitzt, daß ihr das Feuer aus der Naſe ſprühte.

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Geſchichte alſo fort:

Achthundert und vierundſechzigſte Nacht.

Ali erzählte dem Chalifen Abdul Malik folgendermaßen weiter: Sader ſchnitt der Djinn den Weg ab und fragte ſie: „Wer biſt du und wo willſt du hin?“ Sie antwortete: „Ich bin Duha, die Tochter eines angeſehenen Fürſten in der Nähe der Diamanteninſel; ich verließ aber meinen Vater, als er gegen meinen Willen mich mit dem häßlichen Prinzen der Löweninſel verheirathen wollte, und flüchtete zur Königin Farha. Dieſe fand ich ſehr niedergeſchlagen, und als ich ſie nach der Urſache ihrer Leiden fragte, ſagte ſie mir: ‚Ich bin betrübt über den Verluſt meines einzigen Sohnes, von dem ich nicht weiß, ob er noch lebt, und nach dem ich nicht einmal mich erkundigen darf, weil mein Vater nach ſeiner Flucht geſchworen, daß, wenn je meine Zunge ſeinen Namen ausſpreche, er aufhören würde, mich als ſeine Tochter anzuſehen. So traure ich nun im Stillen ſchon ein ganzes Jahr und wage Niemanden meinen Kummer mitzutheilen, noch mir Linderung zu verſchaffen, weil hier Jedermann meinen Vater

fürchtet und ich leicht verrathen werden könnte. Nun ſey der Herr gelobt, der dich hierher geſandt, denn ich zweifle nicht, daß du mich bemitleiden und mir Kunde von meinem Sohne bringen wirſt.' Bei dieſen Worten weinte ſie heftig und fiel in Ohnmacht. Ihr Zuſtand rührte mich ſo ſehr, daß ich, als ſie wieder zu ſich kam, ihr verſprach, ſogleich abzureiſen und nicht eher zurückzukehren, bis ich ihr Nachricht von ihrem Sohn oder ihn ſelbſt bringe. So flog ich nun von einer Inſel zur andern, bis ich hierher kam und hörte, daß Ali von der Königin Schuhba in eine Statue verwandelt worden; ich durchſuchte nun den ganzen Wald in der Hoffnung, die Statue zu finden und ſie der Königin Farha bringen zu können, der es ein Leichtes ſeyn wird, ihrem Sohne ſeine frühere Geſtalt wiederzugeben; aber zwei Genien, welche, wie ich aus einigen ihnen entſchlüpften Worten entnehmen konnte, die Wächter der Statue zu ſeyn ſchienen, flogen mit ſo drohender Miene auf mich zu, daß ich die Flucht ergreifen mußte, und noch fürchte ich immer von ihnen eingeholt zu werden." Als Duha vollendet hatte, ſagte Sader: „Bei Gott, unſer Zuſammentreffen iſt wunderbar: wir verfolgen daſſelbe Ziel, denn ſo wie die Königin Farha um ihren Sohn trauert, ſo iſt die Königin Turaja wegen des Verluſtes ihres Gatten in Verzweiflung; darum ſandte ſie mich aus, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Nun, da uns die Vorſehung zuſammengeführt hat, laß uns beiſammen bleiben und gemeinſchaftliche Nachforſchungen anſtellen, vielleicht kann Einer dem Andern nützlich werden, und haben wir einmal Ali gefunden, ſo können wir ja beide Königinnen zufrieden ſtellen." — „Wir können ſogleich," verſetzte Duha, „durch ein freundſchaftliches Zuſammenwirken unſer Ziel erreichen; binde mich mit einem Strick und führe mich mit Gewalt zu den beiden Genien, welche mich verfolgten, grüße ſie freundlich und ſage ihnen: ‚Meine Brüder, hier iſt die verfluchte Djinn, welche vor euch entflohen iſt; ſie ſcheint ſchlimme Abſichten zu haben, denn auch mir wollte ſie ausweichen und die Fragen, die ich an ſie ſtellte, nicht beantworten; aber ich ſchlug ihr meine Flügel in's Geſicht, daß ſie zu Boden ſank, und nun bringe ich ſie euch, daß ihr nach Gutachten mit ihr verfahret.' Auf dieſe Weiſe," fuhr Duha fort, „gewinnſt du ihr Vertrauen, und es wird dir leicht ſeyn, nöthigenfalls mich vor einer allzu harten Strafe zu bewahren."

Sader bewunderte dieſen liſtigen Plan, warf Duha ſogleich einen Strick um den Hals und näherte ſich dem Berge, wo ihr die beiden Genien begegnet waren. Als er ſie ſah, rief er: „Herbei, theure Brüder, hier bringe ich euch die verdammte Djinn, welche vor euch entfloh; auch mir wollte ſie nicht ſagen, wer ſie ſey und was ſie hier ſuche, darum warf ich ſie zu Boden und band ſie feſt." — „Wir kümmerten uns weiter

nicht viel um dieſe Djinn," ſagte einer der Genien; „doch, da du ſie uns gefangen zuführſt, ſoll ſie den Lohn für ihre Widerſpenſtigkeit empfangen; ſchleppe ſie nur uns nach in das Fremdenhotel." Sader folgte den beiden Genien, Duha am Stricke führend, nach einem ſehr ſchönen Schloſſe mit unzählbaren Gemächern, das zwiſchen zwei hohen Bergen lag. Hier angelangt, ließen die Genien Speiſen und Wein auftragen, ſetzten ſich zu Sader und aßen und tranken mit ihm.

Im Laufe des Geſprächs hörte Sader, daß ihnen wirklich Schuhba den Auftrag gegeben, die Statue zu bewachen, damit ſich Niemand ihr nähere; er bat ſie daher um die Erlaubniß, ſie am folgenden Tage begleiten zu dürfen. Duha, welche noch immer gebunden daſtand, brach jetzt in Thränen aus und ſagte, vor den beiden Genien niederkniend: „Wenn ihr es mit Schuhba gut meint, ſo dürft ihr auch mich nicht als einen Feind behandeln, denn ich bin eine ihr befreundete Djinn, von ihr beauftragt, ihren Vater herbeizurufen, damit er ſie gegen Turaja ſchütze, wenn ſie ihr Verfahren gegen Ali erfährt; doch will ich gern, wenn ihr einen andern Boten abſchicken wollt, bei euch bleiben und treu dienen."

Die Genien, welche der Wein in gute Laune gebracht hatte, glaubten Duha's Worten, nahmen ihr ſogleich den Strick vom Hals und ließen auch ſie am folgenden

Morgen mit in den Wald kommen. Als ſie in der Nähe der Statue ſich niederließen, ſagte Sader: „Was mag wohl der arme Menſch begangen haben, daß ihn die Königin Schuhba in einen Stein verwandelt, der durch keine Bewegung ſich weder vor Kälte noch vor Hitze ſchützen kann, und dazu noch wie ein Menſch fühlt und denkt und hungert und durſtet?“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Ali's eigenen Worten weiter:

Achthundert

und

fünfundſechzigſte Nacht.

„Ich kenne ſein Verbrechen nicht,“ antwortete einer der Wächter, „aber gewiß hat er ſich ſchwer gegen die Königin verfehlt; vielleicht liebte er ſie und erkühnte ſich, ihr ſeine Gefühle zu erklären.“ — „Das glaube ich nimmermehr,“ verſetzte Duha, „denn Ali liebt die Königin Turaja und hat um ihretwillen ſich ſchon der größten Lebensgefahr ausgeſetzt; mir iſt wahrſcheinlicher, daß die Königin Schuhba ihm zugeneigt war, denn Ali iſt der ſchönſte Mann, den Gott geſchaffen, und daß, weil er ihre Neigung nicht erwiderte, ſie ſich in Haß verwandelte; auch ſcheint ſie noch immer zu hoffen, er werde ihren Wünſchen nachgeben, ſonſt hätte ſie ihn gleich getödtet.“ Als der Wächter, der ſelbſt Schuhba leidenſchaftlich liebte, dies hörte, ſagte er: „Wenn dem ſo iſt, ſo mag Schuhba ihn ſelbſt bewachen,“ und flog mit dem andern Genius davon. Sader ging ſogleich auf die Statue zu, nahm ſie auf den Rücken und wollte ſie zu Turaja tragen, damit ſie den Zauber löſe; aber Duha trat ihm in den Weg und ſagte: „Das geht nicht, ich muß ihn ſeiner Mutter Farha bringen; bedenke, daß Ali nur durch meine Liſt gerettet worden, und daß die Sehnſucht einer unglücklichen Mutter nach ihrem Sohne eher Mitleiden verdient, als die einer Geliebten.“ — „Ich glaube, du haſt den Verſtand verloren,“ erwiderte Sader; „meinſt du, ich ſtreife ſchon

Achthundert und sechsundsechzigste Nacht.

Kaum hatte Turaja dieſe Worte vollendet — ſo fuhr Ali in ſeiner Erzählung fort — als meine Zunge ſich zu regen anfing und ich rief: „Es gibt keinen Gott, als einen Einzigen, und Mohammed iſt ſein Geſandter; er iſt allmächtig, und durch ſeinen Willen werden die Todten wieder belebt!“ Als Turaja mich wieder ſprechen hörte und in meiner frühern Geſtalt wiederſah, küßte und umarmte ſie mich und befahl Sader, mich in ihre Wohnung zu tragen, wohin ſie und Duha mir folgten. Wir brachten den Abend zuſammen unter den traulichſten Geſprächen und gegenſeitiger Mittheilung unſerer Abenteuer zu; gegen Mitternacht zogen ſich Sader und Duha zurück, und ich blieb allein bei Turaja, deren Küſſe noch ſüßer waren, als die unſerer Hochzeitnacht. Nach den herzlichſten Umarmungen ſchliefen wir ein, und ſiehe da! als ich des Morgens erwachte und meine Augen öffnete, befand ich mich zwiſchen Himmel und Erde auf den Schultern einer fliegenden Djinn. Da ſagte ich den Spruch, deſſen ſich Niemand zu ſchämen braucht: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott dem Erhabenen!“ Dann ſagte ich zu der mich tragenden Djinn: „Wer biſt du und wo willſt du mich hinbringen?“ Sie antwortete: „Fürchte dich nicht, ich bin Duha,

die Freundin deiner Mutter Farha, zu der ich dich trage; ich bin der Königin Turaja nur aus Liſt gefolgt, um dich im erſten günſtigen Augenblick ihr wieder zu rauben, denn deine Mutter ſehnt ſich gar zu ſehr nach dir; ſobald wir bei ihr in Sicherheit ſind, ſchicken wir Turaja einen Boten und laſſen ſie zu uns kommen." Als ich Duha wieder erkannte, beruhigte ich mich und ließ mich ohne Widerſtreben von ihr weiter tragen.

Schon freute ich mich, meine Mutter bald wiederzuſehen, und hoffte, nun bald am Ziele meiner Leiden zu ſeyn, als auf einmal in der Nähe der Löweninſel, an welcher wir vorüberflogen mußten, eine unzählbare Schaar fliegender Genien, mit dem König Djahak an ihrer Spitze, ſich um uns her lagerte und uns ſo eng umſchloß, wie ein Siegelring den Finger. „Wir ſind verloren!" rief Duha; „hier iſt der Mann, der um mich geworben hat und vor dem ich zu deiner Mutter mich flüchtete; wir ſind allein und hülflos und können ihm nicht mehr entfliehen. Gott erbarme ſich unſer und deiner Mutter!"

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ein paar Genien, ſo groß wie der höchſte Berg, ſich auf ſie ſtürzten und ihr mit ſchweren Ketten die Hände auf den Rücken

banden. Dann faßten ſie mich und fragten mich: „Wer biſt du?" — „Ich bin Ali, der Sohn Farha's," antwortete ich. „Biſt du es alſo," verſetzten ſie, „um deſſentwillen ſo viele Länder verwüſtet, ſo viele Könige entthront und ſo viele Genien getödtet

wurden? Bei dem Siegel Salomo's! du ſollſt für das Unheil, das du geſtiftet, ſchwer büßen!" Schon wollte ein Genius vom Berge Kaf, auf den Wink des Königs Djahak, Duha's und meinem Leben ein Ende machen, als ſich auf einmal ein furchtbares Kriegsgetöſe vernehmen ließ. Die zwei Adjutanten des Königs Djahak ſprengten heran und riefen dem König zu: „Entfliehe ſo ſchnell du kannſt, ſonſt biſt du verloren; ſchon ſind deine beſten Truppen theils getödtet, theils gefangen worden, denn die Königin Farha überfiel ſie unerwartet wie ein Blitz vom Himmel, um ihren Sohn zu befreien." Aber noch ehe Djahak einen Entſchluß gefaßt hatte, ſtand ſchon meine Mutter mit einigen unüberwindlichen Genienhäuptern vor mir; Djahak ward mit den Ketten, welche Duha abgenommen wurden, gefeſſelt und in ſeine Hauptſtadt geführt, wohin meine Mutter auf ihren eigenen Armen auch mich trug.

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Geſchichte Ali's mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

Achthundert und ſiebenundſechzigſte Nacht.

Meine Rettung durch meine Mutter war wunderbar. Sie hatte nämlich, ſobald der Bote, welchen Duha von der Vollkommenheitsinſel abgeſandt hatte, ihr die Nachricht von meinem Aufenthalte bei Turaja brachte, aus Furcht, Letztere möchte mich ſo ſtreng bewachen, daß Duha kein Mittel, mich zu entführen, finden könnte, ohne ihren Vater davon zu benachrichtigen, ſich mit einigen tauſend Genien auf den Weg nach der Vollkommenheitsinſel gemacht, und war gerade auch in der Nähe der Löweninſel, als Djahak mit den Seinigen Duha und mich angriff. In Djahaks Reſidenz angelangt, ſetzte ſich meine Mutter auf deſſen Thron, hieß mich neben ihr Platz nehmen und bat mich, ihr zu erzählen, was mir ſeit meiner Flucht aus der Heimath widerfahren. Noch hatte ich meine Erzählung nicht vollendet, als Duha hereintrat und die Ankunft der Königin Turaja mit vielen Genien meldete. Turaja hatte nämlich, als ſie des Morgens erwachte und mich nicht mehr fand, zuerſt an eine Liſt von ihrer Schweſter Schuhba gedacht; als aber auch Duha nirgends zu finden war, zweifelte ſie nicht, daß dieſe mich in der Nacht geraubt und zu meiner Mutter getragen. Da ihr ohnehin der Aufenthalt bei ihrer Schweſter verhaßt war, verſammelte ſie daher ihre Getreuen, die ſie zu ihrer Schweſter begleitet hatten, und forderte ſie auf, mit ihr nach der

Diamanteninſel zu fliegen. Als ſie aber an der Löweninſel vorüberkam, ſah ſie aus der Ferne dem Kampfe zwiſchen den Truppen der Königin Farha und des Königs Djahak zu, hielt ſtille, bis einer von des Letztern Genien auf ſeiner Flucht in ihre Nähe kam, und fragte ihn, was dieſer Krieg bedeute. Als ſie hörte, daß die Königin Farha mich und Duha aus den Händen Djahaks befreiten, flog ſie uns nach und ließ ſich bei meiner Mutter in Djahaks Schloſſe melden. „Gehe du ihr entgegen," ſagte mir meine Mutter, „und heiße ſie willkommen." Ich ſtürzte zur Thüre hinaus, umarmte ſie und ſtellte ſie meiner Mutter als meine Gattin vor. Unſere allſeitige Freude war ſo groß, daß wir Alle Gott für dieſe wunderbare Vereinigung dankten, und Duha für die uns geleiſteten Dienſte den Thron und das Reich Djahaks ſchenkten.

Wir blieben nun den ganzen Tag beiſammen; gegen Abend aber ſehnte ich mich darnach, mit meiner Geliebten allein zu ſeyn; ich forderte ſie daher zu einem Spaziergange vor die Stadt auf und ließ meine Mutter bei Duha. Ich war ſo ſelig bei Turaja, daß ich mich mit ihr immer weiter in die Gärten vertiefte, welche die Stadt umgeben, und der Mond hatte ſchon längſt die Stelle der Sonne am Himmel eingenommen, ehe wir an eine Rückkehr dachten. Erſt als die finſtere Nacht uns umhüllte, wollte ich wieder den Weg zur Stadt einſchlagen, verirrte mich aber und entfernte mich immer mehr von derſelben, bis ich an ein ſchönes, ganz menſchenleeres Zelt kam. Da ſagte ich zu Turaja: „Laß uns lieber in dieſem Zelt übernachten, als die ganze Nacht im Freien zubringen, denn in dieſer Dunkelheit finden wir doch den Weg zur Stadt nicht zurück." Turaja ſtimmte mir bei, und wir traten in das Zelt, in welchem alle Bequemlichkeiten des Lebens aufgehäuft waren: herrliche Divane und Teppiche, reicher Vorrath an Speiſen und Getränken, wohlriechende Wachslichter und was ſonſt hohe Reiſende mitzunehmen pflegen. Aber kaum hatten wir uns niedergelaſſen, als zwei Männer mit vier fliegenden Genien hereintraten; es waren Djahaks Brüder, welche bei deſſen Niederlage die Stadt verlaſſen und ihr Zelt hier aufgeſchlagen hatten, um am folgenden Tage weiter zu fliehen. Sobald ſie uns ſahen und erkannten, fiel der Eine über mich und der Andere über Turaja her, und riefen: „Jetzt können wir unſern Bruder rächen!" Der Eine übergab mich dann einem der vier Genien und ſagte ihm: „Trage dieſen verderbenbringenden Menſchen hinter den Berg Kaf, daß ihn dort Gottes Fluch treffe!"

Der Genius nahm mich auf den Rücken und flog mit mir ſo hoch hinauf, daß ich den kleinſten Stern ſo groß wie den höchſten Berg ſah, und ich hörte, wie die Engel

Gott prieſen. Da rief ich: „Es gibt nur einen einzigen Gott und Mohammed iſt ſein Prophet!“ Kaum hatte ich dieſe Worte vollendet, ſo traf ein feuriger Pfeil den Genius, der mich trug, und verwandelte ihn in Aſche; ich aber ſchwebte lange in der Luft umher und ward vom Winde hin und her getrieben, bis ich endlich auf eine Terraſſe

der Stadt Damaskus fiel. Mein Fall machte ſo viel Geräuſch, daß der Hausherr erwachte, und da erſt vor Kurzem bei ihm eingebrochen wurde, weckte er ſeine Diener und beſtieg mit ihnen die Terraſſe. Als ſie mich ſahen, hielten ſie mich für einen Dieb und fielen, ohne mich anzuhören, mit ihren Stöcken über mich her; dann banden ſie mich und ließen mich bis Tagesanbruch im Hofe liegen. Kaum war die Sonne aufgegangen, führten ſie mich zum Polizeioberſten und ſagten ihm: „Hier iſt ein Dieb, den wir heute Nacht auf unſerer Terraſſe gefunden.“ — „Gewiß war er es,“ ſagte der

Hausbesitzer, „der schon vor einiger Zeit mich bestahl.“ Der Polizeioberste fragte mich, wer ich sey, und als ich ihm antwortete, ich sey Ali, der Sohn Farha's, Königin der Diamanteninsel, lachte er und befahl seinen Soldaten, mich auf den Boden zu strecken und zu prügeln, bis ich die Wahrheit gestehe und das Gestohlene wieder heraus gebe. In diesem Augenblick aber trat mein Vater herein, und als er seinen meiner Mutter in der Hochzeitnacht gegebenen Siegelring sah, fuhr er zusammen und fragte erstaunt den Polizeioberſten: „Wer ist dieser Jüngling?“ — „Es ist ein Dieb,“ antwortete der Polizeioberste, „welcher heute Nacht bei diesem Mann einbrechen wollte.“ — „Aber dieser Jüngling,“ versetzte mein Vater, „sieht keineswegs einem Diebe gleich; hast du ihn gefragt, wie er heißt und wo er her ist?“ — „Er nennt sich Ali, Sohn Farha's, aus der Diamanteninsel,“ antwortete der Polizeioberste lachend. Bei diesen Worten fiel mein Vater mir um den Hals und sagte: „Er hat wahr gesprochen; er ist mein Sohn, ich erkenne ihn an seinem Siegelringe!“ Er forderte mich dann auf, ihm in Gegenwart des Polizeioberſten zu erzählen, wie so ich auf die Terrasse dieses Mannes gekommen. Ich erzählte hierauf meine ganze Lebensgeschichte von meiner Geburt an bis zu dem Augenblicke, wo ein feuriger Pfeil den mich tragenden Genius traf und ich auf die Terrasse fiel. Mein Vater machte dem Polizeioberſten Vorwürfe über sein voreiliges Urtheil und nahm mich mit in sein Haus, wo ich ihm nochmals alle meine Abenteuer erzählen mußte.

Am folgenden Tage stellte er mich dem König vor, und diesem gefiel ich so gut, daß ich einer seiner vertrautesten Gesellschafter ward. Eines Tages, als ich mit ihm spazieren ritt und ihm Manches von den Genien erzählte, sagte er: „Ich möchte doch auch einmal eine Djinn sehen, wie du; wie sehen sie denn aus?“ Ich antwortete ihm: „Mein Herr, die Djinn sind von verschiedenartiger Gestalt: sie sehen bald vierfüßigen Thieren, bald Vögeln, bald Menschen gleich.“ Kaum hatte ich dies gesagt, rief der König: „Sieh einmal, Ali, wie dort in der Ferne eine düstere Wolke den Himmel überzieht; man sieht die Sonne gar nicht mehr!“ Ich blickte nach der mir bezeichneten Seite hin und sagte: „Das ist keine Wolke, erhabener König; es ist eine Schaar fliegender Djinn, die auf uns zukommt.“ In der That zertheilte sich bald die schwarze Masse nach den verschiedenen Seiten von Damaskus, und eine Abtheilung von ohngefähr hundert Genien ließ sich in unserer Nähe herab und wollte in die Stadt gehen. Ich näherte mich dem Anführer dieser Abtheilung und fragte ihn, was er in Damaskus suche. Er antwortete: „Ich soll dem König die Ankunft der Königin Turaja und der Königin Farha melden.“ — „Hier ist der König,“ sagte ich ihm und bat ihn, mir zu

erlauben, den beiden Königinnen, meiner Mutter und Gattin, entgegenzugehen. Der König gewährte mir meine Bitte und kehrte allein zur Stadt zurück, während ich mich in das Genienlager zu den beiden Königinnen führen ließ. Beide fielen vor Freude, mich wiederzuſehen, in Ohnmacht; ich beſpritzte ſie mit Roſenwaſſer, und als ſie wieder zu ſich kamen und mich mehrmals geküßt und umarmt hatten, fragte ich ſie, wie ſo ſie hierhergekommen. „Wiſſe," ſagte meine Mutter, „als du allein mit Turaja auf der Löweninſel des Nachts ſo lange ausbliebſt, ward ich ſo unruhig, daß ich Duha bat, mit einigen mächtigen Genien in der Richtung, nach welcher wir dich hinziehen ſahen, dich zu ſuchen. Duha flog lange in den Gärten umher, bis endlich ein jämmerliches Wehegeſchrei ſie vor ein ſchönes Zelt lockte; es war Turaja's, welche Djahaks Brüder mißhandelten, weil ſie ihrem lüſternen Verlangen kein Gehör gab."

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:

Achthundert und achtundſechzigſte Nacht.

Ali's Mutter erzählte weiter: „Duha ſtürzte ſogleich über Djahaks Brüder her und feſſelte ſie mit Hülfe der Genien, die bei ihr waren, und führte ſie zu mir. Ich fragte ſie nach dir und hörte, ſie haben dich hinter den Berg Kaf bringen laſſen. Jetzt hatte ich wenig Hoffnung mehr, dich wieder zu finden, ich bat jedoch die treue Duha, abermals dir nachzueilen, vielleicht könnte ſie dich doch noch einholen, ehe du den traurigen Ort deiner Beſtimmung erreichteſt. Duha gehorchte mir und flog, ſo ſchnell ſie konnte, nach der Richtung des Berges Kaf. Als ſie über Syrien ſchwebte, begegnete ihr eine alte Freundin und fragte ſie, was ſie ſo weit von ihrer Heimath ſuche. ‚Ich verfolge einen Djinn,‘ antwortete Duha, ‚der Ali, den Sohn Farha's hinter den Berg Kaf tragen will.‘ — ‚Wenn dies der Zweck deiner Reiſe iſt, ſo darfſt du ſie nicht fortſetzen,‘ verſetzte Duha's Freundin, ‚denn ein Djinn, der einen Menſchen trug, iſt von einem feurigen Pfeile verbrannt worden und der Menſch nach Damaskus gefallen; geh einmal dahin und erkundige dich nach dieſem Menſchen, vielleicht iſt es Ali, den du ſuchſt.‘ Duha ging hierauf in menſchlicher Geſtalt nach

Damaskus, kam vor ein Kaffeehaus, wo viele Leute verſammelt waren, die ſich von der Ankunft eines Sohnes des Zaher aus der Diamanteninſel unterhielten. Sie zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß du der vom Djinn gefallene Menſch warſt,

und brachte uns eilig dieſe freudige Nachricht, worauf wir — ſo ſchloß meine Mutter — ſogleich den Entſchluß faßten, dir hierher zu folgen.“ Nachdem ich dann meinerſeits meiner Mutter und Gattin erzählt hatte, auf welche wunderbare Weiſe ich durch meinen Vater von Stockſchlägen, an denen ich gewiß geſtorben wäre, gerettet ward, begaben wir uns zuſammen zum König, welcher ſchon meinen Vater von der Ankunft ſeiner Gattin in Kenntniß geſetzt und zu ſich geladen hatte. Mein Vater brach in Thränen aus, als er meine noch immer ſchöne Mutter wiederſah, und bedauerte die ſo lange Trennung von ihr; ſie aber machte ihm Vorwürfe darüber, daß er es niemals wieder verſuchte, zu ihr zu gelangen. Der König, welcher uns Alle reichlich beſchenkte und den innigſten Antheil an unſerer Freude nahm, verſöhnte ſie aber mit einander, und meine Mutter ließ ſich bewegen, noch drei Tage in Damaskus zu bleiben, länger aber wollte ſie nicht ihren Vater in Verlegenheit laſſen; Turaja hingegen wollte Damaskus nicht mehr verlaſſen und begnügte ſich damit, dem König Farkad durch einen Boten ihren Entſchluß mitzutheilen; und ſo lebte ich mit ihr in den glücklichſten Umſtänden, bis der Nichts ſchonende Tod ſie mir entriß.

Als Ali dieſe Erzählung vollendet hatte, fragte ihn der Chalif Abdul Malik, der Sohn Merwans, ob ihm ſeine Gattin keine Kinder gezeugt, und als er dieſe

Frage bejahte, ließ er ſie ſich vorſtellen und ſchenkte jedem ein ſchönes Kleid, auch Ali ſchenkte er ein Ehrenkleid, beſtimmte ihm einen anſehnlichen Gehalt und ließ ſich von ihm Mährchen erzählen, ſo oft ſeine Bruſt beklommen war.

Das iſt Alles, was uns von den Abenteuern Ali's und Zahers aus Damaskus zugekommen. Geprieſen ſey der einzige Gott und gegrüßt ſey unſer Herr, ſein Geſandter Mohammed, mit ſeinen Verwandten und Gefährten, bis zum Tage des Gerichts.

Skizzen aus dem Leben Salomo's und der Königin von Saba. [1]

Man erzählt: Der König David (Friede ſey mit ihm!) hatte dreizehn Söhne, Salomo war aber nicht nur der weiſeſte und gelehrteſte von Allen, ſondern auch der einzige Prophet unter Davids Nachkommen; zu ſeinen außerordentlichen Gaben gehörte beſonders die, daß er die Sprache der Vögel ſo gut wie die der Menſchen verſtand; ſo wird erzählt: er hörte einſt eine Turteltaube ſchreien und ſagte, ſie rufe: „O wäre ich doch nicht geſchaffen!" Dann hörte er eine Nachtigall ſingen: „Wenn ich eine halbe Dattel gegeſſen, ſo iſt mir die ganze Welt recht." Hierauf einen Pfau: „So wie du richteſt, wirſt du wieder gerichtet." Einen Wiedehopf: „Wer nicht Andere bemitleidet, wird auch ſelbſt nicht bemitleidet." Den Vogel Syrdar (eine Art Spatze): „Betet zu Gott um Verzeihung, ihr Sünder." Eine Schwalbe: „Thut Gutes, ihr werdet es einſt wiederfinden." Einen Pelikan: „Geprieſen ſey der Herr im Himmel und auf der Erde." Eine Taube: „Alles vergeht, nur Gott bleibt ewig." Den Kata: „Wer ſchweigen kann, kommt am ſicherſten durch." Den Hahn: „Denket an den Schöpfer, ihr leichtſinnigen Menſchen." Den Adler: „Du magſt noch ſo lang leben, Erdenſohn, dein End' iſt doch der Tod." Den Raben: „Fern von den Menſchen iſt es am heimlichſten." Salomo's Lager war hundert Quadratmeilen groß, einen Raum von fünfundzwanzig Meilen füllten die Genien aus, einen ähnlichen die Menſchen, und Thiere und Vögel die übrige Hälfte; einen Palaſt hatte Salomo ganz aus Glas gebaut, in welchem ſeine dreihundert Frauen und ſiebenhundert Sklavinnen wohnten. Er hatte auch einen Teppich eine Quadratmeile lang und eben ſo breit, den ihm Genien gewoben. Auf dieſem Teppich errichtete er eine Kanzel, umgab ihn mit goldenen Stühlen für die Propheten,

[1] Nach dem Buche Chamis.

und mit ſilbernen für die Gelehrten, das Volk aber, ſo wie die Genien und Teufel mußten ſtehen; die Vögel mußten, um ihn gegen die Sonne zu ſchützen, über ſeinem Haupte mit ausgebreiteten Flügeln ſchweben. Nachdem Alles ſo geordnet war, erhob den Teppich ein Zephyr und trieb ihn des Morgens eine Strecke von einer Monatreiſe und des Abends wieder ſo weit. Salomo frühſtückte häufig in Damaskus und hielt ſeine Mittagsruhe in Iſtachar, auch war er zuweilen des Morgens in Rey und des Abends in Samarkand.

Hier unterbrach der Tag die Erzählung, welche aber in der folgenden Nacht von Scheherſad alſo fortgeſetzt wurde:

und

neunundſechzigſte Nacht.

Salomo gebot aber dem Winde nicht nur, ihn zu tragen, ſondern auch ihm Alles, was geſprochen wurde, zuzuflüſtern. So brachte ihm einſt der Wind die Worte eines Bauers: „O Gott! du haſt dem Sohne Davids ein großes Reich verliehen.“ Er begab ſich im Augenblicke zu ihm und ſagte ihm: „Wünſche nicht, was du nicht haben kannſt, und wiſſe, daß eine einzige von Gott angenommene Lobpreiſung mehr werth iſt, als Alles, was David verliehen worden.“ Einſt machte Salomo mit ſeiner ganzen Familie und vollſtändigem Hausweſen und Küchengeräthe eine Luftreiſe von Iſtachar nach Jemen. Als er an Medina vorüberfuhr, ſagte er: „Hierher wird in ſpäterer Zeit ein Prophet flüchten: wohl denen, die an ihn glauben und ihm anhängen.“ Dann kam er in das Ameiſenthal, über deſſen Lage die Gelehrten nicht einig ſind. Manche halten es für ein Thal in der Nähe von Tayef, Andere hingegen für einen Landſtrich in Syrien. Auch über die Natur der Ameiſen, welche dieſem Thale den Namen gaben, herrſchen verſchiedene Meinungen: es waren, nach Einigen, gewöhnliche kleine Ameiſen, nach Andern ſo groß wie Wölfe; Manche behaupten, ſie haben Flügel gehabt, Manche geben ihnen nur einen Fuß.

Wie dem auch ſey, als Salomo in die Nähe dieſes Thales kam, ſagte die Königin der Ameiſen zu den Ihrigen: „Ziehet euch ſchnell in eure Höhlen zurück, daß Salomo mit ſeinem Heer euch nicht verderbe.“ Der Wind brachte dieſe Worte vor Salomo's Ohren, als er noch drei Meilen weit davon entfernt war, er wunderte ſich ſehr über die Vorſicht dieſer Ameiſe und befahl ſogleich dem Winde, ſtille zu ſtehen, damit die Ameiſen Zeit genug haben, ſich zu entfernen. Dann begab er ſich zur Königin der Ameiſen und ſagte ihr: „Ich habe gehört, wie du die Deinigen vor mir und meinen Heerſchaaren warnteſt, weißt du denn nicht, daß ich ein gerechter Prophet bin?“ — „Du haſt mich nicht verſtanden,“ antwortete die Königin: „ich dachte keineswegs daran, daß du ihnen irgend eine Gewalt anthun würdeſt, ſondern ich war nur für ihr Seelenheil beſorgt; ich fürchtete nämlich, wenn ſie dich ſähen, ſie möchten dich beneiden und dir nachſehen, und ſo lange das Lob Gottes unterlaſſen.“ Salomo ſagte ihr dann: „Gib mir einige Lehren mit.“ — „Weißt du,“ fragte die Ameiſe, „warum dein Vater David hieß?“ — „Nein.“ — „Weil er die verwundeten Herzen zu heilen verſtand;

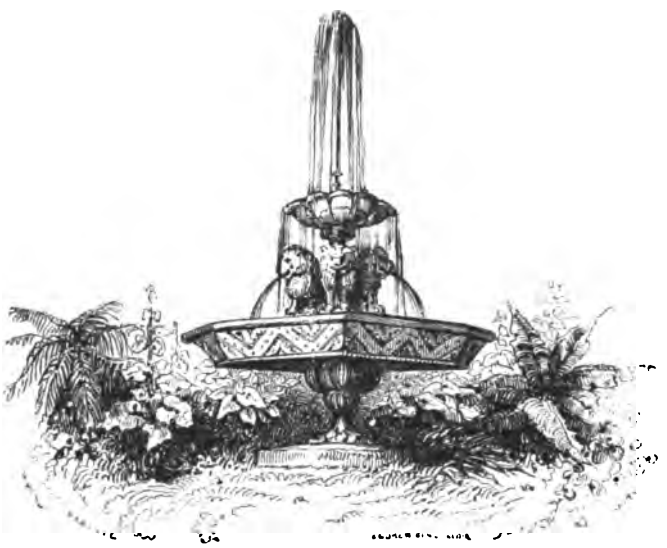
und weißt du, warum du Suleiman heißt?“ — „Nein.“ — „Weil dein Herz rein und vollkommen ohne Makel iſt. Weißt du auch, warum dir Gott den Wind unterworfen hat?“ — „Nein.“ — „Gott wollte dir damit andeuten, daß dieſe ganze Welt ein leerer Wind iſt. Weißt du auch, warum deine Macht in dem Steine deines Siegelrings

beſteht?" — „Nein." — „Damit wollte Gott dir zeigen, daß dieſe ganze Welt kein Steinchen werth iſt." Salomo fragte dann die Königin der Ameiſen: „Sind meine Schaaren zahlreicher als die deinigen oder nicht?" —„ Die Meinigen ſind viel zahlreicher," antwortete die Ameiſe. — „So zeige mir ſie doch," bat Salomo. Da rief ſie eine Abtheilung ihrer Truppen herbei und ſie brauchten ſiebenzig Tage, bis ſie alle aus ihren Höhlen hervorkamen, und füllten alle Ebenen, Berge und Thäler. Salomo fragte dann: „Sind das alle deine Truppen?" — „Du ſiehſt nur den ſiebenzigſten Theil derſelben," antwortete die Königin. Von hier zog Salomo nach Mekka, ſchlachtete daſelbſt jeden Tag fünftauſend Kameele, fünftauſend Stiere und zweitauſend Schafe, und ſagte zu den Häuptern ſeines Volks: „Hier wird nach tauſend Jahren ein Prophet geboren werden, welcher den reinen Glauben wieder herſtellen wird; wohl denen, die an ihn glauben." Nachdem er in Mekka alle Pflichten der Pilgerfahrt erfüllt hatte, zog er eines Morgens weiter nach Jemen, und bis Mittag war er ſchon in Sanaa, obſchon man gewöhnlich einen Monat zu dieſer Reiſe braucht. Dieſes Land gefiel ihm ſo gut, daß er ſich dort niederließ, um zu beten. Da er aber kein Waſſer zur Waſchung fand, rief er ſeinen Wiedehopf Jaſur, der gewöhnlich alle Quellen in der Erde wie durch ein Glas ſah, um ihn auf Waſſerkundſchaft auszuſchicken. Der Wiedehopf antwortete aber nicht, und kein Menſch, kein Teufel und kein Genius wußte, wo er hingekommen. Er hatte nämlich, als Salomo ſich niederließ, aus der Ferne den bezaubernden Garten der Königin von Saba geſehen und einen kleinen Ausflug dahin gemacht. Dort traf er auch einen Wiedehopf, welcher Ankir hieß, und ihn fragte, wo er herkomme und wo er hin wolle. „Ich komme," antwortete Jaſur, „aus Syrien mit meinem Herrn Salomo, dem Sohne Davids." — „Wer iſt denn Salomo?" — „Er iſt König der Menſchen, Genien, Teufel, Thiere und Vögel, und gebietet ſogar dem Winde; und du, woher biſt du?" — „Ich bin von hier." — „Wer iſt der König dieſes Landes?" — „Hier regiert eine Frau, welche Balkis heißt, und iſt dein Herr ein mächtiger König, ſo wird doch wohl das Reich meiner Gebieterin nicht geringer ſeyn; ganz Jemen gehorcht ihr, unter ihren Befehlen ſtehen zehntauſend Heerführer, deren jeder eine Armee von hunderttauſend Kriegern unter ſich hat; willſt du mit mir kommen und ihr Land näher beſehen?" — „Ich fürchte, Salomo fragt nach mir zur Betſtunde, wenn er Waſſer bedarf." — „Dein Herr wird ſich gewiß freuen, wenn du ihm Nachricht von meiner Königin bringſt; folge mir nur."

Manche laſſen Salomo die Abweſenheit des Wiedehopfs an dem Sonnenſtreifen, der auf ſein Haupt fiel, bemerken. So oft er nämlich auf ſeinem Teppich auszog, mußten, wie ſchon geſagt, Vögel mit ihren Flügeln ihn beſchatten; durch den Ausflug

des Wiedehopfs entſtand aber natürlich eine kleine Lücke, welche die Sonnenſtrahlen durchdringen ließ. Als Niemand, ſelbſt der Adler, unter deſſen Befehl alle Vögel ſtanden, Salomo zu ſagen wußte, warum der Wiedehopf an ſeinem Poſten fehle, gerieth er in Zorn und ſchwur, er werde ihn auf's ſtrengſte deßhalb beſtrafen.

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier die Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:



Achthundert und ſiebenzigſte Nacht.

Man iſt bis jetzt nicht ganz einig darüber, welche Strafe Salomo dem Wiedehopf zugedacht hatte. Die meiſten Gelehrten meinen, er wollte ihm alle Federn an den Flügeln und dem Schweife herausziehen und ihn dann ſo lange der Sonne ausgeſetzt laſſen, bis ihn die Ameiſen fräßen; Andere behaupten, er wollte ihn mit Harz beſchmieren und der Sonne ausſetzen; wieder Andere, er beſchloß, ihn von ſeinem beſten Freunde zu trennen, oder ihn zu nöthigen, einen ſeines Ranges zu bedienen, oder ihn mit ſeinem größten Feind in ein Gefängniß zu ſperren. Er befahl daher dem Adler, ſogleich den Wiedehopf zu holen. Der Adler ſchwang ſich ſo hoch in die Luft, daß die Welt unter ihm ſich wie eine gewöhnliche Schüſſel ausnahm, dann ſah er ſich links und rechts um, bis er den Wiedehopf von Jemen herkommen ſah, da ließ er ſich zu ihm herab und wollte ihn packen. Der Wiedehopf beſchwor ihn aber bei Salomo, er möchte ihm nichts zu Leide thun. „Möge deine Mutter dich beweinen," rief der Adler ihm zu: „Salomo hat dich vermißt und geſchworen, dich auf's ſtrengſte zu beſtrafen." Er führte ihn dann vor Salomo,

der auf ſeinem Throne ſaß. Der Wiedehopf näherte ſich ihm zitternd und ließ als Zeichen der Unterwerfung Schweif und Flügel bis auf den Boden herunterhängen. Salomo ſtreckte die Hand nach ihm aus und zog ihn an ſich. „Bedenke, Prophet

Gottes,“ rief der Wiedehopf, „daß du vor Gott dem Erhabenen einſt Rechenſchaft abzulegen haſt.“ Salomo zitterte bei dieſen Worten, ließ ihn los und fragte ihn, wo er denn war. „Ich bringe dir Kunde,“ erwiderte der Wiedehopf, „von Dingen, die dir trotz deiner Prophetengabe, Gelehrſamkeit und Weisheit unbekannt ſind; ich komme aus dem Lande Saba, wo eine Frau Namens Balkis herrſcht. Ihr Vater Scharahbil war ſchon ein ſo mächtiger Herrſcher, daß er alle Prinzeſſinnen, die ihm die Könige ſeiner Nachbarländer zur Gattin anboten, verſchmähte, und eine Genientochter heirathete. Der König der Genien war ihm nämlich ſehr gewogen, weil er oft auf der Jagd Genien, die er in Gazellengeſtalt fing, wieder los ließ. Nach

einer andern Tradition ſah Scharahbil einſt auf der Jagd eine weiße und eine ſchwarze Schlange im Kriege gegen einander, und zwar war die ſchwarze die ſtärkere; er ſtand aber der weißen bei und tödtete die ſchwarze. Als er hierauf wieder weggehen wollte, ſtand auf einmal ein ſchöner Jüngling vor ihm, der ihm ſagte: ‚Ich bin die weiße Schlange, die du vom Untergang errettet; die ſchwarze Schlange, die du tödteteſt, war ein Sklave, der ſich gegen mich empörte; zum Lohne will ich dir nun koſtbare Schätze ſchenken.‘ — ‚Ich bin reich genug,‘ verſetzte Scharahbil; ‚willſt du mich aber belohnen, ſo gib mir deine Tochter zur Gattin.‘ Der Genienkönig gewährte Scharahbil ſeine Tochter unter der Bedingung, daß er um ihre Handlungen, ſie mögen auch noch ſo ſonderbar ſcheinen, ſich nicht bekümmern wolle; ‚fragſt du ſie dreimal,‘ ſagte er ihm, ‚warum thuſt du Dies? ſo verläßt ſie dich und du ſiehſt ſie nie mehr wieder.‘ Scharahbil heirathete ſie und verſprach, ſie nie nach der Urſache ihrer Handlungen zu fragen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Achthundert und einundſiebenzigſte Nacht.

„Scharahbil hielt ſein Verſprechen, bis ihm ſeine Gattin eine Tochter gebar und ſie in's Feuer warf. Da fragte er: ‚Warum verbrennſt du dein eigenes Kind?‘ Sie antwortete: ‚Hat dir mein Vater nicht geſagt, du dürfteſt mich nicht fragen, warum ich Dies oder Jenes thue? Nun haſt du ſchon einmal dein Wort gebrochen.‘ Scharahbil hütete ſich, ſeine Gattin wieder zu tadeln, bis ſie ihm einen Sohn gebar und ihn einem Hund in den Rachen ſteckte. Da ſchrie er wieder: ‚Warum ſteckſt du dein Kind in den Rachen eines Hundes?‘ Sie erwiderte: ‚Haſt du nicht verſprochen, nie Rechenſchaft über meine Handlungen von mir zu fordern? Jetzt haſt du es ſchon zweimal gethan; noch einmal, und du haſt mich für immer verloren.‘ Scharahbil bezähmte ſeine Neugierde, bis er einſt mit ihr, ihrem Vater und deſſen Vizier dem König Dſu Awan in die Wüſte entgegenzog, und ſie alles Waſſer ausgoß, alles Mehl in den Wind ſtreute und alle übrigen Lebensmittel ungenießbar machte. Da fragte ſie Scharahbil ganz zornig: ‚Warum willſt du uns hier vor Hunger und Durſt ſterben laſſen?‘ Sie aber antwortete ganz ruhig: ‚Jetzt haſt du dreimal gegen dein Verſprechen gehandelt; ich will dir nun nur noch erklären, was dir ſo auffallend ſchien, dann ſage ich dir aber auf immer

einer andern Tradition ſah Scharahbil einſt auf der Jagd eine weiße und eine ſchwarze Schlange im Kriege gegen einander, und zwar war die ſchwarze die ſtärkere; er ſtand aber der weißen bei und tödtete die ſchwarze. Als er hierauf wieder weggehen wollte, ſtand auf einmal ein ſchöner Jüngling vor ihm, der ihm ſagte: ‚Ich bin die weiße Schlange, die du vom Untergang errettet; die ſchwarze Schlange, die du tödteteſt, war ein Sklave, der ſich gegen mich empörte; zum Lohne will ich dir nun koſtbare Schätze ſchenken.‘ — ‚Ich bin reich genug,‘ verſetzte Scharahbil; ‚willſt du mich aber belohnen, ſo gib mir deine Tochter zur Gattin.‘ Der Genienkönig gewährte Scharahbil ſeine Tochter unter der Bedingung, daß er um ihre Handlungen, ſie mögen auch noch ſo ſonderbar ſcheinen, ſich nicht bekümmern wolle; ‚fragſt du ſie dreimal,‘ ſagte er ihm, ‚warum thuſt du Dies? ſo verläßt ſie dich und du ſiehſt ſie nie mehr wieder.‘ Scharahbil heirathete ſie und verſprach, ſie nie nach der Urſache ihrer Handlungen zu fragen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Achthundert und einundſiebenzigſte Nacht.

„Scharahbil hielt ſein Verſprechen, bis ihm ſeine Gattin eine Tochter gebar und ſie in's Feuer warf. Da fragte er: ‚Warum verbrennſt du dein eigenes Kind?‘ Sie antwortete: ‚Hat dir mein Vater nicht geſagt, du dürfteſt mich nicht fragen, warum ich Dies oder Jenes thue? Nun haſt du ſchon einmal dein Wort gebrochen.‘ Scharahbil hütete ſich, ſeine Gattin wieder zu tadeln, bis ſie ihm einen Sohn gebar und ihn einem Hund in den Rachen ſteckte. Da ſchrie er wieder: ‚Warum ſteckſt du dein Kind in den Rachen eines Hundes?‘ Sie erwiderte: ‚Haſt du nicht verſprochen, nie Rechenſchaft über meine Handlungen von mir zu fordern? Jetzt haſt du es ſchon zweimal gethan; noch einmal, und du haſt mich für immer verloren.‘ Scharahbil bezähmte ſeine Neugierde, bis er einſt mit ihr, ihrem Vater und deſſen Vizier dem König Dſu Awan in die Wüſte entgegenzog, und ſie alles Waſſer ausgoß, alles Mehl in den Wind ſtreute und alle übrigen Lebensmittel ungenießbar machte. Da fragte ſie Scharahbil ganz zornig: ‚Warum willſt du uns hier vor Hunger und Durſt ſterben laſſen?‘ Sie aber antwortete ganz ruhig: ‚Jetzt haſt du dreimal gegen dein Verſprechen gehandelt; ich will dir nun nur noch erklären, was dir ſo auffallend ſchien, dann ſage ich dir aber auf immer

Lebewohl.‘ Auf einen Wink von ihr erſchien ſogleich ein Vogel mit ihrer Tochter und ein anderer, welcher ſagte: Dein Sohn iſt geſtorben. ‚Du ſiehſt nun,‘ ſagte die Genientochter zu Scharahbil, ‚daß, was du für ein Feuer und für einen Hund hielteſt, Genien waren, deren gewöhnliche Geſtalt die eines Vogels iſt; ich übergab ihnen meine Kinder, weil ich mich nicht ſelbſt mit ihrer Erziehung befaſſen mochte; was aber meine letzte Handlung betrifft, ſo wiſſe, daß der Vizier meines Vaters dem König Dſu Awan verſprochen hat, uns Alle zu vergiften: du ſollſt dich gleich davon überzeugen.‘ Sie nahm hierauf einige Tropfen Waſſer, welche noch auf dem Boden eines Gefäßes übrig waren, und nöthigte den Vizier, es zu trinken, worauf er im Augenblicke leblos hinſtürzte. ‚Nun weißt du Alles,‘ ſchloß die Genientochter, ‚aber hingegen ſiehſt du mich nie mehr wieder.‘ Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Scharahbil wäre troſtlos über den Verluſt ſeiner Gattin geweſen, wenn nicht ſeine Tochter, die er Balkis nannte, ihm ſehr viel Freude gemacht hätte. Nach Scharahbils Tode beſtieg ſie den Thron, jedoch erſt, nachdem ſie ihren Vetter, den ein Theil des Volks zum König erwählte, aus dem Wege geräumt hatte. Sie ſtellte ſich nämlich, als liebte ſie ihn und willigte ein, ihn zu heirathen, aber in der Hochzeitnacht gab ſie ihm ſo viel Wein

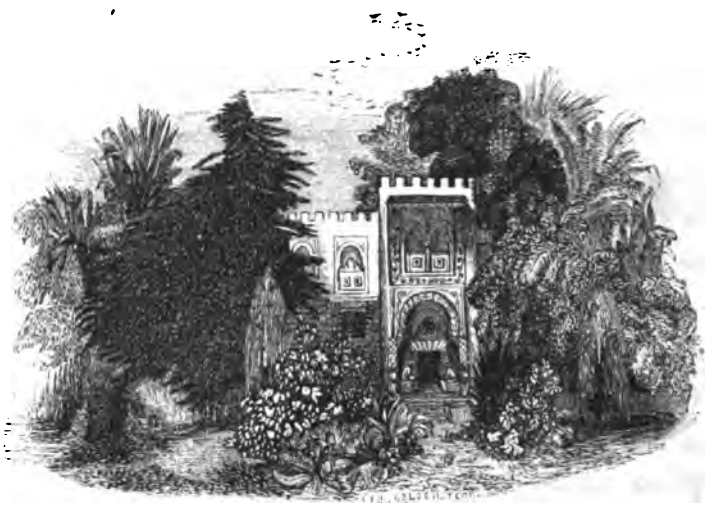
zu trinken, bis er das Bewußtſeyn verlor, dann fiel ſie über ihn her und ermordete ihn. Seitdem ſie indeſſen im unbeſtrittenen Beſitze des Thrones iſt,“ fuhr der Wiedehopf fort, „regiert ſie mit vieler Einſicht und Billigkeit. Sie hält jede Woche einmal

öffentlich Gericht, wo Jedermann ihr ſeine Klagen vortragen darf; ſie ſitzt an dieſen Tagen hinter einem ganz zarten Vorhang, durch welchen ſie die Leute ſehen kann, ohne von ihnen wieder geſehen zu werden. Sie hat einen Thron, der achtzig Ellen hoch, und eben ſo lang und ſo breit iſt, ganz von Silber und Gold, mit den koſtbarſten Perlen und Edelſteinen verziert. Sie und ihre Leute ſind aber Magier und beten die Sonne an."

Als der Wiedehopf mit ſeinem Reiſeberichte zu Ende war, ſagte Salomo: „Ich will einmal ſehen, ob du wahr ſprichſt oder lügſt." Er ließ ſich Dinte und Kalam reichen und ſchrieb Balkis einen Brief, in welchem er ſie einlud, ſeinen Glauben anzunehmen und ſich zu ihm zu begeben; er ſiegelte den Brief mit Moſchus zu, drückte ſeinen Siegelring darauf, gab ihn dem Wiedehopf und ſagte ihm: „Bringe Balkis dieſen Brief, dann thu', als wenn du dich entfernteſt, verbirg dich aber in der Nähe, um zu hören, was ſie mit ihren Leuten verabredet." Der Wiedehopf nahm den Brief in den Schnabel und flog damit nach Mareb, drei Meilen von Sanaa, wo Balkis ſich gewöhnlich aufhielt, und warf ihr den Brief zu. Sobald ſie das Siegel ſah, erkannte ſie die Macht deſſen, der ihn geſchrieben; und als ſie ihn geleſen hatte, verſammelte ſie ihre zwölftauſend Heerführer, deren jeder an der Spitze von hunderttauſend Mann ſtand, legte ihnen den Brief vor und fragte ſie um ihren Rath. „Wir gehorchen nur deinen Befehlen," antworteten die Heerführer; „du kannſt auf unſern Muth und unſere Kraft vertrauen, doch handle, wie es dir gut dünkt." Da ſagte ſie: „Ich will einmal dem König Salomo ein Geſchenk ſchicken: iſt er nicht mehr als ein anderer König, ſo nimmt er es an und wir fürchten uns nicht, iſt er aber ein Prophet, ſo verwirft er es, bis wir ſeinen Glauben annehmen." Sie ließ hierauf fünfhundert Jünglinge als Mädchen kleiden und ihnen die koſtbarſten Halsketten, Ohr-, Arm- und Fußringe anlegen und ſie auf Pferde mit Frauenſätteln ſetzen, welche die feinſten golddurchwirkten und mit Edelſteinen verzierten ſeidenen Stoffe bedeckten. Dann ließ ſie fünfhundert Mädchen als Mameluken ankleiden, befahl Erſtern, vor Salomo ſich wie Mädchen zu benehmen, und Letztern, wie Männer laut und hart zu ſprechen. Sie legte ferner fünfhundert gold- und fünfhundert ſilberdurchwirkte Teppiche zurecht, eine Krone aus den feinſten Perlen und Hyacinthen zuſammengeſetzt, dann mehrere Ladungen Moſchus, Ambra und Aloe, endlich ein Schächtelchen mit einer koſtbaren, noch undurchlöcherten Perle und einem Diamanten, durch den ſich ein krummes Loch zog. Dieſe Geſchenke ſchickte ſie durch verſtändige, geiſtreiche Leute an Salomo und ſchrieb ihm dazu: Wenn du ein Prophet biſt, ſo unterſcheide die Sklaven von den Sklavinnen, ſage, was das Schächtelchen

enthält, ehe du es öffneſt, bohre ein gerades Loch durch die Perle und ziehe einen Faden durch den durchlöcherten Diamanten, ohne daß ein Genius oder ein Menſch dir zu Hülfe komme. — Als Oberſten der Geſandtſchaft ernannte ſie Mundſir, einen der edelſten Männer ihres Reichs, und ſagte ihm noch vor ſeiner Abreiſe: „Begegnet dir der König Salomo mit Stolz und Härte, ſo iſt er nur ein mächtiger König, laß dich durch ſein böſes Ausſehen nicht abſchrecken; iſt er aber freundlich und zuvorkommend, ſo iſt er ein Prophet.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo wieder fortzufahren:



und

zweiundſiebenzigſte Nacht.

Der Wiedehopf, der dieß Alles hörte, kehrte eilig zu Salomo zurück und erſtattete ihm Bericht von Allem, was Balkis zu thun beſchloſſen. Salomo befahl ſogleich den Genien, ihm einen gold- und ſilberdurchwirkten Teppich zu weben, der ſieben Pharaſangen lang und eben ſo breit ſey, und die Strecke, auf welcher er ausgedehnt war, mit einer goldenen Mauer zu umgeben. Den Satanen befahl er, ihm die ſchönſten Land- und Seethiere zu bringen, ſie auf den beiden Seiten des mit Teppichen belegten Bodens anzubinden und ihnen ihr Futter vorzulegen. Den Genienführern befahl er, ſich zu ſeiner Rechten und Linken aufzuſtellen.

So empfing er die Geſandten der Königin Balkis, welche, ſobald ſie dieſe nie geſehene Pracht und Herrlichkeit, dieſe furchtbaren Satane, dieſe ſeltenen Thiere und Vögel auf goldnen Teppichen ſahen, ihre mitgebrachten Geſchenke wegwarfen. Nach der Meinung einiger Gelehrten war ihre Furcht ohne Grenze, denn Salomo hatte ſo viel Raum frei gelaſſen, als die Teppiche, welche die Geſandten mitbrachten, einnahmen, ſie fürchteten daher, man möchte glauben, ſie haben ſie entwendet, und warfen die ihrigen ſchnell weg. Sie wurden dann vor Satanen, vor allen Klaſſen Genien, Menſchen, Thieren und Vögeln vorübergeführt, bis ſie zu Salomo gelangten. Salomo nahm

ſie freundlich auf, und fragte ſie, was ſie zu ihm führe? Mundſir übergab ihm das Schreiben der Königin Balkis. Er warf kaum einen Blick hinein, dann ſagte er: „Gib das Schächtelchen her, es enthält eine undurchlöcherte Perle und einen krumm durchlöcherten Diamanten.“ — „Du haſt wahrgeſprochen,“ erwiderte Mundſir erſtaunt; „nun durchlöchere die Perle und ziehe einen Faden durch den Diamanten.“ Salomo wandte ſich zuerſt an Menſchen und Genien, aber Niemand wußte ihm zu rathen, wie er dieſe Perle durchlöchern und durch dieſen Diamanten einen Faden ziehen ſollte; als er hierauf die Satane um Rath fragte, ſagte ihm Einer: „Laſſe nur einen Wurm kommen, der nimmt einen Faden in den Mund, zieht ihn durch den Diamanten und durchlöchert auch die Perle.“ Als der Wurm Salomo's Befehl vollzogen hatte, fragte

er ihn, womit er ihn belohnen könne? „Weiſe mir,“ antwortete der Wurm, „einen Fruchtbaum zur Wohnung und Nahrung an.“ Da beſtimmte ihm Salomo den Maulbeerbaum. Nun blieb ihm nur noch die ihm zugeſchickten Sklaven von den Sklavinnen zu unterſcheiden übrig; er ließ ſich Waſſer bringen, und befahl ihnen, ſich zu waſchen, und ſogleich

erkannte er die Mädchen daran, daß ſie das Waſſer von der einen Hand in die andere leerten, und ſich dann erſt das Geſicht wuſchen, während die Jünglinge ſich gleich mit der Hand, auf welche das Waſſer aus der Kanne gegoſſen ward, in's Geſicht fuhren. Er ließ dann Mundſir vor ſich kommen, gab ihm die Geſchenke zurück und ſagte ihm: „Wenn deine Königin ſich nicht unterwirft und meinen Glauben nicht annimmt, ſo ziehe ich mit einem Heer in ihr Land, dem ſie nicht zu widerſtehen vermag, und führe ſie im erbärmlichſten Zuſtand als Gefangene aus ihrer Heimath weg.“

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Salomo's Fall und Tod wird von Mohammed Ibn Iſhak folgendergeſtalt erzählt: Er hörte einſt viel von einer großen Stadt und einem mächtigen König auf einer Inſel reden, die wegen ihrer Lage Niemand bekriegen konnte. Er befahl daher dem Wind, ihn mit ſeinen Schaaren dahin zu tragen, zerſtörte Alles, was auf der Inſel war, und tödtete den König. Aber in dem Gemache des Königs fand er deſſen Tochter Djarada, die ſo ausgezeichnet ſchön war, daß er ſie ſeinen Glauben anzunehmen nöthigte und heirathete. Obſchon aber Salomo alle Wünſche Djarada's erfüllte, und ſie über alle andre Frauen erhob, hörte ſie doch nicht auf zu trauern und zu ſeufzen und zu weinen. Nach einiger Zeit fragte ſie Salomo: „Wann werden einmal deine Thränen zu fließen aufhören? Hat dir Gott nicht ein ſchöneres Reich verliehen, als das deines Vaters war, und hat er dich nicht zum wahren Glauben, dem höchſten Gute, geführt?“ — „Es iſt wahr,“ erwiderte Djarada, „doch ſo oft ich an das Unglück und den Tod meines Vaters denke, muß ich weinen; wenn du aber nur das Bild meines Vaters von deinen Satanen hauen und in mein Zimmer ſtellen laſſen wollteſt, ich glaube, daß ich mich dann bei deſſen Anblick eher beruhigen werde.“ Salomo gewährte ihr dieſe Bitte, und als die Satane auf ſeinen Befehl ihr

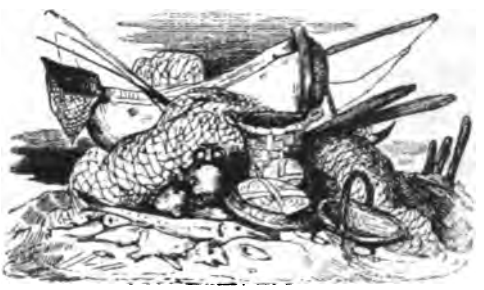
eine Statue brachten, welche ein vollkommenes, freilich nur lebloſes Ebenbild ihres Vaters war, kleidete ſie ſie, wie ihr Vater gekleidet war, und betete ſie Morgens und Mittags wie einen Gott an, denn ſo lange ihr Vater lebte, ward er auf ſeiner ganzen

Inſel als eine Gottheit angebetet. So vergingen vierzig Tage, ohne daß Salomo etwas davon wußte. Sein Vizier Aſaf, der Sohn Brachja's, aber, welcher Kenntniß davon hatte, begab ſich zu ihm und ſagte: „O Prophet Gottes, ich bin nun alt und ſchwach, der Tod ſteht mir ſehr nahe, laſſe mich doch vor dem Volke noch einmal eine Rede halten, in der ich ihm manches ihm Unbekannte von den früheren Propheten mittheilen will.“ Salomo ließ das Volk verſammeln, und Aſaf fing an, die Tugenden der ältern Propheten hervorzuheben, einen nach dem andern, bis er auf Salomo kam, da ſagte er: „Wie mild, wie weiſe, wie tugendhaft, wie ſtreng religiös warſt du in deiner Jugend!“ Salomo, der bei dieſer Rede anweſend war, gerieth in heftigen Zorn darüber, begab ſich in ſeinen Palaſt, ließ Aſaf rufen und ſagte ihm: „Du haſt die frühern Propheten unbedingt gelobt, warum denn mich nur in Betreff meiner Jugendjahre? Was habe ich denn in meinen reifern Jahren begangen?“ — „In deinem Palaſt,“ antwortete Aſaf, „wird ſeit vierzig Tagen ein Götze angebetet.“ Salomo rief bei dieſen Worten: „Wir ſind Gottes und kehren zu ihm zurück; ich dachte wohl, daß dir etwas Schlimmes zu Ohren gekommen ſeyn müſſe.“ Er ging darauf nach Hauſe, zerbrach das Bild, beſtrafte ſeine Frau und zog reine Kleider an, welche nur unausgebildete Jungfrauen berührt hatten, ging in die Wüſte, wälzte ſich in Aſche und that Buße vor Gott. Als er aber des Abends nach Hauſe kam und wie gewöhnlich während ſeiner Waſchung und Reinigung ſeiner Frau Anima ſeinen Siegelring, in welchem ſeine ganze Macht lag, aufzubewahren gab, nahm ein Teufel, Namens Sachr, ſeine Geſtalt an und ließ ſich den Siegelring von Anima geben. Dann beſtieg er Salomo's Thron und verſammelte Vögel, Thiere, Menſchen und Genien um ſich. Später kam Salomo, deſſen Geſtalt ſich ſchon ganz verändert hatte, zu Anima und forderte ſeinen Siegelring. Sie fragte ihn: „Wer biſt du?“ — „Kennſt du mich nicht?“ antwortete er, „ich bin Salomo, der Sohn Davids.“ — „Du lügſt,“ verſetzte Anima, „Salomo war eben da, ich habe ihm ſeinen Siegelring gegeben und er ſitzt ſchon auf ſeinem Throne.“ Salomo erkannte hierin die Strafe ſeiner Sünde und verließ ſeinen Palaſt.

Aber, wo er hinkam und ſich für Salomo ausgab, ward er verſpottet und mit Koth beſpritzt. Er ging daher an das Ufer des Meeres, und half den Fiſchern ihre Fiſche auf den Markt tragen, dafür erhielt er jeden Tag zwei Fiſche, von denen er einen gegen Brod vertauſchte. So lebte er vierzig Tage, ſo lang als in ſeinem Palaſte Götzendienſt getrieben worden. Inzwiſchen hatten Aſaf und die Aelteſten Iſraels gegen Sachr, trotz ſeiner vollkommenen äußern Aehnlichkeit mit Salomo, doch wegen ſeiner gottloſen Handlungen und verkehrten Regierungsmaßregeln Verdacht geſchöpft. Aſaf

verfügte ſich daher zu Salomo's Frauen, und fragte ſie, ob ihnen nicht Salomo ſeit vierzig Tagen ganz verändert erſcheine? „Allerdings," antworteten ſie, „er iſt gar nicht mehr derſelbe, er berührt uns, wenn wir unrein ſind, und waſcht ſich nie, wenn er uns verläßt." Da rief Aſaf: „Wir ſind Gottes und kehren einſt zu ihm zurück. Das iſt eine große Verſuchung."

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:



Achthundert und vierundſiebenzigſte Nacht.

Aſaf kehrte nach dieſem Geſpräch mit Salomo's Frauen zu den Aelteſten und Gelehrten Iſraels zurück und ſagte ihnen: „Salomo's Betragen in ſeinem Harem iſt noch auffallender als das auf dem Thron.“ Sie lieſen hierauf Alle mit der Tora in der Hand in den Thronſaal, wo Sachr ſaß. Sobald ſie aber darin zu leſen anfingen, flog Sachr davon bis an das Ufer des Meeres. Dort ließ er Salomo's Siegelring fallen, und ein Fiſch verſchlang ihn. Bald darauf kam Salomo zu dem Fiſcher, deſſen Fiſche er auf den Markt trug, und klagte ihm ſeinen Hunger. Der Fiſcher gab ihm zwei Fiſche, von denen der eine den Siegelring verſchlungen hatte; ſobald Salomo den Fiſch aufſchnitt, erkannte er ſeinen Ring, zog ihn an, und ſogleich erhielt er auch ſein früheres ehrwürdiges Ausſehen wieder; Vögel, Thiere, Menſchen und Genien verſammelten ſich um ihn her, und entſchuldigten ſich bei ihm. Er befahl dann den

Satanen, ihm Sachr zu bringen. Als ſie ihn herbeiſchleppten, ſchloß ihn Salomo in eine kupferne Flaſche ein, die er verſiegelte und in's Meer werfen ließ, wo ſie bis zum Auferſtehungstage bleiben muß.

Manche behaupten indeſſen, Gott habe Sachr vierzig Tage lang in Allem Salomo's Stelle vertreten laſſen, nur ſeinen Harem habe er ihm verſchloſſen; während Andre wieder aus der Vereinigung Sachrs mit Salomo's Frauen Affen entſtehen laſſen, welche Salomo ſpäter aus dem Lande verbannte. Wieder Andere hingegen halten Alles, was von Salomo's Sünde und Entthronung erzählt wird, für jüdiſche Mährchen.

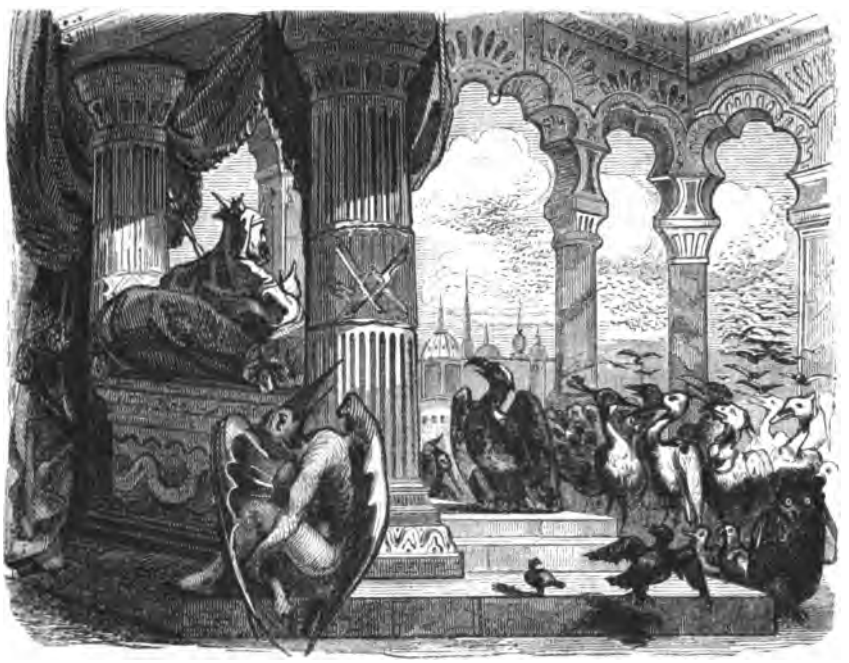
Salomo ſtarb im vierzigſten Jahre ſeiner Regierung und im dreiundfünfzigſten ſeines Alters. Da aber der Tempelbau noch nicht vollendet war, und er fürchtete, daß die Genien, welche daran arbeiteten, gleich nach ſeinem Tode ſich entfernen würden, ließ er ſich, als ſein Tod heranahte, einen Saal aus Glas bauen, und ſtarb betend auf ſeinen Stock gelehnt. Die Genien, welche an dem verſchloſſenen Saale vorübergingen, bemerkten daher ſeinen Tod nicht, bis der Wurm den Stock durchfreſſen hatte, und er auf den Boden ſtürzte. Sie nahmen dann den Wurm, und legten ihn auf eine andere Stelle des Stocks, und fanden, daß er ein Jahr brauchte, bis er ihn durchnagte, woraus ſie ſchloſſen, daß Salomo's Tod ihnen ein ganzes Jahr verborgen geblieben war.

Man erzählt ferner von Salomo:[1]

Als Salomo mit Balkis, der Königin von Saba, ſich verlobte, wollte er ihr ein Federbett zum Geſchenke machen, zu welchem alle Vögel der Luft beiſteuern ſollten. Er ſah gerade eine Lerche vorüberfliegen, als er mit dieſem Gedanken umging, und rief ſie zu ſich. Die Lerche grüßte ihren Herrn, und fragte ihn, was er von ihr verlange? „Ich brauche deine Federn," antwortete ihr Salomo. „Mein Herr," verſetzte die Lerche, „ich bin zart und ſchwächlich, ohne meine Federn kann ich weder Kälte, noch Hitze ertragen, habe Mitleid mit mir, ſonſt wälze ich mich im Staube des heiligen Tempels herum, ſchüttle mich dann bei dir ab und mache deinen Palaſt zu einer Einöde (weil nämlich der Staub des Tempels als etwas Heiliges, Unveräußerliches Unglück bringt). Salomo fürchtete ſich, und ließ die Lerche los. Da er aber ſein Federbett nicht aufgeben wollte, beauftragte er den Wiedehopf, den Tſchauſch (auf perſiſch Polizeidiener) der Vögel, ſämmtliches Geflügel in ſeinen Thronſaal zu berufen. Als alle Vögel der Erde verſammelt waren, lud er zuerſt den Raben und den Spatzen ein, ihm ihre Federn zu geben. Auf ihre ausweichende Antwort ließ er ihnen die Füße

[1] Volksmährchen.

zuſammenbinden; darum können auch ſeit jener Zeit dieſe beiden Vögel nur mit geſchloſſenen Füßen hüpfen, ſtatt wie die übrigen Vögel mit einem Fuße nach dem andern vorwärts zu ſchreiten. Aber alle Vögel, von welchen Salomo nachher Federn forderte, behaupteten, ohne Federn nicht leben zu können. Endlich redete er den Adler an. „Und du," ſagte er ihm, „wirſt auch du mir dein Gefieder verſagen?" — „Mein Herr," antwortete der Adler, „Gott hat mich zum edelſten aller Vögel geſchaffen, wenn ich mein Gefieder hergebe, ſo bin ich das allerelendeſte Geſchöpf auf Erden." — „Du magſt recht haben," ſagte der König, „aber ich muß einmal ein Federbett haben." — „Und für wen?" —

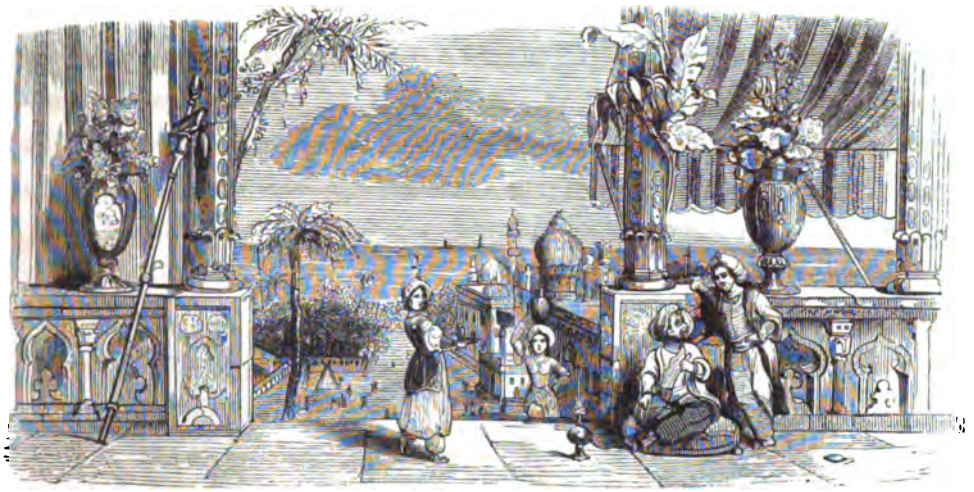


„Für meine Braut Balkis." — „Wie, mein Herr, eines Weibes willen ſoll ich meine Federn verlieren? des treuloſeſten, unbeſtändigſten, falſcheſten Geſchöpfes willen?" — „Warum haſt du denn eine ſo ſchlimme Meinung von den Frauen?" — „Mein Herr, wenn Ihr mich anhören wollt, ſo wird Euch meine Erzählung einen wahren Begriff vom weiblichen Geſchlechte geben." — „So laß hören," rief Salomo, „und du, Wiedehopf, gebiete Schweigen; der erſte Vogel, von dem ein Zwitſchern laut wird, dem ſollen ohne Mitleid die Federn ausgeriſſen werden."

Der Adler begann dann folgenderweiſe: „Du weißt, mein Herr, daß die Vögel weder Speicher, noch Fruchtmagazine haben, ſie ſäen und ernten nicht, ſondern fliegen

bald da=, bald dorthin, um ihre Nahrung auf der Erde zu ſuchen. Einſt trat ein Hungerjahr ein, die Vögel fanden nirgends mehr Weide, und wußten nicht, wohin ſich wenden, um dem Hungertode zu entgehen. Da hörten ſie von einem fruchtbaren Lande ſprechen, wo allein noch Nahrungsmittel im Ueberfluſſe vorhanden ſeyn ſollten. Da aber dieſes geprieſene Land ſehr fern lag, ſo wollten ſie die große Reiſe nicht unternehmen, ohne vorher ihrer Sache gewiß zu ſeyn. Sie beſchloſſen daher, zuerſt einen Kundſchafter dahin zu ſenden, und da ich damals noch in meiner vollen Jugendkraft war, erbot ich mich als Geſandten, und ward auch einſtimmig angenommen. Ich machte mich auf die Reiſe und nach mehrtägigem ununterbrochenen Fluge befand ich mich eines Abends über einer Stadt, in welcher die Hochzeit eines ihrer reichſten und angeſehenſten Bewohner gefeiert wurde."

Scheherſad ſetzte die Erzählung des Adlers in der nächſten Nacht folgendermaßen wieder fort:



Achthundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

„Alle Straßen waren beleuchtet, alle Taſchenſpieler, Schwarzkünſtler und Zauberer des ganzen Landes waren im Hochzeithauſe verſammelt. Ich ließ mich auf das Dach dieſes Hauſes herunter und ſetzte mich auf den Rand eines Rauſchan (dieſes perſiſche Wort bedeutet eine Oeffnung an der Decke eines Zimmers mit einem ſchiefen Laden, der die Sonnenſtrahlen zurückhält, aber doch friſche Luft in's Zimmer wehen läßt), wo ich ſowohl in das noch leere Brautgemach, als in den mit Menſchen angefüllten Hof ſehen konnte, und beſchloß, hier die Nacht zuzubringen. Die Zauberer und Taſchenſpieler hatten die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung auf ſich gezogen. Ich will euch nur von einem erzählen, deſſen wunderbare Zauberſtreiche bald dem Hochzeitsſchmauſe ein blutiges Ende gegeben hätten. Nach vielen andern Kunſtſtücken blies er nämlich in ein Horn, und es fiel ein Sack vom Himmel, aus dem ein grünes Männchen ſprang, das ein Seil von einem Ende des Hofes an das andere ſpannte, und darauf zu tanzen anfing. Während aber alle Leute in die Höhe ſahen und ihre ganze Aufmerkſamkeit dem grünen Tänzer ſchenkten, verwandelte ſich der Hof, in welchem getanzt wurde, in einen großen Garten mit Bäumen, Früchten, Blumen, Bächen und Springbrunnen. Der junge Ehemann, dem noch von den vielen Strapatzen des Tages ſehr heiß war,

nahm ein wenig Waſſer aus einem Bächlein, das gerade vor ſeinen Füßen vorüberrieſelte, und wuſch ſeine Stirne und Augen. Aber ſiehe da, er fand ſich plötzlich in Gedanken in eine Stadt verſetzt, wo alle Leute ohne Bart umherliefen. Er zog ſogleich durch ſeinen ſchwarzen Bart alle Blicke auf ſich, und nur mit Mühe gelang es

einigen Polizeidienern, ihn aus der ſich um ihn drängenden Volksmaſſe herauszuziehen und vor den Stadtdirektor zu führen. Dieſer ließ ihm ſogleich den Bart abſcheren, dann bewillkommte er ihn freundlich und fragte ihn, ob er etwa noch unverheirathet ſey? Der junge Ehemann, durch den Zauber des Taſchenſpielers die Wirklichkeit vergeſſend, antwortete: ‚Ja, mein Herr.‘ Der Stadtdirektor ſagte ihm hierauf: „Hier darf kein heirathsfähiger Mann ledig bleiben; wollt Ihr daher Euch hier aufhalten, ſo folget meinem Bedienten in das Badquartier, dort findet Ihr ein grünes Badhaus, das von kleinen Kindern beſucht wird, daneben ein graues, alten Männern beſtimmt, dieſem gegenüber ein rothes, in dem ſich junge Wittwen baden, neben letzterem ein weißes für Jungfrauen, und etwas weiter aufwärts ein ſchwarzes für alte Frauen. Ihr werdet, da Ihr noch ſo jung ſeyd, keine Luſt haben, Euch eine Frau aus dem ſchwarzen Badhauſe zu wählen, wartet alſo, je nach Euerm Geſchmacke, bis Sonnenuntergang vor

der Thüre des rothen oder des weißen Badhauſes, folget dann dem Mädchen oder der Wittwe, die euch am beſten gefällt, in ihr Haus, ſie muß eure Gattin werden.' Der junge Mann ließ ſich vom Bedienten des Stadtdirektors vor das weiße Badhaus führen, und ſobald der Muadſen auf dem Minare die Gläubigen zum Abendgebete rief, öffnete ſich die Thüre des Badhauſes und ganze Schaaren von Jungfrauen traten heraus. Da ſie indeſſen verſchleiert waren, folgte der junge Mann derjenigen, welche ihn durch ihren ſchlanken Wuchs, ihre edle Haltung und großen aus dem Schleier hervorſtrahlenden ſchwarzen Augen am meiſten anzog. Doppelt zufrieden mit ſeiner Wahl war er, als das zwölfjährige Mädchen in das Haus des Stadtdirektors ging, deſſen Tochter ſie war. Dieſer ließ ſogleich den Khadi rufen und den Ehekontrakt ſchreiben; dann ließ er eine große Mahlzeit bereiten, zu der er alle ſeine Verwandten und Freunde einlud. Aber gegen Mitternacht, als die Gäſte ſich zurückzogen und die Braut ſich vor ihrem Bräutigam entſchleierte, rief er ganz entzückt: Bei Allah, ſie iſt noch ſchöner als meine andere Braut!"

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:

Achthundert und ſechsundſiebenzigſte Nacht.

Der Adler ſprach weiter zu Salomo: „Sobald die junge Frau aber hörte, daß ihr Bräutigam noch eine Braut habe, lief ſie zu ihrem Vater, der ihn ſogleich als einen Lügner und Ehebrecher feſſeln ließ. Der junge Mann, der einen ſolchen Schimpf nicht ertragen wollte, gab dem Erſten, der ſich ihm näherte, eine Ohrfeige. Aber in dieſem Augenblicke ward der Zauber gelöst, und die Ohrfeige traf ſeinen Schwiegervater, der neben ihm ſaß. Dieſer fuhr heftig auf und wollte die Ohrfeige erwidern, aber der junge Mann, der wie aus einem Traume erwachte, erzählte ihm, was ihm widerfahren, ſeitdem er ſich aus dem vor ihnen fließenden Bache gewaſchen. Alle Anweſenden lachten laut auf, und überſchütteten den gewandten Zauberer mit Gold- und Silbermünzen. Der Zauberer ſtieß dann wieder in ſein Horn, der Garten verwandelte ſich in den frühern Hof, und das grüne Männchen ſchlüpfte wieder in den Sack und verſchwand.

„Nach vielen ähnlichen Kunſtſtücken ward das Nachteſſen aufgetragen, und zu meiner großen Freude bemerkte mich der Bräutigam und ließ mir ſogleich durch einen Diener verſchiedene Speiſen auf die Terraſſe tragen. Nach dem Nachteſſen verließ er die Gäſte,

welche ſich noch lange mit Geſang und Tanz beluſtigten, und begab ſich in das Frauengemach, aus dem ſich ſogleich alle Mädchen und Frauen entfernten. Als der junge Ehemann mit ſeiner Frau allein war und ſie umarmen wollte, entzog ſie ſich ſeiner Umarmung. ‚Was bedeuten dieſe Launen?‘ fragte der erſtaunte Ehemann. Die Frau erwiderte: ‚Meine Liebe zu dir iſt ſo groß, daß, bevor ich mich dir ganz hingebe, du mir bei dem Schwerte und dem Koran ſchwören mußt, daß du mir nicht nur bei meinem Leben, ſondern auch nach meinem Tode noch treu bleibſt und dich nicht wieder verheiratheſt; ich werde dagegen meinerſeits ſchwören, daß, wenn ich das Unglück hätte, dich zu verlieren, ich nie einem andern Manne angehören würde.‘ Der junge Ehemann gewährte ſeiner Frau gerne ihre von einer unermeßlichen Liebe zeugende Bitte; er breitete den untern Theil ſeines Kaftans auf dem Fußteppich vor ſeiner Frau aus, welche mit übereinandergekreuzten Beinen auf dem Teppich ſaß, verrichtete ſein Gebet, wobei er ſeine Stirne auf das Kleid ſeiner Frau niederlegte, dann legte er ein Schwert und

einen Koran zwiſchen ſich und ſeine Frau, auf die Stelle, wo er beim Gebete die Stirne niedergelegt hatte, und die beiden Gatten ſchwuren ſich ewige Treue. Nachdem die Ceremonie vollbracht war', warf ſich die Frau in ihres Mannes Arme, und ſie brachten die Nacht in einem Ocean von Wonne zu."

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung des Adlers mit folgenden Worten wieder fort:

Achthundert und ſiebenundſiebenzigſte Nacht.

„Am folgenden Morgen fanden ſich die Verwandten und Freunde des jungen Ehepaares wieder im Hochzeithauſe zum Frühſtück ein. Da ich nicht von meinem Platze auf der Terraſſe gewichen war, bemerkte mich der junge Mann wieder, und ließ mir zu eſſen und zu trinken reichen. Als ich gegeſſen hatte, dankte ich Gott und ſetzte meine Reiſe fort, bis ich in das Land kam, deſſen Ueberfluß uns ſo ſehr gerühmt worden. Ich durchſtreifte es von einem Ende zum andern, und fand es voller Weiden und Kornfelder, von vielen Bächen und Flüſſen durchkreuzt. Dann machte ich mich wieder auf den Rückweg, um von dem, was ich geſehen, Bericht zu erſtatten. Als ich wieder an der Stadt, wo ich der Hochzeit beigewohnt hatte, vorüberkam, erinnerte ich mich der Gaſtfreundſchaft, die ich bei dem jungen Ehemanne genoſſen, und hielt es für meine Pflicht, zu ſehen, wie es ihm in der Ehe gehe. Ich ließ mich alſo wieder auf das Dach ſeines Hauſes nieder, und nahm meinen frühern Platz am Rauſchan ein. Da

ſah ich die Leiche des Hausherrn mitten im Zimmer hingeſtreckt, ſeine Wittwe zerraufte ſich das Haar und ſtieß ein jämmerliches Wehegeſchrei aus.

„Als die Zeit der Beerdigung kam, hatte man unglaubliche Mühe, um ſie von der Leiche loszureißen. Ich beſchloß, als ich dies ſah, bis nach der Beerdigung hier zu bleiben, um dem Manne, gegen den ich die Verbindlichkeit des Brodes und des Salzes hatte, bis auf den Begräbnißplatz zu folgen, und obgleich ich gar keinen Lärmen machte, ſo war doch mein Innerſtes ſehr betrübt. Als alle Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen waren, ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung; ich ſchwang meine Flügel und folgte dem Zuge bis an die Stelle, wo man die Leiche niederſetzte, und während man das Grab öffnete, ließ ich mich auf einen Baum in der Nähe nieder. Als man die Leiche von der Bahre nahm, um ſie in's Grab zu ſenken, warf ſich die Wittwe, welche den ganzen Weg her nicht aufgehört hatte, zu jammern und laut zu klagen, abermals über ſie her und ſchrie, ſie wolle mit ihrem Gatten beerdigt werden. Mit großer Anſtrengung hielten ſie ihre Verwandten feſt, bis das Grab ſich über ihrem Gatten geſchloſſen hatte; dann ging ein Jeder wieder in die Stadt zurück; nur die junge Wittwe wollte trotz alles Zuredens die Nacht auf dem Grabe ihres Mannes zubringen. Von tiefem Schmerze ergriffen, hielt ich es für meine Pflicht, die Nacht in ihrer Nähe zuzubringen, um ſie in der Dunkelheit zu bewachen. Ehe indeſſen das Dunkel der Nacht,

ganz hereingebrochen war, kam ein ausgezeichnet ſchöner Mann auf ſie zu und grüßte ſie. Sie erwiderte ſeinen Gruß mit einer kläglichen Stimme. ‚Warum, verehrte Dame,‘ fragte ſie der Fremde, ‚verweilet Ihr zu dieſer Stunde an dieſem Schreckensorte?‘ — ‚Ach, wiſſet Ihr denn nicht, welchen ſchrecklichen Verluſt ich heute erlitten? Ich hatte einen angebeteten Gatten, dem ich ewige Treue geſchworen. Dieſer Gatte hat aufgehört zu leben, und die Erde, auf welcher ich ſtehe, bedeckt ſeine Hülle. Ich wollte mit ihm in's Grab ſteigen, aber meine grauſamen Verwandten haben mich zurückgehalten; nie aber ſoll es ihnen gelingen, mich von dieſer Stelle wegzubringen.‘ — ‚War denn dieſer angebetete Gatte der einzige Mann, der Eure Liebe verdiente? Gibt es denn auf der ganzen Welt nicht andere Männer, ſo ſchön, ſo gut und ſo reich als er?‘ — ‚Es wäre möglich; aber ich kenne keinen!‘ — ‚Wollt Ihr mich heirathen?‘ Die Wittwe hob ihre Augen zu ihm auf und fand ihn ſchöner als den dahingeſchiedenen Gatten; doch hielt ſie ihr Schamgefühl zurück, ihm zu antworten. ‚Wollt Ihr mich heirathen?‘ fragte abermals der Fremde. Die Wittwe ſah ihn mit zärtlichen Blicken an; doch hatte ſie noch nicht Kraft und Muth genug, ihrem Gefühle Worte zu leihen. ‚Wollt Ihr mich heirathen?‘ fragte der Fremde zum dritten Male, mit einer ſüß klingenden Stimme, welche in's Innerſte der Wittwe drang. ‚Ich kann Euch nicht widerſtehen,‘ verſetzte die Wittwe. ‚So laß uns zur Stadt zurückkehren.‘ — ‚Und warum? Laß uns lieber hier die Nacht zubringen.‘ — ‚Ich kann nicht die ganze Nacht hier bleiben, denn ich muß einen Dieb bewachen, der an dem Thore auf einem Galgen hängt. Wenn ich nicht auf meinem Poſten bin, ſo werden die Verwandten des Gehängten ihn ſtehlen, und morgen würde man mich dann an deſſen Stelle hängen.‘ — ‚Wenn dich ſonſt nichts in die Stadt ruft, ſo kannſt du ſchon hier bleiben; wenn der Gehängte vom Galgen genommen wird, ſo nehmen wir vor Tagesanbruch die eben beerdigte Leiche aus dem Grabe, und du hängſt ſie an des Diebes Stelle.‘ — ‚Das geht nicht, denn der Dieb hatte eine abgehauene Hand und war einäugig; man würde den Betrug merken.‘ — ‚Aber du weißt dir gar nicht zu rathen; wir ſchneiden dem Verſtorbenen eine Hand ab und reißen ihm ein Auge aus, ſo wird ihn Niemand mehr erkennen.‘ — ‚Hältſt du ſo den Eid, den du deinem Gatten geſchworen?‘ ſchrie der Fremde ſie an mit einer ſo donnernden Stimme, daß die Todten ſich in ihren Gräbern herumwälzten und glaubten, die Trompete des Herrn am Gerichtstage zu vernehmen. ‚Wiſſe, Treuloſe, ich bin der heilige Eid, den du ſo ſündhaft gebrochen; aber meine Rache iſt nahe!‘ Bei dieſen Worten zog er einen großen Jatakan aus ſeinem Gürtel und ſchlachtete die treuloſe Frau auf dem Grabe ihres Gatten.“

Als der Adler ſeine Erzählung geendet hatte, ſetzte er noch in hebräiſchen Worten hinzu: Ab una disce omnes. Der König Salomo gab nach einigem Nachdenken ſein Federnbett auf und entließ alle Vögel wieder.

Bei Beendigung dieſer Erzählung war es ſchon Tag geworden, weßhalb Scheherſad erſt in der nächſten Nacht mit folgender ſchönen Geſchichte begann:

Achthundert

und

achtundſiebenzigſte Nacht.

Geſchichte des Ibn Tamim Addari, einer der Gefährten des Propheten.

Ibn Tamim (den Gott ſegne!) ſcherzte eines Abends mit ſeiner Frau eine Weile und ging dann in den Badeſaal, der in ſeinem Hauſe war. Da rief ihm ſeine Frau nach: „Der Djinn des Bades hole dich, böſer Mann!“ Sogleich ergriff ihn der chriſtliche Djinn, der unſichtbar im Bade ſchwebte, hob ihn gen Himmel, ohne daß ihn Jemand bemerkte, und trug ihn in einer Entfernung von fünfhundert Jahren zum Sultan der chriſtlichen Genien, der ihn einige Zeit als Sklaven bei ſich behielt. Als nicht lange nachher zwiſchen dem Sultan der chriſtlichen Genien und dem der muſelmänniſchen ein Krieg ausbrach, in welchem Letzterer den Sieg davon trug, ward Ibn Tamim Addari mit vielen andern Gefangenen in den Palaſt des Sultans der muſelmänniſchen Genien geführt. Ibn Tamim mußte lange bei den übrigen chriſtlichen Gefangenen im Kerker ſchmachten, bis ihn eines Nachts der Sultan hörte, als er nach ſeiner Gewohnheit den Koran recitirte. „Wer iſt der Koranleſer?“ fragte der Sultan

erſtaunt den Gefängnißwärter. „Es iſt einer der Gefangenen,“ antwortete er, „welche aus dem letzten Kriege mit den chriſtlichen Genien hierhergebracht wurden.“ Der Sultan ließ ihn vor ſich führen und fragte ihn: „Biſt du ein Djinn oder ein Menſch?“ — „Ich bin ein Menſch,“ antwortete Ibn Tamim, „und zwar einer der beſten, denn ich bin einer der Gefährten des Propheten.“ — „Haſt du den Koran im Gedächtniſſe?“ — „So wie er geoffenbart worden.“ — „Woher biſt du?“ — „Aus Medina.“ — „Möchteſt du wieder dahin zurückkehren?“ — „Es iſt der ſehnlichſte Wunſch meines Herzens.“ — „So wiſſe, ich habe drei Söhne; wenn du ſie den Koran lehren willſt, ſo laſſe ich dich wieder in deine Heimath bringen.“

Da Ibn Tamim gern einwilligte, ließ der Sultan ſeine Söhne rufen und befahl ihnen, Ibn Tamim wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Ibn Tamim ſchloß ſich dann mit ihnen in einen beſonderen Palaſt ein und unterrichtete ſie drei Jahre lang im Koran und der mündlichen Ueberlieferung, bis ſie im Stande waren, die ſchwierigſten Streitfragen zu löſen. Als Ibn Tamim ihnen nichts mehr zu lehren hatte, ſtellte er ſie dem Sultan vor und überzeugte ihn von ihrer vollkommenen religiöſen Ausbildung. Der Sultan, entzückt über die Gelehrſamkeit ſeiner Söhne, dachte ſogleich an die Erfüllung ſeines Verſprechens und ließ ſeine ſchnellſten fliegenden Genien rufen. „Wie

viel Zeit brauchſt du?" fragte er einen derſelben, „um Ibn Tamim nach Medina zu tragen?" — „Ich fordere nur einen Tag und eine Nacht," antwortete der Genius, „um dieſe Strecke, zu der ein Menſch fünfhundert Jahre braucht, zurückzulegen." — „Das iſt zu viel," ſagte der Sultan erzürnt. „Und du?" fragte er einen Andern, „in wie viel Zeit legſt du den Weg nach Medina zurück?" — „In einem Tage." — „Auch das iſt zu lang. Und du?" fragte er einen Dritten. „In einem halben Tage." Der Sultan war auch damit nicht zufrieden und fragte Einen nach dem Andern, bis er zuletzt einen Genius fand, der ſich erbot, Ibn Tamim in einer Viertelſtunde nach Medina zu bringen. Er lehrte dann Ibn Tamim einen heiligen Namen, mit welchem er den Genius im Gehorſam erhalten ſollte, und empfahl ihm, während der ganzen Reiſe ihn unaufhörlich auszurufen. „Unterläßt du es einen Augenblick," ſagte ihm der Sultan, „ſo entſchlüpft dir der Genius und du fällſt auf die Erde herab." Ibn Tamim dankte dem Sultan, nahm Abſchied von ihm und ſeinen drei Söhnen, welche über die Abreiſe ihres Meiſters viele Thränen vergoſſen, beſtieg den Rücken des luftigen Boten und ſagte unaufhörlich den heiligen Namen her, den ihn der Sultan gelehrt hatte. Der Genius ſtieg mit ihm in die Höhe bis zum erſten Himmel oder dem Himmel der Welt, wo er ein Loblied hörte, welches die Engel dem Allmächtigen ſangen. Ihrerſeits hörten die Engel den Namen Gottes, den Ibn Tamim fortwährend wiederholte, und als ſie, darüber erſtaunt, einen Blick herab auf ihn und den ihn tragenden Genius warfen, glaubten ſie, ein böſer Genius trage einen Gläubigen gegen ſeinen Willen davon; ſie ſchleuderten daher einen jener Sterne gegen ihn, deren die Engel ſich als Steine bedienen, um die Teufel zu verjagen, wenn ſie an den Spalten des Himmels ihre Geſpräche belauſchen wollen. Der Genius ward zu Aſche, und Ibn Tamim fiel eine Strecke von fünfhundert Jahren hoch herunter, bald aufrecht ſtehend, bald mit dem Kopfe nach der Erde zu, bald auf der einen und bald auf der andern Seite liegend.

Als er wieder die Erde erreichte, befand er ſich auf dem Gipfel eines weißen Berges, an deſſen Fuße ein Bach ſich durch allerlei mit Frucht beladene Bäume ſchlängelte. Er kam unverletzt auf den Boden, denn der heilige Name, den er ſtets im Munde hatte, bewahrte ihn vor einem allzujähen Sturze. Sobald er den Bach am Fuße des Berges erblickte, ging er darauf zu, wuſch ſich darin und betete; dann pflückte er einige Früchte und aß ſie. Gegen Abend hielt er es für rathſam, wieder den Berg zu beſteigen, um ſicherer vor wilden Thieren zu ſeyn; aber zu ſeinem großen Erſtaunen war der Berg nicht mehr weiß, ſondern ganz ſchwarz. Demungeachtet ſtieg er hinauf

und brachte die Nacht darauf zu. Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: Das, was er des Morgens für einen weißen Berg hielt, war nichts Anderes als ein ungeheures Ei eines wunderbaren Vogels, der zur Zeit, als Ibn Tamim auf die Erde kam, ausgeflogen war; das, was er aber für einen ſchwarzen Berg hielt, war der Vogel ſelbſt, der des Abends zurückkam, um ſein Ei auszubrüten.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Achthundert

und

neunundſiebenzigſte Nacht.

Ibn Tamim ſchlief alſo auf dem Rücken des Vogels, der des Morgens früh, ehe Jener noch erwachte, mit ihm davonflog und ſich in einem Garten niederließ. Als Ibn Tamim erwachte, ſtieg er vom Vogel, den er noch immer für einen Berg hielt, herunter, wuſch ſich an einem Springbrunnen, der mitten im Garten ſprudelte, und betete das Morgengebet. Aber kaum hatte er ſein Gebet vollendet, da ſprang ein chriſtlicher Djinn auf ihn zu, warf ihn zu Boden, ſchlug ihn, ſchleppte ihn an den Beinen und quälte ihn auf jede mögliche Weiſe. Der unglückliche Ibn Tamim, der ihm keinen Widerſtand zu leiſten vermochte, rief: „O Djinn, wer du auch ſeyſt, tödte mich lieber, daß ich Ruhe finde!“ — „Ich werde dir keinen Augenblick Ruhe gönnen,“ antwortete der Djinn, „bis du meinen Willen thuſt.“ — „Und was verlangſt du?“ — „Das, was ich verlange, befindet ſich in jenem Berge dort unten; aber zwiſchen dir und jenem Berge liegt ein giftiges Meer.“ — „Und wie ſoll ich über ein giftiges Meer kommen?“ — „Ich trage dich hinüber!“ Bei dieſen Worten ergriff der Genius Ibn Tamim, und in einem Augenblicke trug er ihn über ein großes Meer und ſetzte ihn an dem Fuße eines Berges nieder. „In dieſem Berge,“ ſagte er ihm dann, „iſt eine Höhle, welche den Gegenſtand meiner

Wünſche enthält. Aber an der Thüre dieſer Höhle ſtehen heilige Namen, welche angerufen werden müſſen, wenn die Thüre ſich öffnen ſoll, und welche ich Chriſt nicht ausſprechen kann. Du Muſelmann mußt ſie laut ausrufen, und ſogleich wird die Thüre der Höhle ſich öffnen. Du gehſt dann durch zwei Zimmer; dann kommſt du in ein drittes, in deſſen Mitte unter einer von dreißigtauſend Lampen beleuchteten Halle eine goldene Bettſtelle ſteht. Auf dem Bette liegt ein Mann, mit den Füßen nach der Thüre hin geſtreckt. Nähere dich den Füßen dieſes Mannes, und wenn die Schlange, welche ſie bewacht, ſich gegen dich erhebt, ſo nimm einen der fünf Steine, die ich dir hier gebe," — bei dieſen Worten überreichte er ihm fünf kleine Kieſelſteine — „und ſchleudere ſie nach ihrem Kopfe; ſie wird ſogleich zu Boden ſtürzen. Du wendeſt dich dann zur linken Seite des Bettes, wo eine zweite Schlange, welche ſie bewacht, ihren Rachen gegen dich aufſperren wird; du wirfſt ihr aber einen zweiten Stein zu, und ſie ſinkt leblos zu Boden. Dann gehſt du zur Rechten und zu Häupten des Bettes, wo du wieder auf dieſelbe Weiſe zwei Schlangen zu bekämpfen haben wirſt, die du aber eben ſo leicht wie die erſten beſiegſt. Ergreife dann die rechte Hand des Mannes, der auf dem Bette liegt, und nimm ihm den Siegelring, den er am Finger trägt, und wenn eine fünfte Schlange unter dem Finger hervor ſich gegen dich erhebt, ſo tödte ſie mit dem fünften Steine. Verlaſſe dann die Höhle wieder und bringe mir den Siegelring; ich werde dir nicht nur nichts mehr zu Leide thun, ſondern dich auch hinbringen, wohin du willſt."

Ibn Tamim befolgte auf's genaueſte die Vorſchrift des Genius und beſiegte glücklich die erſten vier Schlangen; als er aber auf die fünfte Schlange einen Stein warf, verſchlang ſie ihn. „Haſt du den Koran geleſen?" fragte ihn die Schlange. „Von Anfang bis zu Ende," antwortete Ibn Tamim. „Iſt dir nicht der Vers vorgekommen, welcher lautet: Gott hat mir eine Macht gegeben, die er Niemanden nach mir verleihen wird?" — „Allerdings iſt mir dieſer Vers bekannt." — „Wenn du ihn kennſt, wie wagſt du es, die Hand nach Salomo's Siegelring auszuſtrecken?" — „Ich bin unſchuldig, denn ich wußte nicht, daß dieſes Grab das des Königs Salomo iſt." — „Wärſt du nicht einer der Gefährten des Propheten, ſo hätte ich dich ſchon mit meinem Hauche in Aſche verwandelt." Ibn Tamim dankte Gott für ſeine Rettung, las die Anfangs-Sura des Korans vor dem Grabe Salomo's und verließ die Höhle wieder. Der chriſtliche Djinn war verſchwunden. Ibn Tamim irrte dann in jenem ihm unbekannten Lande mehrere Jahre umher und nährte ſich von allerlei fremden Früchten und Wurzeln; ſeine Haare, ſein Bart und ſeine Nägel wurden ſo lang, daß

in einem wilden Thiere gleich ſah. Endlich gelangte er an die Grenze der weißen Erde, wo er dem Propheten Al Chidr begegnete. Ibn Tamim grüßte ihn, und Al Chidr erwiderte ſeinen Gruß mit den Worten: „Sey mir willkommen, Ibn Tamim Addari!“ — „Woher weißt du meinen Namen?“ fragte Ibn Tamim erſtaunt. „Deine Ankunft,“ erwiderte der Prophet, „iſt mir ſchon längſt prophezeit, und ich erwarte dich einer mir gewordenen Offenbarung zufolge ſchon mehrere Jahrhunderte hier; ich möchte nämlich wiſſen, wie es auf der weißen Erde, deren Eingang mir verſchloſſen iſt, zugeht; du allein kannſt ſie betreten und mir Auskunft darüber ertheilen. Aber ſage mir doch zuvor, durch welche wunderbare Fügung du hierhergekommen.“

Ibn Tamim erzählte ihm alle ſeine Abenteuer, von dem Augenblicke an, wo ein chriſtlicher Djinn ihn aus ſeinem Hauſe entführte, bis zu ſeinem Zuſammentreffen mit ihm. Der Prophet Al Chidr ſetzte dann ſeinerſeits Ibn Tamim von Allem, was

Wünſche enthält. Aber an der Thüre dieſer Höhle ſtehen heilige Namen, welche angerufen werden müſſen, wenn die Thüre ſich öffnen ſoll, und welche ich Chriſt nicht ausſprechen kann. Du Muſelmann mußt ſie laut ausrufen, und ſogleich wird die Thüre der Höhle ſich öffnen. Du gehſt dann durch zwei Zimmer; dann kommſt du in ein drittes, in deſſen Mitte unter einer von dreißigtauſend Lampen beleuchteten Halle eine goldene Bettſtelle ſteht. Auf dem Bette liegt ein Mann, mit den Füßen nach der Thüre hin geſtreckt. Nähere dich den Füßen dieſes Mannes, und wenn die Schlange, welche ſie bewacht, ſich gegen dich erhebt, ſo nimm einen der fünf Steine, die ich dir hier gebe," — bei dieſen Worten überreichte er ihm fünf kleine Kieſelſteine — „und ſchleudere ſie nach ihrem Kopfe; ſie wird ſogleich zu Boden ſtürzen. Du wendeſt dich dann zur linken Seite des Bettes, wo eine zweite Schlange, welche ſie bewacht, ihren Rachen gegen dich aufſperren wird; du wirfſt ihr aber einen zweiten Stein zu, und ſie ſinkt leblos zu Boden. Dann gehſt du zur Rechten und zu Häupten des Bettes, wo du wieder auf dieſelbe Weiſe zwei Schlangen zu bekämpfen haben wirſt, die du aber eben ſo leicht wie die erſten beſiegſt. Ergreife dann die rechte Hand des Mannes, der auf dem Bette liegt, und nimm ihm den Siegelring, den er am Finger trägt, und wenn eine fünfte Schlange unter dem Finger hervor ſich gegen dich erhebt, ſo tödte ſie mit dem fünften Steine. Verlaſſe dann die Höhle wieder und bringe mir den Siegelring; ich werde dir nicht nur nichts mehr zu Leide thun, ſondern dich auch hinbringen, wohin du willſt."

Ibn Tamim befolgte auf's genaueſte die Vorſchrift des Genius und beſiegte glücklich die erſten vier Schlangen; als er aber auf die fünfte Schlange einen Stein warf, verſchlang ſie ihn. „Haſt du den Koran geleſen?" fragte ihn die Schlange. „Von Anfang bis zu Ende," antwortete Ibn Tamim. „Iſt dir nicht der Vers vorgekommen, welcher lautet: Gott hat mir eine Macht gegeben, die er Niemanden nach mir verleihen wird?" — „Allerdings iſt mir dieſer Vers bekannt." — „Wenn du ihn kennſt, wie wagſt du es, die Hand nach Salomo's Siegelring auszuſtrecken?" — „Ich bin unſchuldig, denn ich wußte nicht, daß dieſes Grab das des Königs Salomo iſt." — „Wärſt du nicht einer der Gefährten des Propheten, ſo hätte ich dich ſchon mit meinem Hauche in Aſche verwandelt." Ibn Tamim dankte Gott für ſeine Rettung, las die Anfangs-Sura des Korans vor dem Grabe Salomo's und verließ die Höhle wieder. Der chriſtliche Djinn war verſchwunden. Ibn Tamim irrte dann in jenem ihm unbekannten Lande mehrere Jahre umher und nährte ſich von allerlei fremden Früchten und Wurzeln; ſeine Haare, ſein Bart und ſeine Nägel wurden ſo lang, daß

er einem wilden Thiere gleich ſah. Endlich gelangte er an die Grenze der weißen Erde, wo er dem Propheten Al Chidr begegnete. Ibn Tamim grüßte ihn, und Al Chidr erwiderte ſeinen Gruß mit den Worten: „Sey mir willkommen, Ibn Tamim Addari!“ — „Woher weißt du meinen Namen?“ fragte Ibn Tamim erſtaunt. „Deine Ankunft,“ erwiderte der Prophet, „iſt mir ſchon längſt prophezeit, und ich erwarte dich einer mir gewordenen Offenbarung zufolge ſchon mehrere Jahrhunderte hier; ich möchte nämlich wiſſen, wie es auf der weißen Erde, deren Eingang mir verſchloſſen iſt, zugeht; du allein kannſt ſie betreten und mir Auskunft darüber ertheilen. Aber ſage mir doch zuvor, durch welche wunderbare Fügung du hierhergekommen.“

Ibn Tamim erzählte ihm alle ſeine Abenteuer, von dem Augenblicke an, wo ein chriſtlicher Djinn ihn aus ſeinem Hauſe entführte, bis zu ſeinem Zuſammentreffen mit ihm. Der Prophet Al Chidr ſetzte dann ſeinerſeits Ibn Tamim von Allem, was

während ſeiner Abweſenheit ſich in Arabien zugetragen, in Kenntniß. Er ſagte ihm, daß der Prophet zu leben aufgehört, daß nach ihm Abu Bekr als Oberhaupt der Muſelmänner anerkannt ward und daß endlich nach des Letztern Tode Omar an die Regierung kam, der noch jetzt als Fürſt der Gläubigen in Medina herrſche.

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit folgenden Worten wieder fort:

Achthundert

und

achtzigſte Nacht.

Al Chidr fragte dann Ibn Tamim, ob er Luſt habe, in ſeine Heimath zurückzukehren, und als er dieſe Frage bejahte, verſprach er ihm, ihn in ſeine Heimath bringen zu laſſen, ſobald er ihm Nachricht von der weißen Erde geben würde. Ibn Tamim nahm ſogleich den Weg nach dieſem geheimnißvollen Lande, und als er die Grenze überſchritten hatte, ſah er einen Mann, der Waſſer aus einem Brunnen ſchöpfte und es in einen durchlöcherten Trog goß, aus dem das Waſſer wieder zurück in den Brunnen lief. Er ſchöpfte immer fort, und das Waſſer kehrte immer durch den durchlöcherten Trog wieder in den Brunnen zurück. Ibn Tamim fragte: „Was nützt dir dieſe Arbeit; ſiehſt du nicht, daß der Trog durchlöchert iſt? Stopfe erſt die Löcher zu, dann ſchütte Waſſer hinein!“ — „Geh deines Weges,“ antwortete der Mann aus dem weißen Lande, „und kümmere dich nicht um das, was du ſiehſt!“ Ibn Tamim ging weiter und begegnete einer tragenden Hündin, deren Jungen im Mutterleibe ganz laut bellten, worüber er ebenfalls nicht wenig erſtaunte. Etwas weiter ſah er einen Mann, welcher den Stamm eines Dattelnbaumes fortſchleppen wollte; aber alle ſeine Anſtrengungen waren vergebens. Da ſagte ihm Ibn Tamim: „Warum müheſt du dich ſo erfolglos ab, den Baum auf einmal wegzubringen? Theile

ihn lieber in zwei oder drei Stücke, die du leicht eines nach dem andern wegschaffen kannst." — „Kümmere dich nicht um das, was du siehst," antwortete ihm der Mann aus dem weißen Lande, „und kehre wieder zurück zu dem, der dich hierher gesandt." Ibn Tamim trat den Rückweg an und traf Al Chidr seiner an der Grenze des weißen Landes harrend. Er erzählte ihm, was er im weißen Lande gesehen, und bat ihn um Aufklärung darüber. Nach einigem Nachdenken sagte Al Chidr: „Das Wasser, das durch den Trog läuft, gleicht der Wissenschaft der Ulema der spätern Zeit; sie durchdringt ihren Geist, ohne weder ihnen, noch Andern irgend einen Nutzen zu bringen. Die Hündin, die du gesehen hast, deutet auf die Frauen und Mädchen jener Zeit; die Töchter werden schon im Mutterleibe verdorben seyn, und die Mütter ihnen noch die Hand zur Buhlerei bieten. Der Mann aber, der den Stamm des Dattelnbaumes auf einmal wegschleppen wollte, stellt die Menschen jener Zeit vor. Sie werden allerlei Dinge unternehmen, zu deren Ausführung es ihnen an Kraft gebricht, und doch nicht davon abstehen wollen."

Als Al Chidr seine Erklärung vollendet hatte, zog eine Wolke vorüber, die ihn grüßte: „Friede sey mit dir, Prophet Gottes!" Al Chidr erwiderte ihren Gruß mit den Worten: „Auf dir ruhe Gottes Friede, edles Geschöpf des Herrn!" Er fragte sie dann, wohin sie ziehe. „Ich gehe," antwortete sie, „in das Land der Ungläubigen und lasse Blut, Eiter, Gift und Fluch auf es herabregnen!" — „Sehr wohl," versetzte Al Chidr; „geh und erfülle deine Sendung, ich brauche dich nicht." Als diese Wolke weiterzog, kam eine andere vorüber, die ebenfalls Al Chidr grüßte; nachdem er ihren Gruß erwidert hatte, fragte er sie, welchen Weg sie nehme. „Ich gehe nach Arabien," antwortete sie, „und gieße über die Bewohner dieses heiligen Landes einen segenreichen Regen; bedarfst du meiner?" — „Ja wohl," antwortete Al Chidr; „ich befehle dir im Namen Gottes, diesen Mann nach Medina zu tragen und ihn in den Hof seines Hauses niederzulegen." — „So entferne dich ein wenig," sagte die Wolke zu Al Chidr, und als er dies that, ließ sie sich herunter und schmiegte sich wie ein Tuch um Ibn Tamim herum, so daß er sich mit übereinandergekreuzten Beinen darauf niederlassen konnte. Al Chidr sagte ihr dann Lebewohl und trug ihr Grüße an Omar und Ali auf. Die Wolke stieg hierauf wieder in die Höhe und trug Ibn Tamim bis über Medina, wo sie sich des Abends in einen wohlthuenden Regen auflöste und ihn in seinem Hof ablegte.

In der Nacht vor Ibn Tamims Rückkehr, als Omar die Runde in der Stadt machte, um zu sehen, ob überall Friede und Ruhe herrsche, hörte er vor dem Hause

Ibn Tamims, wie eine Frau über ihren langen Wittwenſtand weinte und Gott um die baldige Rückkehr ihres Gatten oder um die ſichere Kunde von ſeinem Tode anflehte. Der Chalif, von ihrer Klage gerührt, machte ein Zeichen an ihre Thüre und ließ ſie am folgenden Tage zu ſich rufen. „Was iſt aus deinem Gatten geworden?“ fragte ſie Omar. „Fürſt der Gläubigen, ich weiß es nicht!“ antwortete die Frau; „es ſind jetzt ſieben Jahre, daß er plötzlich aus ſeinem Hauſe verſchwand, und ſeither habe ich nichts mehr von ihm gehört.“ — „Möchteſt du dich wieder verheirathen?“ fragte

der Chalif. Da die Frau ſchwieg, deutete Omar ihr Schweigen als eine bejahende Antwort und ſagte zu einem ſeiner Räthe: „Gefährte des Propheten! willſt du dieſe Frau mit einer Mitgift aus dem öffentlichen Schatze heirathen?“ — „Ja!“ antwortete dieſer; worauf Omar ſogleich den Ehekontrakt ſchreiben ließ, und der junge Mann führte des Abends Ibn Tamims Gattin in ihr Haus. Als ſie aber in den Hof kam, ſah ſie einen ganz haarigen Mann da liegen; ſie lief erſchrocken zu ihrem neuen Gatten und ſagte ihm: „Es liegt ein Teufel in unſerm Hofe!“ Aber Ibn Tamim folgte ihr in's Zimmer und ſagte: „Ich bin dein Gatte; kennſt du mich denn nicht mehr?“ Bei dieſen Worten vermehrte ſich noch der Schrecken der Frau. „Du lügſt,“ rief ſie, „hier iſt mein Gatte!“ auf den jungen Mann hindeutend, der vor ihr ſaß. „Beruhige dich, Theure,“ ſagte dieſer, „wir wollen zuſammen den Koran recitiren, und hat ſich wirklich ein Teufel bei uns eingeſchlichen, ſo muß er durch die Kraft des

göttlichen Wortes von hier weichen.“ Als ſie aber anfingen, den Koran zu recitiren, hörten ſie zu ihrem großen Erſtaunen, daß der Fremde mit ihnen recitirte. „Iſt dieſer Mann ein Teufel,“ ſagte dann der junge Mann zu ſeiner Frau, „ſo kann er ſich zwar noch bis Tagesanbruch hier halten, aber bei den erſten Strahlen der Morgenröthe muß er verſchwinden.“

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie folgendermaßen fort:

Achthundert

und

einundachtzigſte Nacht.

Die Morgenröthe leuchtete, aber Ibn Tamim zog ſich nicht zurück, ſondern ging mit dem jungen Manne in den Hof, wuſch ſich und betete mit ihm. Nach vollendetem Gebete ſagte der junge Gatte zu Ibn Tamim: „Ich ſehe wohl, daß du zu den Söhnen Adams gehörſt; aber welche Anſprüche haſt du auf meine Gattin? Warum ſtörſt du das Glück zweier Gatten, die der Fürſt der Gläubigen geſetzlich verbunden hat?“ — „Weil ich der Gatte dieſer Frau bin,“ antwortete Ibn Tamim, „und daher der Fürſt der Gläubigen ſie mit keinem Andern verheirathen kann.“ — „Er lügt,“ rief Ibn Tamims Frau; „wäre er Ibn Tamim, ſo würde ich ihn doch erkennen. Das Beſte iſt, wir gehen zuſammen zum Chalifen und fügen uns ſeinem Spruche.“

Omar war in großer Verlegenheit, als die beiden Männer ihm ihre Klage vortrugen, denn das Zeugniß der Frau gegen ihren ältern Mann ſchien ihm nicht entſcheidend; er ließ daher Ali rufen, um ihn mit der Streitfrage bekannt zu machen. Sobald er aber erſchien, ſagte er dem Chalifen: „Ich weiß ſchon, warum ich gerufen worden; Mohammed hat mich im Traume dieſe Nacht mit Allem vertraut gemacht, und ich weiß, daß dieſer haarige Mann wirklich Ibn Tamim, der einzige rechtmäßige

„Hätten Polytheiſten ſie geſehen, ſie wäre vor allen andern Götzen angebetet worden, und zeigte ſie ſich im Weſten einem Mönche, er verließe ſein Gebet im Oſten und folgte ihr.“

„Dieſes wunderſchöne Mädchen, deren Reize wir gar nicht zu ſchildern vermögen, ſagte in einem ſüßen Tone zu dem Jüngling: ‚Was befiehlt mein Herr?‘ Der Jüngling antwortete: „Bringe dieſen Männern, meinen Gäſten, etwas zu eſſen.‘ Die Sklavin ging weg und kehrte bald wieder mit Hühnern, Reis, Backwerk und Braten und lud uns zum Eſſen ein.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Achthundert

und

zweiundachtzigſte Nacht.

„Als wir uns geſättigt und Gott gedankt hatten, — fuhr der eine der Brüder in ſeiner Erzählung vor dem Polizeipräfekten fort — brachte uns das Mädchen ein goldenes Waſchbecken und eine ſilberne Kanne, welche mit Roſenwaſſer gefüllt war, und als wir uns gewaſchen hatten, brachte ſie einen Bündel, welcher fünf Kleider enthielt, die wir anziehen mußten. Der Jüngling hieß uns dann auf die Divane ſitzen, die aber von ſo feinen Stoffen und ſo reich ausgeſchmückt waren, daß wir ſagten: ‚Dieſe Divane ſind für Könige; es ziemt uns armen Leuten nicht, uns darauf niederzulaſſen.‘ Aber der Jüngling blickte uns freundlich an und ſagte: ‚Nehmet nur Platz und verſchwendet nicht ſo viele Worte.‘ Er wendete ſich dann einer andern Thüre zu und rief: ‚Seelenluſt!‘ Sogleich trat eine griechiſche Sklavin aus einem Gemache, ſo blendend weiß, als käme ſie gerade aus dem Paradieſe; auch ſie war in ihrer Art ſo vollkommen ſchön, daß wir unmöglich alle ihre Reize ſchildern können; am bewundernswertheſten war aber ihr ſchlanker Wuchs, ihr Ebenmaß, ihre würdige und doch zierliche Haltung. Als ſie vor dem Jüngling ſtand, ſagte ſie: ‚Mein Herr, du haſt uns heute lange das Vergnügen deiner Geſellſchaft entzogen; wo bliebſt du denn ſo lange?‘ — ‚Ich habe mich bei meinen Gäſten hier aufgehalten,‘ antwortete der Jüngling; ‚bringe

uns doch etwas zu trinken.‘ Seelenluſt entfernte ſich einen Augenblick und kehrte dann mit zwei Sklavinnen wieder, welche goldene Kannen, ſilberne Becher, kryſtallene Gläſer und chineſiſche Taſſen brachten.

„Seelenluſt füllte den Becher mit Wein, die Gläſer mit allerlei wohlriechenden Blumen und die Taſſen mit den ausgeſuchteſten trockenen Früchten. Wir waren über dieſen Luxus ſo erſtaunt, daß wir uns auf die Finger biſſen und dachten: wachen oder träumen wir? — Hierauf wandte ſich der Jüngling nach einer andern Thüre und rief: ‚O Seligkeit!‘ Da erſchien ein Mädchen wie der Mond, mit leuchtender Stirne, zartrothen Wangen, einem Blicke, ſchneidender als das ſchärfſte Schwert, und einem Wuchſe, wie die Zweige des Ban; ſie war wie eine Braut geſchmückt und hatte eine indiſche Laute in der Hand. ‚Was wünſcht mein Herr?‘ fragte ſie den Jüngling. ‚Setze dich,‘ antwortete er, ‚und ſpiele meinen Gäſten etwas vor!‘ Da fing ſie ſo ſchön zu ſpielen

und zu ſingen an, daß wir glaubten, das ganze Haus müſſe mit uns umhertanzen. Nach dieſer rief der Jüngling noch vier andere Mädchen, deren jede ein anderes Muſikinſtrument mitbrachte, und ſo verging uns ein Abend bei Wein, Geſang und Muſik, wie wir noch keinen erlebt hatten. Das Wunderbarſte aber war: als wir uns entfernen wollten, überreichte uns der Jüngling eine goldne und eine ſilberne Schüſſel, mit den beſten gekochten Speiſen und Früchten für unſere Familie gefüllt, und lud uns auf den folgenden Abend wieder ein. Wir küßten ihm Hände und Füße, dankten für ſeine Gaſtfreundſchaft und verſprachen, wieder zu kommen. Am folgenden Abend nahmen wir die beiden Schüſſeln unter das Oberkleid und begaben uns wieder in das Haus des reichen Jünglings. Er nahm uns ſo freundlich wie am vorigen Tage auf und bewirthete uns wieder auf dieſelbe Weiſe, und ſo folgten noch achtundfünfzig Tage, die wir nie vergeſſen werden, immer feinere Speiſen, beſſere Weine und ſchönere Mädchen, deren Schmuck mehr werth war, als alle Einkünfte Egyptens. Der junge Mann entfaltete vor uns einen ſolchen Reichthum, daß wir zuletzt mißtrauiſch wurden und dachten, ſo viel kann nur ein Dieb oder Zauberer beſitzen, darum, edler Emir, ſind wir hierher gekommen, um dich auf dieſen Jüngling aufmerkſam zu machen."

Scheherſad erzählte in der nächſten Nacht weiter:

Achthundert

und

dreiundachtzigſte Nacht.

Der Polizeipräfekt ließ ſich des Jünglings Haus zeigen, und am folgenden Tage ließ er es von hundert Mameluken umzingeln, trat mit einem Offiziere hinein und forderte ihn auf, ihm zum Sultan, dem König Zaher Beibars, zu folgen. „Recht gerne," antwortete der Jüngling; er ſchloß ſeine Wohnung, ſteckte den Schlüſſel ein und ging mit dem Polizeipräfekten hinaus. Unterwegs ſagte ihm dieſer: „Mache mich mit deinen Verhältniſſen bekannt, und ſage mir, wie du zu ſo unermeßlichen Reichthümern gelangt biſt, ich werde dir dann vor dem Sultan beiſtehen." — „Ich bedarf nur Gottes Beiſtand," erwiderte der Jüngling, „ich will meine ganze Lebensgeſchichte dem Sultan ſelbſt mittheilen." Vor dem Sultan angelangt, begann er alſo:

„Höre, o mächtiger Sultan, als mein Vater in einem Alter von fünfundſechzig Jahren von einer gefährlichen Krankheit befallen ward, ſagte er zu meiner Mutter: ‚Mutter Djaudars! — ſo nannte er nämlich meine Mutter, welche außer mir kein Kind gebar, — wiſſe, daß ich dem Tode nahe bin (geprieſen ſey der, welcher allein ewig lebt!) und aus dieſer vergänglichen Welt ſcheide, um in eine beſſere und ewig dauernde hinüberzuwandern. Ich danke Gott dafür, daß er mich bis zu meinem Tode geſund und rüſtig erhalten und mir ſtets die Mittel gegeben, dich und meinen Sohn

Djaudar zu ernähren. Meine Ersparniſſe ſind leider nicht groß, ich hinterlaſſe nur hundert und zehn Dinare an Geld; gib hundert Dinare meinem Sohne und zehn Dinare verwende für mein Leichengewand, für Begräbnißkoſten, Koranleſer und dergleichen. Mein Sohn ſoll mit den hundert Dinaren irgend einen Handel treiben, um nicht arm zu werden, denn wer in Egypten kein Geld hat, wird auch für gar nichts geachtet; ſollte er aber je arm werden, ſo treibe er das Fiſcherhandwerk, es wird ihm Segen bringen, er wird ein Fiſchernetz in einer Schachtel in meinem Schranke finden.'

„Drei Tage, nachdem er ſo zu meiner Mutter geſprochen" — ſo erzählte der Jüngling — „nahm der Herr ſeine Seele zu ſich; wir trauerten um ihn, beerdigten ihn, und meine Mutter befolgte Alles, was er ihr anbefohlen hatte. Sobald ich aber im Beſitze der hundert Dinare war, brachte ich einen Tag in Bulak und den andern auf der Inſel Rhoda bei Matroſen zu, arbeitete aber nichts, ſondern ließ mir trotz der Warnungen meiner Mutter Ruhe und gute Koſt wohl ſchmecken, ſo daß nach drei Monaten mir gar nichts mehr übrig blieb. Ich ging zu meiner Mutter und klagte ihr meine Armuth und Noth. Da ſagte ſie: ‚Wie oft habe ich dich vor ſchlechter Geſellſchaft gewarnt, du haſt mir aber kein Gehör gegeben.' — ‚Niemand entgeht eben ſeinem Verhängniſſe,' verſetzte ich; ‚doch was geſchehen iſt, iſt geſchehen, gib mir jetzt Geld, daß ich mir etwas zu eſſen kaufe.' — ‚Meine Armuth iſt nicht geringer als die deinige,' erwiderte meine Mutter; ‚ich habe nicht ſo viel, um ein Laibchen Brod, oder auch nur ein Senfkörnchen dafür zu kaufen, auch habe ich gar nichts in meinem Hauſe, darum befolge jetzt den Willen deines Vaters und werde Fiſcher.' Ich öffnete die Schachtel, welche mir mein Vater hinterlaſſen, nahm das Netz heraus, ſagte: ‚Wir ſind Gottes und kehren einſt wieder zu ihm zurück,' nahm Abſchied von meiner Mutter und ging nach Altkahira; dort beſtieg ich einen Kahn, ſchiffte im Vertrauen auf Gott mit ausgeworfenem Netze umher, aber ſo oft ich es heraufzog, war es leer, obſchon ich es an verſchiedenen Plätzen verſuchte, die ſelten ohne Fiſche ſind. Ich ward beſonders wegen meiner armen Mutter ſehr betrübt darüber und weinte mir faſt die Augen aus dem Geſichte. Ich legte dann mein Netz zuſammen und wollte es den Fiſchern verkaufen oder verpfänden, aber kein Einziger wollte mir etwas dafür geben. Da ich mich noch nicht zum Betteln entſchließen konnte, ging ich mit meinem Netze nach einem kleinen See, Karunsſee genannt, der manchmal ganz ſeicht iſt. Diesmal fand ich ihn aber bis herauf angefüllt, und er kochte und ſchäumte wie Waſſer in einem über Feuer ſtehenden Topfe. Da dachte ich, vielleicht bin ich hier glücklicher, als am Nil, und warf mein Netz aus. Als ich es aber wieder heraufzog, war es mit Steinen und allerlei Unrath gefüllt. Ich reinigte es mit vieler

Mühe und warf es wieder aus, fand aber gar nichts darin. Da dachte ich, jetzt verſuche ich mein Glück noch einmal, und bringt mir mein Netz auch diesmal keinen Fiſch, ſo gebe ich das Fiſcherhandwerk auf. Als ich aber das Netz zum dritten Male heraufzog, ſprang ein Fiſch darin herum, der über drei Pfund ſchwer war; ich legte

das Netz zuſammen, brachte den Fiſch meiner Mutter und erzählte ihr, wie es mir am Nil ſo ſchlecht gegangen, wie ich hingegen am Karunsſee ganz unverhofftes Glück hatte. ‚So geht es, mein Sohn,‘ ſagte meine Mutter, ‚der Lebensunterhalt wird den Menſchen von Gott beſchert; auch hat ein ſehr weiſer Mann gedichtet:

„O Menſch, der du deinen Lebensunterhalt in der Ferne ſuchſt, laß ab von deinen Anſtrengungen, denn du erhältſt doch nur, was dir beſtimmt iſt. Die Glücksgüter wenden ſich häufig dem zu, der ſie gar nicht ſucht, während ſie den fliehen, der ihnen nachjagt.“

‚Darum,‘ fuhr meine Mutter fort, ‚darf der Menſch nie den Muth verlieren; Gott vergißt Niemanden.‘ Meine Mutter nahm mir dann den Fiſch ab, reinigte ihn und ließ ihn braten, wir verzehrten ihn mit vielem Appetit und dankten Gott dafür. Am folgenden Morgen nahm ich wieder mein Netz auf die Schultern und wollte damit nach Bulak gehen, aber meine Mutter ſagte mir: ‚Geh lieber wieder an den See Karun, und ſollteſt du auch nur einen Fiſch dort fangen, das genügt uns ja, bis uns Gott auf ſonſt eine Weiſe hilft oder uns den Tod ſendet.‘ Ich gehorchte meiner Mutter und ging nach dem See Karun und warf daſelbſt mein Netz aus. Als ich es heraufzog, war es wiedet mit Steinen, Knochen und Scherben angefüllt; da dachte ich, welch ein ſchlimmes Geſchick verfolgt mich, ich glaube, daß, wenn ich vom Waſſer des Meeres trinken wollte, es ſich in Feuer verwandeln, daß, wenn ich am Laufe der Sonne mich freute, ſie auf einmal ſtille ſtehen, und daß, wenn ich ſtromabwärts ſegelte, das Waſſer plötzlich ſeiner Quelle entgegenſtrömen würde. Ich ſaß nun eine Weile am Ufer des Sees, die Wange auf meine Hand geſtützt, verzweiflungsvoll da, als auf einmal ein Abendländer auf einem Maulthiere zu mir geritten kam, das ſo leicht wie ein Spatz daherſchoß; die Füße dieſes Thieres waren zwar ſo ſtark wie die Pfeiler eines Tempels, aber dennoch ſchien es wie ein Vogel in der Luft zu ſchweben. Der Abendländer war ſehr vornehm gekleidet, und ſah wie ein Emir aus. ‚Friede ſey mit meinem Herrn, dem Pilger!‘ [1] rief er mir zu, als er abgeſtiegen war. Ich antwortete ihm: ‚Mit dir ſey der Friede Gottes, ſein Segen und ſeine Barmherzigkeit!‘ Er fragte mich dann: ‚Warum ſitzeſt du ſo verzweifelt da? Iſt dir Jemand geſtorben, oder iſt eines deiner Schiffe untergegangen?‘ — ‚Keines von Beiden, mein Herr Pilger,‘ antwortete ich. Er fragte dann: ‚Biſt du nicht Djaudar, der Sohn des Fiſchers Omar aus Kahira?‘ Ich ſah ihn erſtaunt an und ſagte: ‚Ja.‘ Er fragte mich dann nochmals, warum ich denn ſo niedergeſchlagen ausſehe? Ich klagte ihm meine und meiner Mutter Armuth und die ſchlechte Ausſicht, die mir die Fiſcherei gewährte. Als der Abendländer dies hörte, lachte er, nahm eine ſeidene Schnur, die, um recht ſtark zu werden, drei Tage in Kameelmilch eingeweicht war, aus dem Querſacke, der auf ſeinem Mauleſel lag, und ſagte: ‚Höre mir zu, Djaudar, deine Armuth ſoll bald verſchwinden; binde mich mit dieſer Schnur und wirf mich in den See, breite dann dein Netz über mich aus, und ſtreue etwas Weißes, das die Fiſche herbeilockt, hinein, komme ich mit dem Kopfe zuerſt aus dem Waſſer, ſo wiſſe, daß ich todt bin, du beerdigſt mich dann am Ufer des Sees, und

[1] Ein Beiname, der vielen Muſelmännern gegeben wird, auch wenn ſie nie in Mekka waren.

führſt mein Maulthier auf den Bazar, hüte dich aber darauf zu reiten, ſonſt iſt es um dich geſchehen. Du wirſt auf dem Bazar einen erhöhten Punkt zu deiner Linken bemerken, dort ſitzt in einem Laden ein Jude, der den größten Schnurrbart auf dem ganzen Bazar hat, nähere dich ihm, und lege deine Hand auf ſeinen Kopf, er wird ſogleich aufſtehen, dir den Mauleſel abnehmen und einen goldnen Dinar ſchenken, nimm ihn und geh deines Weges; komme ich aber lebend aus dem See, ſo ſollſt du reichlich beſchenkt werden.' Als der Abendländer ſo geſprochen hatte, reichte er mir ſeine Schultern her, woraus ich ſah, daß er nicht bloß ſcherzte, ſondern wirklich gebunden ſeyn wollte; ich that ſeinen Willen und warf ihn an der Stelle, die er mir bezeichnete, in den See."

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit Djaudars Worten:

Achthundert und vierundachtzigſte Nacht.

„Es dauerte nicht lange, kam des Abendländers Kopf in die Höhe, ſeine Zähne waren feſt zuſammengeſchloſſen und ſeine Augen erloſchen. Ich zog ihn aus dem See und beerdigte ihn am Ufer des Sees. Dann machte ich mich auf, nahm mein Netz auf den Rücken und den Zaum des Mauleſels in die Hand, und führte ihn zu dem Juden, den mir der Abendländer bezeichnet hatte, wofür ich einen Dinar erhielt. Ich ging hierauf vergnügt zu meiner Mutter, zeigte ihr meinen Dinar und erzählte ihr, auf welche Weiſe ich dieſes Geld erworben hatte. Sie hörte mir mit Erſtaunen zu, und bedauerte den Abendländer, der ſich ſelbſt in das Grab geſtürzt. Am folgenden Morgen ging ich wieder mit meinem Netze an den See Karun und warf es zweimal aus, ohne etwas zu fangen. Eben wollte ich es zum dritten Male auswerfen, da kam wieder ein Abendländer in einem eben ſo reichen Aufzuge, wie der Erſte; ſein Maulthier hatte eine Decke von grüner Seide über dem Sattel, einen goldnen Zaum im Munde und eine Kette am Halſe, an welcher die koſtbarſten Edelſteine funkelten. Ich erſchrack, als ich ihn ſah, und glaubte, er werde den Tod ſeines Bruders an mir rächen wollen; er grüßte mich und fragte: ‚Biſt du Dſaudar, der Sohn des Fiſchers Omar?‘ — ‚Bewahre Gott! mein Herr Pilger,‘ antwortete ich, ‚ich bin nicht Dſaudar und weiß nichts von ihm.‘

führſt mein Maulthier auf den Bazar, hüte dich aber darauf zu reiten, ſonſt iſt es um dich geſchehen. Du wirſt auf dem Bazar einen erhöhten Punkt zu deiner Linken bemerken, dort ſitzt in einem Laden ein Jude, der den größten Schnurrbart auf dem ganzen Bazar hat, nähere dich ihm, und lege deine Hand auf ſeinen Kopf, er wird ſogleich aufſtehen, dir den Mauleſel abnehmen und einen goldnen Dinar ſchenken, nimm ihn und geh deines Weges; komme ich aber lebend aus dem See, ſo ſollſt du reichlich beſchenkt werden.' Als der Abendländer ſo geſprochen hatte, reichte er mir ſeine Schultern her, woraus ich ſah, daß er nicht bloß ſcherzte, ſondern wirklich gebunden ſeyn wollte; ich that ſeinen Willen und warf ihn an der Stelle, die er mir bezeichnete, in den See."

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit Djaudars Worten:

den See, aber auch er ſtreckte bald einen todten Kopf aus dem Waſſer, da warf ich mein Netz aus, zog ihn an's Ufer und beerdigte ihn. Dann brachte ich ſein Maulthier dem Juden, der mir wieder einen Dinar ſchenkte, worauf ich zu meiner Mutter zurückkehrte. Am dritten Tage wollte ich an den Nil gehen, aber meine Füße trugen mich ganz unwillkürlich wieder an den See Karun. Ich warf mein Netz dreimal in's Waſſer, und zog es jedes Mal leer herauf; da legte ich es zuſammen und wollte weggehen, als wieder ein Abendländer auf einem Mauleſel auf mich zuritt, mich freundlich grüßte und fragte, ob ich nicht der Fiſcher Djaudar wäre? Als ich ſeine Frage bejahte, fragte er mich, ob nicht ſeine beiden Brüder in dieſem See ertrunken wären? Ich fing an zu zittern und blaß zu werden, und wußte nicht, was ich antworten ſollte. Als er meine Verlegenheit bemerkte, ſagte er: ‚Verhehle mir nur die Wahrheit nicht, dann haſt du nichts von mir zu befürchten.'

In der nächſten Nacht erzählte Scheberſad mit folgenden Worten weiter:

und

fünfundachtzigſte Nacht.

Djaudar fuhr fort: „Als ich dem Abendländer hierauf Alles, wie es ſich zugetragen hatte, erzählte, ſagte er lachend: ‚Bei Dem, der Tag und Nacht, Luft und Waſſer geſchaffen, der die Todten belebt und Lebenden tödtet, hätteſt du einen meiner Brüder lebendig aus dem Waſſer gezogen, ſo flöge jetzt dein Kopf von deinem Halſe herunter.‘ Er griff dann auch nach dem Querſacke, zog eine rothe ſeidne Schnur heraus und fuhr fort: ‚Binde jetzt auch mir Hände und Füße und verfahre mit mir wie mit meinen Brüdern, finde ich aber auch den Tod in dieſem See, ſo hüte dich wohl, mein Maulthier dem Juden zu bringen, ſonſt ſtirbſt du, ohne daß irgend ein Menſch deinen Tod erfährt, ſondern nimm es mit in dein Haus, es wird, ſobald die Nacht heranbricht, Jemand an die Thüre klopfen und rufen: Djaudar gib mir das Maulthier des Abendländers Mahmud. Dieſem Manne gibſt du mein Maulthier, er wird dir einen Beutel mit tauſend Dinaren ſchenken. Laſſe dir es dann wohl ſeyn und gräme dich nicht über meinen und meiner Brüder Tod.‘ Ich dachte, dieſer iſt noch der Beſte der drei Brüder, aber nicht minder wahnſinnig als ſie. Ich nahm dann die Schnur in die Hand, band ihn und warf ihn in den See, und ſiehe da, er ſtreckte nicht wie ſeine beiden Brüder den Kopf, ſondern die Hände aus dem Waſſer, und hatte in der rechten Hand einen rothen und in der linken Hand einen ſchwarzen Fiſch, und rief: ‚Djaudar, deine Trommel hat geſchlagen (dein Glücksſtern iſt aufgegangen), denn ich habe mein Ziel erreicht.‘ Ich zog ihn ſchnell mit dem Netze an's Land, und er lief nach dem Maulthiere, zog eine rothe korallne Büchſe aus dem Querſacke und ſteckte den rothen Fiſch hinein, dann

den See, aber auch er ſtreckte bald einen todten Kopf aus dem Waſſer, da warf ich mein Netz aus, zog ihn an's Ufer und beerdigte ihn. Dann brachte ich ſein Maulthier dem Juden, der mir wieder einen Dinar ſchenkte, worauf ich zu meiner Mutter zurückkehrte. Am dritten Tage wollte ich an den Nil gehen, aber meine Füße trugen mich ganz unwillkürlich wieder an den See Karun. Ich warf mein Netz dreimal in's Waſſer, und zog es jedes Mal leer herauf; da legte ich es zuſammen und wollte weggehen, als wieder ein Abendländer auf einem Mauleſel auf mich zuritt, mich freundlich grüßte und fragte, ob ich nicht der Fiſcher Djaudar wäre? Als ich ſeine Frage bejahte, fragte er mich, ob nicht ſeine beiden Brüder in dieſem See ertrunken wären? Ich fing an zu zittern und blaß zu werden, und wußte nicht, was ich antworten ſollte. Als er meine Verlegenheit bemerkte, ſagte er: ‚Verhehle mir nur die Wahrheit nicht, dann haſt du nichts von mir zu befürchten.'

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit folgenden Worten weiter:

Achthundert

und

fünfundachtzigſte Nacht.

Djaudar fuhr fort: „Als ich dem Abendländer hierauf Alles, wie es ſich zugetragen hatte, erzählte, ſagte er lachend: ‚Bei Dem, der Tag und Nacht, Luft und Waſſer geſchaffen, der die Todten belebt und Lebenden tödtet, hätteſt du einen meiner Brüder lebendig aus dem Waſſer gezogen, ſo flöge jetzt dein Kopf von deinem Halſe herunter.‘ Er griff dann auch nach dem Querſacke, zog eine rothe ſeidne Schnur heraus und fuhr fort: ‚Binde jetzt auch mir Hände und Füße und verfahre mit mir wie mit meinen Brüdern, finde ich aber auch den Tod in dieſem See, ſo hüte dich wohl, mein Maulthier dem Juden zu bringen, ſonſt ſtirbſt du, ohne daß irgend ein Menſch deinen Tod erfährt, ſondern nimm es mit in dein Haus, es wird, ſobald die Nacht heranbricht, Jemand an die Thüre klopfen und rufen: Djaudar gib mir das Maulthier des Abendländers Mahmud. Dieſem Manne gibſt du mein Maulthier, er wird dir einen Beutel mit tauſend Dinaren ſchenken. Laſſe dir es dann wohl ſeyn und gräme dich nicht über meinen und meiner Brüder Tod.‘ Ich dachte, dieſer iſt noch der Beſte der drei Brüder, aber nicht minder wahnſinnig als ſie. Ich nahm dann die Schnur in die Hand, band ihn und warf ihn in den See, und ſiehe da, er ſtreckte nicht wie ſeine beiden Brüder den Kopf, ſondern die Hände aus dem Waſſer, und hatte in der rechten Hand einen rothen und in der linken Hand einen ſchwarzen Fiſch, und rief: ‚Djaudar, deine Trommel hat geſchlagen (dein Glücksſtern iſt aufgegangen), denn ich habe mein Ziel erreicht.‘ Ich zog ihn ſchnell mit dem Netze an's Land, und er lief nach dem Maulthiere, zog eine rothe korallne Büchſe aus dem Querſacke und ſteckte den rothen Fiſch hinein, dann

ausgedehnt lag. Als wir uns nach allen Seiten umgesehen hatten, und wieder herabsteigen wollten, sahen wir, wie ein rother Fisch, so groß wie ein Kameel, aus dem Meere, das die Insel umgibt, in den Bach schwamm, der nicht weit unter dem Nußbaume sich in's Meer ergießt, und in unsrer Nähe in der Gestalt einer schönen Jungfrau an's Land stieg. Sie näherte sich immer mehr dem Nußbaume, und mit jedem Schritte mußten wir ihre Reize mehr bewundern. Sie hatte babylonische Augen, über welchen sich Augenbrauen wie ein Bogen wölbten. Ihre Stirne leuchtete wie der Mond, ihre Wangen schienen Rosen zu seyn, ihre Lippen ein Labsal für jeden Kranken, ihre Haare, schwärzer als die Nacht und feiner als Seide, hingen bis auf die Erde herab. Ihr Anblick bezauberte uns so sehr, daß wir vor Entzücken beinahe vom Baume fielen.'

Scheherſad bemerkte den Tag und setzte erst in der nächsten Nacht diese Erzählung mit Mahmuds Worten wieder fort:

Mahmud, ich bin aus der Stadt Tunis und hatte daselbst einen Lehrer, der mich in die geheimsten Künste der Zauberei einweihte. Als er ein Alter von dreihundert Jahren erreichte, schenkte er mir ein Buch, welchem tausend Geister unterworfen sind, und sagte mir: Bewahre dieses Buch wohl, denn es haben Könige, Priester und Zauberer mich darum beneidet, weil man durch es alle seine Wünsche befriedigen kann. Wenn du etwas brauchst, so rufe nur: Geflügelter Sandja! Es wird dir ein Geist erscheinen, der dir bringt, was du begehrst, und läge es im siebenten Meere hinter dem Berge Kaf. Ich freute mich sehr mit einem so werthvollen Geschenke, und zeigte in meiner Freude das Buch meinen Brüdern, den beiden Männern, die in dem See ertranken. Aber diese beneideten mich und trachteten darnach, mich desselben zu berauben. Eines Tages, als ich das Buch in Anwesenheit meiner Brüder erproben wollte, rief ich: Geflügelter Sandja! Da stieg ein Rauch aus dem Buche gen Himmel, der sich nach und nach zusammenzog und eine ungeheure menschliche Gestalt bildete mit drei Flügeln, einen an jeder Seite und einen mitten auf dem Rücken. Dieses wunderbare Wesen sagte: Hier bin ich, was befiehlt mein Herr? — Ich möchte mit meinen Brüdern, antwortete ich, eine kleine Lustreise nach dem Korallenberg machen, bringe uns schnell dorthin! — Sehr gern, sagte er, breitete seine drei Flügel aus, nahm mich auf seinen Rückenflügel und meine beiden Brüder auf seine Seitenflügel, und setzte uns nach einem raschen Fluge durch die Luft auf den Korallenberg. Hier angelangt fragte ich Sandja, was wohl hinter diesem Berge läge? Er antwortete: Mein Herr, hinter diesem Berge liegt das Gazellenthal und die Insel des Königs Numan, des Amalekiten, welche der Ocean mit seinen Wellen umspült. — So führe uns in dieses Thal, sagte ich, und stieg abermals auf seinen Rücken, während meine beiden Brüder sich auf seine beiden Seitenflügel setzten. Sandja schwang seine Flügel und brachte uns in ein Thal, dessen Boden wie die allerfeinste Baumwolle aussah und reinsten Moschusduft verbreitete. Mitten durch das Thal schlängelt sich ein Bach, dessen Wasser frischer als Schnee und süßer als Honig war. An den Ufern dieses Baches blühten Lilien, Kamillen, Narcissen und Jasmine. Wir gingen das Ufer dieses Baches entlang spazieren, bis wir an einen ungeheuer hohen Nußbaum kamen, der so groß war, daß er recht gut hundert Reiter in seinen Schatten aufnehmen konnte. Da sagte Sandja: Steiget auf diesen Nußbaum, da könnt ihr auf die reizende Insel des Königs Numan herabsehen. Wir freuten uns, einen Blick auf diese so berühmte Insel werfen zu können, und kletterten auf den Nußbaum, bis die Insel in ihrer ganzen Länge und Breite mit allen ihren Städten und Dörfern, Bergen und Thälern, Wäldern und Gärten vor uns

ausgedehnt lag. Als wir uns nach allen Seiten umgeſehen hatten, und wieder herabſteigen wollten, ſahen wir, wie ein rother Fiſch, ſo groß wie ein Kameel, aus dem Meere, das die Inſel umgibt, in den Bach ſchwamm, der nicht weit unter dem Nußbaume ſich in's Meer ergießt, und in unſrer Nähe in der Geſtalt einer ſchönen Jungfrau an's Land ſtieg. Sie näherte ſich immer mehr dem Nußbaume, und mit jedem Schritte mußten wir ihre Reize mehr bewundern. Sie hatte babyloniſche Augen, über welchen ſich Augenbrauen wie ein Bogen wölbten. Ihre Stirne leuchtete wie der Mond, ihre Wangen ſchienen Roſen zu ſeyn, ihre Lippen ein Labſal für jeden Kranken, ihre Haare, ſchwärzer als die Nacht und feiner als Seide, hingen bis auf die Erde herab. Ihr Anblick bezauberte uns ſo ſehr, daß wir vor Entzücken beinahe vom Baume fielen.'

Scheherſad bemerkte den Tag und ſetzte erſt in der nächſten Nacht dieſe Erzählung mit Mahmuds Worten wieder fort:

Achthundert und ſechsundachtzigſte Nacht.

‚Die Jungfrau hatte kaum das Land betreten, da rief ſie mit einer tief in's Herz dringenden Stimme: O Königsſonne! Da kam ein grüner Fiſch den Bach herauf geſchwommen, ſtieg in ihrer Nähe an's Land, warf ſeine Fiſchhülle ab, und es zeigte ſich uns eine Jungfrau mit ſo feinen Geſichtszügen, ſo ſchlankem Wuchſe und ſo zarten Hüften, daß wir die Erſte ganz vergaßen und ihr allein unſere Bewunderung und Liebe ſchenkten. Mein Herz iſt mir heute ſo ſchwer, theure Königsſonne, ſagte die erſte Jungfrau zur zweiten, daß ich mich in dieſem lieblichen Thale ein wenig mit meinen Geſpielinnen zerſtreuen möchte. Sie rief dann: Augenperle! und, ſiehe da! es kam ein gelber Fiſch herangeſchwommen, der, ſobald er an's Ufer ſprang, ſich auch wieder in eine Jungfrau verwandelte, welche die beiden Erſten noch an Schönheit übertraf; neben ihr mußte der Mond erbleichen, und die Sonne ſchien eine ihrer Dienerinnen zu ſeyn. Wer ſie ſah, mußte ausrufen: Hier iſt die Schweſter des frommen, ſchönen Joſeph! Und ſo rief ſie eine Jungfrau nach der andern herbei, bis ihrer vierzehn beiſammen waren, von denen immer die Letzte die Erſteren verdunkelte. Vor Liebe und Entzücken ganz außer mir, rief ich Sandja, und als er erſchien und mich fragte, was ich befehle, ſagte ich ihm: Da du doch über tauſend abtrünnige Geiſter gebieteſt, ſo bemächtige dich dieſer ſchönen Jungfrauen und trage ſie in mein Haus, daß ich an ihren Reizen mich

ergötze. — Ich gehorche deinem Befehle, ſagte Sandja und verſchwand. Aber er kehrte bald, blaß und zitternd wie ein ſchwaches Rohr beim Sturmwind, wieder und ſagte: Wiſſe, mein Herr, ich wollte nach deinem Befehle mit meinen Geiſtern über die Mädchen herfallen, da ſchoſſen drei Lichtſäulen gegen mich heran, die mich zu verzehren drohten, und denen ich nur mit der größten Mühe entkam. Ich ſandte dann einige andere Geiſter gegen ſie; aber ſie kehrten Alle mit verſtörtem Angeſichte zurück und erklärten, daß ſie gegen dieſe Mädchen nichts vermögen. Ich ſah nun den Jungfrauen zu, wie ſie mit einander ſpielten und dann wieder ihr Fiſchgewand anzogen und nach ihrer Inſel zurückſchwammen. Als ſie meinen Augen entſchwunden waren, rief ich Sandja und befahl ihm, mich nach Tunis zu tragen. Er war aber noch ſo erſchöpft von ſeinem Kampfe gegen die Genien, welche die Mädchen beſchützten, daß er mich bat, ihm noch einige Augenblicke der Ruhe zu gönnen. Da ſagten meine Brüder: Nun, ſo laß auch uns indeſſen ein wenig unter dieſem Baume ſchlafen, bis Sandja zur Reiſe geſtärkt iſt. Sie legten ſich dann unter den Baum und ſtellten ſich bald, als ſchliefen

ſie. Als ich dies ſah, dachte ich: Nun kann auch ich ohne Furcht, daß mir mein Buch genommen werde, ein wenig ſchlafen. Sobald ich aber einſchlief, ſtanden meine Brüder auf, beſchworen zwei Geiſter herbei und befahlen ihnen, das Buch, das in einem rothen ſeidenen Beutel, an einer goldenen Kette befeſtigt, um meinem Halſe hing, zu nehmen und es ihnen zu bringen.'

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:

Achthundert und ſiebenundachtzigſte Nacht.

„Mahmud fuhr fort: ‚Die beiden Geiſter zogen mir die Kette mit dem Beutel vom Halſe und trugen meine beiden Brüder nach Tunis, aber verſchwanden dann mit dem Buche, ſo daß meine Brüder ausriefen: Wehe uns! nun haben wir gar nichts für unſern Verrath an unſerm Bruder, und kein Geiſt wird ihn mehr in ſeine Heimath zurücktragen. Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!

‚Das iſt's, was meine Brüder angeht. Was aber mich betrifft, ſo ſchlief ich noch eine Weile fort, und als ich erwachte und nach meinem Buche griff, fand ich es nicht mehr. Ich rief dreimal Sandja; aber er erſchien nicht. Da ich auch meine Brüder nicht mehr ſah, ſo zweifelte ich nicht, daß ſie mir das Buch geſtohlen, und rief: Wir ſind Gottes und kehren einſt zu ihm zurück. Was Gott will, das geſchieht, und was unſer Herr nicht will, das geſchieht nicht! Dann dachte ich: Hätten ſie mir nur das Buch in Tunis geſtohlen, wäre ich doch wenigſtens in meiner Heimath geweſen; aber jetzt? was fange ich in dieſem fremden Lande an? Doch machte ich mich auf

und ging im Vertrauen auf den einzigen Gott dem Bache nach, bis ich an einen sehr hohen, schwarzen Berg kam, aus welchem dieser Bach entsprang. Ich ging nun drei Tage am Fuße des Berges fort, der überall sich so steil erhob, daß ich ihn unmöglich besteigen konnte. Am vierten Tage erst entdeckte ich einen schmalen Pfad, der auf den Berg führte, und ich entschloß mich, ihn zu betreten, denn ich dachte: Wohnte nicht Jemand auf diesem Berge, so würde kein Weg hinauf führen. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn als ich ein paar Stunden lang gestiegen war, kam ich vor ein Kloster, das eine eiserne Mauer mit einer messingenen Pforte umgab. Ich klopfte leise an, und sogleich rief mir Jemand zu: Willkommen! Sey ohne Furcht, du wirst dein Ziel erreichen und deine Feinde zu Schanden machen. Ein kohlschwarzer Sklave öffnete mir dann die Thüre und hieß mich hereintreten. Dieser Sklave sah aber so schauerlich aus, daß ich mich fürchtete, ihm zu folgen. Da er merkte, daß ich ihm nicht traute, ging er in's Kloster zurück, kam aber bald wieder und sagte mir: Mein Herr, der Besitzer des Klosters, sendet mich zu dir, um dir zu sagen, daß, wenn du der Abendländer Mahmud aus Tunis bist, du ihm höchst willkommen seyst; bist du aber auch ein Anderer und bedarfst seiner, so kannst du auch auf seinen Beistand zählen. Ich antwortete: Ich bin der Abendländer Mahmud, und folgte ihm in's Innere des Klosters in ein reich ausgestattetes Gemach, wo auf einem seidenen Divan ein alter Mann saß, mit einem grauen Barte, der bis zu den Füßen herab hing; er sah aber trotz seines hohen Alters doch noch rüstig wie ein reißender Löwe aus, und seine Stimme hatte noch die Kraft des Donners. Ich küßte ihm die Hand und grüßte ihn ehrfurchtsvoll; er erwiderte meinen Gruß und befahl dem Sklaven, mir einige Speisen zu bringen. Als der Sklave ein Tischchen mit den schmackhaftesten Speisen beladen vor mich stellte, sagte mir der Alte: Ich weiß, daß du mehrere Tage nichts gegessen hast, darum labe dich an diesen Speisen. Während des Essens fuhr er dann fort: Ich weiß deine ganze Geschichte, ehe du mir sie erzählst; deine Brüder haben dich um dein Buch gebracht; du aber denkst mehr an die schönen Mädchen, die du im Gazellenthale gesehen, als an den Verlust deines Buches. Wisse, Mahmud, diese Mädchen, welche ein Leckerbissen für Sultane und Kaiser wären, haben bisher alle Menschen und Genien, die bei ihrem Vater Numan, dem Herrn der Rabeninsel, um sie warben, abgewiesen, denn sie folgen in Allem dem Rathe des Priesters Ansarut, der bei ihrem Vater im höchsten Ansehen steht. Ansarut ist ein sehr berühmter Arzt und Zauberer, welcher drei Tage bei Genien und drei Tage bei dem König Numan zuzubringen pflegt. Eines Tages, als er von den Genien zurückkehrte,

trat ihm Numan beſtürzt entgegen und ſagte ihm, alle ſeine Töchter lägen krank darnieder, er möchte ſie doch ſchnell beſuchen. Anſarut beſuchte mit mehreren Dienern Eine nach der Andern, verordnete Einiges und kam lächelnd wieder zu Numan und

ſagte ihm: Deine Töchter werden wieder geneſen, ſobald ſie ein wenig von dieſer Inſel, auf der eine fortwährende Seeluft weht, ſich entfernen; ich werde dafür ſorgen, daß ſie auf eine angenehme Weiſe ſich zuweilen auf das feſte Land begeben können. Er verließ dann den König und ließ einen Fiſcher rufen und befahl ihm, die Haut von fünfzehn großen Fiſchen zu bringen. Sobald der Fiſcher ihm die Häute brachte, ſchrieb er auf die innere Seite derſelben allerlei heilige Namen, welche dieſen Häuten die Tugend verliehen, wie lebendige Fiſche im Meere nach jeder Richtung zu ſchwimmen, welche der ſie Umhüllende ihnen zu geben wünſcht. Am folgenden Tage gab er jeder Prinzeſſin in Anweſenheit des Königs eine ſolche Haut; die fünfzehnte Haut aber gab er ſeinem Sohne Didakam und befahl ihm, die Mädchen nach dem Gazellenthale zu begleiten. Dem König ſagte er dann: Sey frohen Muthes und vertraue mir; was deinen Töchtern Schlimmes widerfährt, trifft ja auch meinen Sohn, der, wie du wohl weißt, mir eben ſo theuer iſt, als dir deine Töchter ſind. — Thue, was du für heilſam hältſt, erwiderte der König. Darauf befahl Anſarut ſeinem Sohne, mit den Prinzeſſinnen in's Meer zu ſteigen und in's Gazellenthal zu ſchwimmen,

deſſen Luft ſie bald wieder herſtellen würde. Denn dort, ſagte er, ſind ſie ſicher vor Menſchen und vor Genien; auch ſchützen euch die heiligen Namen, die ich in die Haut geſchrieben, gegen Menſchen wie gegen Genien, die Wellen des Meeres fliehen, die Berge ebnen ſich und die Bäume verbeugen ſich vor ihnen. Didakam ſtieg hierauf mit den Prinzeſſinnen in's Meer, und ſie ſchwammen wie natürliche Fiſche in's Gazellenthal bis an den großen Nußbaum hin. Dort ſtiegen ſie an's Land und brachten den ganzen Tag im Thale zu, und ſchon am erſten Abend fand ſie ihr Vater, als ſie wieder heimkehrten, ſo geſtärkt und wohl ausſehend, daß er Anſarut und ſeinem Sohne ein Ehrenkleid ſchenkte.'

Scheherſad fuhr in der Erzählung Djaudars in der nächſten Nacht mit Mahmuds Worten fort:

Achthundert

und

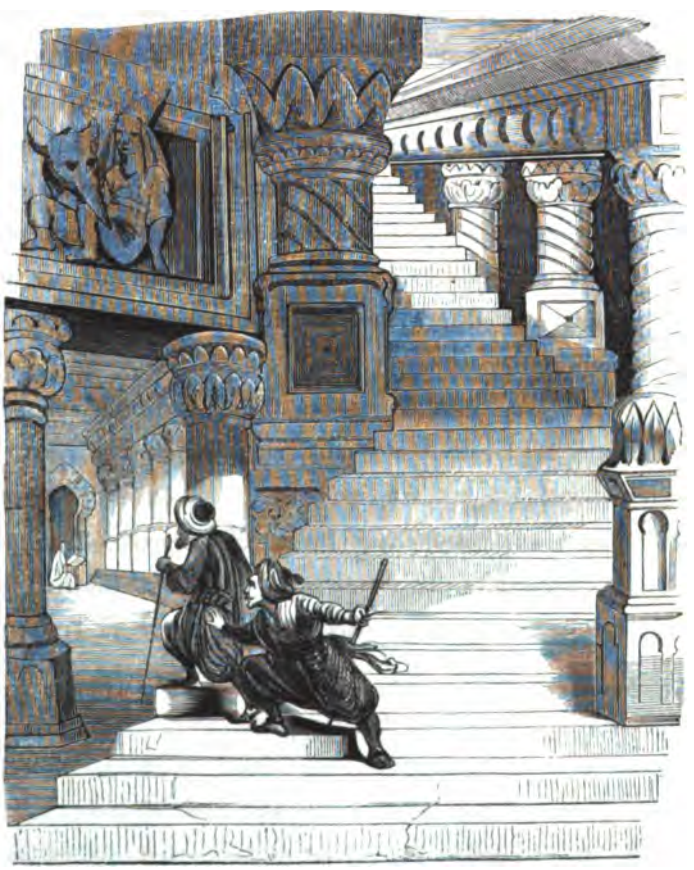
achtundachtzigſte Nacht.

‚Seither kommen die Prinzeſſinnen jeden Tag in das Gazellenthal und ſpielen mit einander in der Nähe des Baumes, auf dem du dich mit deinen Brüdern befandeſt. Doch ſchlage dir jetzt die Mädchen aus dem Kopfe und denke zunächſt daran, wieder in den Beſitz deines Buches zu gelangen, und das kannſt du nur mit Hülfe deines Lehrers in Tunis; darum werde ich dafür ſorgen, daß du noch dieſe Nacht dahin gebracht werdeſt. Grüße nur deinen verehrten Lehrer vielmal von mir und ſage ihm, der Prieſter Samuda, Herr des eiſernen Kloſters mit der meſſingenen Pforte, ſehne ſich ſehr nach ihm. Schon wartet hier, fuhr Samuda fort, ein Geiſt, den mir dein Lehrer mit einem Briefe geſandt, in welchem er mir anzeigte, was dir widerfahren, und der beauftragt iſt, dich nach Tunis zu tragen. Sey aber nur auf deiner Hut: dieſer Geiſt iſt ein wahrer Satan; er kann ſich ſo klein wie ein gewöhnlicher Menſchenarm, und ſo groß wie der höchſte Dattelnbaum machen; er fliegt wie ein Vogel, und ſein Hauch verbrennt die Erde, an der er vorüberfliegt. Fällſt du von ſeinem Rücken herunter, ſo zerfließeſt du wie heißes Blei; nimm dich alſo wohl in Acht! Er rief dann dieſen Geiſt und ſetzte mich auf ſeinen Rücken; ich nahm Abſchied vom Prieſter, und der Geiſt flog mit mir einige Stunden lang zwiſchen Himmel und Erde und ließ ſich mit mir vor der

Thüre meines Lehrers Abul Adjaib (der Wundervater) in Tunis herab. Als ich den Fuß auf die Erde setzte, hörte ich, wie mein Lehrer seinen Jungen sagte: Geht hinaus und bewillkommt Mahmud in meinem Namen und führet ihn herein!

‚Die schönen Töchter des Königs Numan hätten dir beinahe das Leben gekostet, sagte mir mein Lehrer lächelnd, als ich zu ihm in's Zimmer trat; aber auch deinen Brüdern ist diese Lustreise schlecht bekommen, denn die Geister haben sie überlistet, so wie sie dich überlisten wollten; sie haben das Buch in die Adlersschlucht gebracht, zu welcher Niemand gelangt, der nicht durch sieben Pforten hinter dem Berge Mukattam dringt; sie haben es in eine messingene Kiste neben das Zauberschwert gelegt, welches der Priester Sintbest mit Talismanen beschrieben. Dieser Priester hat die Zauberkunst von einer Tochter Satichs, des Meisters aller Zauberer, gelernt und es dahin gebracht, daß er mit seinem Schwerte, vermöge der darauf geschriebenen Beschwörungsformeln, gegen die mächtigsten Könige und zahlreichsten Heere glücklich kämpfte; auch unterwarf er sich so viele Länder und Städte, daß nur Gott ihre Zahl kennt. Aber nicht nur Menschen, sondern auch Genien fürchteten dieses Schwert; denn wenn er gegen Jemanden zürnte, so durfte er es nur gegen ihn erheben, da fuhr ein Lichtstrahl heraus, der ihn in zwei Theile theilte und sogleich in einen Haufen Asche verwandelte. Waren ihrer Viele gegen ihn, so durfte er nur Einen mit dem Schwerte berühren, und Alle stürzten leblos zur Erde. Eines Tages aber besuchte ihn seine Lehrerin, die Tochter Satichs, welche auch viel von der Macht dieses Zauberschwertes gehört hatte, und sagte ihm: Verehrter König, zeige mir doch einmal das Schwert, das so viele Wunder übt, daß man es in der ganzen Welt fürchtet. — Da ich dir Alles verdanke, erwiderte Sintbest, kann ich dir Nichts versagen, und reichte ihr das Schwert hin. Die Tochter Satichs nahm es in die Hand und betrachtete es auf allen Seiten. Nach einigem Nachdenken sagte sie ihm: Theurer König! dieses Schwert, dessen Verfertigung dir so viele Mühe und schlaflose Nächte verursachte, wird einst in die Hände eines Menschen fallen, der dadurch die höchste Stufe von Macht und Ansehen erreichen wird. Die mächtigsten Genienhäupter werden von ihm getödtet werden; auch wird er damit den uralten Baum des Magiers Bahram abhauen. Als Sintbest dies hörte, legte er das Schwert in eine smaragdne Scheide und befahl einem Djinn, es nach der Adlersschlucht zu tragen. Dort, sagte er, wird es kein Mensch holen. Sintbest irrte sich aber, fuhr Abul Adjaib fort, denn ich habe in meinem Weisheitsbuche gelesen, daß die Adlersschlucht sich einst vor dir mit Hülfe eines Fischers aus Egypten, welcher Djaudar heißt, öffnen wird, und daß du Herr des Schwertes und des Buches wirst. Den Fischer Djaudar

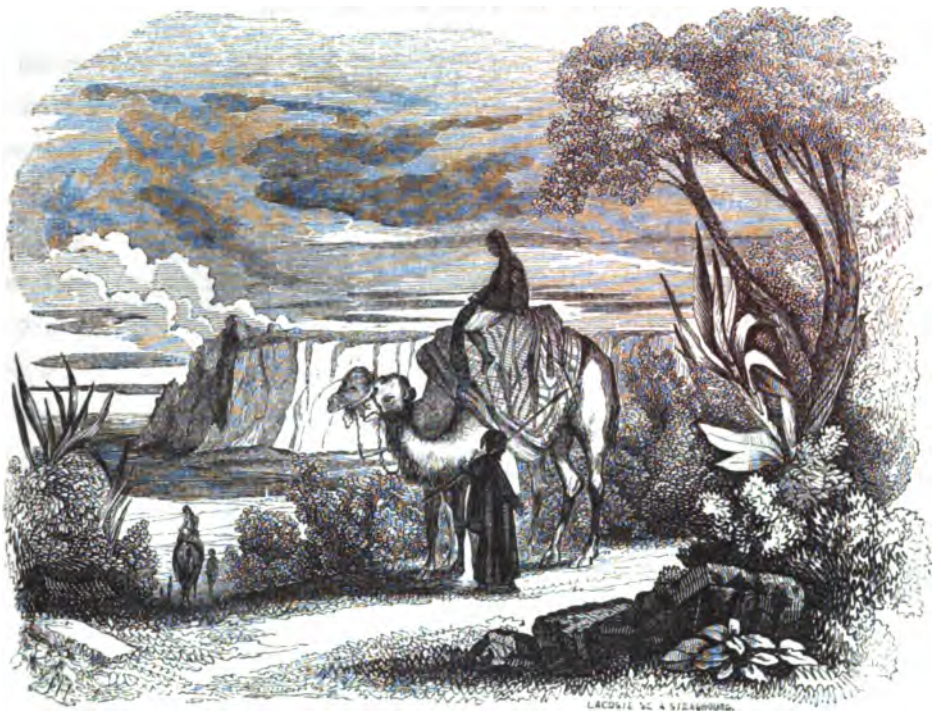
aber trifft du vor einem kleinen See bei Kahira, welcher der See Karun heißt. Mein Lehrer ging dann in ſein Arbeitszimmer, holte eine ſchwarze und eine rothe Büchſe und eine ſeidene Schnur und ſagte: Geh nach Egypten an den See Karun, laſſe dich vom Fiſcher Djaudar binden und in den See werfen; du wirſt im See einen Mann mit einem weißen Barte und einem hohen Turban auf dem Haupte ſehen, der in der einen Hand einen rothen und in der andern einen ſchwarzen Fiſch hält und ſie dir hinreicht, ſobald er dich erblickt; nimm ſie ihm ab, ſteige an's Ufer und ſperre den rothen Fiſch in die rothe Büchſe und den ſchwarzen in die ſchwarze. Laß dann Djaudar mit dir nach dem Berge Mukattam reiten, wende dich nach Oſten bis zu einem rothen Hügel, zünde dann Feuer an, nimm ungefähr die Schwere eines Drachmen aus der rothen Büchſe und gieße es in's Feuer, da wird ein Licht aufſteigen bis zum Himmel und dir eine Fallthüre mit zwei Ringen, die zu einem unterirdiſchen Gange führt, zeigen. Faſſe die Ringe und hebe die Fallthüre auf, da wird eine ſteinerne Treppe zum Vorſchein kommen; gehe mit Djaudar dieſe Treppe hinunter, auf der einunddreißigſten Stufe werdet ihr einen



Gang vor euch sehen, dessen Boden von Blei und dessen Wände von Kupfer sind. Gebt durch diesen Gang, da kommt ihr an die Thüre eines Saales, vor welcher eine Jungfrau sitzt, so schön, wie ihr noch keine in euerm Leben gesehen; sie wird in einem Buche lesen und bei eurer Ankunft aufstehen und das Buch in einen rothen Beutel stecken; dann wird sie euch bei euren Namen rufen und euch bewillkommnend die Hand hinstrecken. Wenn ihr aber ihre Hand ergreifet, so wird der Boden unter euch zu kochen anfangen, und ihr befindet euch in glühend schmelzendem Blei, das euch das Fleisch von den Knochen abbrennen wird. Statt ihr die Hand zu reichen, nimm schnell ohngefähr die Schwere eines Drachmen aus der rothen Büchse und spritze es gegen die Mauer, da wird euch die Jungfrau durch den Saal lassen, den sie bewacht. Hierauf gelangt ihr in einen marmornen Gang, an dessen Ende wieder eine Jungfrau vor einer Thüre sitzt, noch schöner als die erste. Sobald sie euch erblickt, wird sie aufstehen und euch zurufen: Mahmud aus Tunis und Fischer Djaudar aus Kahira, seyd mir willkommen! Erwidert ihren Gruß und befreundet euch mit ihr, denn sie meint es gut mit euch und wird euch treu zur Seite stehen, bis ihr euch des Schwertes und des Buches bemeistert habt; ich gebe euch daher keine weiteren Verhaltungsbefehle, denn ihr könnt und müßt ohne Bedenken Alles thun, was euch diese Jungfrau befiehlt. Wisse auch, Mahmud, fügte noch mein Lehrer hinzu, deine Brüder haben an der Thüre Alles gehört, was ich dir bisher gesagt, und lassen sich in diesem Augenblicke von zwei Geistern nach Egypten bringen, denn sie glauben, wenn sie das befolgen, was ich dir anempfohlen habe, statt deiner sich das Schwert und das Buch zueignen zu können; aber so wie sie in den See Karun steigen, werden sie von den Genien des Sees getödtet, doch nur Gott ist allwissend!

‚Nach diesen Worten rief mein Lehrer den Geist, der mich von dem Kloster nach Tunis gebracht hatte, und befahl ihm, mich nach Egypten zu tragen. Der Geist breitete sogleich seine Flügel aus und trug mich bis in die Nähe des Sees Karun; dann verschwand er und brachte mir einen Djinn in der Gestalt eines Maulthiers und setzte mich darauf. Dieses Maulthier trug mich mit Blitzesschnelligkeit zu dir, theurer Djaudar. Das ist Alles, was ich dir über mein Vorhaben zu erzählen weiß.‘

Hier endigte Scheherfad für heute, nahm aber in der nächsten Nacht den Faden dieser Geschichte mit folgenden Worten wieder auf:



Achthundert und neunundachtzigſte Nacht.

„Als Mahmud,“ fuhr Djaudar in ſeiner Erzählung vor dem Sultan Zaher fort, „ſeine wunderbare Geſchichte vollendet hatte, faßte ich Muth und zweifelte nicht an einem glücklichen Ausgange für ihn und für mich. Nachdem er noch Manches über Genien und Zauberer mittheilte, ſchliefen wir ein, und am folgenden Morgen wendeten wir uns nach Oſten, bis wir an einen rothen Hügel gelangten. Mahmud war außer ſich vor Freude, als er ihn erblickte, und ſagte mir: ‚Djaudar, jetzt ſind wir an der von meinem Lehrer mir bezeichneten Stelle.‘ Er nahm dann ein Feuerzeug aus der Taſche, zündete Feuer an, goß einen Drachmen aus der rothen Büchſe darauf, und ſiehe da, es ſtieg eine große Lichtſäule gen Himmel auf, welche uns eine Fallthüre mit zwei Ringen zeigte. Sie öffnete ſich, ſobald Mahmud den Ring anfaßte, und wir gingen dreißig Stufen hinunter, dann kamen wir in einen Gang und fanden eine Jungfrau, wie ſie Abul Adjaib beſchrieben; ſie grüßte uns, und ſtreckte die Hand nach uns aus, aber Mahmud, ſtatt ihr die Hand zu reichen, griff ſchnell nach der rothen Büchſe und

ſpritzte etwas daraus gegen die Mauer, da ſtürzte die Jungfrau um, und wir gingen durch einen leeren Saal in einen marmornen Gang, an deſſen Ende eine Jungfrau, wie der Mond in der vierzehnten Nacht, auf einem goldenen Stuhle ſaß. Sobald ſie uns erblickte, ſtand ſie auf und ſagte mit einer Zephyrſtimme, welche jedem Kranken die Geſundheit wiedergeben müßte: ‚Willkommen mein Herr Mahmud aus Tunis und mein Herr Djaudar aus Kahira. Gelobt ſey der Herr, der mich durch euch erlöst. Ich ſchmachte hier ſchon zwanzig Jahre, und ſah euch ſchon mehrere Nächte im Traume ſo, wie ihr jetzt vor mir ſteht; auch iſt mir eure Ankunft prophezeit worden. Doch werdet ihr wiſſen wollen, wer ich bin und wie ich hierhergekommen, darum höret mich an, ehe ich euch weiter führe. Ich bin die Tochter des Königs Saſan, Herr des Luftbergs und des goldnen Schloſſes, und heiße Heiſa. Mein Vater war einer der tapferſten Könige ſeiner Zeit, er war immer der Erſte im Kriege, obſchon unzählbare Armeen für ihn fochten. Da er aber außer mir kein Kind hatte, ward ich als Kriegerin erzogen

und ich zeichnete mich bald durch ſo glänzende Waffenthaten aus, daß unſre ganze Armee mich nicht weniger als meinen Vater verehrte. Bald ward mein Name ſowohl durch meine Tapferkeit, als wegen meiner Schönheit ſo bekannt, daß die entfernteſten Könige und Prinzen um mich warben. Da ich aber keine Luſt zu heirathen hatte, mußte ich gegen manchen beleidigten Werber in's Feld ziehen. Eines Tages kam ein Bote mit einem Briefe zu meinem Vater, welcher folgendermaßen lautete:

‚Von dem Könige Sintbeſt, dem höchſten Könige ſeiner Zeit! Wiſſe, König Saſan, daß ich ſo viel von der Tapferkeit und Schönheit deiner Tochter gehört habe, daß ich ſie liebe, ohne ſie je geſehen zu haben, und ſie daher von dir zur Gattin fordere. Ich hoffe, du wirſt einen Schwiegerſohn Meinesgleichen nicht verſchmähen. Fordere welche Morgengabe du willſt, antworte mir nur bald und ſey von mir gegrüßt.‘

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht ſprach ſie in der Erzählung Djaudars mit Heifa's eigenen Worten weiter:

ſpritzte etwas daraus gegen die Mauer, da ſtürzte die Jungfrau um, und wir gingen durch einen leeren Saal in einen marmornen Gang, an deſſen Ende eine Jungfrau, wie der Mond in der vierzehnten Nacht, auf einem goldenen Stuhle ſaß. Sobald ſie uns erblickte, ſtand ſie auf und ſagte mit einer Zephyrſtimme, welche jedem Kranken die Geſundheit wiedergeben müßte: ‚Willkommen mein Herr Mahmud aus Tunis und mein Herr Djaudar aus Kahira. Gelobt ſey der Herr, der mich durch euch erlöst. Ich ſchmachte hier ſchon zwanzig Jahre, und ſah euch ſchon mehrere Nächte im Traume ſo, wie ihr jetzt vor mir ſteht; auch iſt mir eure Ankunft prophezeit worden. Doch werdet ihr wiſſen wollen, wer ich bin und wie ich hierhergekommen, darum höret mich an, ehe ich euch weiter führe. Ich bin die Tochter des Königs Saſan, Herr des Luftbergs und des goldnen Schloſſes, und heiße Heifa. Mein Vater war einer der tapferſten Könige ſeiner Zeit, er war immer der Erſte im Kriege, obſchon unzählbare Armeen für ihn fochten. Da er aber außer mir kein Kind hatte, ward ich als Kriegerin erzogen

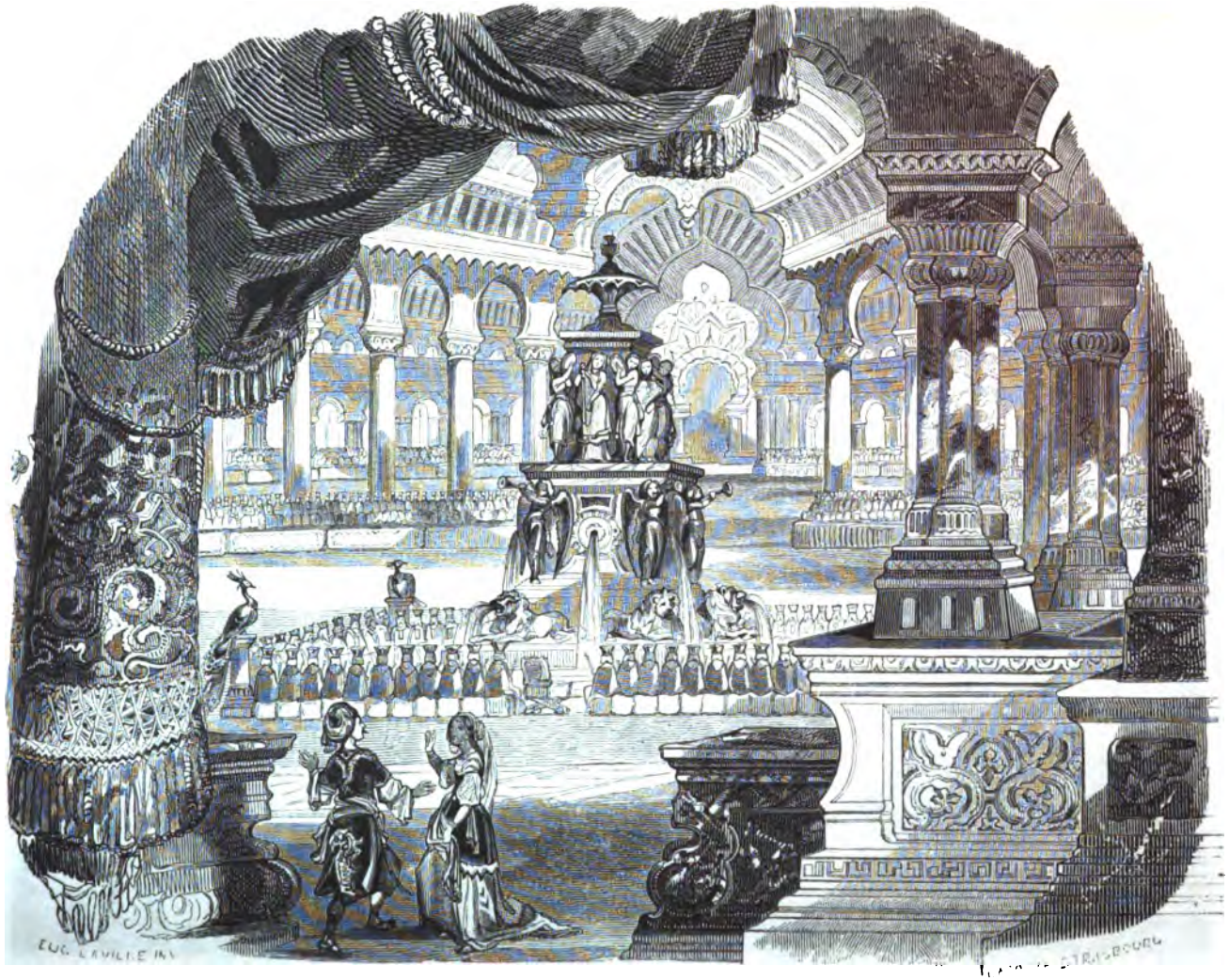
und ich zeichnete mich bald durch ſo glänzende Waffenthaten aus, daß unſre ganze Armee mich nicht weniger als meinen Vater verehrte. Bald ward mein Name ſowohl durch meine Tapferkeit, als wegen meiner Schönheit ſo bekannt, daß die entfernteſten Könige und Prinzen um mich warben. Da ich aber keine Luſt zu heirathen hatte, mußte ich gegen manchen beleidigten Werber in's Feld ziehen. Eines Tages kam ein Bote mit einem Briefe zu meinem Vater, welcher folgendermaßen lautete:

‚Von dem Könige Sintbeſt, dem höchſten Könige ſeiner Zeit! Wiſſe, König Saſan, daß ich ſo viel von der Tapferkeit und Schönheit deiner Tochter gehört habe, daß ich ſie liebe, ohne ſie je geſehen zu haben, und ſie daher von dir zur Gattin fordere. Ich hoffe, du wirſt einen Schwiegerſohn Meinesgleichen nicht verſchmähen. Fordere welche Morgengabe du willſt, antworte mir nur bald und ſey von mir gegrüßt.‘

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht ſprach ſie in der Erzählung Djaudars mit Heifa's eigenen Worten weiter:

Achthundert und neunzigſte Nacht.

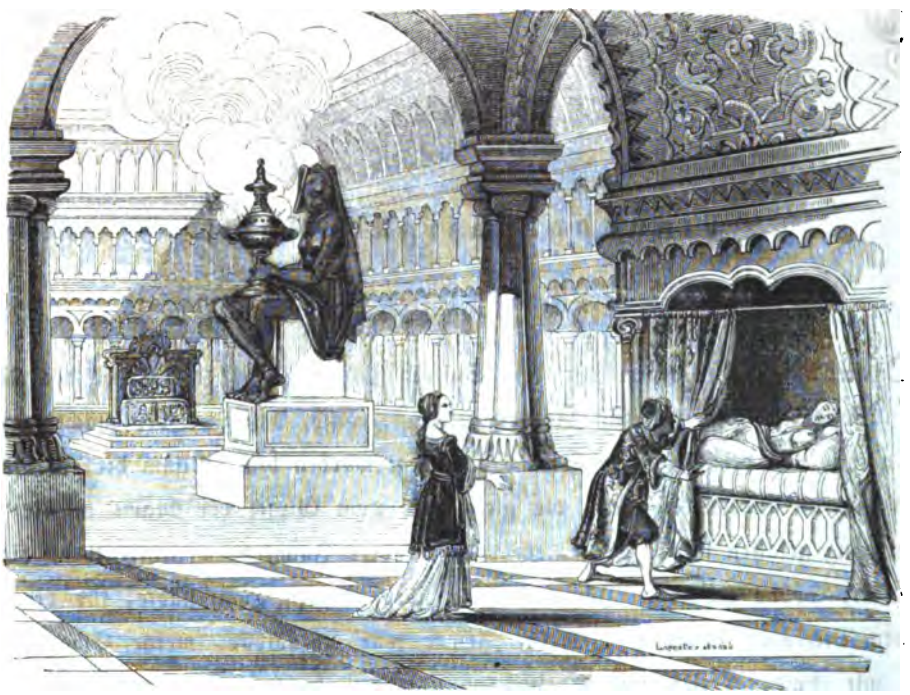
„Als mein Vater dieſen Brief geleſen hatte, kam er mit dem Boten zu mir und las mir ihn vor. Da ſagte ich: Laß mich einmal den Brief ſehen. Als er mir aber den Brief gab, zerriß ich ihn und zog mein Schwert gegen den Boten, und wäre er nicht ſchnell geflohen, ſo hätte ich ihm den Kopf vom Halſe gehauen. Der Bote kehrte zu Sintbeſt zurück und erzählte ihm, wie er von mir behandelt worden. Sintbeſt rief ſogleich den Geiſt Dilhudſ und befahl ihm, mich im Augenblick aus meinem väterlichen Hauſe zu ihm zu führen. Ich ſaß gerade allein in meinem Zimmer, als Dilhudſ, der ſo groß war wie der höchſte Dattelbaum, auf mich losſtürzte, und ehe ich mich faßte, hatte er mich ſchon auf dem Rücken und flog mit mir zum König Sintbeſt. Dieſer ſchrie mich an: Wie wagteſt du es, elende Dirne, meinen Brief zu zerreißen und meinen Boten zu mißhandeln? Weißt du nicht, daß die mächtigſten Könige ſich vor mir beugen, und daß ſelbſt Genienhäupter mich fürchten? Als ich mich aber entſchleierte, und er mein Geſicht ſah, fuhr er in einem ſanfteren Tone fort: Doch ich verzeihe dir, wenn du meine Liebe erwidern und meine Gattin werden willſt. — Lieber laſſe ich mich in Stücke hauen, verſetzte ich, als daß ich deine Umarmung dulde. Als



er dies hörte, schlug er die Zähne übereinander und befahl Dilhudj, der noch immer an der Thüre stand, mich nach der Adlersschlucht zu tragen. Ich bin nun schon zwanzig Jahre hierher gebannt, und der Geist Dilhudj bringt mir jeden Tag meine Nahrung. Ich hatte schon alle Hoffnung verloren, je wieder meine Freiheit zu erlangen, als vor zehn Tagen mir im Traume ein alter Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen erschien, der mir zurief: Freue dich, Heifa, die Stunde der Erlösung ist nahe, der Tyrann Sintbest liegt in den letzten Zügen, du kannst bald in deine Heimath zurückkehren, und den Thron deines Vaters, der längst schon todt ist, besteigen. Habe nur noch Geduld, bis zwei Männer hierher kommen; der Eine heißt Mahmud aus Tunis und der Andere Djaudar aus Kahira, und stehe ihnen bei, daß sie in den Besitz des Zauberschwerts und des heiligen Buchs gelangen, sie werden dann auch dich in deine Heimath zurückbringen. Nun wißt ihr, wer ich bin, folget mir jetzt und thut, was ich euch rathe.'

„Bei diesen Worten zog sie einen goldnen Schlüssel aus einer Tasche und öffnete den Saal, vor welchem sie saß. Er war ungeheuer groß und ringsum mit Divanen belegt, auf welchem Könige saßen mit Kronen von den kostbarsten Edelsteinen auf dem Haupte. Jeder hatte eine goldne Kette um den Hals, an welcher eine silberne beschriebene Tafel hing. ‚Wie kommen so viele Könige hierher?' fragte ich Heifa erstaunt, ‚leben sie oder sind sie todt?' — ‚Du siehst hier nur Leichen,' antwortete Heifa (gepriesen sey Gott, der allein Unsterbliche!), ‚es sind Könige, Söhne von Königen, denen sogar Könige als Sklaven dienten.' In der Mitte des Saales war ein Springbrunnen mit vier goldenen Löwen, über welche sich vier Pfauen aus Perlen und Edelsteinen erhoben, und den Löwen gegenüber standen vier messingene Statuen, deren jede eine Trompete an den Mund hielt. Neben diesen Statuen befanden sich vier griechische Sklavinnen mit Tamburinen aus Gazellenhaut und vier Fränkinnen mit Lauten. Die Mädchen sahen aber so frisch aus, daß man sie für lebendig hielt und glaubte, sie müßten sprechen. Um den Springbrunnen herum standen Stühle, auf denen Könige saßen, aber ein schönerer und höherer Stuhl stand leer da. ‚Dieß ist der Stuhl des Königs Sintbest,' sagte Heifa, und bat mich, darauf Platz zu nehmen. Sobald ich mich niederließ, drehten sich die Löwen dreimal im Ring herum, standen auf, wedelten, streichelten und leckten mich, die Pfauen sperrten den Schnabel auf und verbreiteten die feinsten Wohlgerüche aus ihrem Munde, die messingenen Statuen verbeugten sich und die Sklavinnen fingen an auf ihren Instrumenten zu spielen. Ich blieb sitzen und hörte ihnen zu, bis Heifa zu mir sagte: ‚Wenn du tausend Jahre auf diesem Stuhle bleibst, werden die Mädchen nicht aufhören

„Dieſe Verſe rührten uns zu Thränen, und griffen mich ſo ſehr an, daß ich die übrigen Tafeln nicht mehr leſen wollte, ſondern Heifa bat, uns weiter zu führen. Sie öffnete eine Thüre gegenüber derjenigen, zu welcher wir hereinkamen, und nachdem wir wieder einen langen Gang durchſchritten, gelangten wir in einen Saal, der vierzig kleine Kabinete hatte, vor deren jedem ein ſeidner golddurchwirkter Vorhang hing. Mitten im Saale ſtand eine kupferne Statue, mit einer Rauchpfanne in der Hand, aus der ſich bald Ambra-, bald Moſchus-, bald Weihrauchduft verbreitete. Als ich den Vorhang von einem der Kabinete wegbob, ſah ich ein Mädchen wie die leuchtende Sonne



auf einem Bette liegen, und ſo lagen rund umher noch neununddreißig Mädchen, welche alle in tiefem Schlaf verſunken zu ſeyn ſchienen, aber Heifa verſicherte mich, ſie ſeyen alle todt. Heifa ſchob dann einen Thron weg, der mitten im Saale ſtand, und wir ſahen einen goldnen Ring auf dem Boden, mit welchem Heifa eine Fallthüre öffnete, unter welcher eine große marmorne Treppe in einen dunklen Gang führte. Heifa nahm mich und Mahmud bei der Hand, und wir brauchten einen halben Tag bis wir an's Ende dieſes Ganges kamen. Jetzt befanden wir uns wieder im Freien, und zwar in einem ſehr blühenden Garten, mit allerlei Obſtbäumen geziert, deren Früchte

wie die herrlichsten Edelsteine strahlten, und auf deren Zweigen die verschiedenartigsten Vögel ihren Schöpfer priesen. Als wir eine Weile in diesem Garten umhergingen, sahen wir in der Ferne einen sonnenähnlichen Strahlenglanz; wir näherten uns demselben, und siehe da, es war ein großes Schloß mit den reinsten Diamanten verziert, wie sie kein König und kein Kaiser je besessen. Das Schloß hatte aber weder Thüre noch Fenster. Vor demselben lag ein Stück Felsen, auf welchem ein langbärtiger Geist in einem weißen seidnen Kleide mit einem Buche in der Hand saß. Er drehte sich immer nach allen Seiten um, bis er uns erblickte; dann stand er auf, warf sich auf die Erde, und rief: ‚Gepriesen sey der Herr der Welten, der die Stunde meiner Erlösung herbeigeführt.' Dann erhob er sich wieder, grüßte uns freundlich und sprach: ‚Ich erwarte euch hier schon dreißig Jahre mit Ungeduld, denn ich habe viele Kinder, von denen ich nicht weiß, was aus ihnen geworden. Nun hat Gott doch mein Flehen erhört, denn ich durfte vor eurer Ankunft nicht von hier weichen, weil ihr meiner bedürfet, um euern Zweck zu erreichen. Sehet ihr diese Katze da oben?' Da hoben wir unsre Augen auf, und sahen auf einer weißen marmornen Säule, welche sich aus einem Teiche erhob, eine schwarze Katze, welche eine goldene Kette an die Säule fesselte. ‚Was bedeutet diese Katze?' fragte ich erstaunt. — ‚Die Katze,' erwiderte der alte Geist, ‚ist wegen eurer schon zehn Jahre an diese Säule gebannt, sie kann nur durch zwei Worte aus euerm Munde erlöst werden, dann verschafft sie euch das Zauberschwert und das heilige Buch. Sie ist eine der berühmtesten und gefürchtetsten Zauberinnen unter den Genien und heißt Schah Bair. Mein Name aber ist: Schwarzer Abd Allah, Khadi der muselmännischen Genien. Um diese Katze zu befreien, rufet sie nur bei ihrem Namen und bespritzet den Teich mit der Flüssigkeit aus der schwarzen Büchse, sogleich wird die Katze ihre Pfote ausstrecken, die Kette von der Säule losbinden und davonfliegen.' Als der Khadi der Djinn so gesprochen hatte, breitete er seine Flügel aus, und in einem Augenblicke war er verschwunden. Wir gingen dann um den Teich herum, den wir mit der Flüssigkeit aus der schwarzen Büchse bespritzen sollten. Dann rief ich: ‚Schah Bair, besorge unser Anliegen!' Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, stand die Katze auf und machte sich zweimal so groß als die Säule war, zerriß die Kette, die sie am Halse hatte, und flog auf das Dach des Schlosses. Bald kehrte sie aber wieder in Menschengestalt mit sechs Hörnern, eins auf jeder Seite, zwei zwischen den Augen und zwei auf dem Rücken, und hatte eine messingene Kiste mit einem Buche auf dem Kopfe und ein Schwert unter dem Arme, legte Beides vor uns nieder und verschwand. Mahmud war außer sich vor Freude, als er die Kiste, welche sein Buch enthielt, sah. Es hing

aber ein goldnes Schloß davor, und als er es öffnen wollte, ließen ſich viele furchtbare Stimmen vernehmen. Die eine rief: ‚Ergreifet ihn!‘ die andere: ‚Hauet ihn in Stücken!‘ die dritte: ‚Schlaget ihn zu Boden!‘ Dabei waren wir von allen Seiten von kleinen Flämmchen umgeben, die uns zu verzehren drohten. Mahmud bemühte ſich vergebens, die Kiſte zu öffnen; ich aber zitterte an allen Gliedern, und all mein Blut ſtockte.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung Djaudars mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

Achthundert

und

zweiundneunzigste Nacht.

„Heifa, welche über unſre Angſt lachte, ſagte zu Mahmud: ‚Gieße ein wenig Flüſſigkeit aus der ſchwarzen Büchſe auf das Feuer, du ſollſt dann Wunder ſehen.‘ Als Mahmud dies that, ſtieg ein ſchwarzer Rauch gen Himmel, wir ſahen und hörten nichts mehr. Mahmud küßte dann Heifa den Kopf und die Hände, und dieſe ſagte: ‚Jetzt öffne die Kiſte und ziehe das Schwert aus der Scheide, du haſt nichts mehr zu fürchten, denn alle Geiſter, welche Sintbeſt zu ihrer Bewachung aufgeſtellt, ſind dahin.‘ Mahmud ſagte: ‚Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen!‘ und das Käſtchen öffnete ſich von ſelbſt. Als er aber ſein Buch wieder ſah, fiel er vor Freude in Ohnmacht. Wir mußten ihn lange beſpritzen, bis er wieder zu ſich kam, dann öffnete er das andere Käſtchen von Smaragd, da lag ein grüner ſeidner Beutel darin, und neben demſelben ein Siegelring, welcher ſtrahlte wie ein Stern in einer dunklen Nacht. In dem Beutel lagen drei Stücke Stahl, welche Mahmud zuſammenſetzte und in ein blitzendes Schwert umgeſtaltete. Es hatte eine ganz feine Inſchrift, wie Ameiſenfüße; die letzten Worte lauteten: ‚Ich bin ein edles Schwert, nur zum Guten brauchbar, wer mich beſitzt, den bewahre ich vor Unglück und bringe ſeinen Feinden Verderben.‘ Auf dem Siegelringe, welcher daneben lag, ſtand: ‚Dieſer Ring iſt für Zaher Beibars, Sultan von Egypten.‘

„Als ich dieſe Inſchrift geleſen hatte, bat ich Mahmud, mir dieſen Ring zu geben, er antwortete mir aber: ‚Dieſer Ring, der den Sultan Zaher zum mächtigſten Herrſcher ſeiner Zeit erheben und ihm die glänzendſten Siege über die Ungläubigen verleihen wird, kann ihm nicht eher zukommen, bis du mich in den Beſitz der Mädchen ſetzeſt, die ich im Gazellenthale geſehen. Mit Hülfe dieſes Schwertes,‘ fuhr er dann fort, indem er mir das Zauberſchwert überreichte, ‚können wir an's Ziel gelangen.‘ Er las dann ein wenig in ſeinem Buche und rief: ‚Sandja! Beflügelter Sandja!‘ Da ſtieg ein Rauch aus dem Buche gen Himmel, dann ſammelte er ſich und nahm die Geſtalt eines Geiſtes an, ſo groß wie der höchſte Dattelbaum; er hatte drei Flügel, einen auf jeder Seite und einen auf dem Rücken, welche, wenn er ſie ausbreitete, wie Segel eines großen Schiffes ausſahen. Er küßte Mahmud Hände und Füße, und fragte ihn, was er befehle. Da trat Heifa hervor und ſagte: ‚Ihr wiſſet, daß ich ſchon zwanzig Jahre euch hier erwarte, ihr bedürfet nun meiner nicht mehr, darum bitte ich euch, laſſet mich in meine Heimath zu meiner Familie zurückbringen, der ich gewaltſam entriſſen wurde.‘ — ‚Sandja!‘ rief Mahmud dem Geiſte zu, ‚nimm Heifa auf den Rücken und trage ſie nach dem goldnen Schloſſe auf dem Luftberg.‘ Heifa nahm Abſchied von uns, und Sandja flog mit ihr davon. Als wir ſie aus dem Geſichte verloren hatten, kehrten

wir auf demſelben Wege, durch welchen wir in den Garten gekommen, zurück, bis wir wieder an den rothen Hügel auf dem Berge Mukattam kamen. Mahmud rief dann

sein Maulthier und befahl ihm, seinem Lehrer Abul Adjaib Nachricht vom Gelingen seines Unternehmens zu geben, mir aber sagte er: ‚Laß uns vor Allem jetzt zu deiner Mutter gehen, daß sie nicht länger dich als todt beweine, dann wird mein Buch mir angeben, was wir ferner zu thun haben.‘ — ‚Weißt du, Mahmud,‘ sagte ich ihm auf dem Wege zu meiner Mutter, ‚daß es mich reut, Heifa in ihre Heimath zurückgesandt zu haben? Erst seitdem sie fern ist, fühle ich, wie sehr ich sie liebe.‘ — ‚Verschaffe mir die Töchter des Königs Numan,‘ versetzte Mahmud, ‚so sollst du auch Heifa haben, und, wenn du willst, noch hundert Abyssinierinnen und eben so viele Türkinnen und Indianerinnen dazu.‘ Während wir uns nun über unsre gegenseitigen Geliebten unterhielten, gelangten wir vor das Haus meiner Mutter. Schon von Außen hörte ich sie weinen und jammern, denn da ich ohne Abschied von ihr wegging, weil ich selbst nicht wußte, daß ich mehrere Tage abwesend seyn würde, hielt sie mich für todt. Als sie mich daher wieder sah, fiel sie in Ohnmacht, und kam erst nach einigen Stunden wieder zum Bewußtseyn; des Abends bereitete sie Mahmud auf eine noch längere Abwesenheit vor, schwur ihr aber bei Gott, daß er mit Bestimmtheit meine glückliche Wiederkehr voraussehe. Am folgenden Morgen, als wir allein waren und unser Gebet verrichtet hatten, sagte Mahmud, nachdem er eine Weile in seinem Buche gelesen: ‚Laß uns nicht länger auf glühenden Kohlen verweilen, wer weiß, ob wir es später nicht bereuen würden; jetzt aber verbürge ich einen leichten glücklichen Erfolg, wenn du meine Vorschrift treu befolgest. Mache dich sogleich auf und gehe nach Bulak, dort findest du ein Schiff, das in vier Tagen nach Alexandrien hinabfährt, gehe sogleich auf den Bazar, der am Meere liegt, dort wirst du in einem Laden einen Perser sehen mit einem weißen, wollenen Turban auf dem Haupte, vier weiße Sklaven stehen zu seiner Rechten, vier schwarze zu seiner Linken, und zu seinen Häupten steht ein noch bartloser Jüngling mit einem grünen, seidnen Tuche in der Hand. Der Perser wird dich grüßen, wenn du vor seinem Laden stehen bleibst, und dich fragen, womit er dir dienen kann; antworte ihm, er solle dir nur seine Rechte hinstrecken. Thut er dies, so stelle dich, als wenn du ihm die Hand küssen wolltest, beiße ihn aber in den Daumen, da wird er ausrufen: Es gibt nur einen einzigen Gott, Mohammed ist Gottes Gesandter, Alles trifft zu seiner bestimmten Zeit ein. Er wird dann seinen Laden schließen, und mit dir, den acht Sklaven und dem bartlosen Jüngling an's Ufer gehen und ein zierliches Schiffchen besteigen. Die acht Sklaven werden rudern, der Jüngling wird am Steuerruder, und du und der Perser ihr werdet in der Mitte des Nachens sitzen und zwanzig Tage auf dem Meere bleiben, bis ihr an eine grüne Insel gelangt. Dort wird der Perser dich an's Land setzen und dir sagen, was du

weiter zu thun haſt, vertraue ihm nur und fürchte nichts! Wiſſe auch, Djaudar,' fuhr er fort, ‚daß, wenn einer meiner dienſtbaren tauſend Geiſter mir ſtatt deiner die Töchter Numans verſchaffen könnte, ich dich nicht bemühen würde, aber wer außer dir das Zauberſchwert berührt, wird ſogleich zu einem Haufen Aſche, nur du kannſt mit dieſem Schwerte den Tyrannen Hindmar, den Herrn des Rabenteichs und des Pfeilerſchloſſes, tödten und den eiſernen Baum des Magiers Bahram abſchneiden, welcher den Muſelmännern ſo viel Unglück bringt. Erſt nachdem alles dieſes vollbracht iſt, kannſt du die Erfüllung meiner und deiner Wünſche herbeiführen.' Er rief dann Sandja, und als er erſchien, fragte er ihn, ob er Heiſa in ihre Heimath gebracht? ‚Ja wohl, mein Gebieter,' antwortete Sandja; ‚ſie iſt jetzt Königin in ihrem Lande, denn ihr Vater iſt während ihrer Abweſenheit geſtorben, und der verhaßte Vizier Dimdiman, welcher den Thron uſurpirt hatte, ward gleich in der Nacht ihrer Rückkehr genöthigt, ihn Heiſa wieder abzutreten. Sie beauftragte mich, euch dies mitzutheilen und vielmal von ihr zu grüßen. Auch ſoll ich euch verſichern, daß ſie euch nie vergeſſen und ſtets mit Liebe eurer gedenken wird.'

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier die Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

Achthundert

und

dreiundneunzigſte Nacht.

Djaudar fuhr folgendermaßen in ſeiner Erzählung vor dem Sultan Zaher fort: „Dieſe Worte des Geiſtes belebten meine Hoffnung, ich nahm Abſchied von meiner Mutter und Mahmud und ging nach Bulak, wo ein ſegelfertiges Schiff ſtand, das nach Alexandrien fuhr. Dort traf ich den Perſer, den mir Mahmud beſchrieben, ich biß ihn in den Finger, und er brachte mich in zwanzig Tagen auf einem Nachen nach einer grünen Inſel. ‚Steige an's Land,‘ ſagte er mir, ſobald wir das Ufer erreichten, ‚und gehe in gerader Richtung über die Inſel, da wirſt du am jenſeitigen Ufer ein noch niedlicheres Schiffchen als das meinige finden, in welchem ein Abendländer am Steuerruder ſitzt. Er wird dich bei deinem und deines Vaters Namen rufen, dich in ſeinen Nachen nehmen, zehn Tage mit dir auf dem Meere bleiben, am elften dich auf eine ſchneeweiße Inſel ſetzen, und dir ſagen, was du ferner zu thun haſt; befolge nur ſeinen Rath, denn er meint es gut mit dir.‘

„Hierauf verließ mich der Perſer; ich durchſchritt die grüne Inſel und kam gegen Mittag an das jenſeitige Meeresufer, wo der verheißene Mann mich aufnahm und weiter ſchiffte. Am elften Tage nach unſerer Abfahrt ſetzte er mich auf eine weiße Inſel, wo kein grünes Blättchen wuchs, und ſagte mir: ‚Ich habe nun vollbracht, was mir oblag; gehe in gerader Richtung durch ſieben Thäler, da gelangſt du auf einen rothen Berg, auf welchem ein Kloſter liegt, geh auf das Kloſter zu und klopfe an deſſen Thüre; wenn man fragt, wer klopft, ſo ſage: der Fiſcher Djaudar aus Kahira. Die Thüre wird

zum ersten Male wieder ausreitet, wird auf Befehl ihres Vaters ein öffentliches Fest gefeiert. — Als ich dies hörte, beschloß ich, Dalaß nicht zu verlassen, bevor ich die schöne Prinzessin gesehen. Es dauerte nicht lange, da kam der König Schamkur mit seiner Tochter geritten, von vielen Offizieren begleitet, mit Musikern und Fackelträgern vor ihnen her. Ich mischte mich unter das Gefolge, um die Prinzessin länger und näher zu sehen, und fand sie in der That so vollkommen schön, daß ich es gar nicht versuchen mag, sie zu schildern; das ist das Schönste, was ich im Lande der Menschen gesehen. Als mein Vater, welcher ohnedies Menschentöchter mehr liebte, als weibliche Djinn, den weisen Kandarin so sprechen hörte, sagte er: Ich werde in der Gestalt eines menschlichen Königs nach Dalaß reisen und bei dem König Schamkur um seine Tochter werben; gibt er mir sie freiwillig, so soll es ihm gut gehen; verweigert er mir sie aber, so nehme ich sie mit Gewalt. Er rief dann sogleich eine Abtheilung Djinn herbei und sagte ihnen: Kommt morgen früh in Menschengestalt auf leichten Rennern in einem reichen Kriegeraufzuge hierher. Am folgenden Tage erschienen sie, wie ihnen mein Vater befohlen hatte, zwanzigtausend an der Zahl; mein Vater selbst bestieg dann ein Pferd, das etwas größer war, als das seiner Truppen, und leichter als ein Rabe flog, und ritt an ihrer Spitze, in Begleitung Kandarins, nach Dalaß. Der König Schamkur erschrack sehr, als er auf einmal eine so zahlreiche Armee vor den Thoren der Stadt sah, und sandte seinen Vizier zu meinem Vater, um ihn zu fragen, in welcher Absicht er gekommen. Mein Vater bat den Vizier, seinem Herrn zu sagen, der König Kaschuch sey gekommen, um bei ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten; gewähre er sie ihm, so werde er ihm Freund seyn und so viel Morgengabe versprechen, als von ihm gefordert wird. Als der Vizier dem König Schamkur diese Antwort brachte, ging dieser zu seiner Tochter und fragte sie, ob sie den mächtigen König Kaschuch heirathen wolle. Er soll auf die Rennbahn kommen, antwortete die Prinzessin, da kann ich ihn vom Schlosse aus sehen; gefällt er mir dann, so heirathe ich ihn, wo nicht, so lasse ich mich lieber von ihm in Stücke hauen, als daß ich seine Gattin werde. Der König Schamkur ritt selbst zu meinem Vater und brachte ihm die Antwort seiner Tochter. Mein Vater nahm ihre Bedingungen an, und begab sich am folgenden Morgen an der Spitze seiner Djinn in menschlicher Kriegergestalt auf die Rennbahn und zeigte sich als einen so gewandten Ritter, daß die Prinzessin bald ihrem Vater erklärte, sie wolle gerne seine Gattin werden. Schamkur ließ sogleich meinen Vater rufen und sagte ihm: Nimm meine Tochter zur Gattin, denn du hast ihr Herz gewonnen. Er ließ dann alsbald an der Ausstattung seiner Tochter arbeiten, und als sie vollendet war, reiste mein Vater

Einer nach dem Andern, Miſram fehlte aber, und als ich nach ihm fragte, hörte ich, er ſey auf dem Rauchſchloſſe im Kamillenthale bei der Königin Daruma. Da du ohne Miſram nicht zu deinem Ziele gelangen kannſt, ſo geh zur Königin Daruma, grüße ſie von mir, und bringe ihr eine kleine Tafel mit Inſchriften, die ich dir morgen früh mitgeben will; ſie wird dir dann weiter behülflich ſeyn. Hüte dich aber vor den dreihundert Mädchen, welche ſie bei ſich im Schloſſe hat, ſonſt biſt du verloren, denn ſie ſind ſehr gewandt in der Zauberkunſt und haben ſchon manchen König und Prinzen verführt.' Nachdem er ſo geſprochen hatte, ließ er das Nachteſſen auftragen, an dem er und noch einige andere Prieſter Theil nahmen, dann ging ich zu Bette, träumte von Heifa und recitirte im Traume folgenden Vers:

‚Ich bin noch nicht alt, aber meine vielen Thränen haben meine ſchwarzen Haare weiß gefärbt.'

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit Tjaudars eigenen Worten wieder fort:

Achthundert und vierundneunzigſte Nacht.

„Als ich des Morgens erwachte, fragte mich Schanuda, wie ſo ich im Traume darauf gekommen ſey, dieſen Vers zu recitiren? Da ſenkte ich eine Weile beſchämt das Haupt zur Erde nieder, und als er ſeine Frage wiederholte, ſagte ich: ‚Ich befand mich dieſe Nacht im Traume bei Heifa, meiner Geliebten, da fragte ſie mich, wie ſo ich denn auf einmal ſo grau geworden? Ich glaubte, ſie ſcherze nur, denn ich hatte noch nie ein graues Haar an mir bemerkt, ſie holte aber einen Spiegel und hielt mir ihn vor, und in der That ſah ich darin alle meine Haare weiß, nur einige wenige am ganzen Barte waren noch ſchwarz. Ich erſtaunte ſehr über dieſe Verwandlung, und recitirte den Vers, den du gehört zu haben ſcheinſt.‘

„Schanuda holte ein Buch und las ein wenig darin, dann ſagte er: ‚Sey frohen Sinnes, Djaudar, dein Traum bedeutet die ſichere Erfüllung deiner Wünſche; hätteſt du alle deine Haare weiß gefunden, ſo wäreſt du jetzt ſchon am Ziele, die paar noch übrigen ſchwarzen Haare deuten auf einige dir noch bevorſtehende Hinderniſſe und Mühſeligkeiten, über die du aber mit Gottes Hülfe gewiß ſiegen wirſt.‘ Er holte

Achthundert

und

ſechsundneunzigſte Nacht.

„Daruma erzählte weiter: „Mein Vater befolgte Kandarins Rath, und als die Boten, welche er mit dieſer ausweichenden Antwort zu Hindmar ſchickte, zurückkehrten und einen Brief von Hindmar brachten, in welchem er erklärte, daß er gerne noch zwei Jahre warten wolle, ſagte Kandarin zu meinem Vater: Ich rathe dir, damit deine Tochter jedenfalls ſicher vor den möglichen Nachſtellungen Hindmars ſey, ſie mit mir auf mein Schloß, das im Kamillenthale liegt, zu ſchicken; auch habe ich eine kupferne Statue, mit einer Trompete in der Hand, verfertigt, welche in die Trompete ſtoßen wird, ſobald Djaudar den Berg überſteigt, der zu meinem Schloß führt. Djaudar wird nämlich in meinem Schloſſe den Geiſt Miſram ſuchen, und um ihn herbeizubeſchwören, muß er ein kleines Thürchen öffnen, das am Leibe der kupfernen Statue ſich befindet; er findet in deſſen Leib ein kleines Käſtchen, in welchem viele zerſtreute Blätter liegen, auf welchen ein Alef ſteht, die laſſe er liegen, bis er ein Blatt findet, auf dem gar nichts geſchrieben iſt; dieſes werfe er in's Feuer, und ſogleich wird ihm Miſram erſcheinen und ihm helfen, den Tyrannen Hindmar umbringen. Mein Vater übergab mich Kandarin mit dreihundert Jungfrauen, und ich lebe nun ſchon drei Monate hier und wartete immer, bis in die Trompete geſtoßen werde, aber die

zu erheben. Sie war ſchön wie der Mond, hatte aber doch ein würdiges, ehrfurchtgebietendes Ausſehen. Zu ihrer Rechten ſaßen hundertundfünfzig Sklavinnen, zu ihrer Linken eben ſo viele. Daruma erhob ſich von ihrem Throne, als ich in den Saal trat, reichte mir die Hand, bewillkommte mich bei meinem Namen und zog mich zu ſich auf ihren Thron. Ich grüßte ſie vom Prieſter Schanuda, und überreichte ihr die Tafel, die er mir für ſie mitgegeben. Sie freute ſich ſehr damit und verſchloß ſie in ein Käſtchen."

Scheherſad erzählte erſt in der folgenden Nacht mit Djaudars eigenen Worten weiter:

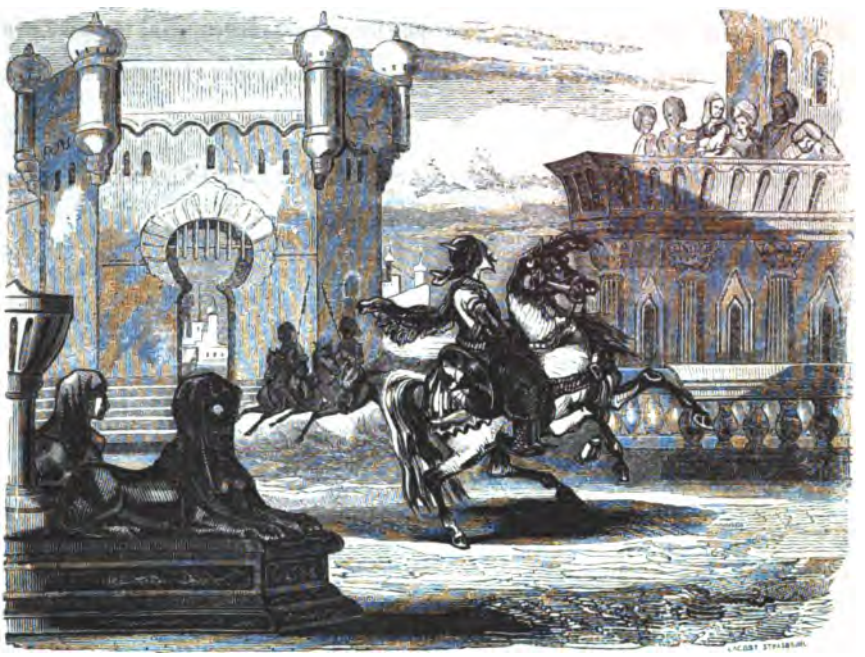
Achthundert

und

fünfundneunzigſte Nacht.

„Daruma ließ mir dann Speiſen und Getränke geben, trank ſelbſt mit mir, und befahl einigen ihrer Jungfrauen, zu ſingen und zu ſpielen; dann ſagte ſie: ‚Da du doch liebſt, haſt du gewiß auch ſchon gedichtet, ich möchte wohl einige Verſe von dir hören.‘ Als ich ihr hierauf einige Verſe recitirte, in welchen ich meine Sehnſucht nach Heifa ausdrückte, ſagte ſie: ‚Heifa's Beſitz iſt dir ſicher, doch vorher muß dem armen Mahmud, der vor Liebe zu den Töchtern des Königs Numan faſt wahnſinnig wird, geholfen werden. Vor Allem aber muß der Tyrann Hindmar durch dich ſterben, denn auch mir würde Gefahr drohen, wenn er noch ein Jahr lebte. Wiſſe nämlich, Djaudar, mein Vater, welcher ein mächtiger Genienfürſt war, hatte einen Weiſen bei ſich, welcher Kandarin hieß. Eines Tages, als dieſer von einer Reiſe nach einem von Menſchen bewohnten Lande heimkehrte, fragte ihn mein Vater, was er Schönes auf ſeiner Reiſe geſehen? Er antwortete: Als ich in die Stadt Dalaß kam, da fand ich alle Einwohner in Bewegung und die Stadt ganz feſtlich geſchmückt, ich nahm die Geſtalt eines Menſchen an und fragte einen alten Mann, was denn für ein Feſt gefeiert werde, das die ganze Stadt in Bewegung ſetze? Der Alte antwortete mir: Wiſſe, der König dieſer Stadt, welcher Schamkur heißt, hat eine Tochter, ſo ſchön, daß noch kein Menſchenauge ihresgleichen geſehen. Dieſe Prinzeſſin ward vor einiger Zeit plötzlich ſo krank, daß man ſie ſchon als todt beweinte, nun iſt ſie aber geneſen, und da ſie heute

zum ersten Male wieder ausreitet, wird auf Befehl ihres Vaters ein öffentliches Fest gefeiert. — Als ich dies hörte, beschloß ich, Dalaß nicht zu verlassen, bevor ich die schöne Prinzessin gesehen. Es dauerte nicht lange, da kam der König Schamkur mit seiner Tochter geritten, von vielen Offizieren begleitet, mit Musikern und Fackelträgern vor ihnen her. Ich mischte mich unter das Gefolge, um die Prinzessin länger und näher zu sehen, und fand sie in der That so vollkommen schön, daß ich es gar nicht versuchen mag, sie zu schildern; das ist das Schönste, was ich im Lande der Menschen gesehen. Als mein Vater, welcher ohnedies Menschentöchter mehr liebte, als weibliche Djinn, den weisen Kandarin so sprechen hörte, sagte er: Ich werde in der Gestalt eines menschlichen Königs nach Dalaß reisen und bei dem König Schamkur um seine Tochter werben; gibt er mir sie freiwillig, so soll es ihm gut gehen; verweigert er mir sie aber, so nehme ich sie mit Gewalt. Er rief dann sogleich eine Abtheilung Djinn herbei und sagte ihnen: Kommt morgen früh in Menschengestalt auf leichten Rennern in einem reichen Kriegeraufzuge hierher. Am folgenden Tage erschienen sie, wie ihnen mein Vater befohlen hatte, zwanzigtausend an der Zahl; mein Vater selbst bestieg dann ein Pferd, das etwas größer war, als das seiner Truppen, und leichter als ein Rabe flog, und ritt an ihrer Spitze, in Begleitung Kandarins, nach Dalaß. Der König Schamkur erschrack sehr, als er auf einmal eine so zahlreiche Armee vor den Thoren der Stadt sah, und sandte seinen Vizier zu meinem Vater, um ihn zu fragen, in welcher Absicht er gekommen. Mein Vater bat den Vizier, seinem Herrn zu sagen, der König Kaschuch sey gekommen, um bei ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten; gewähre er sie ihm, so werde er ihm Freund seyn und so viel Morgengabe versprechen, als von ihm gefordert wird. Als der Vizier dem König Schamkur diese Antwort brachte, ging dieser zu seiner Tochter und fragte sie, ob sie den mächtigen König Kaschuch heirathen wolle. Er soll auf die Rennbahn kommen, antwortete die Prinzessin, da kann ich ihn vom Schlosse aus sehen; gefällt er mir dann, so heirathe ich ihn, wo nicht, so lasse ich mich lieber von ihm in Stücke hauen, als daß ich seine Gattin werde. Der König Schamkur ritt selbst zu meinem Vater und brachte ihm die Antwort seiner Tochter. Mein Vater nahm ihre Bedingungen an, und begab sich am folgenden Morgen an der Spitze seiner Djinn in menschlicher Kriegergestalt auf die Rennbahn und zeigte sich als einen so gewandten Ritter, daß die Prinzessin bald ihrem Vater erklärte, sie wolle gerne seine Gattin werden. Schamkur ließ sogleich meinen Vater rufen und sagte ihm: Nimm meine Tochter zur Gattin, denn du hast ihr Herz gewonnen. Er ließ dann alsbald an der Ausstattung seiner Tochter arbeiten, und als sie vollendet war, reiste mein Vater



mit ihr voraus zu Pferd, ihre Ausſteuer aber folgte nach auf dreihundert Kameelen. Als mein Vater in ſeiner Heimath war und die Hochzeitnacht feiern wollte, ſagte ihm Kandarin: Deine Gattin iſt verloren, wenn du ſie berührſt, denn du biſt aus Feuer geſchaffen, ſie aber aus Erde, welche das Feuer verzehrt. Du wirſt dann ihren Tod beweinen, wenn es zu ſpät iſt. Morgen, fuhr er fort, will ich dir eine Salbe bringen, mit der du dich und ſie einreiben mußt: dann könnt ihr lange mit einander glücklich leben. Am folgenden Tage brachte er eine weiße Salbe, mein Vater ſalbte ſich und ſeine Gattin damit und feierte ohne Gefahr die Hochzeitnacht. Nach neun Monaten ward ich zur großen Freude meiner Eltern geboren und Daruma genannt. Schon als Kind war ich von auffallender Schönheit, denn das Sanfte und Liebliche des Menſchen war mit der Kraft und Majeſtät des Djinn wunderbar gepaart; als ich aber mein fünfzehntes Jahr erreichte, ward meine Schönheit ſo ſehr geprieſen, daß auch der Tyrann Hindmar von mir hörte und bei meinem Vater um mich werben ließ. Mein Vater ließ ſogleich Kandarin rufen und fragte ihn um Rath, wie er, ohne ſein Verderben herbeizuziehen, dem böſen König Hindmar mich verweigern könne? Kandarin antwortete: Laß ihm ſagen, deine Tochter ſey noch zu ſchwach und zu jung, um jetzt ſchon zu heirathen, er möchte doch noch zwei Jahre warten, dann ſolle ſie ſeine Gattin

werden. Iſt er mit dieſer Antwort zufrieden, fuhr Kandarin fort, ſo biſt du aus aller Noth, denn ich habe in einem Buche geleſen: nach einem Jahre wird ein Fiſcher aus Kahira, mit Namen Djaudar, Sohn Omars, hierher kommen und Hindmar mit einem Zauberſchwerte tödten.'

Hier unterbrach der Tag die Erzählung der Geſchichte Djaudars, welche in der folgenden Nacht von Scheherſad alſo fortgeſetzt wurde:

Achthundert

und

ſechsundneunzigſte Nacht.

„Daruma erzählte weiter: ‚Mein Vater befolgte Kandarins Rath, und als die Boten, welche er mit dieſer ausweichenden Antwort zu Hindmar ſchickte, zurückkehrten und einen Brief von Hindmar brachten, in welchem er erklärte, daß er gerne noch zwei Jahre warten wolle, ſagte Kandarin zu meinem Vater: Ich rathe dir, damit deine Tochter jedenfalls ſicher vor den möglichen Nachſtellungen Hindmars ſey, ſie mit mir auf mein Schloß, das im Kamillenthale liegt, zu ſchicken; auch habe ich eine kupferne Statue, mit einer Trompete in der Hand, verfertigt, welche in die Trompete ſtoßen wird, ſobald Djaudar den Berg überſteigt, der zu meinem Schloß führt. Djaudar wird nämlich in meinem Schloſſe den Geiſt Miſram ſuchen, und um ihn herbeizubeſchwören, muß er ein kleines Thürchen öffnen, das am Leibe der kupfernen Statue ſich befindet; er findet in deſſen Leib ein kleines Käſtchen, in welchem viele zerſtreute Blätter liegen, auf welchen ein Alef ſteht, die laſſe er liegen, bis er ein Blatt findet, auf dem gar nichts geſchrieben iſt; dieſes werfe er in's Feuer, und ſogleich wird ihm Miſram erſcheinen und ihm helfen, den Tyrannen Hindmar umbringen. Mein Vater übergab mich Kandarin mit dreihundert Jungfrauen, und ich lebe nun ſchon drei Monate hier und wartete immer, bis in die Trompete geſtoßen werde, aber die

Statue regte ſich nicht bis zu deiner Ankunft; darum, Djaudar, freute ich mich ſo ſehr mit dir und ſandte ich dir einen Theil meiner Jungfrauen entgegen. Das iſt's, was ich dir mitzutheilen hatte; nur Gott iſt allwiſſend.'

„Als Daruma ſo geſprochen hatte, ergriff ſie meine Hand und führte mich auf das Dach des Schloſſes zur kupfernen Statue; ich nahm das Käſtchen heraus und fand darin viele Blätter von Gazellenhaut, auf denen ein Alef ſtand, ein einziges war ganz weiß; ich warf es auf einige Kohlen, die mir Daruma reichte, da ſtieg ein Rauch gen Himmel aus dem Munde der Statue, der ſich bald ſammelte und die Geſtalt eines furchtbaren Geiſtes annahm, mit einem Kopfe wie eine Kiſte, Augen in die Länge geſpalten und Naslöcher, aus denen große Flammen hervorſprühten. Als er vor mir ſtand, rief er mit einer Stimme wie der Donner: ‚Hier bin ich, mein Herr, die Hülfe iſt nahe, die beſtimmte Zeit iſt gekommen, ich gehorche dem Beſitzer des Zauberſchwerts, an das ich gebannt bin.'

‚Sieh einmal,' ſagte Daruma, ‚was dein Schwert vermag; dieſer ſchreckliche Geiſt zittert vor dir, wie ein Rohr bei Sturmwind.' Miſram wendete ſich dann zu Daruma und fragte ſie, ob ich wiſſe, was die übrigen Blätter in dem Käſtchen bedeuten, und bat ſie, mich davon in Kenntniß zu ſetzen. Da ſagte ſie: ‚Wiſſe, Djaudar, Miſram hat zwei Söhne, der eine heißt Mahik und der andere Lahik, die er ſo zärtlich liebt, daß er nicht lange leben würde, wenn er ſie nicht von Zeit zu Zeit wieder ſähe. Als er daher von Sintbeſt an dieſes Schwert gebannt ward, erbat er ſich als Gnade, jeden Monat drei Tage bei ſeinen Söhnen zubringen zu dürfen. Sintbeſt gewährte ihm ſeine Bitte und verfertigte dieſe Blätter aus Gazellenhaut und gab ihm jeden Monat ein ſolches als Schutzbrief für die Reiſe; da aber du jetzt Herr des Zauberſchwerts biſt, ſo iſt es deine Sache, ihm jeden Monat Urlaub auf drei Tage und ein ſolches Sicherheitsblatt zu geben, ohne welches er keinen Augenblick von dir weichen kann.' Sie ſagte dann zu Miſram: ‚Ich zweifle nicht, daß Djaudar nicht härter gegen dich ſeyn wird, als Sintbeſt; hingegen ſollteſt du auch, da Djaudar ein gewöhnlicher Menſch iſt, der bisher noch gar keinen Umgang mit Geiſtern hatte, ihm zu Gefallen ein freundlicheres Aeußere annehmen, damit er ſich heimlicher bei dir fühle.' Miſram verſchwand einen Augenblick und kehrte wieder als ein ſchöner unbärtiger Jüngling mit freundlichen ſchwarzen Augen, roſigen Wangen, leuchtender Stirne, friſchen Lippen wie Korallen und einem Halſe ſo klar wie Kryſtall. ‚Nun aber, Djaudar,' ſagte er, als ich ihn mit Staunen betrachtete, ‚müſſen wir weiter ziehen, wenn wir zur beſtimmten Zeit bei Hindmar eintreffen wollen.' Ich nahm Abſchied von Daruma und folgte

Misram zehn Tage lang, ohne die mindeste Müdigkeit zu empfinden, bis wir vor ein großes Zelt kamen, aus welchem wir eine klägliche Stimme hörten, welche rief: ‚O barmherziger Gott, der du Hiobs Leiden ein Ende gesetzt, erbarme dich auch meiner!‘ Ich öffnete schnell das Zelt und fand darin einen nackten Menschen auf den Boden gestreckt, seine ganze Haut war zerschlagen, so daß das Blut von allen Seiten her strömte, seine Hände und Füße waren mit starken eisernen Ketten zusammengebunden. Ich rief ihm zu: ‚Friede sey mit dir, mein Herr.‘ Er antwortete: ‚Mit dir sey Gottes Friede, Segen und Barmherzigkeit. Wer bist du?‘ — ‚Ich bin ein Mensch.‘ — ‚Wer hat dich hierher gebracht?‘ — ‚Der Allmächtige, dem nichts zu schwer ist, und du, wer hat dich in diese peinliche Lage versetzt?‘ — ‚Zwei große schwarze Sklaven, die mich jetzt schon zehn Tage lang auf jede Weise mißhandeln.‘ — ‚Und warum dies?‘ — ‚Weil ich meinen Glauben mit dem ihrigen nicht vertauschen will.‘ — ‚Zu welcher Zeit kommen sie gewöhnlich?‘ — ‚Ich erwarte sie leider wieder in dieser Stunde, darum fliehe schnell von hier, daß du nicht mein Loos theilest, denn die beiden Sklaven haben Stricke bei sich, mit denen sie einen Elephanten tödten könnten.‘ — ‚Fürchte nichts mehr; ich bin gewiß nur durch göttliche Fügung hierher gekommen, um dich zu befreien. Wie heißt du denn?‘ — ‚Mein Name ist Hatem aus der Stadt Baser; ich reiste mit meiner Braut, die mir entrissen wurde und von der ich gar nichts mehr weiß.‘ — ‚Beruhige dich nur, vertraue auf Gott und habe Geduld, denn Geduld ist der Schlüssel der Erlösung.‘ Ich verließ dann das Zelt und verbarg mich hinter einen Baum in der Nähe, und wartete bis die Sklaven kamen. Als sie im Zelte waren, näherte ich mich der Thüre des Zeltes, um Hatem in jedem Augenblicke beistehen zu können, zog mein Schwert aus dem Beutel und setzte es zusammen. Bald hörte ich, wie einer der Sklaven zu Hatem sagte: ‚Habe doch Mitleid mit dir selbst, gib deinen Glauben auf und nimm den unsers Königs an, und ermahne deine Braut zum Gehorsam gegen unsern König, so hast du nur Gutes von uns zu erwarten; thust du dies aber nicht, so wirst du und deine Braut gepeinigt bis zu unserm großen Feste, dann werdet ihr Beide unserm krystallnen Götzen geopfert.‘ Hatem antwortete hierauf: ‚Es gibt keinen wahren Glauben, als den Mohammeds, der Sohn Abd Allah's; euer König mag mit mir verfahren, wie er will, ich werde bis zum letzten Athemzuge bekennen: es gibt nur einen einzigen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.‘ Als die Sklaven dies hörten, stellten sie sich der eine zur Rechten und der andere zur Linken Hatems und hoben ihre Arme auf, bis man das Schwarze unter ihrer Achsel sah, aber im Augenblicke, wo sie Hatem schlagen wollten, stürzte ich in das Zelt und rief: ‚Ihr verruchten Götzendiener, wehe euch! lasset diesen Mann in Ruhe

oder ich räche ihn.‘ Die Sklaven drehten ſich nach mir um, und als ſie mich ſahen, ſagten ſie lachend: ‚Wer biſt du?‘ und hoben ihren Strick gegen mich auf, aber ich kam ihnen mit meinem Schwerte zuvor, und kaum hatte ich ſie mit demſelben berührt, als

ihre Köpfe vom Rumpfe flogen. Ich entfeſſelte dann Hatem, der vor Freude und Erſtaunen ganz außer ſich war, und reichte ihm einige Speiſen. Als er wieder geſtärkt war, fragte ich ihn, wie ſo er hierher gekommen? ‚Meine Geſchichte iſt wunderbar,‘ antwortete er mir; ‚wenn man ſie mit einer Nadel in die Tiefe des Auges ſchriebe, ſo könnte ſie Jedem zur Warnung dienen. Wiſſe nämlich, in Baſer, meiner Heimathsſtadt, regiert ſeit einem Jahre ein junger König, man nennt ihn den Perſer Kink, der das ausſchweifendſte Leben auf der ganzen Welt führt. Die Weinkrüge weichen nicht von ſeinem Tiſche, und weiß er ein ſchönes Mädchen oder ſogar eine ſchöne Frau in der Stadt, ſo muß er ſie haben, oder er läßt alle ihre Verwandten hängen. Die meiſten Leute, welche ſchöne Töchter oder Frauen haben, verbergen ſie daher, damit er nichts von ihnen höre. Da aber der König viele Spione unterhält, welche unter allerlei Vorwand in's Innere der Häuſer dringen und auskundſchaften, wo junge Frauen oder Mädchen ſich aufhalten, ſo iſt auch dieſes Mittel nicht immer ſicher. Eines Nachts, als

ein Mädchen aus einem Nachbarhauſe gewaltſam zum König geſchleppt wurde, fing ich auch an, für meines Bruders Tochter, welche ich bei mir verborgen hatte und mit der ich ſchon ſeit einigen Monaten verlobt war, zu fürchten, und faßte daher den Entſchluß, mit ihr zu entfliehen. Meine Braut, die mich leidenſchaftlich liebt, war mit mir einverſtanden, und gleich in der folgenden Nacht verließen wir die Stadt Baſer, dachten weiter an Nichts, als der Tyrannei unſers Königs zu entgehen, und wußten nicht, wohin wir uns wenden, noch welchen Weg wir einſchlagen ſollten.'

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo wieder fortzufahren:

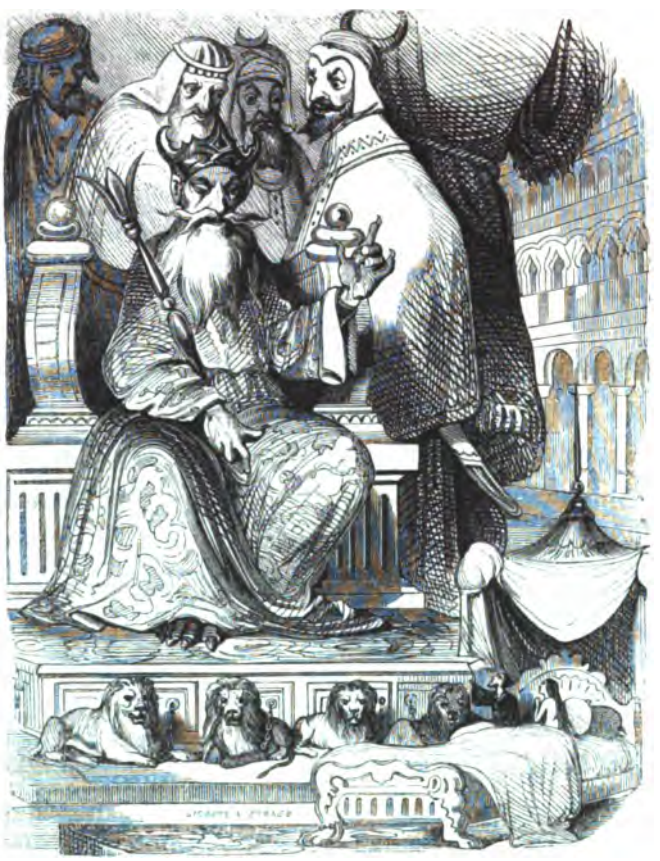
Achthundert

und

ſiebenunddneunzigſte Nacht.

Djaudar erzählte mit den Worten Hatems folgendermaßen weiter: ‚Zehn Tage lang reisten ich und meine Braut auf's Gerathewohl umher, da kamen wir in einer großen Wüſte vor eine hohe marmorne Säule, an welcher eine ſtählerne Tafel hing mit der Inſchrift: Wanderer, der du hierher kommſt, wende dich nicht rechts, ſonſt gehſt du zu Grunde, auch nicht links, ſonſt iſt dir der Tod gewiß, ſondern gehe gerade vor dich hin, mitten durch das Thal, ſo wirſt du gerettet. Ich ſagte zu meiner Braut: Sieh einmal, was gute Leute für Reiſende thun. Wir ſchlugen dann das bezeichnete Thal ein, und gelangten bald in eine Ebene, welche ein klarer Bach durchſtrömte und auf der die herrlichſten Obſtbäume prangten, auf deren Zweigen muntere Vögel den Schöpfer prieſen. Jetzt ſind wir aus aller Noth, ſagte ich zu meiner Braut, laß uns hier ausruhen. Ich ſtieg von meinem Kameele herunter und hob auch meine Braut aus ihrer Sänfte; die Kameele weideten auf der grünen Wieſe vor uns, während wir einiges Obſt pflückten und Waſſer aus dem Bach tranken. Man kann leicht denken, wie behaglich wir uns hier befanden, nachdem wir zehn Tage mit ſehr ſpärlichen Lebensmitteln in unwirthbaren Gegenden umhergeirrt waren. Auch überfiel uns der Schlaf, ſobald wir unſern Hunger und Durſt geſtillt und uns auf unſern Teppich gelegt hatten.

(Geprieſen ſey der Herr, der nie ſchläft!) Als wir aber erwachten, befanden wir uns vor einem König, der noch von den Amalekiten herzuſtammen ſchien, denn er war über dreißig Schuh hoch. Neben ihm ſtanden viele Offiziere, er ſelbſt ſaß auf einem Throne, an welchem vier Löwen mit goldnen und ſilbernen Ketten angebunden waren. Wiſſet ihr, wer ich bin? fragte er uns, als wir die Augen öffneten. Nein, mein Herr, wir kennen dich nicht, antworteten wir. So wiſſet, verſetzte er, ich bin der König Mudſil und



habe ſchon manchen König meinem kryſtallnen Götzen unterworfen; wer ihm huldigt, der erhält von mir, was er wünſcht, wer ihm aber ſeine Huldigung verſagt, wird zernichtet. Darum befehle ich auch euch, jetzt meinen Götzen anzubeten; thut ihr es, ſo verleihe ich dir, ſagte er, zu mir gewendet, ein ehrenvolles Amt und nehme das Mädchen, das bei dir iſt, in mein Schloß, wo nicht, ſo werdet ihr euern Ungehorſam ſchwer büßen. — Ich werde mich nie deinem Willen fügen, rief ich voller Entrüſtung, wie ſoll

ich mich vor einem Götzen verbeugen, der weder nützen noch schaden kann? Ich werde nur Den anbeten, der mich geschaffen, der mir Augen zum Sehen, Füße zum Gehen und Ohren zum Hören gegeben hat. Es gibt nur einen einzigen Gott, der den Tag und die Nacht geschaffen, die Sonne und den Mond, dem nichts auf Erden oder im Himmel verborgen ist, darum rathe ich auch dir, den Götzendienst aufzugeben und den einzigen Gott anzubeten, dann wirst du von der Hölle befreit und kannst einst das Paradies, das mit Huri und schönen Knaben gefüllt ist, bewohnen. Mudsil sprang zornig auf, als er dies hörte, und sagte: Vor einem Manne, wie ich bin, wagst du es, so zu lästern? Er rief dann einen seiner Diener und befahl ihm, einen der vier Löwen zu schlachten und ihn ihm zu bringen. Der Sklave schlachtete den Löwen, und nachdem er ihm die Haut abgezogen hatte, machte er einen Braten daraus und reichte ihn dem Könige, welcher ihn in einem Augenblicke verschlang. Dann ließ er das Zelt aufschlagen, in welchem wir uns eben befinden, und befahl den beiden Sklaven, die du getödtet, mich zu foltern, bis ich meinen Glauben abschwöre; was aber aus meiner Braut geworden, weiß ich nicht. Das ist Alles, was ich zu erzählen weiß.'

‚Verzage nicht,' rief ich ihm zu, ‚derjenige, der mich zu dir gesandt, ist auch mächtig genug, deine Braut zu befreien.' Ich rief dann Misram und befahl ihm, mich zu Mudsil zu führen und die Braut Hatems zu befreien. ‚Folge mir,' sagte Misram; ‚Mudsil hält sich jetzt im Leopardenschlosse auf, das drei Tage weit von hier liegt.' Ich machte mich mit Hatem und Misram auf und lief wieder drei Tage lang über Berge und Thäler, ohne müde zu werden. Am dritten Tage sagte uns Misram: ‚Bleibt hier sitzen, bis ich wiederkehre.' Ich unterhielt mich unter einem Baume mehrere Stunden lang mit Hatem; auf einmal sahen wir in der Ferne einen dicken Staub aufsteigen, dann kamen fünfhundert Reiter auf arabischen Pferden zum Vorschein, mit indischen Lanzen in der Hand und davidischen Panzern auf der Brust. Als sie in unserer Nähe waren, trat ein Reiter von riesenhafter Gestalt aus ihrer Mitte, der ganz in Eisen gehüllt war. Hatem schrie: ‚Wehe uns, das ist gewiß Mudsil, wenn der mich sieht, so bringt er uns Beide um.' Ich nahm schnell die Klinge aus dem Beutel und setzte sie zusammen; da rief mir aber der Reiter mit einer donnernden Stimme zu: ‚Stecke dein Schwert ein, mein Herr Djaudar, ich bin Misram, und komme mit meiner Schaar, um für Turaja, die Braut Hatems, gegen Mudsil zu kämpfen; wir sind hier ganz in der Nähe seines Schlosses, bleibe du nur noch hier, bis ich dich rufe.' Er kehrte dann zu seinen Kriegern zurück, ließ in die Trompete stoßen und die Fahnen entfalten, und ritt gegen das Schloß. Als Mudsil Kriegs-

lärmen vor ſeinem Schloſſe hörte, ſchickte er ſeinen Vizier heraus zu Miſram, um ihn zu fragen, was er wolle und wer er ſey? Miſram ſagte dem Vizier: ‚Geh zu deinem Herrn und ſage ihm: Miſram, der Sohn Akus, fordert Turaja von ihm, und wenn er ſie nicht gleich herausgibt, ſo wird er ſeinen Kopf von ihm fordern und ſeinen kryſtallnen Götzen in tauſend Stücke zerſchlagen.‘

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Macht zu zeigen, bedenke, daß ich dich ſchon fünfzig Jahre anbete und dir jedes Jahr ein großes Feſt feiere, an dem ich dir Fürſten und Könige opfere, errette mich nun in dieſem Augenblicke der Gefahr!‘ Aber ſchon hatte Miſram einen Geiſt abgeſandt, der, noch ehe Mudſil ſein Gebet vollendet hatte, den Götzen herbeibrachte, den Kopf gegen

die Erde und die Füße in die Höhe geſtreckt. Miſram ſchlug ihn zuſammen und fragte nochmals Mudſil: ‚Was hältſt du jetzt von deinem Götzen?‘ — ‚Ich ſehe ein,‘ antwortete Mudſil, ‚daß er weder mir, noch ſich ſelbſt helfen kann, darum bitte ich euch, lehret mich einen beſſern Glauben.‘ — ‚So bekenne,‘ wiederholte Miſram, ‚daß es nur einen Gott gibt und daß Mohammed ſein Geſandter iſt.‘ Nachdem Mudſil dieſes Glaubensbekenntniß zu unſerer großen Freude abgelegt hatte, gingen wir mit ihm in's Schloß. Er ließ alle ſeine Leute zuſammenkommen und erzählte ihnen, was zwiſchen ihm und Miſram vorgefallen, worauf ſie alle Muſelmänner wurden. Er ließ dann Turaja rufen, und ſie fiel vor Freude in Ohnmacht, als ſie Hatem wieder ſah. Wir blieben dann noch drei Tage bei Mudſil und lehrten ihn das Gebet, die Reinigung, die Faſten, und beſchrieben ihm Hölle, Paradies und die übrigen Glaubensartikel des Islamismus.“

„Er ließ uns königlich bewirthen, und wollte uns sehr kostbare Geschenke machen, ich dankte ihm aber und sagte: ‚Thu' für Hatem, was du im Sinne hattest, für mich zu thun.' Mudsil fragte dann Hatem, wohin er sich wenden wolle, und ob er nicht etwa wünsche, bei ihm zu bleiben? ‚Schenke mir das Zelt,' antwortete Hatem, ‚welches in dem freundlichen Thale aufgeschlagen ist, wo ich so viel gelitten habe, mit einigen dabei liegenden Gütern, ich werde darin glücklich seyn mit Turaja.'

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht erzählte ſie wieder mit Djaudars Worten weiter:

Achthundert

und

neunundneunzigſte Nacht.

„Mudſil ſprach hierauf zu Hatem: ‚Das ſollſt du haben, und dazu einen jährlichen Gehalt, der nicht nur für deine Bedürfniſſe hinreicht, ſondern dir auch geſtattet, alle Reiſenden, welche in dieſe Gegend kommen, zu bewirthen; das bin ich dem einzigen Gott, zu dem ich mich bekehrt habe, ſchuldig für die vielen Mißhandlungen, welche die Reiſenden, die ſich durch die Tafel an der marmornen Säule dahin locken ließen, von mir zu dulden hatten.‘ Der König Mudſil begleitete hierauf ſelbſt Hatem und Turaja bis an ihr Zelt, und ließ eine Abtheilung Truppen zu ihrer Sicherheit in der Nähe lagern. Miſram und ich aber, wir nahmen Abſchied von ihnen und reiſten wieder zehn Tage durch Wüſten und Einöden, wo kein grünes Blättchen, noch ein lebendes Weſen zu ſehen war. Am elften Tage, als wir in ein fruchtbares Thal kamen, bat mich Miſram um einen dreitägigen Urlaub. Ich reichte ihm eines jener Pergamentblätter, und er flog davon. Als ich aber meinen Hunger an den Früchten dieſes Thals ſtillen wollte, fand ich ſie ſo bitter, daß ich ſie nicht genießen konnte, ich mußte daher an meinem Vorrath zehren, der ſo klein war, daß mir ſchon am zweiten Tage nichts mehr übrig blieb. Am dritten Tage plagte mich der Hunger ſo ſehr, daß ich mich aufmachte, um entweder Nahrungsmittel oder eine bewohnte Stelle zu finden. Da erblickte ich am Ausgang des Thales auf einem Hügel ein großes ſteinernes Kloſter mit einem ſchönen nußbaumenen Thore. Ich ging darauf

Bruſt herabhing. ‚Das iſt die alte Djachka,‘ ſagte mir Miſram, ‚Hindmars ruchloſe Baſe.‘ Als ich dies hörte, zog ich mein Schwert, ſprang aus dem Kabinete und theilte ſie entzwei. Da ſtieg ein Rauch gen Himmel, der ſich dann ſammelte und zu einem Haufen Aſche wurde. Miſram jubelte vor Freude wie ein Frauenzimmer, als er die Alte in einen Haufen Aſche verwandelt ſah, und ſagte: ‚Es wird Alles gelingen, Djaudar, bald wird Hindmar das Loos ſeiner Baſe theilen, und wir ſind dann nicht mehr fern vom Ziele.‘ Miſram ſammelte dann alles Silber, Gold und alle Edelſteine, welche in großer Maſſe im Kloſter aufgehäuft waren, belud damit zehn Geiſter und ſagte ihnen: ‚Gehet nach Egypten zur Adlersſchlucht, dort findet ihr den Abendländer Mahmud, der euch erwartet, küſſet ſeine Hände und Füße, bringet ihm dieſe Koſtbarkeiten und ſaget ihm, es gehe Alles gut, wir hoffen, bald wieder bei ihm zu ſeyn.‘ Nach einigen Stunden waren die Geiſter ſchon wieder zurück und brachten uns Grüße von Mahmud und verſicherten uns, er habe ſchon durch ſein Buch den Tod der Alten gewußt, und nun bete er fortwährend, daß auch unſer Unternehmen gegen Hindmar gelinge. ‚Daran zweifle ich jetzt noch weniger als früher,‘ ſagte Miſram, ‚denn auf meiner letzten Reiſe habe ich Schilſchanum, den Sohn Djaldjamuks, vertrauter Prieſter Hindmars, für unſere Sache zu gewinnen gewußt. Djaldjamuk, von dem man eigentlich nicht recht weiß, ob er Jude, Chriſt oder Muſelmann iſt, wußte durch ſeine Geſchicklichkeit in der Arzneikunſt ſich bei Hindmar ſehr beliebt zu machen. Hindmar war nämlich einmal ſo krank, daß ſeine beſten Aerzte ihn für unrettbar erklärten und es nicht der Mühe werth hielten, ihm Arzeneimittel zu geben. Als Djaldjamuk dies hörte, ließ er ſich zum Könige führen, und kaum hatte er den Puls gefühlt, ſo ſagte er: Mein König, du haſt eine innere Krankheit, für die es nur ein Heilmittel gibt, und zwar, Menſchenfleiſch eſſen und Menſchenblut trinken.‘

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:

und

erſte Nacht.

Djaudar ſetzte dieſe Erzählung mit den Worten Miſrams alſo fort: ‚Sobald Djaldjamuk dies geſagt hatte, rief Hindmar einen ſeiner ihm untergeordneten Geiſter und befahl ihm, einen Menſchen herbeizuſchaffen. Der Geiſt flog wie ein Blitz in ein von Menſchen bewohntes Land, raubte einen fetten Mann und brachte ihn vor Hindmar. Djaldjamuk unterſuchte ihn und ſagte: Der iſt recht; hänge ihn nun an den Füßen auf und laſſe ihn drei Tage mit dem Kopfe gegen die Erde gerichtet hängen, am vierten Tage ſchneide ihm den Kopf ab, fange das Blut in eine goldene Schüſſel und trinke es ganz warm, du wirſt bald darauf einſchlafen; inzwiſchen kann man das Fleiſch des Geſchlachteten braten, das iſſeſt du beim Erwachen, und du wirſt wieder ſo geſund ſeyn, wie früher. Da Hindmar auf dieſe Weiſe ſehr bald wieder ſeine frühere Geſundheit erlangt hatte, beſchenkte er Djaldjamuk königlich und ließ in ſeinem ganzen Reiche ausrufen: Wer Hindmar liebt und ehrt, der liebe und ehre auch ſeinen Retter Djaldjamuk. Da indeſſen Hindmar häufig von ſeinem Uebel befallen wurde, ſo nährte er ſich fortwährend von Menſchenfleiſch und ließ ſich von allen Seiten Menſchen herbeiſchleppen; waren ſie fett, ſo wurden ſie ſogleich geſchlachtet, wenn nicht, ſo mäſtete man ſie mit Hühner- und Gänſefleiſch. Das iſt die Urſache, warum ſeine alte Baſe, die ihn leidenſchaftlich liebte, ein Kloſter mit einer lockenden Inſchrift an dem Thore bauen ließ, denn wer hineinkam, dem ließ ſie einen Schlaftrunk im Eſſen

Bruſt herabhing. ‚Das iſt die alte Djachka,‘ ſagte mir Miſram, ‚Hindmars ruchloſe Baſe.‘ Als ich dies hörte, zog ich mein Schwert, ſprang aus dem Kabinete und theilte ſie entzwei. Da ſtieg ein Rauch gen Himmel, der ſich dann ſammelte und zu einem Haufen Aſche wurde. Miſram jubelte vor Freude wie ein Frauenzimmer, als er die Alte in einen Haufen Aſche verwandelt ſah, und ſagte: ‚Es wird Alles gelingen, Djaudar, bald wird Hindmar das Loos ſeiner Baſe theilen, und wir ſind dann nicht mehr fern vom Ziele.‘ Miſram ſammelte dann alles Silber, Gold und alle Edelſteine, welche in großer Maſſe im Kloſter aufgehäuft waren, belud damit zehn Geiſter und ſagte ihnen: ‚Gehet nach Egypten zur Adlersſchlucht, dort findet ihr den Abendländer Mahmud, der euch erwartet, küſſet ſeine Hände und Füße, bringet ihm dieſe Koſtbarkeiten und ſaget ihm, es gehe Alles gut, wir hoffen, bald wieder bei ihm zu ſeyn.‘ Nach einigen Stunden waren die Geiſter ſchon wieder zurück und brachten uns Grüße von Mahmud und verſicherten uns, er habe ſchon durch ſein Buch den Tod der Alten gewußt, und nun bete er fortwährend, daß auch unſer Unternehmen gegen Hindmar gelinge. ‚Daran zweifle ich jetzt noch weniger als früher,‘ ſagte Miſram, ‚denn auf meiner letzten Reiſe habe ich Schilſchanum, den Sohn Djaldjamuks, vertrauter Prieſter Hindmars, für unſere Sache zu gewinnen gewußt. Djaldjamuk, von dem man eigentlich nicht recht weiß, ob er Jude, Chriſt oder Muſelmann iſt, wußte durch ſeine Geſchicklichkeit in der Arzneikunſt ſich bei Hindmar ſehr beliebt zu machen. Hindmar war nämlich einmal ſo krank, daß ſeine beſten Aerzte ihn für unrettbar erklärten und es nicht der Mühe werth hielten, ihm Arzeneimittel zu geben. Als Djaldjamuk dies hörte, ließ er ſich zum Könige führen, und kaum hatte er den Puls gefühlt, ſo ſagte er: Mein König, du haſt eine innere Krankheit, für die es nur ein Heilmittel gibt, und zwar, Menſchenfleiſch eſſen und Menſchenblut trinken.‘

Hier hörte Scheherſad auf zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:

erwiderte Djaldjamuk, ich werde unſerm Feinde vier Schlingen legen, denen er, wenn ihn kein Verräther warnt, gewiß nicht lebendig entkommen ſoll. Da er indeſſen nicht allein Alles verrichten konnte, mußte er ſeinem Sohne Schilſchaanum ſein Geheimniß mittheilen. Dieſer iſt aber in ſeinem Innern ein Muſelmann und ſieht daher ſchon längſt mit Abſcheu das ruchloſe Leben Hindmars, welcher das Feuer anbetet, auch iſt er ein Jugendfreund meiner beiden Söhne; als ich ihn daher auf meiner letzten Reiſe bei ihnen traf, erzählte er mir Alles dies und verſprach mir, ſich auf dem Vogelberge einzufinden, den wir, um zu Hindmar zu gelangen, überſteigen müſſen, um dir dort die Mittel anzugeben, wie du der vierfachen Gefahr, die dir droht, ausweichen kannſt. Nun komme und laß uns nicht länger hier verweilen.'

Scheherſad ſetzte die Erzählung Djaudars in der nächſten Nacht mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

Neunhundert und zweite Nacht.

„Miſram befahl dann, als wir aus dem Kloſter traten, einigen Geiſtern, es zu zerſtören, und in einem Augenblicke war es in einen Haufen Aſche verwandelt. Dann reisten wir wieder zwanzig Tage lang, bis wir vor einen grasgrünen, ſehr hohen Berg kamen. ‚Dies iſt der Vogelberg,‘ ſagte mir Miſram; ‚hinter dieſem Berge liegt das Feuerthal, und hinter dem Feuerthale das Schloß Hindmars.‘ Wir blieben zwei Tage am Fuße des Berges, weil er überall ſo ſteil war, daß wir ihn nicht erglimmen konnten. Erſt am dritten Tage entdeckten wir einen treppenartigen Pfad, der uns auf den Berg führte. Auf dem Gipfel deſſelben ſtand ein Schloß, deſſen Grund den Boden berührte, deſſen Spitze aber bis zu den Wolken emporſtieg, und auf der Terraſſe des Schloſſes ſtand ein kupferner Vogel von der Größe eines Adlers. Das Thor des Schloſſes war offen und ein Mädchen ſtand davor, das Miſram und mich freundlich bewillkommte und mich fragte, ob ich nicht Djaudar ſey. Als ich ihre Frage bejahte, ſagte ſie: ‚Sey mir nochmals willkommen, du, dem der Islamismus ſo viel zu verdanken haben wird, folge mir mit deinem Freunde Miſram.‘ Sie führte uns dann auf die Terraſſe neben den kupfernen Vogel zu einem ſteinalten, blinden Mann. Sobald wir auf die Terraſſe kamen, drehte ſich der Vogel dreimal im Ringe herum und breitete ſeine

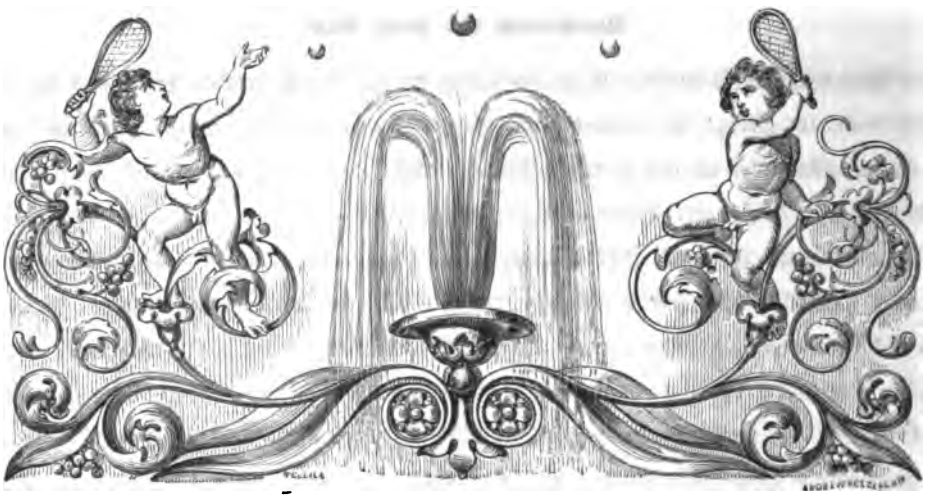
Flügel aus. Da ſprang der alte Mann vor Freude in die Höhe und das Mädchen jubelte laut auf. Ich bat ſie, mir die Urſache ihrer Freude zu erklären, da hub ſie an:

‚Wiſſe, Djaudar, der Greis, den du hier vor dir ſiehſt, iſt mein Vater, meine Mutter iſt längſt todt, aber noch eine Schweſter habe ich, ſie heißt Badiah, welche ſchon in ihrem achten Jahre das ſchönſte Mädchen auf Erden war. Wir lebten mehrere glückliche Jahre nach meiner Mutter Tod beiſammen, als auf einmal ein Geiſt von der Größe eines Dattelbaumes zu uns hereintrat, Badiah auf den Arm nahm und mit ihr davonflog. Es ſind jetzt zwölf Jahre ſchon, daß uns dieſes Unglück getroffen, und ſchon hatten wir alle Hoffnung verloren, Badiah wiederzuſehen, als mir geſtern im Traume eine Stimme zurief: Sey frohen Herzens, Djirah, ſo heiße ich nämlich, du wirſt bald deine Schweſter wiederſehen; es werden morgen zwei Leute kommen, ein Menſch Namens Djaudar und ein Geiſt mit Namen Miſram, durch die deine Schweſter befreit

wird. Wenn du dieſe Beiden ſiehſt, ſo führe ſie auf die Terraſſe, und wenn der Vogel ſich dreimal im Ringe herumdreht und ſeine Flügel ausbreitet, ſo diene es dir als Zeichen der Wahrheit meiner Worte. Darum, mein Herr Djaudar,' ſo ſchloß Djirah, ‚freute ich mich ſo bei der Bewegung dieſes Vogels.'

„Kaum hatte Djirah ihre Erzählung vollendet, da flog ein weißer Vogel zu uns her und ſchüttelte von ſeinen Flügeln einen Geiſt auf die Terraſſe herab. ‚Das iſt Schilſchanum,' ſagte Miſram, ‚der Sohn des Prieſters Djaldjamuk, der uns mit den Schlingen bekannt machen will, die uns ſein Vater in Hindmars Schloß gelegt habe.' Er grüßte ihn dann freundlich und ſtellte mich ihm als den Beſitzer des Zauberſchwertes vor. ‚Weißt du, Miſram,' ſagte Schilſchanum, ‚warum ich dich hierher beſtellt habe? Weil ich gar oft dieſen alten Mann um ſeine verlorene Tochter Badiah jammern hörte, welche kein Anderer als Hindmar geraubt hat, und ich daher ihm die Rückkehr derſelben verkündigen wollte, ſobald Djaudar die Welt von dieſem Ungeheuer befreit haben wird. Wollt ihr aber in euerm Unternehmen gegen Hindmar nicht den Tod finden, ſo höret mir aufmerkſam zu und vernachläſſiget Nichts von dem, was ich euch ſage.'

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:



Neunhundert und dritte Nacht.

„Schilschaäum" — so fuhr Djaudar in seiner Erzählung fort — „sprach weiter zu uns: ‚Ihr müsset nun von hier aus drei Tage lang durch das Feuerthal gehen; dann gelangt ihr an einen grünen Berg, der eben so hoch ist, als dieser, und zu dessen Gipfel ein bequemer Fußpfad führt. Habt ihr die höchste Spitze dieses Berges erstiegen, so sehet ihr das Säulenschloß und den Rabensee vor euch liegen. Das Schloß ist ungeheuer groß und ruht auf vierundzwanzig Säulen; es ist ganz glatt, hat weder Fenster, noch Thüren, so daß man es in der Ferne für einen Felsenblock hält. Dem Schlosse gegenüber liegt ein kleiner See, vor welchem eine dünne, hohe Säule steht mit einem goldnen Raben, der den Schweif gegen den Himmel und den Schnabel zur Erde streckt. Du, Djaudar, mußt die Erde aufgraben an der Stelle, nach welcher der Schnabel des Raben gerichtet ist, bis du einen Beutel findest, welcher einen Bogen und drei Pfeile enthält. Spanne den Bogen und ziele nach dem Schnabel des Raben; trifft du ihn, so wird er sich dreimal im Kreise herumdrehen und drei goldne Schlüssel aus dem Munde fallen lassen; fehlst du zum ersten Male, so wird sich ein furchtbares Getöse um dich erheben, Geister von verschiedenartigster Gestalt werden dich angrinsen; der Eine wird rufen: Ergreifet ihn! der Andere: Zerreißet ihn! Laß dich aber nicht

abſchrecken, ſondern ſchleudere auch den zweiten Pfeil nach dem Raben. Trifft du ihn wieder nicht, ſo wird der drohende Lärm um dich zunehmen; greife aber ohne Furcht nach dem dritten Pfeile, denn zum dritten Male trifft du gewiß den Schnabel des Raben. Nimm dann die Schlüſſel, die aus ſeinem Schnabel fallen, gehe damit an den rechten Flügel des Schloſſes und rufe: Abd Aſſurur, Bewohner dieſes Schloſſes! Man wird antworten: Hier bin ich, mein Herr Djaudar; es iſt Alles geſchehen. Du wirſt dann ein großes Geräuſch aus dem Innern des Schloſſes vernehmen, als wenn viele Leute über einander ſtürzten; dann wird es nach und nach ſtille werden und eine vorher unſichtbare Thüre ſich öffnen, an welcher ein ſchwarzer Sklave dich bewillkommnen und um eines der Blätter bitten wird, die Miſram als Urlaub von dir erhielt. Gib ihm eines; er wird ſogleich ſeine Flügel ausdehnen und davon fliegen. In der Halle des Schloſſes ſiehſt du eine Thüre zu deiner Linken, welche einer der drei goldnen Schlüſſel öffnet; du kommſt durch ein großes Zimmer in einen Gang mit vierzig marmornen Platten, zwanzig davon ſind weiß und zwanzig ſchwarz; trittſt du auf eine weiße Platte, ſo ſinkſt du unter und zerſchmilzeſt wie heißes Blei, und hätteſt du auch fünfzig Zauberſchwerter bei dir. Du mußt alſo, immer nur die ſchwarzen Platten berührend, durch dieſen Gang gehen; da gelangſt du vor eine Thüre, welche du mit dem zweiten goldnen Schlüſſel öffnen mußt; es werden aus einem großen Saale mehr als ſiebenzig Genien wie Elephanten auf dich losſtürzen; ziehe aber nur dein Zauberſchwert aus der Scheide, da ſinken ſie ſogleich in den Boden. Gehe darauf durch dieſen Saal in einen andern, deſſen Thüre der dritte goldne Schlüſſel öffnet; da wirſt du zwei kupferne Statuen ſehen mit einem fränkiſchen Bogen in der Hand, zu dem ſie Pfeile haben, welche den härteſten Felſen wie Mehl zermalmen. Sobald ſie aber auf dich zielen, berühre ihren Bogen mit deinem Schwerte, ſo wird er ihnen aus der Hand fallen. Hierauf kommſt du in einen Saal, wo dir eine brennende Luft entgegenweht, welche den Speichel im Munde dir austrocknet, du wirſt Luſt haben, an dem Springbrunnen zu trinken, aus dem mitten in dieſem Saale friſches Waſſer hervorſprudelt; aber ein einziger Tropfen von dieſem Waſſer reicht hin, um dich zu tödten. Darum bezähme deinen Durſt und gehe weiter, bis du in's Freie kommſt, da liegt ein kleiner See vor dir, aus dem ſich ein Inſelchen erhebt, wo ein goldnes Zelt mit rothen, ſeidenen Schnüren aufgeſchlagen iſt. Am Ufer des Sees ſteht eine Säule mit einer Statue, welche eine bleierne Kugel in der Hand hält; berühre dieſe Kugel mit deinem Schwerte, ſo wird ſogleich ein zierlicher Nachen, welcher an die Inſel befeſtigt iſt, ſich losmachen und zu dir kommen. Steige hinein, er wird dich zur Inſel bringen, wo

Neunhundert und vierte Nacht.

„Sobald ich aber hinein kam, hörte ich eine Stimme, welche mir zurief: ‚O du, der du die Katze von ihren Fesseln befreit, sey mir willkommen!‘ — ‚Wer bist du?‘ rief ich erstaunt, ‚der du so mit mir sprichst, ohne dich zu zeigen?‘ — ‚Bist du nicht der Fischer Djaudar aus Kahira?‘ versetzte jene Stimme, ‚und hast du die Katze vergessen, die dir in der Adlersschlucht das Zauberschwert und das heilige Buch gebracht? Nur um deinetwillen schmachte ich nun schon fünf Monate in dieser kupfernen Flasche; wenn du Hindmar getödtet hast, so befreie mich schnell!‘ Ich riß das Siegel von der Flasche, da stieg ein dichter Rauch gen Himmel, der sich bald sammelte, und siehe da! Schah Bair stand vor mir, wie ich ihn in der Adlersschlucht gesehen, und dankte mir für seine Befreiung. Ich bat ihn dann, mir zu erzählen, wie so er in dieses Schloß gesperrt worden. Da hob er an:

‚Wisse, Djaudar, ich bin der Sohn Abu Tawaifs, welcher auch Iblis genannt wird, und habe einen Bruder, der Schamhurisch heißt und in der Nähe von Tunis sich aufhielt. Eines Tages, als Letzterer allein in seiner Wohnung war, ward er von zwei großen Genien ergriffen und gefesselt vor den alten Abul Adjaib geführt. Mein Bruder fragte ihn erstaunt, wodurch er eine so gewaltthätige Behandlung

uns vorhergeſagt, bis ich in das Zelt auf der Inſel kam; da ſaß Hindmar auf einem goldnen Throne, der mit den ſchönſten Hyacinth-, Saphir- und Smaragd-Steinen verziert war; vor ihm ſtand ein Tiſch mit Weinkrügen und kryſtallenen Gefäßen beſetzt. Er war halb betrunken, hatte ein Geſicht, wie ein Stier, und einen Kopf mit vier Hörnern; einen Hals hatte er wie ein Eſel, ſein Körper war haarig, wie der eines Affen, nur ſeine Hände und Füße glichen denen eines Menſchen. Sobald er mich ſah, ſtarrte er mein Schwert an, ſchlug ſeine Zähne zuſammen und ſtieß einen Schrei aus, daß das ganze Schloß bebte. Ich ging auf ihn zu und berührte kaum ſeinen Hals mit dem Schwerte, da flog ſein Kopf vom Rumpfe, ein Rauch ſtieg in die Höhe und der ſo gefürchtete Hindmar war nur noch ein Häufchen Aſche; ſein Geiſt aber fuhr in die Hölle. (Wehe einem ſolchen Aufenthaltsorte!) Als Miſram dies ſah, umarmte er mich, küßte mich zwiſchen die Augen und ſagte: ‚Nun haben Menſchen und Genien ihre Ruhe wieder. Geh du jetzt in's Schloß; du kannſt trocknen Fußes dahin gelangen, denn der See, über den du hierher gefahren, iſt ausgetrocknet; ich bleibe inzwiſchen hier im Zelte.‘ Das erſte Zimmer, das ich öffnete, war ganz leer, nur eine kupferne verſiegelte Flaſche ſtand in einer Ecke auf dem Boden.“

Scheherſad hörte hier auf zu erzählen, da der Tag bereits anbrach; in der folgenden Nacht aber begann ſie wieder mit Djaudars Worten:

Buch auszuliefern. Mein Vater eilte zu mir, und ſobald ich den Zweck ſeiner Reiſe erfuhr, faßte ich den Entſchluß, um meinen Bruder zu befreien, dem Wunſche Abul Adjaibs zu willfahren. Als ich dir Schwert und Buch übergeben hatte, flog ich zu Abul Adjaib und benachrichtigte ihn davon. Darauf gab er meinen Bruder frei, und ich reiste mit ihm zu unſerm Vater. Wenige Tage nach meiner Flucht verlangte aber Sintbeſt nach Heiſa, und als er hörte, ſie ſey von zwei Männern befreit worden, denen ich Schwert und Buch übergeben, fing er an zu toben und zu lärmen, zu ſchäumen und zu fluchen, und Sonne und Mond und alle ſeine Götter zu läſtern; dann verſammelte er alle ſeine Schaaren, Menſchen und Genien, und zog mit ihnen gegen uns aus. Wir konnten ihm nicht lange widerſtehen, denn unſer Häuflein Truppen war bald aufgerieben; doch gelang es meinem Vater und meinem Brüder, durch die Flucht zu entkommen; ich aber ward gefangen und mit Ketten beladen vor Sintbeſt geführt. Schon hatte er den Befehl zu meiner Hinrichtung ertheilt, als meine Freunde, unter denen auch Hindmar war, ihn um Gnade für mich baten. Aber Sintbeſt wollte mich nicht begnadigen und befahl Hindmar, mich in eine kupferne Flaſche zu ſperren und in's Meer zu werfen. Hindmar beſchwor aber Sintbeſt ſo lange, mich beim Leben zu laſſen, daß er ihm endlich erlaubte, mich in der Flaſche mit in ſein Säulenſchloß zu nehmen; er mußte jedoch vorher ſchwören, daß er mich nie befreien würde.'

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Djaudars Worten weiter:

und

fünfte Nacht.

„Schah Bair ſprach weiter zu mir: ‚Fünf Monate bringe ich nun ſchon in dieſer Flaſche zu, verzweifelte aber nicht, weil ich wohl wußte, daß du einſt mit dem Zauberſchwerte Hindmar tödten und mich befreien würdeſt. Nun weißt du Alles, mein Herr Djaudar; jetzt bitte ich dich, mich zu entlaſſen, daß ich zu den Meinigen zurückkehre und ihnen von dem Gelingen deines Unternehmens Nachricht bringe.‘ — ‚Reiſe mit Gottes Segen!‘ rief ich ihm zu, und er breitete ſeine Flügel aus und flog davon.

„Als Schah Bair fort war, verließ ich dieſes leere Zimmer und kam durch einen langen Gang in eine Küche, da ſtanden vier Keſſel über dem Feuer; in dem einen waren Granatäpfelbeeren, welche im Fette ſchwammen, im andern Pilaw, im dritten Kulkas und im vierten Fleiſch. Da ich ſehr hungrig war, langte ich mit einem goldnen Löffel, der neben jedem Keſſel lag, nach dem Fleiſche; aber, ſiehe da! es kam eine Menſchenhand heraus. Ich warf ſie mit Abſcheu wieder in den Keſſel und dankte Gott, daß ich auch von den übrigen Speiſen nichts gegeſſen, welche wahrſcheinlich mit Menſchenfett geſchmälzt waren. Von der Küche aus kam ich wieder in einen Gang und hörte, wie Jemand in einem Zimmer zu meiner Rechten rief: ‚O mein Gott, welche ſchwere Verſuchung! allein in einem fremden Lande auf eine ſo ſchauerliche Weiſe zu ſterben!‘ Ich rief nach der Richtung, wo die Stimme herkam: ‚Wer biſt du, der du ſo klagſt, und wie kann ich zu dir gelangen?‘ — ‚Tritt nur auf den goldnen Skorpion,‘

antwortete die Stimme: ‚welcher zu deiner Rechten auf der Platte liegt!‘ Als ich dies that, öffnete ſich eine Thüre, und ich ſah einen ſchönen jungen Mann an den Füßen

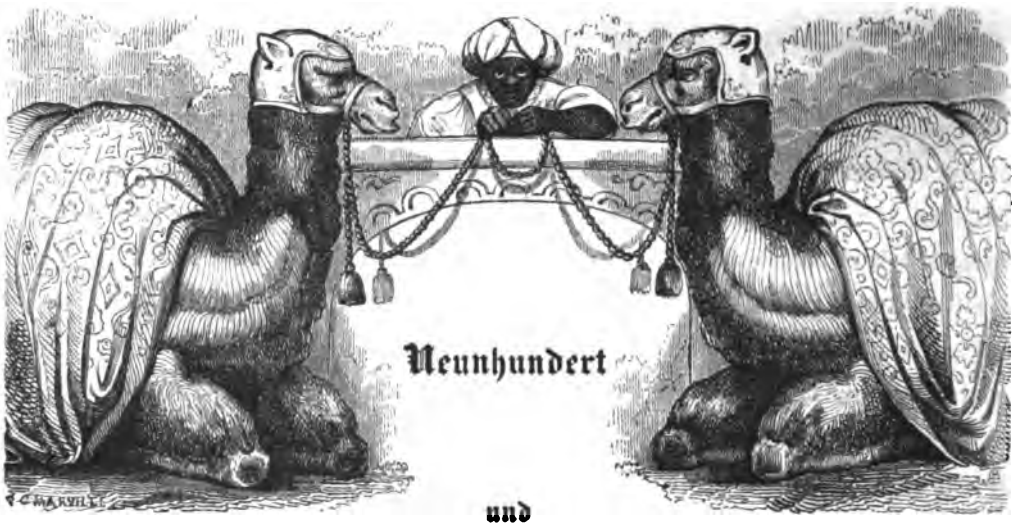
aufgehängt. ‚Wer hat dich ſo gehängt?‘ fragte ich, ihn ſchnell losbindend. ‚Hindmars Sklaven,‘ antwortete er. ‚Ich hänge nun ſchon acht Tage hier, und morgen Abend ſoll ich geſchlachtet und von Hindmar verzehrt werden.‘ — ‚Sey ohne Furcht, Hindmar iſt todt,‘ ſagte ich ihm; ‚erzähle mir nun, wie du hierhergekommen und wer du biſt.‘

‚Mein Name iſt Tadj Almuluk,‘ hob der Jüngling an, ‚und ſeit drei Monaten bin ich König von Tauris. Ich war von meiner Jugend an ein großer Jagdliebhaber, und ſehr ſchwer fiel es mir, nach meines Vaters Tod einige Zeit dem Vergnügen der Jagd entſagen zu müſſen. Sobald daher die erſten Trauermonate vorüber waren, veranſtaltete ich eine große Jagdpartie; wir trieben aber lange umher, ohne etwas

jagen zu können. Endlich zogen wir im Kreiſe in ein ſchönes grünes Thal, und als der Kreis enger ward, befanden ſich drei Gazellen darin, ſo lieblich, wie ich noch keine im Leben geſehen. Der Kreis zog ſich immer näher zuſammen, aber die Gazellen hüpften darüber weg, ehe Jemand nach ihnen zielen konnte. Dies ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich meinen Leuten befahl, zurückzubleiben, und ganz allein dieſe Gazellen verfolgte. Zwei derſelben hatten aber ſchon einen zu großen Vorſprung, und ich verlor ſie bald aus dem Auge. Die dritte hingegen hüpfte immer vor mir her, bis ich endlich kurz vor Sonnenuntergang ihr ſo nahe war, daß ich mit meinem Bogen nach ihr zielen konnte. Mein Pfeil traf ihr Herz und ſie ſank hin; aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich ſtatt einer ſchönen Gazelle nichts als einen Haufen Aſche fand. Nun bereute ich es, mich von meinen Leuten ſo weit entfernt zu haben, denn die Nacht brach heran und ich wußte nicht, wohin mich wenden. Ich irrte eine Weile umher, da ſtieß ich auf ein Beduinenlager von ungefähr hundert Zelten am Fuße eines Berges. Ich trat in das erſte Zelt und ſah darin einen Jüngling wie der Mond in der vierzehnten Nacht; er hatte einen alten Kaftan an, den er eben ausbeſſerte, und recitirte dabei folgende Verſe:

„Wer wenig Güter hat, den verachtet die Zeit; nur wer viel Geld hat, wird geehrt. Hätte ein Hund viel Geld, ſo würde man aus Ehrfurcht ihn Hund des Glaubens nennen.“

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad in der Erzählung Dſaudars mit Tadj Almuluks Worten fort:



Neunhundert

und

ſechste Nacht.

„Ich ſah mich in dem Zelte um und fand nichts als einen weißen Hahn darin. Sobald der Jüngling mich erblickte, ſagte er: Friede ſey mit dir! — Mit dir ſey Gottes Friede, Segen und Barmherzigkeit! antwortete ich ihm. Du ſcheinſt verirrt zu ſeyn, ſagte er; ich freue mich, daß Gott deine Schritte hierher gelenkt; ſey mir willkommen als mein Gaſt! Er nahm mir dann mein Pferd ab und band es an einen Pfoſten des Zeltes; dann trug er den Hahn in ein nachbarliches Zelt und nach einer Weile kehrte er wieder mit einem Weinkruge, einem Laib Brod, einer Schüſſel voll Oliven, einigen ſyriſchen Aprikoſen und einem Säckchen voll Gerſte. Letzteres legte er dem Pferde vor und das Uebrige ſtellte er neben mich und ſagte: Im Namen Gottes! Wir aßen und tranken mit einander, bis wir ſatt waren. Als ihm aber der Wein in den Kopf ſtieg, recitirte er folgenden Vers:

„Beruhige dich, du bleibſt nicht lange in der Fremde; morgen löſe ich dich mit meinem Leben aus. Nur um eine heilige Pflicht zu erfüllen, trennte ich mich von dir; Gott wird dich mir wieder ſchenken!“

„Ich fragte ihn, was dieſe Verſe bedeuten. Da ſagte er: Ich bin der tapferſte und der ärmſte Mann in der ganzen Wüſte; doch laſſe ich keinen Fremden an meinem Zelte

vorübergeben, ohne ihn zu bitten, bei mir einzukehren. Heute, als du mich mit deinem Beſuche beehrteſt, hatte ich gar nichts mehr, als einen weißen Hahn, den ich in meinem Zelte erzogen; ich mußte ihn daher verpfänden, um dich zu bewirthen. Nun hörte ich ihn aber fortwährend ſchreien, darum recitirte ich dieſe Verſe. Ich bewunderte die Freigebigkeit dieſes Mannes und nahm mir vor, ihn reichlich zu belohnen, verſchwieg ihm aber doch den ganzen Abend meinen Stand und unterhielt mich mit ihm über Jagd und Beduinenleben, bis der Schlaf unſere Augen ſchloß. Am folgenden Morgen rückten die Truppen, welche mich auf die Jagd begleitet hatten, heran; mein Wirth wollte ſeine Leute zuſammenziehen, um nicht von irgend einem Feinde überfallen zu werden. Da ſagte ich ihm: Bleibe nur ruhig in deinem Zelte, dieſe Truppen gehorchen mir; ich bin der König von Tauris und freue mich, ſogleich deinen Hahn auslöſen und dich für die gute Aufnahme, die ich bei dir gefunden, belohnen zu können. Ich ſagte dann, auf die Beduinen hindeutend, meinen Leuten, welche ſich inzwiſchen uns genähert hatten und vor Freude, mich wiedergefunden zu haben, ganz außer ſich waren: Dieſem Manne habe ich es zu verdanken, daß mir in der Nacht nichts Unangenehmes zugeſtoßen iſt; wer mich liebt, der gebe ihm einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit. Kaum hatte ich dies geſagt, da warf ihm ein Jeder, was er an Geld oder Kleidungsſtücken entbehren konnte,

zu; ich ſelbſt aber befahl meinem Schatzmeiſter, ihm zehntauſend Dinare auszubezahlen, und ſchenkte ihm dazu noch zwanzig vorzügliche Pferde und hundert Mameluken. Dann

ließ ich alle Beduinen, welche im Lager waren, zusammenkommen und sagte ihnen: Wisset, ich bin der König von Tauris, und der Mann, bei dem ich die Nacht zugebracht, ist mir theurer als ein Bruder geworden; ich wollte ihn mit mir nehmen und ihm ein hohes Amt verleiben, aber er kann sich nicht entschließen, euch zu verlassen. Darum ist es eure Schuldigkeit, ihn als euern Obern anzuerkennen; ich fordere es hiermit von euch, und solltet ihr je ihm ungehorsam werden, so lasse ich keine eurer Wohnungen unverwüstet, und Niemand soll darin bleiben, der im Stande wäre, ein Feuer anzublasen. Alle Beduinen riefen einstimmig: Wir gehorchen Gott und dir! Ich sagte dann meinem Wirthe noch besonders: Bedarfst du je meiner, so sende mir nur einen Boten, der sich als Abgesandter des Herrn vom weißen Hahne bei mir melden lasse, und forderteſt du die Hälfte meines Königreichs, so soll sie dir gewährt werden. Ich nahm hierauf Abschied von den Beduinen und kehrte mit meinen Leuten in meine Hauptstadt zurück. Als wir aber das Thor erreichten, vernahmen wir ein so furchtbares Getöse, daß wir glaubten, die ganze Stadt müsse zusammenstürzen, und als ich fragte, was das bedeute, flog ein riesenhafter Geist auf mich zu und sagte: Nun will ich den Tod meines theuren Sohnes rächen! Er hob mich hierauf aus meinem Sattel und schwang sich mit mir in die Luft. Ich weiß nicht, wie lange er mit mir umherflog, denn ich verlor bald das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einer Insel, welche von verschiedenartigen Genien bewohnt war: die Einen waren lang, die Andern kurz, bei den Einen sah man vor vielen Haaren kein Gesicht, bei Andern nichts als Knochen ohne Fleisch; auch befanden sich Köpfe ohne Rumpf und Rümpfe ohne Kopf unter ihnen; sie schienen aber Alle sehr niedergeschlagen, und Viele weinten und jammerten ganz laut und schlugen sich dazu in's Gesicht. Nach langem Schweigen sagte der Genius, der mich auf diese Insel gebracht, mit einer Stimme, welche dem Donner glich: Hier ist der Mörder meines Sohnes, was beginnen wir mit ihm? Da riefen einige Genien in Elephantengestalt: Gib ihn her, daß wir sein Fleisch essen und sein Blut trinken. Aber ein Genius, der mehr einem Menschen glich, sagte: Es steht Keinem von uns zu, diesen Mann zu richten; er muß vor unsern König geführt werden. Ich brachte die Nacht, von zwei furchtbaren Genien bewacht, in einem Gefängnisse zu und ward am folgenden Tage in ein großes Zelt gebracht, in welchem der König, von seinen Vizieren umgeben, saß. Der König schien schon von Allem unterrichtet, denn sobald er mich sah, sagte er: Du Mensch hast den Sohn dieses Genius umgebracht? und deutete dabei auf den Geist, der mich auf die Insel getragen. Verzeihe, mächtiger König! rief ich; ich habe den Sohn dieses Genius nie gesehen: ich weiß nicht, ob er

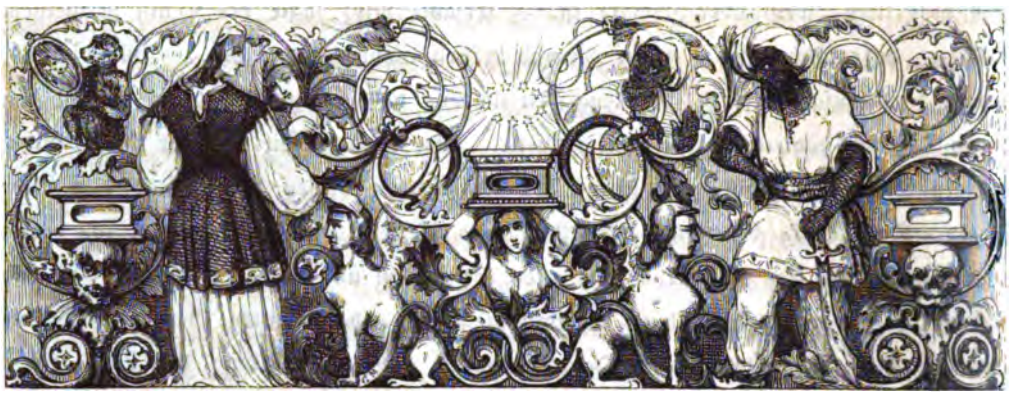
vorübergeben, ohne ihn zu bitten, bei mir einzukehren. Heute, als du mich mit deinem Besuche beehrtest, hatte ich gar nichts mehr, als einen weißen Hahn, den ich in meinem Zelte erzogen; ich mußte ihn daher verpfänden, um dich zu bewirthen. Nun hörte ich ihn aber fortwährend schreien, darum recitirte ich diese Verse. Ich bewunderte die Freigebigkeit dieses Mannes und nahm mir vor, ihn reichlich zu belohnen, verschwieg ihm aber doch den ganzen Abend meinen Stand und unterhielt mich mit ihm über Jagd und Beduinenleben, bis der Schlaf unsere Augen schloß. Am folgenden Morgen rückten die Truppen, welche mich auf die Jagd begleitet hatten, heran; mein Wirth wollte seine Leute zusammenziehen, um nicht von irgend einem Feinde überfallen zu werden. Da sagte ich ihm: Bleibe nur ruhig in deinem Zelte, diese Truppen gehorchen mir; ich bin der König von Tauris und freue mich, sogleich deinen Hahn auslösen und dich für die gute Aufnahme, die ich bei dir gefunden, belohnen zu können. Ich sagte dann, auf die Beduinen hindeutend, meinen Leuten, welche sich inzwischen uns genähert hatten und vor Freude, mich wiedergefunden zu haben, ganz außer sich waren: Diesem Manne habe ich es zu verdanken, daß mir in der Nacht nichts Unangenehmes zugestoßen ist; wer mich liebt, der gebe ihm einen Beweis seiner Erkenntlichkeit. Kaum hatte ich dies gesagt, da warf ihm ein Jeder, was er an Geld oder Kleidungsstücken entbehren konnte,

zu; ich selbst aber befahl meinem Schatzmeister, ihm zehntausend Dinare auszubezahlen, und schenkte ihm dazu noch zwanzig vorzügliche Pferde und hundert Mameluken. Dann

ließ ich alle Beduinen, welche im Lager waren, zusammenkommen und sagte ihnen: Wisset, ich bin der König von Tauris, und der Mann, bei dem ich die Nacht zugebracht, ist mir theurer als ein Bruder geworden; ich wollte ihn mit mir nehmen und ihm ein hohes Amt verleihen, aber er kann sich nicht entschließen, euch zu verlassen. Darum ist es eure Schuldigkeit, ihn als euern Obern anzuerkennen; ich fordere es hiermit von euch, und solltet ihr je ihm ungehorsam werden, so lasse ich keine eurer Wohnungen unverwüstet, und Niemand soll darin bleiben, der im Stande wäre, ein Feuer anzublasen. Alle Beduinen riefen einstimmig: Wir gehorchen Gott und dir! Ich sagte dann meinem Wirthe noch besonders: Bedarfst du je meiner, so sende mir nur einen Boten, der sich als Abgesandter des Herrn vom weißen Hahne bei mir melden lasse, und forderteſt du die Hälfte meines Königreichs, so soll sie dir gewährt werden. Ich nahm hierauf Abschied von den Beduinen und kehrte mit meinen Leuten in meine Hauptstadt zurück. Als wir aber das Thor erreichten, vernahmen wir ein so furchtbares Getöse, daß wir glaubten, die ganze Stadt müsse zusammenstürzen, und als ich fragte, was das bedeute, flog ein riesenhafter Geist auf mich zu und sagte: Nun will ich den Tod meines theuren Sohnes rächen! Er hob mich hierauf aus meinem Sattel und schwang sich mit mir in die Luft. Ich weiß nicht, wie lange er mit mir umherflog, denn ich verlor bald das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einer Insel, welche von verschiedenartigen Genien bewohnt war: die Einen waren lang, die Andern kurz, bei den Einen sah man vor vielen Haaren kein Gesicht, bei Andern nichts als Knochen ohne Fleisch; auch befanden sich Köpfe ohne Rumpf und Rümpfe ohne Kopf unter ihnen; sie schienen aber Alle sehr niedergeschlagen, und Viele weinten und jammerten ganz laut und schlugen sich dazu in's Gesicht. Nach langem Schweigen sagte der Genius, der mich auf diese Insel gebracht, mit einer Stimme, welche dem Donner glich: Hier ist der Mörder meines Sohnes, was beginnen wir mit ihm? Da riefen einige Genien in Elephantengestalt: Gib ihn her, daß wir sein Fleisch essen und sein Blut trinken. Aber ein Genius, der mehr einem Menschen glich, sagte: Es steht Keinem von uns zu, diesen Mann zu richten; er muß vor unsern König geführt werden. Ich brachte die Nacht, von zwei furchtbaren Genien bewacht, in einem Gefängnisse zu und ward am folgenden Tage in ein großes Zelt gebracht, in welchem der König, von seinen Vizieren umgeben, saß. Der König schien schon von Allem unterrichtet, denn sobald er mich sah, sagte er: Du Mensch hast den Sohn dieses Genius umgebracht? und deutete dabei auf den Geist, der mich auf die Insel getragen. Verzeihe, mächtiger König! rief ich; ich habe den Sohn dieses Genius nie gesehen: ich weiß nicht, ob er

Mädchen. Miſram führte mich zehn Tage lang durch ein wüſtes Land, bis wir an eine Seeſtadt kamen. Hier ſchifften wir uns ein, und ſobald wir uns eingeſchifft hatten, erhob ſich ein ſo günſtiger Wind, daß der Hauptmann uns umarmte und ſagte: ‚Wir warten ſchon zehn Tage hier im Hafen vergebens auf günſtigen Wind, es ſcheint, daß ihr uns eine glückliche Reiſe bringet.‘ Er ließ ſchnell die Anker lichten und die Segel ſpannen, und das Schiff flog davon wie ein Pfeil oder Blitz; aber der Wind ward bald ſo heftig, daß der Steuermann das Schiff nicht mehr zu lenken vermochte, und da er nicht immer von derſelben Seite herwehte, wußte der Hauptmann nach einigen Tagen nicht mehr, wo er ſich befand. Da hieß er einen Matroſen auf den Maſtbaum klettern, um zu ſehen, ob das Schiff ſich nicht in der Nähe eines bekannten Landes befinde. Der Matroſe ſtieg bis auf die höchſte Spitze des großen Maſtbaumes, und als er wieder auf das Verdeck kam, ſagte er: ‚Ich habe einen rothen und einen ſchwarzen Berg geſehen, die einander gegenüber liegen.‘

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Djaudars Worten weiter:

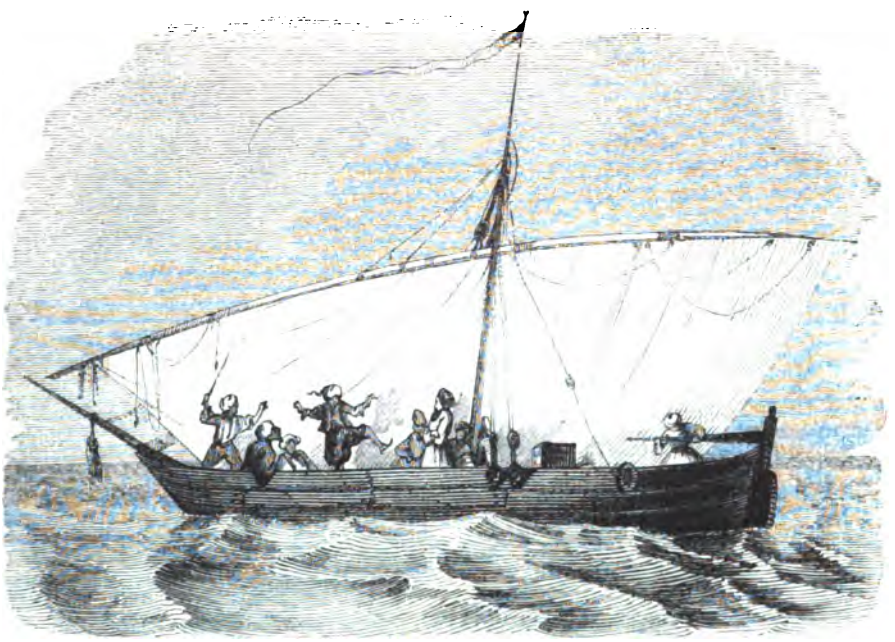


Neunhundert und ſiebente Nacht.

Der Jüngling ſetzte ſeine Erzählung vor Djaudar mit folgenden Worten fort: ‚Als der König dies hörte, befahl er dem Vater des Getödteten, mich wieder in meine Heimath zurückzutragen. Aber ſtatt nach Tauris trug er mich hierher zum König Hindmar und klagte mich nochmals bei ihm an. Hindmar freute ſich mit mir und ſagte: Der ſoll ſeine Schuld büßen! Ich habe noch acht Menſchen, die ich zuerſt verzehren will; bis zum neunten Tage ſoll er gemäſtet werden, dann kommt die Reihe an ihn. Ich ward hierauf an den Füßen gehängt, und in dieſem Zuſtande befinde ich mich ſchon acht Tage. Morgen hätte ich das Loos ſo vieler anderen Unglücklichen getheilt, wäreſt du nicht, mein Herr Djaudar, zu meiner Befreiung gekommen. Nun weißt du Alles, was ich zu erzählen habe. Gelobt ſey Gott, der dich noch zur rechten Stunde hierhergeſandt.‘

„Als der Jüngling ſo geſprochen hatte, rief ich Miſram und befahl ihm, ihn in ſeine Heimath zurückzutragen. Ich ging dann durch einige Zimmer in einen großen Saal, welcher rings umher von kleinen niedlichen Kabineten umgeben war: ich befand mich im Harem des Königs Hindmar. Mitten in dieſem Saale ſtand ein goldner Thron, mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, und es ſaß eine Dame darauf, wie die

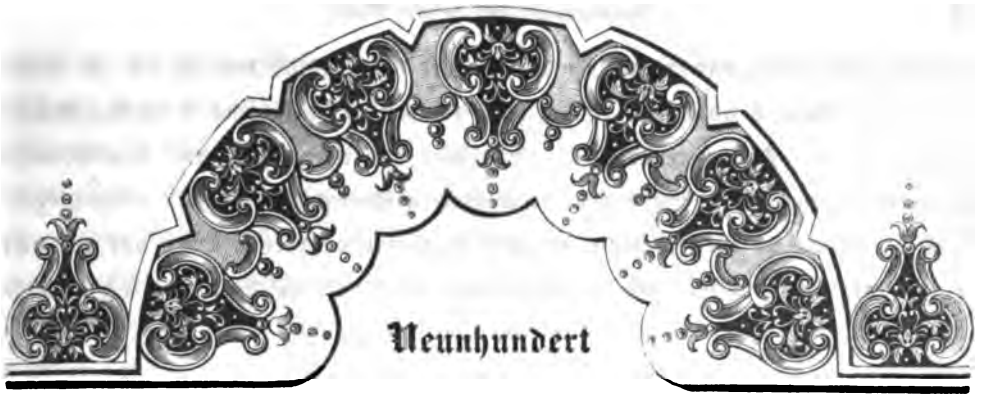
Geiſter herbei, welche von dem Fuße des Berges her bis an's Meer einen Kanal gruben und ſo viel Waſſer herbeileiteten, daß jene ganze Gegend überſchwemmt ward. Hierauf pflanzte er einen großen eiſernen Baum mit magnetiſcher Kraft, der alle Schiffe in einer Entfernung von vierundzwanzig Stunden an ſich zieht. Es bleibt dann den Leuten, welche auf den Schiffen ſich befinden, keine andere Wahl, als den Berg zu beſteigen. Sobald dies aber die verzauberten Affen ſehen, fallen ſie über ſie her und freſſen ſie.' Als die Kaufleute, welche auf dem Schiffe waren, dies hörten, weinten ſie und jammerten laut wie Frauen. Aber Miſram, der mich ſtets in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings begleitete, fing an ſo laut zu lachen und zu jubeln, daß die Kaufleute



ihn für verrückt hielten und ihm ſagten: ‚Spotteſt du über unſere Noth? Glaubſt du etwa, du allein würdeſt dem Tode entgehen?' — ‚Seyd ohne Furcht!' ſagte Miſram; ‚was euch der Hauptmann hier erzählt hat, iſt zwar ganz wahr, aber wir beſitzen ein Schwert, das den eiſernen Baum wie ein Blatt Papier zerſchneidet, und Niemand hindert uns dann, unſerm Schiffe jede beliebige Richtung zu geben. Da die Leute ſich des guten Windes erinnerten, der mit unſerer Einſchiffung zu wehen anfing, beruhigten ſie ſich ein wenig, wurden aber doch immer noch ängſtlicher, je näher unſer Schiff dem eiſernen Baume kam. Als es endlich ganz in der Nähe deſſelben auf den Berg ſtieß,

rief Miſram: ‚Wer das Schiff verläßt, wird von den Affen gefreſſen, Djaudar allein darf es wagen, an's Land zu ſteigen, denn ſein Zauberſchwert ſchützt ihn.‘ Er ſagte mir dann: ‚Geh nur ohne Furcht auf den Baum zu und rufe: O du, der du Moſes das Meer geſpalten, David das Eiſen erweicht und unſerm Herrn Mohammed den Koran geoffenbart haſt, ſteh mir bei und laſſe mich dieſen eiſernen Baum umhauen, du biſt ja allmächtig.‘ Ich befolgte, was mich Miſram hieß, das Eiſen gab meinem Schwerte wie ein weiches Rohr nach und ſtürzte mit einem donnernden Getöſe in's Meer. Hierauf lief ich wieder zum Schiffe zurück, und kaum hatte ich es wieder beſtiegen, da blies der Wind vom Berge her und ſtieß unſer Schiff in's offene Meer.“

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung Djaudars mit deſſen eigenen Worten wieder fort:



und

zehnte Nacht.

„Der Hauptmann tanzte vor Freude auf dem Verdecke umher und küßte mich einige Male, und wer auf dem Schiffe war, dankte mir und entschuldigte die geringe Aufmerksamkeit, die er mir bisher geschenkt. Wir segelten nun drei Tage lang nach Osten, bis wir an eine grüne Insel kamen, welche Misram die Smaragdinsel nannte; hier stieg dieser mit mir aus und belehrte den Hauptmann über die Richtung, die er zu nehmen hatte, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Mich führte dann Misram drei Tage lang durch ein grünes Thal, welches ein kleiner Fluß bewässerte, dessen Wasser süßer als Honig und frischer als Schnee war; aus der Erde sproßten nichts als wohlriechende Kräuter und Blumen hervor, und die Bäume waren mit den schönsten und schmackhaftesten Früchten beladen. Endlich, als wir vor einen großen Nußbaum kamen, in dessen Nähe der Fluß sich in's Meer ergießt, sagte Misram: ‚Jetzt sind wir am rechten Platze; hier ist das Gazellenthal und hier der Baum, von welchem Mahmud auf die Töchter des Königs Numan herabsah. Besteige nun auch du diesen Baum, und warte bis die Mädchen wiederkehren. Siehst du sie an's Land steigen, so verbirg dich sorgfältig hinter den Zweigen des Baumes, sobald sie aber ihre Fischhaut abgelegt haben, so springe schnell mit deinem Schwerte darauf los, es ist ihnen dann unmöglich, wieder heimzukehren, und du kannst sie deinem Freunde Mahmud zuführen, um dessentwillen

wir dieſe ganze Reiſe unternommen; das iſt der letzte Rath, den ich dir zu ertheilen habe.‘ (Nur Gott iſt allwiſſend!) Ich hatte kaum nach Miſrams Rath den Nußbaum beſtiegen, als drei Fiſche, ein blauer, ein grüner und ein gelber, aus dem Meere den Fluß aufwärts bis in die Nähe des Nußbaums geſchwommen kamen. Hier ſtiegen ſie an's Ufer und warfen ihre Fiſchhaut ab, und es wandelten drei Mädchen vor mir umher, ſo ſchön und wohlgeſtaltet, wie ich noch keine im Leben geſehen. Ich verſteckte mich

ſorgfältig, weil ich dachte, es würden ihnen noch Andere nachfolgen, da hörte ich aber, wie Eine derſelben zur Anderen ſagte: „Heute wollen wir uns nicht lange hier aufhalten, weil unſere Schweſtern zu Hauſe geblieben ſind, nach denen ich mich ſehr zurückſehne.“ Ich wartete daher nur ſo lange, bis ſie ſich von ihren Fiſchgewändern entfernt hatten, dann ſprang ich vom Baume und bemächtigte mich derſelben. Miſram freute ſich ſehr, als er

dies ſah, und befahl drei Geiſtern, die drei Mädchen in Hindmars Schloß zu Heiſa und Sakirſad zu tragen und uns dort zu erwarten. Jetzt glaubte auch ich am Ziele meiner Bemühungen zu ſeyn, denn ich dachte, mit drei ſolchen Mädchen kann Mahmud ſchon zufrieden ſeyn; ich wuſch mich daher im Fluſſe, dankte Gott für ſeinen Beiſtand und betete zu ihm, daß er mir nun auch meine Rückkehr nach Egypten erleichtere. Als ich aber das Gebet vollendet hatte, kamen zwei der Geiſter, welche Miſram mit den Mädchen abgeſchickt hatte, mit zerſtörtem Geſichte zurück, und als Miſram ſie fragte, was ihnen zugeſtoßen ſey, ſagte einer von ihnen: ‚Wiſſe, mein Gebieter, als wir mit den Mädchen in die Nähe des ſchwarzen Berges kamen, an dem uns der Weg nach Hindmars Schloß vorüberführte, ſprangen zehn Geiſter auf uns zu und hielten uns an. Als ich ihnen ſagte, ich ſey ein Abgeſandter Miſrams und Djaudars aus Egypten, erwiderten ſie: Die ſind es eben, die wir ſuchen, Einer von euch bleibe hier mit den Mädchen bei uns, und die übrigen Beiden müſſen zu Miſram und Djaudar zurückkehren und ſie hierher bringen.‘ Als Miſram dies hörte, ſagte er mir: ‚Mache dich auf, Djaudar, hier darf keine Zeit verloren werden, man will uns gewiß etwas Wichtiges mittheilen.‘

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht mit Djaudars Worten wieder fortzufahren:

wir diese ganze Reise unternommen; das ist der letzte Rath, den ich dir zu erth
habe.‘ (Nur Gott ist allwissend!) Ich hatte kaum nach Misrams Rath den Na
bestiegen, als drei Fische, ein blauer, ein grüner und ein gelber, aus dem Me
Fluß aufwärts bis in die Nähe des Nußbaums geschwommen kamen. Hier
an's Ufer und warfen ihre Fischhaut ab, und es wandelten drei Mädchen von
so schön und wohlgestaltet, wie ich noch keine im Leben gesehen. Ich

sorgfältig, weil ich dachte, es [illegible] ich aber,
wie Eine derselben zur [illegible] hier aufhalten
weil unsere Schwestern [illegible] zurückkehren!
Ich wartete daher nur [illegible]
sprang ich vom [illegible]

eie drei Mädchen in Hindmars Schloß zu Heisa und
zu erw Jetzt glaubte auch ich am Ziele meiner
hle, m hen Mädchen kann Mahmud schon
r i nkte Gott für seinen Beistand und
n nach Egypten erleichtere. Als ich
m Geister, welche Misram mit den
lick, und als Misram sie fragte,
Disse, mein Gebieter, als wir mit
men, an dem uns der Weg nach
Geister auf uns zu und hielten uns
Misrams und Djaudars aus
suchen, Einer von euch bleibe hier
üssen zu Misram und Djaudar
m dies hörte, sagte er mir: ‚Mache
werden, man will uns gewiß etwas

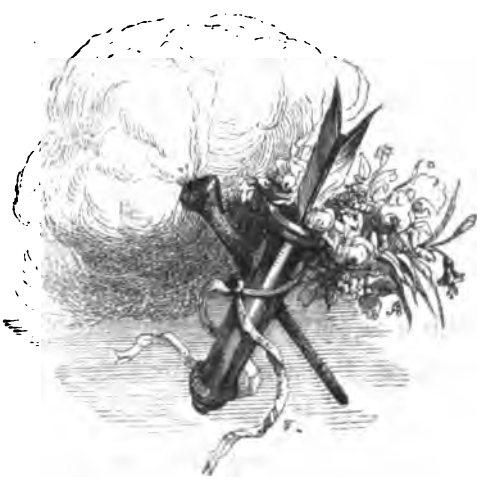
en Nacht mit Djaudars Worten wieder

wir dieſe ganze Reiſe unternommen; das iſt der letzte Rath, den ich dir zu ertheilen habe.‘ (Nur Gott iſt allwiſſend!) Ich hatte kaum nach Miſrams Rath den Nußbaum beſtiegen, als drei Fiſche, ein blauer, ein grüner und ein gelber, aus dem Meere den Fluß aufwärts bis in die Nähe des Nußbaums geſchwommen kamen. Hier ſtiegen ſie an's Ufer und warfen ihre Fiſchhaut ab, und es wandelten drei Mädchen vor mir umher, ſo ſchön und wohlgeſtaltet, wie ich noch keine im Leben geſehen. Ich verſteckte mich

ſorgfältig, weil ich dachte, es würden ihnen noch Andere nachfolgen, da hörte ich aber, wie Eine derſelben zur Anderen ſagte: „Heute wollen wir uns nicht lange hier aufhalten, weil unſere Schweſtern zu Hauſe geblieben ſind, nach denen ich mich ſehr zurückſehne.‘ Ich wartete daher nur ſo lange, bis ſie ſich von ihren Fiſchgewändern entfernt hatten, dann ſprang ich vom Baume und bemächtigte mich derſelben. Miſram freute ſich ſehr, als er

dies sah, und befahl drei Geistern, die drei Mädchen in Hindmars Schloß zu Heisa und Sakirsad zu tragen und uns dort zu erwarten. Jetzt glaubte auch ich am Ziele meiner Bemühungen zu seyn, denn ich dachte, mit drei solchen Mädchen kann Mahmud schon zufrieden seyn; ich wusch mich daher im Flusse, dankte Gott für seinen Beistand und betete zu ihm, daß er mir nun auch meine Rückkehr nach Egypten erleichtere. Als ich aber das Gebet vollendet hatte, kamen zwei der Geister, welche Misram mit den Mädchen abgeschickt hatte, mit zerstörtem Gesichte zurück, und als Misram sie fragte, was ihnen zugestoßen sey, sagte einer von ihnen: ‚Wisse, mein Gebieter, als wir mit den Mädchen in die Nähe des schwarzen Berges kamen, an dem uns der Weg nach Hindmars Schloß vorüberführte, sprangen zehn Geister auf uns zu und hielten uns an. Als ich ihnen sagte, ich sey ein Abgesandter Misrams und Djaudars aus Egypten, erwiderten sie: Die sind es eben, die wir suchen, Einer von euch bleibe hier mit den Mädchen bei uns, und die übrigen Beiden müssen zu Misram und Djaudar zurückkehren und sie hierher bringen.‘ Als Misram dies hörte, sagte er mir: ‚Mache dich auf, Djaudar, hier darf keine Zeit verloren werden, man will uns gewiß etwas Wichtiges mittheilen.‘

Schehersad schwieg, um in der nächsten Nacht mit Djaudars Worten wieder fortzufahren:



Neunhundert

und

elfte Nacht.

„Wir reisten nun zusammen nach dem schwarzen Berge, bis wir zu den Geistern kamen, welche die Mädchen gefangen hielten. Misram fragte sie: ‚Wer seyd ihr und was wollt ihr von mir?‘ — ‚Wir sind auf Befehl Schilschanums, des Sohnes Djaldjamuks, hier,‘ antwortete Einer von ihnen, ‚um euch zu sagen, daß ihr ihn hier erwarten sollt, und wir hielten einen eurer Geister mit den Mädchen zurück, um desto sicherer zu seyn, daß ihr hieherkommt.‘ Kaum hatte der Geist ausgesprochen, da erschien Schilschanum selbst in der Gestalt eines weißen Vogels und sagte uns: ‚Ich suche euch schon drei Tage überall, denn in meinem Herzen brennt eine glühende Kohle wegen dessen, was ich im Schlosse Hindmars gesehen. Bald nachdem ihr nämlich dasselbe verlassen hattet, um den eisernen Baum des Magiers Bahram zu zernichten, rief mich mein Vater zu sich und befahl mir, ihn zu Hindmar zu begleiten. Sobald er aber den Vogel, welcher auf der Säule war, umgestürzt und das Thor des Schlosses geöffnet fand, rief er: Wehe mir! Es ist um meinen Ruf geschehen, mein Freund Hindmar ist todt, alle meine Zauberei vermochte nichts gegen das Zauberschwert Djaudars; aber ich will mich rächen. Er ging hierauf in's Schloß und nahm Alles, was an Silber, Gold, Edelsteinen und kostbaren Stoffen darin war, und befahl einigen Geistern, es

in's Meer zu werfen. Als er dann in das Gemach kam, wo Heifa und Sakirfad mit ihren Sklavinnen ſaßen, ſtieß er einen Schrei aus, daß ich glaubte, das ganze Schloß ſtürze über uns zuſammen; dann ſagte er mir: Mein Sohn, Djaudar ſoll nun ſehen, daß man gegen mich nicht unbeſtraft ſich vergeht. Bringe mir eine goldene Taſſe und etwas weißen Sand; als ich ihm dies brachte, rührte er den Sand mit einer Flüſſigkeit an, die er bei ſich trug, murmelte einige unverſtändliche Worte darüber,

dann ſagte er mit lauter Stimme: Behaltet eure Menſchengeſtalt nur an der obern Hälfte euers Körpers, eure untere Hälfte aber werde zu Stein; er beſpritzte ſie hierauf mit der Flüſſigkeit aus der Taſſe, welche zu kochen anfing, als ſtünde ſie über dem Feuer, und ſiehe da, Heifa, Sakirfad und die andern acht Mädchen wurden zur Hälfte in Stein verwandelt, ſo daß ſie ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Hierauf zog mein Vater ein Buch aus der Taſche und las ein wenig darin, ward blaß, fing an zu zittern und zu beben. Was iſt dir, mein Vater? fragte ich ihn. Wehe mir, antwortete er, mich reut, was ich eben gethan habe, denn Djaudar wird mich zuletzt doch noch überwinden und zwar mit Hülfe eines mir nahe ſtehenden Weſens, doch will ich wenigſtens dafür ſorgen, daß ſeine Geliebte nicht ihre frühere Geſtalt wieder erlange. Er ſchrieb daher ihren und der übrigen Mädchen Namen auf eine

Tafel, ſchloß ſie in ein ſmaragdenes Käſtchen, und befahl dem Geiſte Schamhuriſch, es in eine Statue zu legen, welche nicht weit von dem Schloſſe des Zauberers Munkich im Königsthale ſteht. Auch ich, fuhr er dann fort, begebe mich jetzt zu Munkich, wo ich doch gewiß eine geraume Zeit vor den Nachſtellungen Djaudars ſicher ſeyn werde. Hierauf zerſtörte er das ganze Schloß Hindmars bis auf das Gemach, in welchem die verzauberten Mädchen waren, und nahm Abſchied von mir. Sobald er aber fern war, ging ich zu den Mädchen, die ich von Herzen bedauerte, gab mich ihnen zu erkennen und tröſtete ſie, indem ich ihnen verſprach, euch von Allem in Kenntniß zu ſetzen, und ſie verſicherte, daß es euch nicht allzuſchwer fallen werde, ihren Zauber zu löſen. Ich verließ dann die Mädchen und nahm zehn Geiſter mit mir, die ich beauftragte, Alles anzuhalten, was vom Gazellenthale herkomme, weil ich wohl wußte, daß ihr der Töchter des Königs Numan willen dorthin ziehen würdet; ich ſelbſt wanderte auch umher, um euch zu ſuchen, und danke nun Gott, euch gefunden zu haben, damit ihr mir folget, um die armen Mädchen zu befreien.'

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Geſchichte Djaudars mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

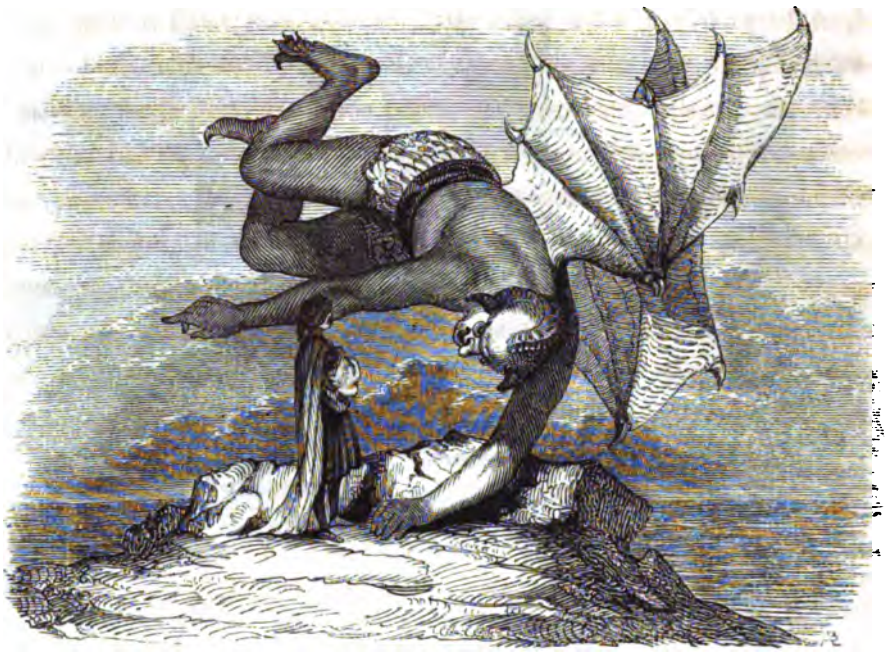
in's Meer zu werfen. Als er dann in das Gemach kam, wo Heifa und Sakirfad mit ihren Sklavinnen ſaßen, ſtieß er einen Schrei aus, daß ich glaubte, das ganze Schloß ſtürze über uns zuſammen; dann ſagte er mir: Mein Sohn, Djaudar ſoll nun ſehen, daß man gegen mich nicht unbeſtraft ſich vergeht. Bringe mir eine goldene Taſſe und etwas weißen Sand; als ich ihm dies brachte, rührte er den Sand mit einer Flüſſigkeit an, die er bei ſich trug, murmelte einige unverſtändliche Worte darüber,

dann ſagte er mit lauter Stimme: Behaltet eure Menſchengeſtalt nur an der obern Hälfte euers Körpers, eure untere Hälfte aber werde zu Stein; er beſpritzte ſie hierauf mit der Flüſſigkeit aus der Taſſe, welche zu kochen anfing, als ſtünde ſie über dem Feuer, und ſiehe da, Heifa, Sakirfad und die andern acht Mädchen wurden zur Hälfte in Stein verwandelt, ſo daß ſie ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Hierauf zog mein Vater ein Buch aus der Taſche und las ein wenig darin, ward blaß, fing an zu zittern und zu beben. Was iſt dir, mein Vater? fragte ich ihn. Wehe mir, antwortete er, mich reut, was ich eben gethan habe, denn Djaudar wird mich zuletzt doch noch überwinden und zwar mit Hülfe eines mir nahe ſtehenden Weſens, doch will ich wenigſtens dafür ſorgen, daß ſeine Geliebte nicht ihre ſtühere Geſtalt wieder erlange. Er ſchrieb daher ihren und der übrigen Mädchen Namen auf eine

zwanzig Jahre, Geiſter durchfliegen aber dieſen Raum in zwei Tagen, und Beſitzer der heiligen Namen in einer Stunde; auch gibt es eine eigene Gattung Vögel, welche den Weg von hier nach dem Königsthale in einem Tage zurücklegen. Ich werde jetzt ein Kameel ſchlachten, ihm die Haut abziehen und dich in dieſelbe einnähen, es wird gewiß bald einer dieſer Vögel kommen und dich in's Königsthal tragen, wohin auch ich dir folge. Gerne hätte ich dich auf meinen Schultern dahin getragen, aber wir kommen an vielen feindlichen Ländern vorüber, wo ich, um jeden Angriff abwehren zu können, frei ſeyn muß. Ich werde aber ſtets hinter dir ſeyn, und du haſt eben ſo wenig zu fürchten, als wäreſt du auf meinen Schultern. Er verließ mich dann eine Weile und kehrte mit einem großen Kameele wieder, ſchlachtete es, zog ihm die Haut ab, nähte ſie um mich zu und entfernte ſich ein wenig. Sogleich kam ein Vogel, ſo groß wie ein Elephant, nahm mich zwiſchen ſeine Krallen und flog mit mir von Morgens bis Abends. Dann ſetzte er mich nieder und wollte mich auſpicken, aber Schilſchanum, der ſtets hinter mir geblieben war, verſcheuchte ihn, riß die Haut auf und ſagte: ‚Stehe auf, Djaudar! wir ſind am Ziele; gelobt ſey Gott, der uns auf keinen Feind ſtoßen ließ.‘ Ich ſtand auf und ſah mich nach allen Seiten um und befand mich in einem der reizendſten Thäler in der Welt, bei jedem meiner Tritte duftete Moſchus aus der Erde

hervor, Bäche, Bäume und Vögel prieſen vereint den allmächtigen Schöpfer. ‚Das iſt das Königsthal,‘ ſagte mir Schilſchanum, ‚und nicht weit von hier liegt das Schloß Munkichs mit ſeinen vier eiſernen Thoren. Vor einem dieſer Thore ſteht eine Statue, neben welcher ein goldener Skorpion liegt; reibe dieſen Skorpion an der rechten Seite, ſo wird ſich am Leibe der Statue ein Thürchen öffnen, gerade ſo groß, daß du mit der Hand hineinlangen kannſt; ſtrecke ſie hinauf bis an das Hirn der Statue, da findeſt du einen kupfernen Käfig, mitten in dieſem Käfig erhebt ſich eine goldene Säule, auf der ein Spatz aus grünem Smaragd ſteht; greife nach dieſem Spatz, er wird ſich dreimal im Ringe herumdrehen, dann bindeſt du ihn an der Säule mit einer ſeidenen Schnur feſt. Hüte dich aber wohl, daß der Vogel dich weder mit dem Schnabel noch mit den Krallen berühre, denn die kleinſte Wunde, die er dir beibringt, iſt tödtlich.‘

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:



zwanzig Jahre, Geiſter durchfliegen aber dieſen Raum in zwei Tagen, und Beſitzer der heiligen Namen in einer Stunde; auch gibt es eine eigene Gattung Vögel, welche den Weg von hier nach dem Königsthale in einem Tage zurücklegen. Ich werde jetzt ein Kameel ſchlachten, ihm die Haut abziehen und dich in dieſelbe einnähen, es wird gewiß bald einer dieſer Vögel kommen und dich in's Königsthal tragen, wohin auch ich dir folge. Gerne hätte ich dich auf meinen Schultern dahin getragen, aber wir kommen an vielen feindlichen Ländern vorüber, wo ich, um jeden Angriff abwehren zu können, frei ſeyn muß. Ich werde aber ſtets hinter dir ſeyn, und du haſt eben ſo wenig zu fürchten, als wäreſt du auf meinen Schultern. Er verließ mich dann eine Weile und kehrte mit einem großen Kameele wieder, ſchlachtete es, zog ihm die Haut ab, nähte ſie um mich zu und entfernte ſich ein wenig. Sogleich kam ein Vogel, ſo groß wie ein Elephant, nahm mich zwiſchen ſeine Krallen und flog mit mir von Morgens bis Abends. Dann ſetzte er mich nieder und wollte mich aufpicken, aber Schilſchanum, der ſtets hinter mir geblieben war, verſcheuchte ihn, riß die Haut auf und ſagte: ‚Stehe auf, Djaudar! wir ſind am Ziele; gelobt ſey Gott, der uns auf keinen Feind ſtoßen ließ.‘ Ich ſtand auf und ſah mich nach allen Seiten um und befand mich in einem der reizendſten Thäler in der Welt, bei jedem meiner Tritte duftete Moſchus aus der Erde

wäreſt du jetzt nicht mehr; du ließeſt dich von meinem Vater erweichen und wollteſt den Spatzen wieder befreien, hätteſt du dies aber gethan, ſo wäre für dich, für mich und die Mädchen, welche in Hindmars Schloß ſchmachten, keine Rettung mehr möglich; mein Vater hätte dann die ausgedehnteſte Gewalt über uns, und du dürfteſt nie mehr daran denken, deine Heimath wiederzuſehen. Gehe nun als ein Mann zu meinem Vater zurück und kehre dich nicht an ſeine Klagen und Verſprechungen, bis du zuerſt die Befreiung der Mädchen von ihm erlangt haſt.' Ich ging wieder zu Djaldjamuk und fand ihn in den letzten Zügen auf die Erde geſtreckt. Als er mich erblickte, ſagte er: ‚Du haſt mir doch verſprochen, meinen Zuſtand zu erleichtern, und nun geht es mir noch ſchlimmer als vorher.' — ‚Ich durchſchaue deine Treuloſigkeit,' antwortete ich ihm, ‚zuerſt befreie die Mädchen, dann ſoll auch dir Erleichterung werden.' Als er dies hörte, ſagte er vor Zorn lachend: ‚Nun, mein Sohn, du biſt unſchuldig, ein Anderer hat mich verrathen, ſo höre mich denn an: Nimm den Siegelring, den ich an meinem Finger trage, und geh damit zu meinem Sohne Schilſchanum, er wird dich zu Schamhuriſch führen, welcher die heiligen Namen aufbewahrt, vermöge derer die Mädchen in Stein verwandelt wurden. Gib ihm den Ring als Zeichen, daß du von mir geſandt biſt; er wird dir eine kleine mit vielen Talismanen beſchriebene ſmaragdne Tafel verſchaffen, mit dieſer gehſt du zu den Mädchen. Dort nimmſt du weißen Sand aus einer Büchſe, welche zu ihrer Rechten ſteht, ſtreuſt ein wenig davon in eine goldne Taſſe mit Waſſer gefüllt. Mein Sohn Schilſchanum leſe dann ſiebenmal, was auf der Tafel geſchrieben iſt, dann beſpritze er die Mädchen mit dem Waſſer aus der Taſſe und ſage: Bei dieſen heiligen Namen und dem Schöpfer des Himmels und der Erde, nehmet eure frühere Geſtalt wieder an! ſo wird der Zauber ſich löſen und die Mädchen können frei mit menſchlichen Füßen umherlaufen wie zuvor, ja ſie werden noch ſchöner und wohlgeſtalteter ſeyn, als je. Iſt dies geſchehen, dann verfahre mit mir, wie ich es verdiene.' Ich nahm den Ring von ſeinem Finger und ging damit zu Schilſchanum; als dieſer ihn ſah, ſagte er: ‚Jetzt ſind wir unſerm Ziele nahe, folge mir nur!' Ich ging mit ihm bis in die Nähe eines ſchönen Gartens, in welchem die herrlichſten Früchte prangten. ‚In dieſem Garten,' ſagte Schilſchanum, ‚ſitzt der Geiſt Schamhuriſch mit einer Schlange in der Hand, deren Gift den härteſten Felſen zermalmen könnte, er hat dieſe Schlange nur um deinetwillen in der Hand, damit, wenn du dich ihm näherſt, du von ihr getödtet werdeſt. Du mußt daher auf den Geiſt von hinten her zugehen und ihm, ehe er dich bemerkt, den Ring meines Vaters zeigen, dann wird er nicht zugeben, daß die Schlange dich beſchädige.' Ich ging nun in den Garten, der mit den ſchönſten Bächen,

Neunhundert und dreizehnte Nacht.

Djaudar ſetzte ſeine Erzählung vor dem Sultan Zaher Beibars alſo fort: „Als ich Alles vollbracht hatte, was Schilſchanum mich geheißen, trat Djaldjamuk aus dem Schloſſe zu mir heraus und ſagte: ‚Alles hat ſeine beſtimmte Zeit; ich bin jetzt dein Freund, geh und befreie den Spatzen wieder, dann will ich dir die Mittel angeben, wie du deiner Geliebten ihre frühere Geſtalt wieder geben kannſt. Eile aber, denn mein Leben geht bald zu Ende und ich darf nicht ſprechen, ſo lange der Spatz angebunden iſt. Sieh, ich werde jeden Augenblick ſchwächer, mein Auge wird trübe, meine Hand erſtarrt, mein Fuß kann nicht vom Platze weichen, eile alſo, daß mir meine Lebenskraft wiederkehre, und ich dir zur Befreiung der Mädchen und zu deiner Rückkehr in die Heimath beiſtehe.‘ Dieſe in einem wehmüthigen Tone geſprochenen Worte Djaldjamuks rührten mich ſo ſehr, daß ich, alle früheren Feindſeligkeiten vergeſſend, ihn verließ, in der Abſicht, den Spatzen wieder loszubinden. Ich fand aber Schilſchanum vor der Statue, der den Spatzen immer feſter band, ſo daß er ihn faſt erwürgte. Als er mich ſah, ſtieß er einen Schrei aus, daß ich vor Angſt zu Boden ſtürzte, und Feuer ſprühte dabei aus ſeinen Naſelöchern, das, wenn ich mich nicht ſchnell entfernt hätte, mich gewiß verzehrte. Dann ſagte er: ‚Beſtände nicht ein alter Bund zwiſchen uns, ſo

auch mir wird es nun vergönnt werden, zu den Meinigen zurückzukehren, denen mich Djaldjamuk ſchon vor vierundzwanzig Jahren durch allerlei Zauberkünſte entriſſen hat. Der iſt ein wahrer Iblis (Teufel), der ſich den Gläubigen zwiſchen Haut und Knochen ſetzt. Doch nun iſt es bald aus mit ihm und ſeinen Ränken, denn wäre noch ſeine alte Kraft in ihm, ſo hätte er dir dieſen Ring nicht gegeben. Höre mir nur aufmerkſam zu und vergiß kein Wort von dem, was ich dir ſage, ſonſt iſt dein Untergang unvermeidlich. Geh nun aus dem Garten hinaus durch das Thor, welches dem, durch das du gekommen biſt, gegenüber liegt; da wirſt du in einer großen Wieſe eine marmorne Säule ſehen, auf deren Spitze ein weißer Vogel auf einem Beine ſteht, grüße ihn und ſage ihm: Schamhuriſch ſendet mich zu dir und bittet dich, mir die Tafel zu geben, die er dir anvertraut hat; ſchlage dann mit deinem Schwerte auf die Säule, antwortet dir der Vogel etwas, ſo wird dein Wunſch erfüllt, verſtummt er aber, ſo ſchlage noch einmal auf die Säule, er wird dir dann gewiß die Tafel geben. Steht aber der Vogel auf zwei Beinen, von denen das eine roth und das andere ſchwarz iſt, ſo rede ihn gar nicht an, ſondern kehre ſchnell zu mir zurück, da werde ich dir das Weitere rathen.' Ich nahm den Weg, den mir Schamhuriſch anzeigte, bis ich an die Säule kam, auf welcher ein weißer Vogel ſtand, und da er auf einem Beine ruhte, redete ich ihn nach Schamhuriſchs Unterweiſung an."

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit Djaubars Worten fort:

Neunhundert

und

vierzehnte Nacht.

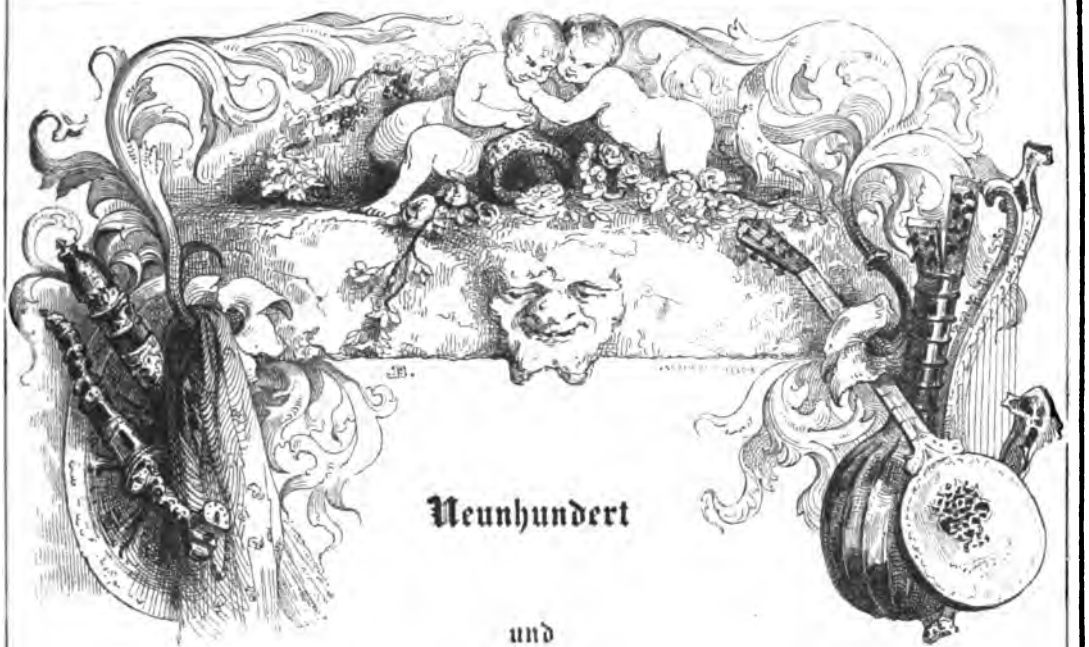
„Der Vogel ſchwieg eine Weile, dann breitete er die Flügel aus, öffnete den Mund und ſprach mit einer menſchlichen, ſehr wohlklingenden Stimme: ‚Es gibt keinen Gott außer dem einzigen Gott, der Alles zu der von ihm beſtimmten Zeit in Erfüllung bringt! Mir iſt dieſe Nacht im Traume meine Rückkehr in meine Heimath durch die Ankunft eines Fiſchers aus Egypten verkündet worden. Biſt du dieſer Fiſcher?‘ Als ich ſeine Frage bejahte, flog er fort und kehrte nach einer Weile wieder mit einer grünen Stange, und ſagte: ‚Hier bringe ich vom Baumſchloſſe, das dem Berge Kaf gegenüber liegt, den Schlüſſel zu dieſer Säule, welche die ſmaragdne Tafel enthält, die mir Schamhuriſch aufzubewahren gegeben.‘ Er ließ ſich dann in Menſchengeſtalt zu mir herunter; aber ſein Anblick machte mich ſchaudern. Er war nur zwei Ellen lang; ſeine Zunge war halb ſo lang, wie ſein ganzer Körper, und hing weit über die Bruſt herunter; ſein Bart aber reichte bis zu den Füßen herab; Augen hatte er wie feurige Kohlen und Naſenlöcher wie zwei Trompeten; er war viel dicker als lang, und am häßlichſten war noch an ihm ein langer Affenſchwanz. Als er neben mir ſtand, überreichte er mir die

auch mir wird es nun vergönnt werden, zu den Meinigen zurückzukehren, denen mich Djaldjamuk ſchon vor vierundzwanzig Jahren durch allerlei Zauberkünſte entriſſen hat. Der iſt ein wahrer Iblis (Teufel), der ſich den Gläubigen zwiſchen Haut und Knochen ſetzt. Doch nun iſt es bald aus mit ihm und ſeinen Ränken, denn wäre noch ſeine alte Kraft in ihm, ſo hätte er dir dieſen Ring nicht gegeben. Höre mir nur aufmerkſam zu und vergiß kein Wort von dem, was ich dir ſage, ſonſt iſt dein Untergang unvermeidlich. Geh nun aus dem Garten hinaus durch das Thor, welches dem, durch das du gekommen biſt, gegenüber liegt; da wirſt du in einer großen Wieſe eine marmorne Säule ſehen, auf deren Spitze ein weißer Vogel auf einem Beine ſteht, grüße ihn und ſage ihm: Schamhuriſch ſendet mich zu dir und bittet dich, mir die Tafel zu geben, die er dir anvertraut hat; ſchlage dann mit deinem Schwerte auf die Säule, antwortet dir der Vogel etwas, ſo wird dein Wunſch erfüllt, verſtummt er aber, ſo ſchlage noch einmal auf die Säule, er wird dir dann gewiß die Tafel geben. Steht aber der Vogel auf zwei Beinen, von denen das eine roth und das andere ſchwarz iſt, ſo rede ihn gar nicht an, ſondern kehre ſchnell zu mir zurück, da werde ich dir das Weitere rathen.' Ich nahm den Weg, den mir Schamhuriſch anzeigte, bis ich an die Säule kam, auf welcher ein weißer Vogel ſtand, und da er auf einem Beine ruhte, redete ich ihn nach Schamhuriſchs Unterweiſung an."

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie mit Djaubars Worten fort:

können wir nicht wissen, welche neue Fallen uns mein Vater legt; darum ist das Sicherste: wir schaffen ihn aus der Welt.' Er trug mich hierauf wieder vor die Säule, wo der Spatz angebunden war, und erwürgte ihn. ‚Geh einmal jetzt in's Schloß, da wirst du Wunder sehen,' sagte er mir, als der Vogel todt vor unsern Füßen lag. Ich ging in's Schloß, und, siehe da! Djaldjamuk war in eine schwarze Kohle verwandelt, welche sich nach und nach in einen Haufen Asche auflöste. Als ich wieder heraus kam und Schilschanum erzählte, was ich gesehen, tanzte er vor Freude und küßte und umarmte mich. Er schlachtete dann wieder ein Kameel, zog ihm die Haut ab und nähte sie um mich. Ein Vogel trug mich über das Land, wo Schilschanum einen feindlichen Angriff befürchtete. Dann nahm er mich selbst auf die Schultern und flog mit mir bis in die Nähe von Hindmars Schloß. Als wir vor das Gemach kamen, wo die Mädchen waren, hörten wir ein lautes Schluchzen; dann erkannten wir Miframs Stimme, der sie tröstete und ihnen unsere baldige Wiederkehr verkündete."

In der nächsten Nacht setzte Scheherfad die Geschichte Djaudars mit dessen eigenen Worten wieder fort:



Neunhundert

und

fünfzehnte Nacht.

„Ich hatte nicht mehr Geduld, länger zu lauſchen, und ſtürzte freudetrunken in's Gemach, zog die ſmaragdne Tafel hervor und verfuhr damit nach Djaldjamuks Vorſchrift, und, ſiehe da! die Mädchen wurden noch ſchöner geſtaltet, als zuvor, und fielen Eine nach der Andern mir um den Hals. Ich mußte ihnen dann erzählen, auf welche Weiſe ich zu dem Beſitze dieſer Tafel gelangt, und nachdem ich ſie mit allen meinen Abenteuern auf dieſer weiten Reiſe bekannt gemacht hatte, küßten ſie mich wieder und dankten Gott für das Gelingen einer ſo ſchwierigen Unternehmung. Ich näherte mich dann Heiſa, welche zwar während meiner ganzen Erzählung ihren Blick nicht von mir wandte, aber noch immer mir kein liebendes Wort ſagte, und fragte ſie, ob denn ihre Liebe ihr kein Wort für mich auf die Zunge legte. ‚Mir geht es,‘ antwortete ſie, ‚wie dem Dichter folgender Verſe:

‚Stets wünſchte ich meinen Geliebten zu ſehen und ihm Worte der Liebe zu ſagen; als ich aber in ſeine Nähe kam, war meine Zunge gelähmt, mein Auge wagte es vor Ehrfurcht nicht, ſich zu ihm zu erheben, und ich verbarg in mein Inneres, was unaufhaltſam hervorbrechen wollte. Ganze Bücher voll hatte ich ihm zu ſagen, und nun fand ich keinen Buchſtaben mehr.‘

können wir nicht wiſſen, welche neue Fallen uns mein Vater legt; darum iſt das Sicherſte: wir ſchaffen ihn aus der Welt.' Er trug mich hierauf wieder vor die Säule, wo der Spatz angebunden war, und erwürgte ihn. ‚Geh einmal jetzt in's Schloß, da wirſt du Wunder ſehen,' ſagte er mir, als der Vogel todt vor unſern Füßen lag. Ich ging in's Schloß, und, ſiehe da! Djaldjamuk war in eine ſchwarze Kohle verwandelt, welche ſich nach und nach in einen Haufen Aſche auflöste. Als ich wieder heraus kam und Schilſchanum erzählte, was ich geſehen, tanzte er vor Freude und küßte und umarmte mich. Er ſchlachtete dann wieder ein Kameel, zog ihm die Haut ab und nähte ſie um mich. Ein Vogel trug mich über das Land, wo Schilſchanum einen feindlichen Angriff befürchtete. Dann nahm er mich ſelbſt auf die Schultern und flog mit mir bis in die Nähe von Hindmars Schloß. Als wir vor das Gemach kamen, wo die Mädchen waren, hörten wir ein lautes Schluchzen; dann erkannten wir Miſrams Stimme, der ſie tröſtete und ihnen unſere baldige Wiederkehr verkündete."

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Geſchichte Djaudars mit deſſen eigenen Worten wieder fort:

Erde nach ihrer Länge und ihrer Breite, und hatte zwei Söhne: der eine hieß auch Schadad und der andere Schadid. Eines Tages ließ Schadad die Großen ſeines Reichs verſammeln und ſagte ihnen: Ich möchte eine Stadt gründen, deren Boden wie Moſchus und Safran dufte, deren Steine wie die koſtbarſten Edelſteine glänzen, von Bächlein durchkreuzt, ſo klar wie Silber. Darum gehet zu meinen Präfekten und laſſet euch die Einkünfte der ihnen anvertrauten Länder an Gold, Silber und Juwelen auf drei Jahre voraus entrichten. Schadads Befehl ward vollzogen, und nach einigen Monaten kehrten die deßhalb abgeſandten Kommiſſäre mit viertauſend fünfhundert beladenen Kameelen zurück. Als das Nöthige an Geld, Silber und Edelſteinen beiſammen war, machte er ſich mit ſeinen Truppen auf und reiste zehn Tage lang, bis er in ein ſehr blühendes Thal kam. Hier ſtieg er ab und ertheilte den Befehl, Zelte für ihn und ſeine Truppen aufzuſchlagen, und in einer Stunde erhoben ſich hundert und fünfzigtauſend Zelte.'

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

„Wir brachten nun den Abend bei Wein, Geſang und Tanz zu, und am folgenden Morgen ſagte Miſram: ‚Nun haben wir nichts mehr in dieſem Schloſſe zu thun; auch iſt es nicht rathſam, an einem Orte zu bleiben, der zu jeder Zeit von böſen Geiſtern und Zauberern beſucht wird; darum laſſet uns jetzt nach Egypten aufbrechen. Ich werde acht Geiſter für die acht Mädchen kommen laſſen; ich trage Heiſa und Sakirſad, und Schilſchanum nimmt Djaudar auf die Schultern.‘ Ich freute mich, bald in meine Heimath zurückzukommen, um ſo mehr, da ich Mahmud geſchworen hatte, mich erſt dort mit Heiſa zu vermählen; jedoch bat ich Miſram, mir vorher zu erlauben, die Terraſſe des Schloſſes zu beſteigen, um einen Ueberblick über dieſe wunderbare Gegend zu gewinnen. Miſram begleitete mich ſelbſt eine marmorne Treppe hinauf, welche zweihundert und achtzig Stufen zählte. Als ich oben war, kam mir das Schloß wie der Berg Kaf vor, und die Erde unter mir ſchien mir ſo fern, wie der Himmel. Als ich mich eine Weile nach allen Seiten umſah, erblickte ich in der Ferne etwas, das wie die Sonne ſtrahlte und mich ganz verblendete. Ich fragte Miſram, was das bedeute. ‚Es iſt ein goldnes Schloß,‘ antwortete Miſram, ‚mit den koſtbarſten Diamanten verziert; die Fenſter ſind vom feinſten Kryſtall, die Thore von Sandelholz; es iſt das größte und ſchönſte Schloß auf Erden, das Schadad, der Sohn Ads, der Gründer des ſäulenreichen Irem, erbauen ließ. Schadad war nämlich Herr der ganzen

geträumt hatte. Des Morgens früh ließ er ſeinen Traumdeuter rufen, welcher Ifrach hieß und dem er ein unbedingtes Vertrauen ſchenkte, und ſagte ihm: Mein theurer Ifrach, ich habe dieſe Nacht einen ſchrecklichen Traum gehabt, deſſen ich mich aber nicht mehr erinnere; nur ſo viel weiß ich noch, daß ich mit zitterndem Herzen davon erwachte. Erkläre mir, was dieſer Traum bedeutet. Ifrach zog eine Tafel aus der Taſche, beſtreute ſie mit Sand und ſchrieb allerlei fremde Charaktere hinein; dann rechnete er eine Weile mit den Fingern und ſagte: Erhabener König, du befandeſt dich im Traume auf einem Schiffe mitten auf dem tobenden Meere, da kam ein häßlicher Schwarzer mit einem Löwengeſichte auf dich zu, faßte eine Kette, welche am Vordertheile des Schiffes

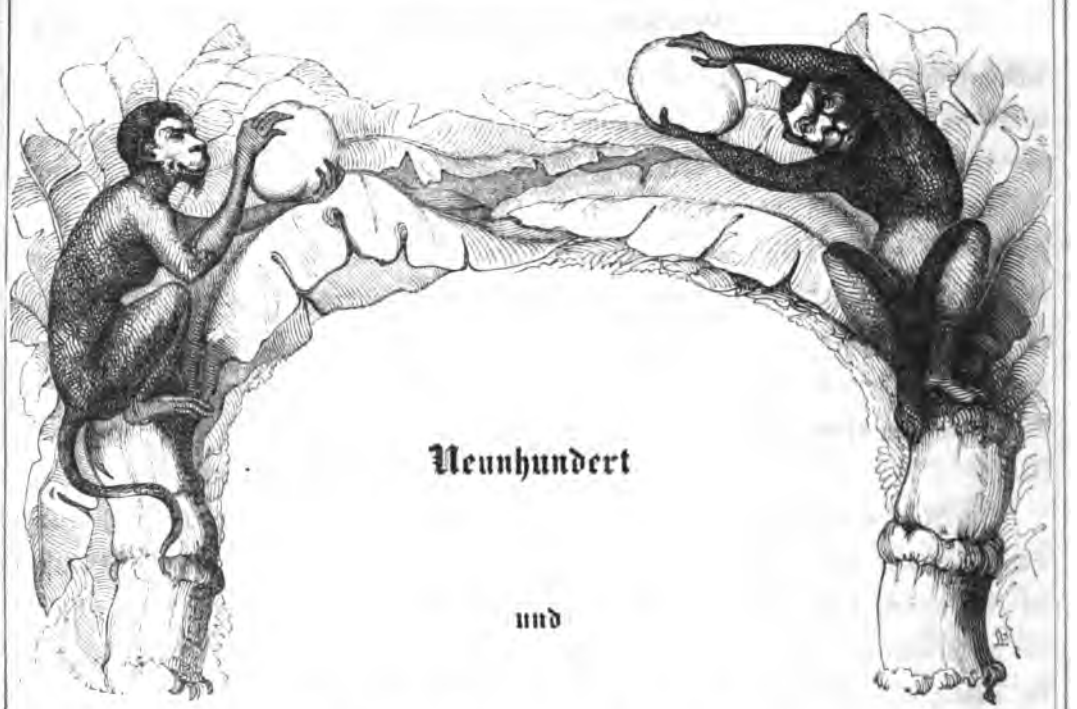
herabhing, tauchte unter und zog das Schiff nach ſich in den Abgrund. Du ſtürzteſt um und fielſt in Ohnmacht. Als du wieder zu dir kamſt, befandeſt du dich in einer großen Grube, von der du weder den Eingang, noch den Ausgang ſahſt; nachdem du eine Weile darin umhergingſt, fandeſt du ein großes Feuer, das hell aufflammte, ohne daß jedoch ein Rauch aufſtieg; das Feuer kam dann auf dich zu und verzehrte dein linkes Bein wie ein Stück dürres Holz, und als es dann weiter herauf gegen das Herz ſtieg, erwachteſt du. — Du haſt wahr geſprochen, ſagte Schadad: das war mein Traum; nun ſage mir aber auch, was er bedeutet. Ifrach zog ein Buch aus der

Tasche und las eine Weile darin; dann stieß er einen Schrei aus, daß das Schloß trotz der vielen Säulen, auf denen es ruhte, doch davon erbebte. Was hast du gesehen? fragte Schadad, vor Schrecken außer sich. Sage mir deine Gnade zu, versetzte Ifrach, und ich verhehle dir Nichts. Als ihm Schadad hierauf das Gnadentuch überreichte, sagte er: In zehn Tagen wird der Tod dich und dein ganzes Volk hinwegraffen. — Am zehnten Tage, als Schadad über seine Truppen Musterung hielt, erhob sich ein heftiger Sturm, die ganze Erde bebte und verschlang den König Schadad mit seinem ganzen Heere, und sie waren nicht mehr als der gestrige Tag, der nie wiederkehrt. Sein schönes Schloß aber bewohnte nach ihm Deidabudj, ein sehr mächtiger, aber lasterhafter Genienfürst, welcher seinen Vater Jadjudj, König der bleiernen Stadt, ermordete. Er blieb aber nicht lange im ruhigen Besitze desselben, denn der Zauberer Busirian, welcher ein vertrauter Freund Jadjudjs war und dessen Tochter Unka leidenschaftlich liebte, sperrte ihn in eine kupferne Flasche, die er fest versiegelte; er wollte ihn sogar in's Meer werfen, aber Unka bat um Gnade für ihn. Deidabudj blieb viele Jahre in dieser Flasche, bis eines Tages sein Vetter Iblis zum Priester Djindar ging, welcher ein festes Schloß auf einer kleinen Insel des Oceans bewohnte, und ihn um Beistand gegen Busirian anflehte. Djindar las eine Weile in seinem Zauberbuche, dann sagte er zu Iblis: Ich vermag nichts für deinen Vetter zu thun, so gern ich ihn auch befreien möchte; der einzige Mann auf der Welt, dessen Hülfe dir von Nutzen seyn kann, ist Abul Adjaib, den ich in einigen Tagen hier erwarte und mit deinem Anliegen bekannt machen will. Am dritten Morgen traf wirklich Abul Adjaib bei Djindar ein. Er hatte ein doppeltes Gesicht, ein menschliches vorn und ein Elephantengesicht hinten; war er guter Laune, so verschleierte er letzteres, zürnte er aber Jemanden, so zeigte er nur sein Elephantengesicht, dessen Anblick Menschen und Genien mit Angst und Schrecken erfüllte. Sobald er hörte, was Deidabudj widerfahren, sagte er zu Iblis: Sey frohen Herzens; Busirian soll für seine Grausamkeit gegen deinen Vetter büßen. Er rief dann einen häßlichen geflügelten Geist herbei und befahl ihm, Busirian gefangen zu nehmen und die kupferne Flasche, welche in seinem Schlosse stehe, zu öffnen. Soll ich auch eingesperrt werden? fragte der Geist mit zitternder Stimme; habe ich das um dich verdient? War ich je treulos gegen dich? Wie kann ich dem mächtigen Busirian beikommen? — Sey nur ohne Furcht, erwiderte Abul Adjaib, ich folge dir. Busirian hat seine geliebte Gattin verloren und trauert nun auf einem Berge, welcher Schadads Schlosse gegenüber liegt; er ist so betrübt über den Tod Unka's, daß er nicht daran dachte, sein Zauberbuch mitzunehmen; auch seine schönen Töchter hat er im Schlosse

zurückgelaſſen, und dieſe Beute iſt nicht minder wichtig, als die des Zauberbuches, ohne welches er nicht mehr als ein gewöhnlicher Menſch iſt. Abul Adjaib ließ ſich hierauf von dem beflügelten Geiſte nach dem Berge tragen, wo Buſirian ſeine Gattin betrauerte, und nahm ihn gefangen; dann befreite er Deidabudj aus der Flaſche und ſchenkte ihm das Schloß Schadads ſammt den Töchtern Buſirians, welche darin waren. Dies geſchah vor wenigen Monaten,' ſetzte Miſram zu, ‚und was ſich inzwiſchen zugetragen hat, iſt mir unbekannt.' Kaum hatte Miſram dieſe letzten Worte geſprochen, da kam ein Geiſt in der Geſtalt des Vogels Roch und überreichte Schilſchanum einen Brief von dem Abendländer Mahmud, welcher folgendermaßen lautete:

‚Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen! Ehre, Gruß und Segen dem Prieſter Schilſchanum und ſeinen Freunden Djaudar und Miſram, welche für die Ruhe der Guten und das Glück der Unſchuldigen mit ſo raſtloſem Eifer gearbeitet. Noch eine verdienſtvolle That bleibt dir zu vollbringen, dann kannſt du wieder in den Schoß der Deinigen zurückkehren. Du mußt meinen Freund Buſirian und ſeine Töchter befreien, und Djaudar ſoll den ruchloſen Abul Adjaib, ſo wie den Vatermörder Deidabudj, welche Schadads Schloß bewohnen, mit dem Zauberſchwerte tödten. Buſirian gibſt du dann ſein heiliges Buch zurück, damit er nicht länger wie ein Vogel ohne Flügel umherflattere. Sobald dieſer Brief zu dir gelangt, fliegſt du mit Djaudar, Miſram, Heiſa und Sakirſad nach dem Schloſſe Schadads und warteſt dort, bis deſſen treuloſe Beſitzer, welche jetzt auf Reiſen ſind, wieder dahin zurückkehren. Gott iſt allmächtig!'

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung Djaudars; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ſolche mit deſſen eigenen Worten wieder fort:



Neunhundert

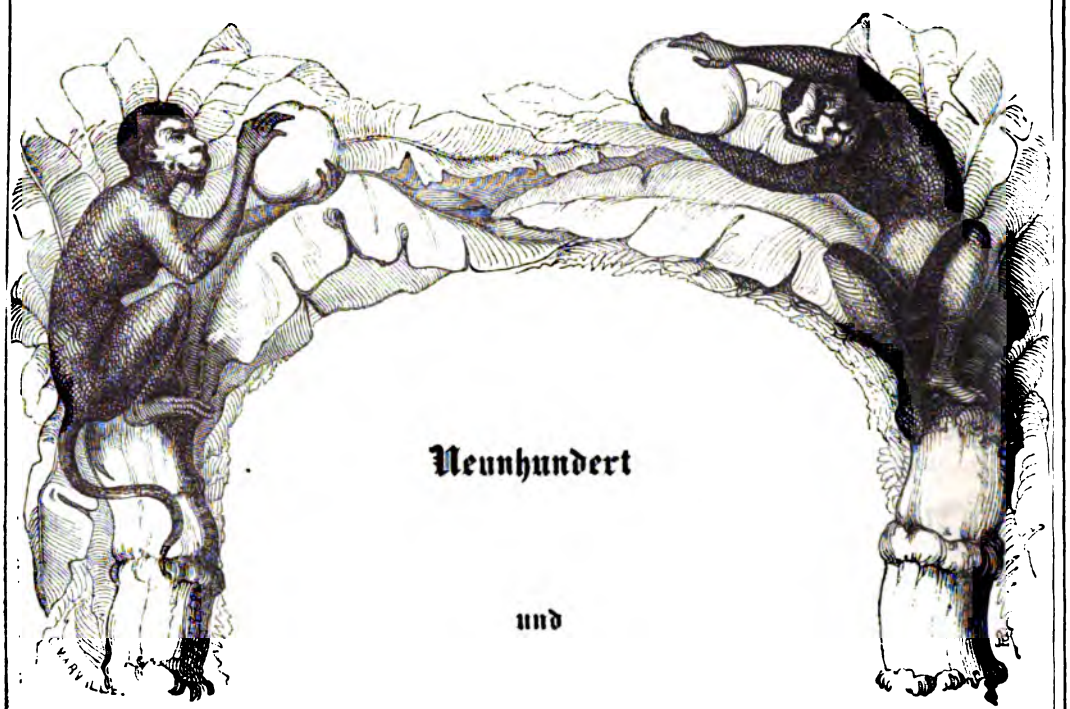
und

ſiebenzehnte Nacht.

„Als Schilſchanum dieſen Brief geleſen hatte, ſagte er zu dem Boten: ‚Kehre zurück zum Abendländer Mahmud, grüße ihn, küſſe ihm Hände und Füße für mich und ſage ihm, ſein Wille ſolle geſchehen, und hernach werden wir Alle zuſammen ihm einen Beſuch abſtatten.‘ Dann wendete er ſich zu uns und ſagte: ‚Ihr ſehet wohl, daß ich euch über das Schloß Schadads nur die Wahrheit berichtet habe; es ſcheint, daß ein Freund oder Verwandter Buſirians Mahmuds Hülfe anflehte, oder daß er deſſen Schickſal in ſeinem Zauberbuche leſen konnte.‘ Schilſchanum nahm mich dann auf ſeine Schultern und Miſram die beiden Mädchen, und in einem Augenblicke waren wir auf der Terraſſe des goldnen Schloſſes Schadads. Wir ſtiegen dann herunter, und ich fand es noch viel ſchöner, als es Miſram beſchrieben hatte. In einem geräumigen Salon, welcher nach dem wundervollen Garten lag, fanden wir die fünf Töchter Buſirians, welche höchſt erſtaunt waren, von fremden Männern beſucht zu werden; während ich ihnen aber erzählte, wer uns zu ihnen geſandt und warum wir gekommen, ließ Schilſchanum den armen Buſirian, der in einem der untern

Schloßzimmer eingeſperrt war, entfeſſeln, und die Mädchen fielen vor Freude in Ohnmacht, als ſie ihren Vater wiederſahen. Wir brachten nun in Geſellſchaft Buſirians und ſeiner Töchter drei höchſt vergnügte Tage zu. Am vierten Tage, als wir Abul Adjaib und Deidabudj wiederkommen ſahen, verbargen wir uns in ein Nebenzimmer, und ſobald ſie ſich auf den Divan neben den Mädchen niedergelaſſen hatten, ſprang ich mit dem Zauberſchwert auf ſie zu, und mit einem Schlage flogen beide Köpfe vom Rumpfe.

Miſram ſammelte dann die Koſtbarkeiten dieſes Schloſſes und beauftragte einige Geiſter, ſie hierher zu bringen; er ſelbſt nahm Heifa und Sakirſad auf die Arme, Schilſchanum bot mir ſeine Schultern an, wir nahmen von Buſirian und ſeinen Töchtern Abſchied, und in einem halben Tage waren wir hier. Ich entließ nun auf immer Miſram und Schilſchanum und feierte meine Hochzeit mit Heifa an demſelben Tage, als Mahmud, der mich in meinem Hauſe erwartete, ſich mit den Töchtern des Königs Numan vermählte. Die aus Schadads Schloſſe mitgenommenen Schätze ſetzen mich in den Stand, alle Armen Kahira's königlich zu bewirthen. Dies that ich auch fortwährend, mächtiger Sultan, bis meine Nachbarn mich als einen verdächtigen Menſchen anzeigten und der Polizeipräfekt mich hierher beſchied. Nun, gelobt ſey Gott, der mich in deine Nähe geführt, denn ſchon längſt ſuchte ich eine Gelegenheit, dir das mächtige Zauberſchwert zu ſchenken, das dir gewiß in allen deinen Kriegen gegen die Ungläubigen den Sieg verſchaffen wird."



Neunhundert

und

ſiebenzehnte Nacht.

„Als Schilſchanum dieſen Brief geleſen hatte, ſagte er zu dem Boten: ‚Kehre zurück zum Abendländer Mahmud, grüße ihn, küſſe ihm Hände und Füße für mich und ſage ihm, ſein Wille ſolle geſchehen, und hernach werden wir Alle zuſammen ihm einen Beſuch abſtatten.‘ Dann wendete er ſich zu uns und ſagte: ‚Ihr ſehet wohl, daß ich euch über das Schloß Schadads nur die Wahrheit berichtet habe; es ſcheint, daß ein Freund oder Verwandter Buſirians Mahmuds Hülfe anflehte, oder daß er deſſen Schickſal in ſeinem Zauberbuche leſen konnte.‘ Schilſchanum nahm mich dann auf ſeine Schultern und Miſram die beiden Mädchen, und in einem Augenblicke waren wir auf der Terraſſe des goldnen Schloſſes Schadads. Wir ſtiegen dann herunter, und ich fand es noch viel ſchöner, als es Miſram beſchrieben hatte. In einem geräumigen Salon, welcher nach dem wundervollen Garten lag, fanden wir die fünf Töchter Buſirians, welche höchſt erſtaunt waren, von fremden Männern beſucht zu werden; während ich ihnen aber erzählte, wer uns zu ihnen geſandt und warum wir gekommen, ließ Schilſchanum den armen Buſirian, der in einem der untern

Neunhundert und achtzehnte Nacht.

Die listige Dalilah.

Zur Zeit des Chalifen Harun Arraſchid lebten zwei ſchlaue und liſtige Männer, welche dem Gouverneur von Bagdad ſo weſentliche Dienſte leiſteten, daß der Chalif ſie als Polizeipräfekten anſtellte und Jedem von ihnen eine Wache von vierzig Mann zur Verfügung ſtellte. Der Eine von dieſen, welcher Ahmed Denf hieß, ſollte für die Sicherheit des Reichs auf dem Lande und der Andere auf dem Waſſer ſorgen; Jeder erhielt ein Ehrenkleid vom Chalifen und einen monatlichen Gehalt von tauſend Dinaren. Als dies Seinab, die Tochter des verſtorbenen Polizeipräfekten, hörte, ſagte ſie zu ihrer Mutter Dalilah: „Sieh einmal, wie der Chalif zwei hergelaufene Männer begünſtigt, während wir ohne Anſehen und ohne Gehalt ein ärmliches Leben führen müſſen.“ Dalilah, welche durch ihre Liſt und Schlauheit eine Schlange aus ihrem Neſte zu locken wußte, und bei der Iblis (der Teufel) ſelbſt noch hätte Unterricht nehmen dürfen, antwortete ihrer Tochter: „Habe nur Geduld, ich werde Streiche ausführen, die meinen Ruf bald über den der beiden jüngſt ernannten Polizeipräfekten erheben werden, ſo daß der Chalif mir den Gehalt meines ſeligen Gatten wird fortbezahlen laſſen.“ — „Wie?“ ſagte Seinab erſtaunt, „du wollteſt es verſuchen, mit Haſan Schuman und Ahmed Denf zu ſpielen? So weit geht deine Liſt und Schlauheit nicht.“ Dalilah gab ihr ſtatt aller Antwort eine Ohrfeige, zog ein wollenes Kleid mit einem breiten Gürtel an, wie die ſich Gott weihenden Frauen zu tragen

Der Sultan Zaher nahm Djaudars Geſchenk mit Dank an und lebte fortan mit ihm in der vertrauteſten Freundſchaft.

„Ich ſelbſt," ſagt der Dichter Haſan aus Andaluſien, der Verfaſſer dieſes Buches, „lernte Djaudar auf meiner Reiſe nach Kahira kennen und erfuhr von ihm ſelbſt alle Abenteuer ſeines Lebens; auch ſtellte er mich dem Sultan Zaher vor, bei dem er wie ein Bruder ein- und ausging. Ich ſchrieb aber Alles nieder, was mir Djaudar erzählte, weil ich es würdig fand, der Nachwelt überliefert zu werden."

Das iſt Alles, was uns von dem Leben Djaudars zugekommen. Geprieſen ſey Gott und gegrüßt ſein Prophet Mohammed und deſſen Verwandten und Gefährten!

In der nächſten Nacht begann Scheherſad folgende Geſchichte:

Neunhundert und achtzehnte Nacht.

Die listige Dalilah.

Zur Zeit des Chalifen Harun Arraſchid lebten zwei ſchlaue und liſtige Männer, welche dem Gouverneur von Bagdad ſo weſentliche Dienſte leiſteten, daß der Chalif ſie als Polizeipräfekten anſtellte und Jedem von ihnen eine Wache von vierzig Mann zur Verfügung ſtellte. Der Eine von dieſen, welcher Ahmed Denf hieß, ſollte für die Sicherheit des Reichs auf dem Lande und der Andere auf dem Waſſer ſorgen; Jeder erhielt ein Ehrenkleid vom Chalifen und einen monatlichen Gehalt von tauſend Dinaren. Als dies Seinab, die Tochter des verſtorbenen Polizeipräfekten, hörte, ſagte ſie zu ihrer Mutter Dalilah: „Sieh einmal, wie der Chalif zwei hergelaufene Männer begünſtigt, während wir ohne Anſehen und ohne Gehalt ein ärmliches Leben führen müſſen.“ Dalilah, welche durch ihre Liſt und Schlauheit eine Schlange aus ihrem Neſte zu locken wußte, und bei der Iblis (der Teufel) ſelbſt noch hätte Unterricht nehmen dürfen, antwortete ihrer Tochter: „Habe nur Geduld, ich werde Streiche ausführen, die meinen Ruf bald über den der beiden jüngſt ernannten Polizeipräfekten erheben werden, ſo daß der Chalif mir den Gehalt meines ſeligen Gatten wird fortbezahlen laſſen.“ — „Wie?“ ſagte Seinab erſtaunt, „du wollteſt es verſuchen, mit Haſan Schuman und Ahmed Denf zu ſpielen? So weit geht deine Liſt und Schlauheit nicht.“ Dalilah gab ihr ſtatt aller Antwort eine Ohrfeige, zog ein wollenes Kleid mit einem breiten Gürtel an, wie die ſich Gott weihenden Frauen zu tragen

pflegten, nahm eine Waſchkanne und füllte ſie mit Waſſer, in das ſie auch einige Goldmünzen legte, dann in die andere Hand einen ungeheuer großen Roſenkranz und eine Fahne mit rothen und gelben Lumpen behängt. So ging ſie in den Straßen

Bagdads umher und ſagte die frommſten Sprüche her, während ſie in ihrem Herzen auf Trug und Verrath ſann. Endlich blieb ſie vor dem Hauſe des Oberſten der Leibwache des Chalifen ſtehen. Dieſer Mann war unermeßlich reich, er bezog einen ſtarken Gehalt aus der Staatskaſſe und beſaß nebenbei noch viele Häuſer und Güter. Das Haus, welches er mit ſeinem Harem bewohnte, war eines der ſchönſten Bagdads. Er war aber in ſeiner Ehe nicht glücklich, denn ſeine Gattin, welche er ſehr liebte, gebar ihm kein Kind, und er hatte ihr in der Hochzeitsnacht ſchwören müſſen, daß er nie eine Zweite heirathen wollte. Gerade an dem Tage, wo Dalilah vor ſeinem Hauſe ſtand, hatte er, als einige ſeiner Freunde mit ihren ſchönen Kindern ihn beſuchten, ſeiner Gattin über den Eid, den er ihr hatte ſchwören müſſen, bittere Vorwürfe gemacht

und ſie übler Laune verlaſſen. Seine Frau ſah ihm am Fenſter nach, und als Dalilah ſie wie eine Braut geſchmückt und mit den koſtbarſten Edelſteinen an Hals, Ohren und Fingern beladen ſah, ſagte ſie: „Dieſe Frau muß ich aus dem Hauſe ihres Gatten entführen und ihr ihren ganzen Schmuck ausziehen.“ Sie fing dann an, Gott zu loben und zu preiſen, bis die junge Frau aufmerkſam auf ſie ward und in der Hoffnung, vielleicht durch ihren Segen von Gott mit einem Kinde beſchenkt zu werden, ihrem Pförtner befahl, ihr die Thüre zu öffnen.

Scheherſad unterbrach hier dieſe Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:

und

neunzehnte Nacht.

Der Pförtner, ein armer, gläubiger Mann, der ſelbſt von dem Segen einer Heiligen ein beſſeres Loos erwartete, öffnete freudig die Thüre und bat Dalilah um einiges Waſſer aus ihrer geweihten Kanne. Sie ſchüttelte ſie ſo, daß einige Goldmünzen herausfielen, und als ſie der Pförtner ihr zurückgeben wollte, ſagte ſie: „Die hat dir Gott beſchert, ſie gehören nicht mir.“ Er führte hierauf Dalilah zu ſeiner Herrin, welche ſo vielen Schmuck an ſich hatte, daß ſie Dalilah wie ein Schatz erſchien, deſſen ihn verhüllende Talismane plötzlich ihre Kraft verloren. Die Hausherrin grüßte Dalilah und bewillkommnete ſie freundlich und ließ ihr zu eſſen bringen. Dalilah ſagte aber: „Ich faſte das ganze Jahr hindurch bis auf fünf Tage, und auch des Abends eſſe ich nur von den Speiſen des Paradieſes, die mir einige Heiligen meiner Bekanntſchaft verſchaffen. Aber du, edle Frau, ſiehſt ſehr betrübt aus; was fehlt dir denn, da du doch ſo von Glanz und Reichthum umgeben und noch ſo jung und ſchön biſt?“ — „Verehrte Mutter,“ antwortete die Hausherrin, „ich ließ in meiner Hochzeitsnacht meinen Gatten ſchwören, daß er nie eine andere Frau zu mir nehmen würde; nun möchte er aber Kinder haben, die nicht in meiner Macht liegen, ihm zu geben, und er drohte mir, bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe, die er eben unternommen, troß

ſeines Eides noch eine Andere zu heirathen; thut er dies aber, und erhält er Kinder von einer andern Frau, ſo werden ſie alle ſeine Güter und ſeine Schätze einſt erben, und ich werde arm und verlaſſen bleiben." — „Haſt du denn noch nichts von dem heiligen Abu Hamlat gehört," fragte Dalilah im Tone des Erſtaunens, „den noch keine unfruchtbare Frau beſucht hat, die nicht bald nachher Kinder geboren hätte?" — „Ich bin ſeit meiner Vermählung ſehr wenig ausgegangen," antwortete die Hausherrin, „und weiß nichts von Abu Hamlat." — „So folge mir ſogleich," verſetzte Dalilah; „ich kenne ihn gut und werde ihn bitten, daß er für dich alle ſeine Frömmigkeit aufbiete, um von Gott die Erfüllung deines Wunſches zu erlangen. Du aber mußt mir verſprechen, daß, wenn du einen Sohn oder eine Tochter gebärſt, du ſie ganz für Gott erzieheſt." Die leichtgläubige Frau ließ ſich überreden, mit ihr zu gehen, und der Pförtner, den ſeine Goldmünzen nicht an der Frömmigkeit Dalilahs zweifeln ließen, nahm keinen Anſtand, trotz des Verbots des Oberſten, ſeiner Herrin die Hausthüre zu öffnen. Als Dalilah mit ihr auf der Straße war, dachte ſie an nichts Anderes, als ihr die koſtbaren Kleider und den reichen Schmuck, mit dem ſie ausging, auf eine geſchickte Weiſe abzunehmen. Aber damit allein wollte ſie ſich nicht begnügen; ſie dachte, es würde ihr nicht ſchwer fallen, bei dieſer Gelegenheit auch einem jungen Kaufmann eine bedeutende Summe abzulocken. Sie ging nun voran und hieß des Oberſten Frau ihr in einiger Entfernung folgen. Dieſe, obſchon verſchleiert, zog doch, ſowohl wegen ihres reichen Anzugs, als wegen ihres herrlichen Wuchſes und ſchöner Augen, die Blicke aller Männer auf ſich. Beſonders ein junger Kaufmann, welcher Haſan hieß und noch unverheirathet war, ſah ihr ſo lange und mit ſo verlangendem Blicke nach, daß Dalilah ihn für ihre Abſichten ſehr paſſend fand. Sie hieß die Frau des Oberſten auf eine Bank vor einem Laden, nicht weit von dem Haſans, ſich niederlaſſen, ſo daß dieſer ſie gut ſehen konnte. Dann begab ſie ſich zu ihm und fragte ihn: „Biſt du der Kaufmann Haſan, der Sohn Muhſins?" — „Der bin ich," antwortete Haſan; „doch woher kennſt du meinen Namen und was willſt du von mir?" — „Gute Leute," verſetzte Dalilah, „haben mich mit deinem Namen bekannt gemacht. Wiſſe, das Mädchen, nach dem du ſo verlangend hinüberblickſt, iſt meine Tochter; ihr Vater iſt vor Kurzem geſtorben; er war ein reicher Kaufmann und hat ihr ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen. Da ſie nun das Alter erreicht hat, wo Mädchen zu heirathen pflegen, fragte ich einige meiner Bekannten, an wen ich mich deßhalb wenden ſollte, und Alle riethen mir, dich zu meinem Schwiegerſohn zu wählen; was ſagſt du dazu?" — „Schon oft," erwiderte Haſan, „ſchlug mir mein Vater Dieſe und Jene als Braut

vor, aber ich konnte mich nie dazu entſchließen, mich zu verloben, ohne meine Braut vorher zu ſehen; ich werde daher auch deinen Antrag nur dann mit Vergnügen annehmen, wenn du mir geſtatteſt, deine Tochter zu entſchleiern." — „Das ſollſt du," verſetzte Dalilah; „folge mir nur in einiger Entfernung!" Haſan ſchloß ſeinen Laden und ſteckte für den Nothfall einen Beutel mit tauſend Dinaren zu ſich. Die Alte ging voran; eine Strecke hinter ihr folgte die Frau des Oberſten und dann Haſan, bis ſie vor den Laden eines Färbers kamen, von dem Dalilah wußte, daß er eine Wohnung zu vermiethen habe. Hier blieb ſie ſtehen, grüßte ihn und ſagte ihm: „Da in meinem Hauſe einige Reparaturen vorgenommen werden müſſen und ich vernommen habe, daß du ein Haus zu vermiethen haſt, ſo bin ich zu dir gekommen, um dich zu fragen, ob du mir es auf einige Monate vermiethen willſt." — „Recht gern," antwortete der Färber; „jedoch nur unter der Bedingung, daß ein Zimmer des Hauſes für meine Gäſte

frei bleibe, die ich in meiner Wohnung nicht aufnehmen kann." — „Schicke mir nur so viele Gäste du willst," sagte Dalilah; „sie sollen nicht nur ein schönes Zimmer, sondern auch noch eine freundliche Bewirthung bei mir finden." Der Färber bestimmte dann das Miethgeld und übergab ihr die Schlüssel zu seinem Hause, das sehr weit von der Färberei lag. Dalilah führte nun zuerst die Frau des Obersten in das gemiethete Haus, indem sie sagte: „Hier wohnt Scheich Abu Hamlat!" und schloß sie in ein Zimmer ein; dann holte sie Hasan, der vor der Thüre wartete, führte ihn in ein anderes Gemach und sagte ihm: „Warte hier, ich werde dir bald meine Tochter bringen, dann kannst du sie entschleiert sehen." Hierauf kehrte sie wieder zur Frau des Obersten zurück und sagte ihr: „Wisse, meine Tochter, du kannst so nicht den Scheich Abu Hamlat besuchen, denn mein Sohn, welcher sein Vikar ist, würde dir deinen Schmuck und deine schönen Kleider vom Leibe herabreißen; du kannst nur in einem einfachen Unterkleide vor ihm erscheinen, wenn du seinen Segen erlangen willst." Die Frau des Obersten legte sogleich ihren Schmuck, ihren Gürtel und ihr Oberkleid ab; Dalilah nahm Alles und verbarg es hinter die Treppe. Sie begab sich dann wieder zu Hasan, und als er sie fragte: „Wo ist denn meine Braut?" schlug sie sich in's Gesicht und schrie: „Gott verdamme alle bösen Nachbarn! Gäbe es doch keine neidischen Menschen! Denke einmal: als die Nachbarn mich mit dir in meine Wohnung kommen sahen und von meiner Tochter hörten, du solltest ihr Bräutigam werden, sagten sie ihr, du wärest aussätzig, so daß sie schwur, sie werde nicht eher einwilligen, bis sie deine Arme und deine Brust entblößt gesehen. Ich bitte dich daher, ziehe dein Oberkleid aus, damit sie sich von der Verleumdung dieser bösen Menschen überzeuge."

In der nächsten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

Neunhundert

und

zwanzigſte Nacht.

Haſan that, was Dalilah von ihm forderte, und dieſe verließ ihn mit dem Oberrock, in welchem der Beutel mit tauſend Dinaren war, nahm ſchnell Schmuck und Kleider der Frau, welche ſie hinter die Treppe verborgen hatte, band Alles zuſammen und ging damit zum Färber. „Nun, wie gefällt dir mein Haus?“ fragte ſie dieſer. „Recht gut,“ antwortete Dalilah; „ich werde ſogleich meine Effekten dahin bringen laſſen. Du würdeſt mir aber einen großen Gefallen thun, wenn du in meine Wohnung gehen wollteſt, um zugegen zu ſeyn, wenn die Träger meine Mobilien, Bett und Weißzeug bringen; hier haſt du auch einen Dinar; kaufe einige Speiſen dafür und verzehre ſie mit den Trägern.“ Der Färber beauftragte ſeinen Jungen, auf den Laden Acht zu geben, und ging mit dem Dinar fort. Als er aber fern war, bat Dalilah den Jungen, den er zurückgelaſſen, ihr etwas aus einem Laden zu holen, der in einem ganz andern Stadtviertel lag, und erbot ſich, ſo lange den Laden zu bewachen. Sobald ſie aber allein in der Färberei war, packte ſie alle Stoffe und Kleider, die in der Färberei waren, zuſammen, rief einen Eſeltreiber, der eben vorüberging, und ſagte ihm: „Warte hier in der Färberei, bis ich mit deinem Eſel zurückkehre; ich will nur dieſe Sachen nach Hauſe bringen, denn der arme Färber hier,

mein Sohn, iſt verſchuldet, und der Khadi wird heute noch daher ſchicken, um Alles, was ſich hier befindet, aufnehmen zu laſſen; zerſtöre nur Keſſel und Oefen und Alles, was zur Färberei dient, damit dieſe Leute nichts von Werth mehr darin finden.“ Der Eſeltreiber

vertraute Dalilah, ohne ſie zu kennen, doch ſeinen Eſel an, denn er dachte: Wenn ſie der Färber nicht kennte, ſo würde er ihr ſeinen Laden nicht überlaſſen haben. Und ſo machte ſich Dalilah auf, mit einem Eſel, beladen mit dem Beſten, was in der Färberei war, mit den tauſend Dinaren Haſans und ſeinen und der Frau des Oberſten Kleidern und Schmuck, und erzählte ihrer Tochter Seinab, wie ſie auf einmal vier glückliche Streiche ausgeführt.

So viel, was Dalilah angeht. Der Färber aber, der, ehe er in ſeine vermiethete Wohnung ging, Fleiſch und Brod einkaufte und damit wieder vor ſeiner Färberei vorbei kam, war ſehr betroffen, als er ſtatt des darin zurückgelaſſenen Jungen einen Eſeltreiber

fand, der alle Häfen zuſammen ſchlug, und als er die zum Trocknen und Färben umherhängenden Stoffe nicht mehr fand. „Wie kommſt du daher und was thuſt du hier?“ fragte ihn der Färber, vor Zorn außer ſich. „Ich bin auf Befehl deiner Mutter hier,“ antwortete der Eſeltreiber, „die, um deine Waaren vor dem Khadi zu retten, ſie auf meinem Eſel in ihr Haus bringt; ſie hat mir auch geſagt, ich möchte Alles im Hauſe zerſtören, damit nichts von Werth in die Hände des Gerichts falle.“ Als der Färber dies hörte, ſchlug er ſich auf die Bruſt und ſchrie: „Gott beſchäme alle Spitzbuben! meine Mutter iſt längſt todt und ich bin Niemanden etwas ſchuldig; wehe mir, meine Stoffe!“ Da fing der Eſeltreiber auch zu weinen an und ſchrie: „Wehe mir, mein Eſel! Von dir fordere ich ihn, denn wäre die Spitzbübin nicht in deiner Färberei geweſen, ich hätte ihn ihr nicht gegeben!“ Der Färber hingegen forderte ſeine Waaren von dem Eſeltreiber, und ſo zankten ſie miteinander herum, bis alle Nachbarn zuſammen liefen und mit ihnen nach dem gemietheten Hauſe gingen, wo Haſan und die Frau des Oberſten waren. Nachdem Letztere Dalilah lange vergebens erwartet hatte, ging ſie allein in das Zimmer Haſans, den ſie für Abu Hamlats Vikar hielt.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und einundzwanzigſte Nacht.

Haſan freute ſich, als er die Frau des Oberſten endlich kommen ſah, und fragte ſie nach ihrer Mutter. „Meine Mutter," antwortete ſie, „iſt längſt todt, was willſt du von der?" — „Iſt die Alte, welche mich hierherführte, um mich mit dir zu verloben, nicht deine Mutter?" fragte Haſan erſtaunt. „Gewiß nicht," erwiderte die Frau; „mir ſagte ſie, du ſeyeſt ihr Sohn und ſegneſt unfruchtbare Frauen an Abu Hamlats Stelle." — „Ich ſah ſie heute zum erſten Male," verſetzte Haſan, „und gewiß iſt es eine Gaunerin, die nur meine Kleider und mein Geld haben wollte; aber von dir fordere ich Alles zurück, denn hätte ich dich nicht bei ihr geſehen, ich wäre ihr nicht gefolgt." Die Frau hingegen ſagte: „Du mußt mir meine Kleider und meinen Schmuck erſetzen, du biſt im Einverſtändniſſe mit deiner Mutter."

So ſtritten ſie mit einander, als der Färber und der Eſeltreiber zu ihnen hereintraten und ſie nach ihrer Mutter fragten. Als ſie aber hörten, daß auch ſie von der Alten betrogen worden, gingen ſie zuſammen zum Gouverneur und erzählten ihm, was ihnen widerfahren. „Was kann ich thun," ſagte der Gouverneur, „es gibt ja ſo viele alte Weiber in Bagdad; geht und ſucht ſie auf, wenn ihr mir ſie herbringet, ſo will ich ſie beſtrafen und euch das Eurige zurückerſtatten laſſen." Während dieſe nun in der ganzen Stadt umherliefen, um Dalilah aufzuſuchen, ſaß ſie ruhig bei ihrer Tochter Seinab und ſagte ihr: „Mich gelüſtet nach neuen Streichen, ich will die

neuen Polizeipräfekten bald von ihrer Ohnmacht überzeugen, für die Sicherheit der Stadt zu wachen." — „Wie," ſagte Seinab, „du wagſt es, nach deinen letzten Streichen dich noch in Bagdad zu zeigen?" — „Ich fürchte nichts," antwortete Dalilah; „ich gleiche Bohnenabfall, dem weder Feuer noch Waſſer ſchadet." Sie kleidete ſich hierauf als Dienerin eines vornehmen Hauſes und lief in der Stadt umher, bis ſie vor ein Haus kam, wo eine Amme mit einem Kinde auf dem Arme ſtand, das ein golddurchwirktes Kleid trug, eine goldene Kette mit Edelſteinen am Halſe und einen Tarbuſch mit Perlen beſetzt auf dem Haupte hatte. Es war der Sohn des Oberſten der Kaufleute, in deſſen Haus die Verlobung ſeiner einzigen Tochter gefeiert wurde.

„Ich höre Geſang und Muſik oben," ſagte Dalilah zur Amme, „warum ſtehſt du denn vor der Thüre?" — „Meine Herrin," antwortete die Amme, „hat mich herunter geſchickt,

weil viele Damen bei ihr sind, um ihr zur Verlobung ihrer Tochter Glück zu wünschen, und das Kind, sobald es seine Mutter sieht, nicht ihren Arm verlassen will." — „Also wohnt hier der Oberaufseher der Kaufleute," versetzte Dalilah; „geh zu deiner Herrin, grüße sie von meiner Gebieterin Um Alchair (Mutter des Guten)' und sage ihr, sie lasse ihr Glück wünschen und werde bald die Ehre haben, sie zu besuchen und ihr Hochzeitgeschenk zu überbringen." Auch gab sie ihr ein falsches Goldstück für die Sängerinnen. „So nimm du einstweilen das Kind," sagte die einfältige Amme, „denn ich bringe es sonst nicht mehr von seiner Mutter weg." Dies war Alles, was Dalilah wünschte, denn sobald die Amme wegging, zog sie ihm seine Kette und sein golddurchwirktes Kleid aus und nahm ihm seinen Tarbusch ab. Schon wollte sie das Kind halbnackt in den Hof setzen, da dachte sie, das Kind kann mir doch noch wenigstens tausend Dinare eintragen. Sie nahm es daher wieder auf den Arm und ging damit auf den Bazar der Goldarbeiter, trat in den Laden eines Juden und sagte ihm: „Die Schwester dieses Kindes, die Tochter des Obersten der Kaufleute, ist heute verlobt worden und bedarf eines Schmuckes; gib mir Ohrringe, Armbänder, Ringe und eine Kette für sie, das zusammen ungefähr tausend Dinare kostet, ich will es meiner Gebieterin zeigen, und wenn es ihr gefällt, dir das Geld bringen. Behalte du einstweilen das Kind."

In der nächsten Nacht setzte Scheherfad ihre Erzählung folgendermaßen fort:

und

zweiundzwanzigſte Nacht.

Da der Jude das Kind kannte, machte er keine Schwierigkeit und gäb Dalilah das Schönſte und Werthvollſte, das er im Laden hatte; ſie aber lief zu ihrer Tochter und erzählte ihr, auf welche Weiſe ſie zu ſo koſtbarem Schmucke gelangt. Die Amme war inzwiſchen zu ihrer Herrin gegangen und hatte ihr Um Alchairs Glückwünſche überbracht und den Sängerinnen das falſche Gold übergeben. Als dieſe aber es für Meſſing erkannten, lief ſie ſchnell wieder hinunter, um ihr Kind zu nehmen, aber Dalilah war längſt mit ihm verſchwunden. Nun fing die Amme an zu weinen und zu ſchreien, und erzählte ihrer Herrin, was ihr widerfahren. Das ganze Haus gerieth in die größte Beſtürzung und das Feſt ward in einen Trauertag verwandelt. Nachdem man vergebens das ganze Haus durchſucht hatte, machte ſich der Oberſte der Kaufleute ſelbſt mit ſeinem ganzen Hausgeſinde auf den Weg und durchſtreifte alle Straßen Bagdads, bis er endlich ſein Kind halbnackt im Laden des Juden ſah. Da ſagte er zum Juden: „Hier iſt ja mein Sohn.“ — „Ja wohl, mein Herr,“ antwortete der Jude. Der Kaufmann, außer ſich vor Freude, ſein Kind wiedergefunden zu haben, nahm es auf den Arm, ohne zu bemerken, daß es halb nackt war, und wollte damit fort gehen. Da ſagte der Jude: „Mein Herr, eine alte Frau, die das Kind hier ließ, hat einen

Schmuck für tauſend Dinare von mir für deine Tochter genommen und mir das Kind als Unterpfand gegeben; nimmſt du das Kind weg, ſo verſchaffe mir meinen Schmuck oder tauſend Dinare.“ — „Ich weiß nichts von einem Schmucke, noch von einer Alten, du biſt betrogen worden.“ Da ſchrie der Jude: „O Muſelmänner, helfet mir, man thut mir Unrecht!“ Der Kaufmann hingegen, der jetzt erſt entdeckte, daß ſein Sohn aller ſeiner Koſtbarkeiten beraubt worden, forderte ſie vom Juden zurück. Als ſie ſo miteinander ſtritten, kamen der Färber, der Eſeltreiber und Haſan vorüber, welche noch immer Dalilah ſuchten. Sobald ſie die Urſache des Streites zwiſchen dem Juden und dem Kaufmanne hörten, ſagten ſie: „Gewiß iſt dies ein Streich von derſelben Alten, die auch uns betrogen hat.“ Der Kaufmann ſagte hierauf: „Ich freue mich ſo ſehr, mein Kind wieder zu haben, daß ich ſeine Kleider leicht verſchmerze.“ Der Jude aber ſchloß ſich den andern Betrogenen an, um Dalilah aufzuſuchen; er rieth ihnen aber, ſich zu trennen, um ſie deſto eher zu finden. „Bei dem Barbier Mahmud,“ ſagte er, „wollen wir, Jeder von einem andern Wege her, wieder zuſammenkommen.“ Der Eſeltreiber war kaum eine Straße weit allein gegangen, als er die Alte in einem andern Aufzuge ſah. Er erkannte ſie aber wieder, ſprang auf ſie zu und forderte ſeinen Eſel von ihr. „Dein Eſel,“ antwortete ſie ganz unbefangen, „ſteht bei dem Barbier

Mahmud ſammt dem Miethlohne, folge mir nur, ſo will ich ihm ſagen, daß er dir ihn gebe.“ Sie ging aber eine Strecke weit voran, und ehe noch der Eſeltreiber folgte, ſagte ſie dem Barbier: „Mein Freund, hier kömmt mein Sohn, der unglücklich liebte und deßhalb ſeinen Verſtand verlor. Er ruft immer, wo er ſteht und ſitzt und geht: ‚Mein Eſel! mein Eſel!‘ Nun haben einige Aerzte mir gerathen, ihm zwei Backenzähne herausreißen zu laſſen, vielleicht würde ihn dieſe Erſchütterung heilen. Hier iſt ein Dinar, ich bitte dich, wenn er ſeinen Eſel fordert, ihm zwei Zähne herauszunehmen und ihn wieder fortzuſchicken.“ Dalilah blieb vor dem Laden des Barbiers ſtehen, bis der Eſeltreiber darin war, dann ging ſie fort, und ſobald dieſer vom Barbier ſeinen Eſel forderte, führte er ihn in ein Nebenzimmer, rief ſeinen zwei Jungen und befahl ihnen, ihn zu binden; inzwiſchen holte er ſein glühendes Inſtrument, riß ihm zwei Backenzähne aus und ſagte ihm: „Hier haſt du deinen Eſel.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und dreiundzwanzigſte Nacht.

Als der Eſeltreiber nach dieſer ſchmerzlichen Operation den Barbier fragte, warum er ihm mit Gewalt Zähne herausgenommen? antwortete er: „Ich habe es auf Befehl deiner Mutter gethan und hoffe, daß du dadurch von deiner Geiſteskrankheit geneſen wirſt.“ Der Eſeltreiber ſchrie: „Ich habe keine Mutter, und du mußt für den Verluſt meiner Zähne und meiner erlittenen Schmerzen mich entſchädigen, komm nur mit mir zum Khadi.“ Der Barbier wollte ihm nicht folgen, ſie zankten eine Weile auf der Straße miteinander herum; unterdeſſen ſchlich Dalilah wieder in den Laden, ſchleppte das Werthvollſte daraus fort und ging zu ihrer Tochter Seinab, um ihr ihre weitern Streiche zu erzählen. Als der Barbier wieder in ſeinen Laden kam und Vieles daraus vermißte, packte er ſeinerſeits den Eſeltreiber, und forderte von ihm den Erſatz deſſen, was ihm entwendet worden. Der Eſeltreiber ſah endlich ein, daß ſie wieder Beide hintergangen worden, und erzählte dem Barbier alle Streiche, welche die Alte ſchon ausgeführt hatte. In dieſem Augenblicke ſtellten ſich auch der Jude, der Färber und Haſan ein, und da ſie des Eſeltreibers Ausſage beſtätigten, blieb dem Barbier nichts übrig, als ſeinen Laden zu ſchließen, und mit ihnen zu gehen, um die Alte aufzuſuchen. Da ſie aber dieſes Mal mit mehr Vorſicht zu Werke gehen wollten, erbaten ſie ſich vom

Gouverneur zehn Soldaten, um ſie ſogleich ergreifen zu laſſen.. Die Alte ließ ſich von Seinab nicht abhalten, auf neue Beute auszugehen, und ſie wandelte gerade um eine Ecke herum, als der Eſeltreiber mit ſeinen zehn Soldaten vor ihr ſtand. „Dieſes Mal," ſagte er, „ſollſt du mir nicht entkommen," und befahl ſogleich den Soldaten, ſie in ihre Mitte zu nehmen und vor den Gouverneur zu führen. Es war ſchon Abend und der Gouverneur war ausgeritten, ſie mußten daher im Hofe warten, wohin auch bald der Jude, der Färber, Haſan und der Barbier folgten. Da aber der Gouverneur noch lange ausblieb, und die Soldaten die ganze vorhergehende Nacht durchwacht hatten, ſchliefen ſie ein, die Ankläger aber ſaßen beiſammen in der Nähe des Hausthores. Als Dalilah dies ſah, ſchlich ſie leiſe dem Haremgebäude zu, welches im Hinterhofe lag und eine kleine Thüre nach einer andern Straße hatte, und fragte nach der Herrin des Harems. Als dieſe erſchien, ſagte ſie ihr: „Mein Gatte iſt Sklavenhändler, und

führte eben fünf Sklaven auf den Markt, als dein Gemahl, der Gouverneur, ihm begegnete, ſie für tauſend Dinare kaufte und ihm befahl, ſie hierher zu bringen; da aber mein Gatte abreiſen mußte, beauftragte er mich, ſie hierher zu führen." Da der

Gouverneur wirklich seiner Frau wenige Tage vorher tausend Dinare für Sklaven gegeben hatte, so zweifelte sie nicht an Dalilahs Aussage, um so weniger, als auf ihre Frage, wo denn die Sklaven wären, Dalilah ihr vom Fenster den Eseltreiber, den Färber, den Barbier, den Juden und Hasan zeigte, welche alle recht stattlich aussahen und der Frau des Gouverneurs recht gut gefielen. Sie öffnete daher ihre Kiste und gab Dalilah tausend Dinare als Kaufpreis und schenkte ihr noch zweihundert Dinare für sie. Dalilah bat sie, ihr die geheime Thüre öffnen zu lassen, weil sie dann einen großen Umweg erspare, und so entkam sie ungesehen wieder aus dem Hause, und eilte zu ihrer Tochter Seinab, welche mit Erstaunen hörte, auf welche listige Weise ihre Mutter nicht nur der Gefahr entronnen, sondern sogar mit neuer Beute heimgekehrt. Als der Gouverneur bald darauf nach Hause kam, sagte ihm seine Frau: „Ich freue mich sehr mit den Mameluken, die du gekauft." — „Was für Mameluken?" fragte der Gouverneur erstaunt, „ich habe bei dem Leben meines Hauptes keinen Mameluken gekauft." — „Du scherzest," versetzte die Frau, „die Alte war bei mir, und ich bezahlte ihr tausend Dinare, und die Mameluken sitzen da unten im Hofe, ich habe den Pförtner beauftragt, sie zu bewachen." Der Gouverneur ging in den Hof und sah Niemanden als die fünf Ankläger Dalilahs, und als er den Pförtner nach den fünf Mameluken fragte, sagte er, er wisse nichts von Sklaven, es sey nur eine Sklavin aus dem Harem gekommen, die ihm sagte, er möge auf die fünf Menschen Acht geben, die mit der Alten gekommen, und das habe er auch gethan. Als der Gouverneur dies hörte, sagte er zu den Anklägern: „Nun seyd ihr meine Sklaven, denn ihr habt die Alte hergebracht, ohne euch hätte sie meiner Frau kein Geld entlocken können." Diese schrien aber: „Von dir fordern wir, was die Alte uns entwendet hat, denn wir brachten sie gefangen her, deine Soldaten sind eingeschlafen und deine Gattin hat sie entschlüpfen lassen." Auch der Oberste der Leibwache, der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt war und von seiner Frau hörte, wie sie ihren Schmuck und ihre Kleider verloren, eilte jetzt herbei und sagte zum Gouverneur: „Du mußt mir Alles ersetzen, denn du solltest dafür sorgen, daß keine solche Spitzbübin sich in Bagdad aufhalte." — „So wartet nur einige Tage," sagte der Gouverneur, „wir wollen sie schon wieder ertappen, dann lasse ich sie gleich hängen." Am folgenden Morgen gab er dem Eseltreiber, der sie am besten kannte, wieder zehn Soldaten mit und befahl ihm, die Alte aufzusuchen. Gegen Mittag begegnete er ihr auf der Straße, ließ sie ergreifen und wieder zum Gouverneur führen. Da dieser gerade ausreiten wollte, befahl er dem Kerkermeister, sie einzusperren; dieser sagte aber: „Ich übernehme keine solche Verantwortlichkeit, dieses Weib

iſt ein wahrer Teufel, ſie wird mir entkommen und dann muß ich für ſie büßen.“ Der Gouverneur ritt daher ſelbſt mit der Alten und den Soldaten an's Ufer des Tigris, und befahl dem Scharfrichter, ſie an den Haaren aufzuhängen. Der Scharfrichter that, wie ihm befohlen ward, und die zehn Soldaten blieben zu ihrer Bewachung zurück. Dieſe ſchliefen aber bald wieder ein, und glaubten es um ſo eher thun zu können, als Dalilah ſich unmöglich allein losmachen konnte. Da kam ein Beduine vorüber geritten, welcher zu ſich ſelbſt ſagte: „Wie freue ich mich, auch einmal nach Bagdad zu kommen, wie will ich mich an den Bagdader Honigkuchen laben!“ Als Dalilah dies hörte, ſagte ſie: „Schütze mich, verehrter Scheich der Araber!“ — „Du ſtehſt unter Gottes Schutz,“ antwortete der Beduine, „doch haſt du gewiß ein Verbrechen begangen, weil du ſo dahängſt.“ — „Mein Vergehen iſt ſehr gering,“ erwiderte Dalilah: „ich wollte bei einem Zuckerbäcker, der mein Feind iſt, etwas kaufen, da ſpuckte ich aus und traf einen Honigkuchen, worauf er mich bei dem Richter verklagte. Der Richter ſprach: ‚Dieſe Frau muß hängend zehn Pfund Honigkochen eſſen, und ſo lange hängen bleiben, bis ſie ſie verzehrt hat.‘ Da ich aber keinen Honigkuchen hinunterbringen kann, ſo muß ich hier ſterben, wenn du mir nicht hilfſt.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

und

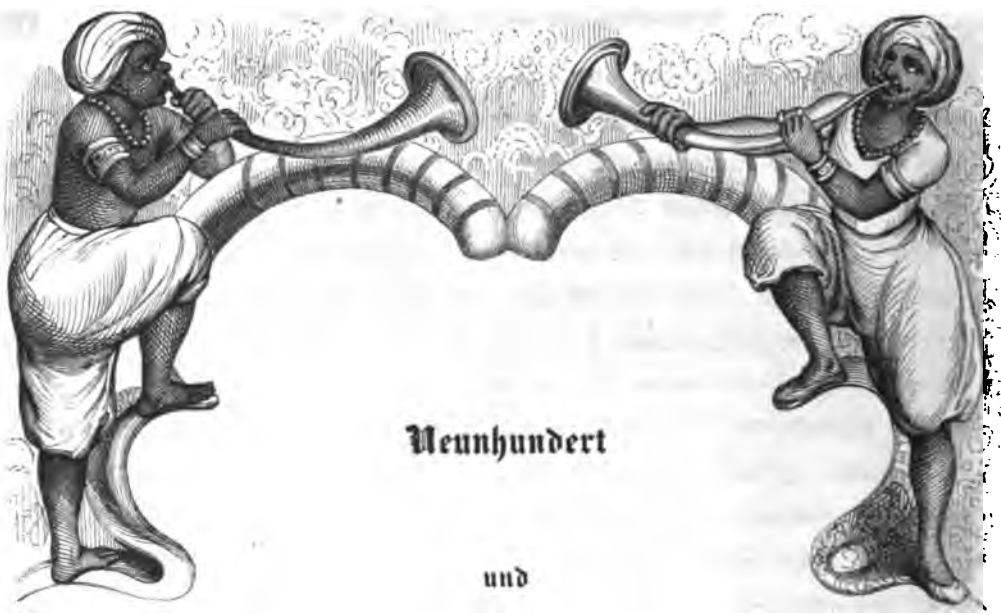
vierundzwanzigſte Nacht.

Der Beduine ſagte hierauf freudig zu Dalilah: „Gib mir den Kuchen her, ich will ihn gleich für dich eſſen.“ — „Ja, das hilft nur,“ verſetzte Dalilah, „wenn du ihn hängend ißt, ſonſt wird mir meine Strafe nicht erlaſſen.“ Der Beduine entkleidete ſich hierauf und zog das Gewand der Alten an, und ließ ſich an den Haaren von ihr aufhängen. Sie aber nahm ſchnell ſeine Kleider und ſeine Kopfbinde, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ſprengte davon zu ihrer Tochter Seinab. Als der Beduine eine Weile dahing, und die Alte mit dem Kuchen nicht kommen ſah, rief er: „Wo bleibt denn der Kuchen?“ Die Soldaten, welche dadurch aus ihrem Schlafe erwachten und den Beduinen am Baume ſahen, fragten ihn: „Was thuſt du hier und wo iſt die Alte hingekommen?“ — „Ich habe die Alte losgebunden,“ antwortete der Beduine, „weil ich ſtatt ihrer den Honigkuchen eſſen will, den ſie nicht ertragen kann.“ Sie merkten aus dieſer Antwort, daß die Alte ſie abermals hintergangen. Nun waren ſie unſchlüſſig darüber, ob ſie den Beduinen länger hier bewachen oder die Flucht ergreifen ſollten, als auf einmal der Gouverneur erſchien und ihnen ſagte: „Bindet Dalilah los und führet ſie vor Gericht!“ — „Haſt du den Honigkuchen?“ fragte ihn der Beduine. Als der Gouverneur den ihn Fragenden anſah,

und ſtatt einer alten Frau ein junges Männergeſicht ſah, ſagte er zu ſeinen Soldaten: „Was habt ihr gethan?“ Sie erzählten ihm hierauf, wie ſie eingeſchlafen und erſt beim Erwachen den Beduinen an Dalilahs Stelle fanden, und baten ihn um Gnade. „Ihr habt nichts zu befürchten,“ ſagte ihnen der Gouverneur; „dieſer Gaunerin iſt Niemand gewachſen, bindet nur den armen Beduinen los.“ Sobald dieſer frei war, fiel er dem Gouverneur zu Füßen und ſagte: „Gott beſchütze um deinetwillen den Chaliſen! Verſchaffe mir doch mein Pferd und meine Kleider wieder, ich wußte ja nicht, daß dieſe Frau eine Spitzbübin war, ſonſt hätte ich ſie nicht losgebunden.“ Bald darauf kamen auch der Färber, der Jude, Haſan, der Barbier, der Eſeltreiber und der Oberſte der Leibwache herbei, um zu ſehen, was nun mit Dalilah vorgehen werde, und als ſie hörten, ſie ſey wieder entronnen, fielen ſie über den Gouverneur her, forderten von ihm den Erſatz ihres Verluſtes und verklagten ihn beim Chaliſen. Sie

gingen hierauf in's Schloß des Chalifen und ein Jeder erzählte ihm, wie er von Dalilah beſtohlen worden. Als ſie vollendet hatten, ſagte der Chalif zu dem Gouverneur: „Womit kannſt du dich entſchuldigen?“ — „Damit,“ antwortete er, „daß ſie mich ſelbſt um zwölfhundert Dinare gebracht hat, indem ſie meiner Frau dieſe fünf freien Menſchen als Sklaven verkaufte.“ — „Du mußt mir dieſe Alte herbringen,“ ſagte der Chalif, „ich fordere es von dir als Gouverneur.“ — „Fordere lieber mein Leben,“ verſetzte der Gouverneur, „als dieſe Alte, die ſchon an einem Baume hing und ſich wieder zu befreien wußte. Das iſt ein Geſchäft für Ahmed Denf oder Haſan Schuman, die einen Gehalt von zwölftauſend Dinaren jährlich beziehen und einundvierzig geheime Agenten zu ihrer Verfügung haben.“ — „Du haſt Recht,“ ſagte der Chalif, „es iſt die Sache meiner Polizeipräfekten, ihrer habhaft zu werden,“ und ließ ſogleich Ahmed Denf rufen, und befahl ihm, die Alte zu bringen, welche alle dieſe Männer beſtohlen. Ahmed, der Dalilah nicht genau kannte, wollte ſeinen Kollegen Haſan Schuman zu Rath ziehen, aber einer ſeiner Leute hielt ihn davon ab und verbürgte ihm die Gefangennehmung Dalilahs.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht mit folgenden Worten von Scheherſad fortgeſetzt wurde:



Neunhundert

und

fünfundzwanzigſte Nacht.

Ahmed theilte nun ſeine Leute in vier Abtheilungen, und ſie zogen je zehn in der Stadt herum, um Dalilah aufzuſuchen. Da man bald in der ganzen Stadt davon ſprach, ſo erfuhr auch Dalilah, daß man ihr aufpaſſe; aber Seinab, weit entfernt, ſich zu fürchten, ſagte zu ihrer Mutter: „Dieſes Mal will ich es mit der Polizei aufnehmen: Kleider und Waffen Ahmeds und ſeiner Einundvierzig ſollen heute noch meine Beute werden.“ Sie zog ſich hierauf ſorgfältig an, ging zu einem Droguiſten, von dem ſie wußte, daß er eine Wohnung zu vermiethen hatte, gab ihm einen Dinar und ſagte ihm: „Vermiethe mir für dieſes Geld deine Wohnung nur bis auf heute Abend.“ Als er ihr den Schlüſſel gab, ließ ſie einige Speiſen und Getränke, einen Divan und Teppiche hineinbringen; dann ſtellte ſie ſich nur halb verſchleiert vor die Thüre, bis Ali, einer von Ahmeds Unteroffizieren, mit ſeinen zehn Polizeidienern vorüberkam; da ging ſie auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Ali ſah ihr in's Geſicht, und da ſie ſehr hübſch war, fragte er ſie in einem freundlichen Tone, was ſie begehre. „Biſt du Ahmed Denf?“ fragte Seinab in ſchüchternem Tone. „Nein,“ antwortete Ali; „aber er iſt mein Vorgeſetzter, und wenn du irgend ein Anliegen haſt, ſo kannſt du es mir eben ſo gut vortragen. Wer biſt du denn?“ — „Mein Vater war Wirth in Moſul,“ antwortete

Seinab, „und hinterließ bei ſeinem Tode ein ſo großes Vermögen, daß ich aus Furcht vor den Gerichten mit meinem Gelde hierher floh, und hier möchte ich gern des Schutzes Ahmed Denfs mich verſichern, weil ich hörte, daß er nach dem Chalifen die mächtigſte Perſon in Bagdad wäre.“ — „Du kannſt dich auf ihn verlaſſen,“ ſagte Ali. „Wenn du wahr ſprichſt,“ verſetzte Seinab, „ſo wirſt du mit deinen Leuten mir wohl die Ehre erweiſen, einen Biſſen bei mir zu eſſen und einen Trunk Wein dazu zu nehmen.“ Sie führte ſie hierauf in ein Gemach und gab ihnen zu trinken, bis ſie halb berauſcht waren; dann miſchte ſie einen Schlaftrunk in den Wein, und ſie ſanken Einer nach dem Andern wie todt zu Boden. Hierauf ſtellte ſie ſich wieder vor die Thüre, bis die andern Zehn vorüberkamen, lockte ſie in ein anderes Zimmer und verfuhr mit ihnen, wie mit den Erſten. Daſſelbe that ſie auch mit der dritten und vierten Abtheilung, an deren Spitze Ahmed Denf ſelbſt ſtand. Sie zog dann Einem nach dem Andern ſeine Kleider

und Waffen aus, lud ſie auf den Eſel des Eſeltreibers und ging damit zu ihrer Mutter. Als Ahmed erwachte und ſich und ſeine Leute halb nackt ſah, ſchrie er: „Wehe mir! ich ging aus, um die liſtige Dalilah gefangen zu nehmen: nun hat ſie mich und alle meine Leute zum Beſten gehabt. Mit welchem Geſichte werde ich vor dem Chalifen erſcheinen?“ Nun blieb ihm nichts mehr übrig, als ſich an Haſan Schuman zu wenden und ſeinen Beiſtand anzuflehen. Haſan ſagte ihm: „Sey ohne Sorge, vor Abend bringe ich die Alte vor den Chalifen; aber vorher muß er mir ihre Gnade verſprechen, denn dieſe Frau iſt keine Diebin, ſie hat gewiß alle dieſe Streiche nur vollbracht, um Beweiſe von ihrer Gewandtheit und Schlauheit zu geben.“ Sie begaben ſich hierauf zuſammen zum Chalifen, und als er Ahmed fragte, wo die Alte ſey, antwortete er: „Ich kann ſie nicht finden; beauftrage Haſan, ſie gefangen zu nehmen, der kennt ſie beſſer, als ich.“ — „Ich bürge für Alles, was den Leuten von Dalilah entwendet worden,“ hob Haſan an, „und bringe dir Dalilah her, wenn du ſie begnadigen willſt, denn ſie iſt keine gewöhnliche Diebin.“ — „Bei meinen Ahnen,“ ſchwur der Chalif, „wenn ſie den Leuten das Ihrige zurückgibt, ſo begnadige ich ſie; hier haſt du ein Gnadentuch für ſie, bringe es ihr!“ Haſan verließ den Chalifen, und in wenigen Stunden hatte er Dalilahs Wohnung ausgemittelt. Er begab ſich mit einigen ſeiner Leute vor ihr Haus und klopfte an der Thüre. Seinab fragte: „Wer da?“ — „Haſan Schuman!“ antwortete er. „Im Namen des Chalifen, wo iſt deine Mutter?“

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Neunhundert und ſechsundzwanzigſte Nacht.

Als Dalilah, welche oben war, dies hörte, ſagte ſie zu Seinab: „Jetzt ſind wir gefangen; gegen Haſan Schuman vermag ich nichts mehr. Sage ihm nur die Wahrheit, da kommen wir noch am beſten durch.“ — „Meine Mutter iſt hier,“ rief Seinab zum Fenſter hinunter; „was willſt du von ihr?“ — „Sie komme mit mir zum Chalifen und bringe Alles mit, was ſie den Leuten entwendet hat, dann wird der Chalif ſie begnadigen; weigert ſie ſich aber, dies zu thun, ſo klage ſie nur ſich ſelbſt an, wenn es ihr ſchlimm geht.“ Dalilah kam herunter, knüpfte das Gnadentuch um den Hals und lud die entwendeten Kleider und Stoffe auf den Eſel des Eſeltreibers und das Pferd des Beduinen, nahm einen Beutel voll Gold in die Taſche und wollte Haſan folgen. Haſan unterſuchte Alles; da er aber noch die Kleider und Waffen Ahmeds und ſeiner Einundvierzig vermißte, fragte er ſie, warum ſie dieſe zurückgelaſſen. Sie antwortete: „Die hat meine Tochter ausgezogen, nicht ich.“ Sie gingen nun miteinander zum Chalifen und legten Alles vor ihn hin, was dem Juden, dem Oberſten der Leibwache, dem Färber, dem Barbier, dem Beduinen, dem Eſeltreiber und Haſan gehörte, und Jeder nahm das Seinige zurück. Aber der Färber rief: „Wer erſetzt mir meine zu Grunde gerichtete Färberei?“ Auch der Eſeltreiber ſchrie: „Wer bezahlt

mir meine erlittenen Schmerzen und wer erſtattet mir meine Zähne wieder?“ Der Chalif lachte und ließ Jedem hundert Dinare bezahlen. Dann fragte er Dalilah: „Warum haſt du den Leuten ſo viel auf einmal entwendet?“ — „Nicht aus Begierde,“ antwortete Dalilah, „nach Dem, was Andern gehört, ſondern weil ich ſo viel von der Gewandtheit Ahmeds und Haſans hörte, daß ich zeigen wollte, daß ich ihnen in Nichts nachſtehe.“ — „Und was wünſcheſt du?“ fragte der Chalif. „Mein Vater,“ antwortete Dalilah, „war Richter in Bagdad; ich beſchäftigte mich, Tauben zu Briefträgern zu erziehen, und mein Gatte war Polizeipräfekt. Ich möchte nun für mich den Gehalt meines Vaters und für meine Tochter den meines Gatten beziehen.“ — „Und was wollt ihr dafür leiſten?“ fragte der Chalif. „Ich will die Oberaufſeherin deines großen Khans ſeyn.“ Der Chalif hatte nämlich einen Khan für Kaufleute errichten laſſen, welcher dreißig Wohnungen enthielt; vierzig Sklaven waren zur Bewachung deſſelben und zur Bedienung der darin wohnenden Kaufleute angeſtellt, und vierzig Hunde wurden unterhalten, um ihn vor jedem Einbruche bei Nacht zu ſchützen; auch war ein eigener Koch angeſtellt, um dieſe Sklaven und Hunde zu füttern. „Meiner Tochter aber, welche noch beſſer als ich die Leitung der Taubenpoſt verſteht, räume das Schlößchen vor dem Khan ein, daß ſie dort mit der Erziehung der Tauben ſich beſchäftige und die Verſendung deiner geheimen Briefe beſorge.“ Der Chalif ernannte ſogleich Dalilah zur Oberaufſeherin des Khans und vertraute Seinab die Leitung der Taubenpoſt an.

Das iſt's, was wir von den Streichen der liſtigen Dalilah wiſſen. Nicht minder merkwürdig ſind aber die damit zuſammenhängenden

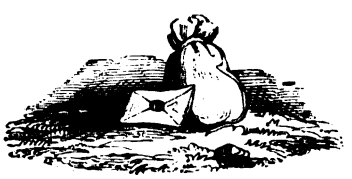
Streiche des Egyptiers Ali.

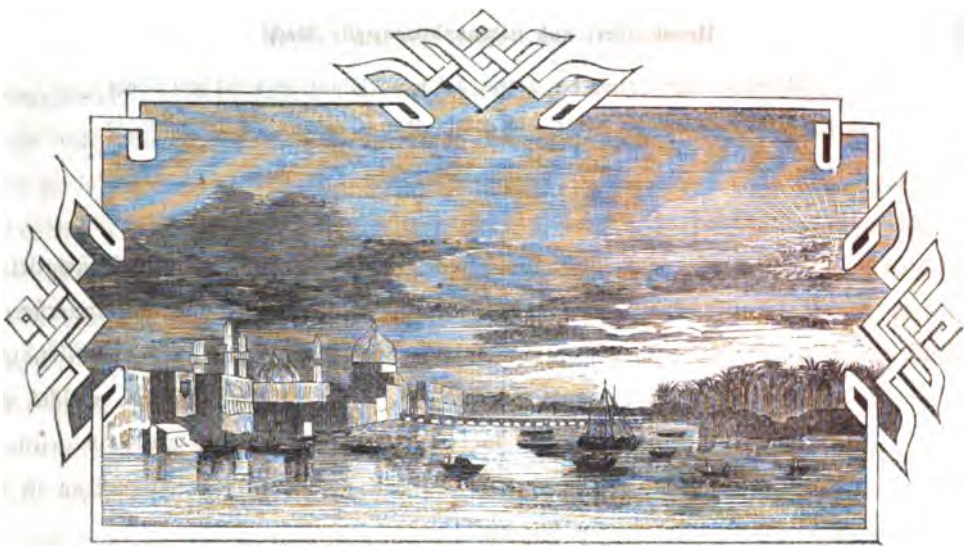
Salech, der Polizeipräfekt von Kahira, der vierzig Agenten zu ſeiner Verfügung hatte, gab ſich alle mögliche Mühe, um ſeiner habhaft zu werden, aber vergebens; er erhielt deßhalb auch den Beinamen Queckſilber, weil er, ſo oft man ihn zu haſchen glaubte, wieder entrann. Eines Tages, als er ſehr verſtimmt war, ging er, um ſich zu erheitern, in ein Weinhaus, ließ ſich ein beſonderes Zimmer geben und trank ſo viel Wein, bis er ihm in den Kopf ſtieg. Dann ging er wieder auf die Straße; da kam ein Mann vorüber, welcher Cibebenwaſſer ausrief: „Komm her,“ rief ihm Ali zu: „und gib mir zu trinken!“ Der Waſſerträger füllte einen Becher voll und reichte ihn

Ali; aber er goß ihn auf die Erde und forderte einen andern Becher voll. Der Waſſerträger füllte ihn wieder; aber Ali goß ihn wieder aus, ließ ſich einen dritten Becher voll reichen und ſchüttete auch dieſen auf die Erde. Da ſagte der Waſſerträger: „Wenn du nicht trinken willſt, ſo gehe deines Weges.“ Ali ließ ſich noch einmal den Becher füllen, nippte ein wenig daran und gab ihn dem Waſſerträger mit einem goldnen Dinar zurück. Der Waſſerträger ſah ihn ſpottend und mit unzufriedener Miene an. Da griff Ali nach ſeinem Dolche und ſagte ihm: „Wehe dir, was ſpotteſt du meiner? Du haſt mir drei Becher voll Waſſer gereicht, die höchſtens drei Drachmen werth ſind, und ich habe dir dafür einen Dinar geſchenkt: was willſt du mehr? Iſt dir je ein freigebigerer Menſch begegnet, als ich bin?“ — „Allerdings,“ antwortete der Waſſerträger; „ich kenne einen Mann, deſſen Freigebigkeit nie übertroffen wird, ſo lange Frauen Kinder gebären. Wiſſe nämlich, mein Vater war der Oberſte der Waſſerträger in Kahira und hinterließ mir bei ſeinem Tode fünf Kameele, ein Maulthier, einen Laden und ein Haus. Aber der Arme wird ſelten reich, und wenn er reich iſt, ſo ſtirbt er. Bald nach ſeinem Tode entlehnte ich fünfhundert Dinare; ich wollte nämlich nach Mekka pilgern und von dort einige in Egypten gangbare Waaren mitbringen. Ich verlor aber auf dem Wege mein Geld und wagte es wegen meiner Schulden nicht, nach

Egypten zurückzukehren. Ich schloß mich daher der syrischen Karavane an bis Halep (Aleppo), und von hier ging ich nach Bagdad, fragte nach dem Obersten der Wasserträger und erzählte ihm, was mir widerfahren. Der Oberste gab mir einen Schlauch und die übrigen Geräthschaften zum Wassertragen; aber ich ging vom Morgen bis Mittag in der Stadt umher und konnte für keinen Drachmen Wasser verkaufen. Der Eine sagte: ‚Ich trinke nicht, bis ich gegessen habe;' der Andere sagte: ‚Gott helfe dir!' und der Dritte wieder etwas Anderes. Gegen Mittag sah ich einen großen Zug von bewaffneten Leuten durch die Stadt reiten, dem viele Leute nachliefen; ich war auch begierig, ihn zu sehen, und als ich fragte, was er bedeute, sagte man mir: ‚Der neue Polizeipräfekt Ahmed Denf reitet heute zum ersten Male mit seinen Leuten aus.' Als der Zug an mir vorüber kam, hielt Ahmed Denf sein Pferd an und rief mir zu: ‚Komm her, Wasserträger, ich habe Durst, gib mir zu trinken!' Ich reichte ihm einen Becher voll Wasser hin; aber er goß ihn aus und forderte einen zweiten. Aber auch den zweiten stürzte er um auf den Boden, gerade wie du. Als ich ihm dann auf sein Begehren den dritten reichte, schlürfte er einige Tropfen davon hinunter und fragte mich, wo ich her sey. Ich antwortete: ‚Aus Kahira.' Da rief er: ‚Gott segne die Bewohner Egyptens! Wie kamst du aber hierher?' Da erzählte ich ihm die Ursache meiner Entfernung aus der Heimath und gab ihm zu verstehen, daß meine Lage nicht die allerbeste wäre. Er griff in seine Tasche, holte fünf Dinare heraus und schenkte sie mir. Dann sagte er seinen Leuten: ‚Schenket zu Ehren Gottes diesem Manne etwas.'

Scheherzad setzte diese Erzählung in der folgenden Nacht mit den Worten des Wasserträgers fort:





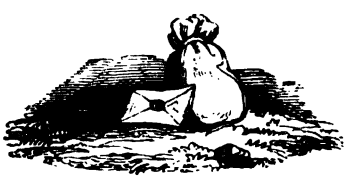
Neunhundert und ſiebenundzwanzigſte Nacht.

„Da ſchenkte mir ein Jeder einen Dinar. Beim Wegreiten ſagte mir Ahmed noch: ‚Gib mir nur zu trinken, ſo oft du mir begegneſt: du ſollſt jedes Mal ſo viel von mir erhalten.‘ In kurzer Zeit erhielt ich nun tauſend Dinare theils von ihm ſelbſt, theils von ſeinen Leuten und Andern, die mich als ſeinen Günſtling beſchenkten. Als ich dieſe Summe beiſammen hatte, ging ich zu ihm, küßte ihm die Hand und ſagte ihm: ‚Es reist in dieſen Tagen eine Karavane nach Kahira: erlaube mir, mich ihr anzuſchließen, um meine Familie wiederzuſehen.‘ Da ſchenkte er mir hundert Dinare und ein Maulthier und ſagte: ‚Ich gebe dir auch einen Brief an Ali Queckſilber nach Kahira mit und bitte dich, wenn du den Brief abgibſt, ihn von ſeinem ehemaligen Meiſter zu grüßen.‘ Sobald er den Brief geſchrieben hatte, nahm ich Abſchied von ihm und reiste hierher, bezahlte meine Schulden und ward wieder Waſſerträger; den Brief an Ali trage ich aber noch immer bei mir, denn ich weiß nicht, wo er wohnt, und Niemand kann mir es ſagen.“

„Freue dich, Waſſerträger!“ rief Ali; „ich bin Ali Queckſilber, gib mir den Brief!“ Der Waſſerträger zog den Brief aus ſeiner Taſche und überreichte ihn Ali. Als er ihn öffnete, fand er zuerſt folgenden Vers darin:

Egypten zurückzukehren. Ich schloß mich daher der syrischen Karavane an bis Halep (Aleppo), und von hier ging ich nach Bagdad, fragte nach dem Obersten der Wasserträger und erzählte ihm, was mir widerfahren. Der Oberste gab mir einen Schlauch und die übrigen Geräthschaften zum Wassertragen; aber ich ging vom Morgen bis Mittag in der Stadt umher und konnte für keinen Drachmen Wasser verkaufen. Der Eine sagte: ‚Ich trinke nicht, bis ich gegessen habe;‘ der Andere sagte: ‚Gott helfe dir!‘ und der Dritte wieder etwas Anderes. Gegen Mittag sah ich einen großen Zug von bewaffneten Leuten durch die Stadt reiten, dem viele Leute nachliefen; ich war auch begierig, ihn zu sehen, und als ich fragte, was er bedeute, sagte man mir: ‚Der neue Polizeipräfekt Ahmed Denf reitet heute zum ersten Male mit seinen Leuten aus.‘ Als der Zug an mir vorüber kam, hielt Ahmed Denf sein Pferd an und rief mir zu: ‚Komm her, Wasserträger, ich habe Durst, gib mir zu trinken!‘ Ich reichte ihm einen Becher voll Wasser hin; aber er goß ihn aus und forderte einen zweiten. Aber auch den zweiten stürzte er um auf den Boden, gerade wie du. Als ich ihm dann auf sein Begehren den dritten reichte, schlürfte er einige Tropfen davon hinunter und fragte mich, wo ich her sey. Ich antwortete: ‚Aus Kahira.‘ Da rief er: ‚Gott segne die Bewohner Egyptens! Wie kamst du aber hierher?‘ Da erzählte ich ihm die Ursache meiner Entfernung aus der Heimath und gab ihm zu verstehen, daß meine Lage nicht die allerbeste wäre. Er griff in seine Tasche, holte fünf Dinare heraus und schenkte sie mir. Dann sagte er seinen Leuten: ‚Schenket zu Ehren Gottes diesem Manne etwas.‘

Scheherfad setzte diese Erzählung in der folgenden Nacht mit den Worten des Wasserträgers fort:



Kameeltreiber, ihm zu helfen. Als Ali dies ſah, näherte er ſich ihm, grüßte ihn und fragte ihn, wie es käme, daß er keinen Gehülfen und keinen Diener mitgenommen habe zu ſo vielen Mauleſeln mit Waaren beladen. „Ich hatte zwei Jungen bei mir,“ antwortete der Oberſte, „die ich kleidete und denen ich noch Geld in die Taſche gab; aber ſobald wir vor der Stadt waren, entflohen ſie, und nun befinde ich mich allein.“ Als Ali dies hörte, ſagte er: „Ich will dein Gehülfe ſeyn,“ und fing ſogleich an, die Mauleſel mit den auf der Erde herumliegenden Waaren zu beladen. Der Kaufmann gewann ihn deßhalb ſehr lieb und theilte mit ihm allen Mundvorrath, den er bei ſich hatte. Die Karavane ſetzte glücklich ihren Weg fort, bis ſie an den Löwenwald kam. Dort hauste ein Löwe, der jede Karavane anfiel und ſehr oft einen Menſchen fraß. Es ward gewöhnlich unter den Kaufleuten gelost, wer vorangehen und ſich dem Löwen hingeben müſſe, um die Uebrigen zu retten.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag, weßhalb ſie erſt in der nächſten Nacht alſo fortfuhr:

„Ich ſchreibe dir, Zierde der Edlen, auf einem Blatte, das mit dem Winde zu dir gelangt; hätte ich Flügel, ich würde ihm ſelbſt noch zuvorkommen, ſo groß iſt meine Sehnſucht nach dir!“

Dann ſtand im Briefe:

„Den ſchönſten Gruß vom Polizeipräfekten Ahmed Denf an den Beſten ſeiner Zöglinge, den Kahiraner Ali Queckſilber! Wiſſe, daß ich durch meine Gaunerſtreiche in Kahira ſowohl als ſpäter hier ſo berühmt geworden bin, daß der Fürſt der Gläubigen mich zum Polizeipräfekten von Bagdad ernannt hat. Iſt die Freundſchaft, welche uns verband, noch dieſelbe in deinem Herzen, ſo komm hierher; es wird dir bald gelingen, dich hervorzuthun und ein anſehnliches Amt an der Polizei zu erhalten. Das iſt der Zweck dieſes Schreibens. Friede ſey mit dir!“

Als Ali dieſen Brief geleſen hatte, küßte er ihn, legte ihn unter ſeinen Turban und ſchenkte dem Waſſerträger noch zehn Dinare. Dann ging er zu ſeinen Freunden, nahm Abſchied von ihnen und verſprach ihnen, daß er auch in der Ferne ſich ihrer annehmen wollte, ſteckte eine kleine Büchſe zu ſich, welche ein ſehr langes auseinandergeſetztes Schwert enthielt, und ſuchte eine Karavane auf, welche nach Syrien reiste. Da hörte er, daß eine große Karavane, bei der ſich auch der Oberſte der Kaufleute Kahira's befände, ſchon außerhalb der Stadt lagere und zum Aufbruche bereit ſey. Er

verließ ſchnell die Stadt und fand ſchon Alles zum Abmarſche bereit, nur der Oberſte der Kaufleute hatte ſeine Waaren noch nicht aufgepackt, und vergebens bat er die

Kameeltreiber, ihm zu helfen. Als Ali dies ſah, näherte er ſich ihm, grüßte ihn und fragte ihn, wie es käme, daß er keinen Gehülfen und keinen Diener mitgenommen habe zu ſo vielen Mauleſeln mit Waaren beladen. „Ich hatte zwei Jungen bei mir," antwortete der Oberſte, „die ich kleidete und denen ich noch Geld in die Taſche gab; aber ſobald wir vor der Stadt waren, entflohen ſie, und nun befinde ich mich allein." Als Ali dies hörte, ſagte er: „Ich will dein Gehülfe ſeyn," und fing ſogleich an, die Mauleſel mit den auf der Erde herumliegenden Waaren zu beladen. Der Kaufmann gewann ihn deßhalb ſehr lieb und theilte mit ihm allen Mundvorrath, den er bei ſich hatte. Die Karavane ſetzte glücklich ihren Weg fort, bis ſie an den Löwenwald kam. Dort hauste ein Löwe, der jede Karavane anfiel und ſehr oft einen Menſchen fraß. Es ward gewöhnlich unter den Kaufleuten gelost, wer vorangehen und ſich dem Löwen hingeben müſſe, um die Uebrigen zu retten.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag, weßhalb ſie erſt in der nächſten Nacht alſo fortfuhr:

Neunhundert

und

achtundzwanzigſte Nacht.

Das Loos fiel dieſes Mal auf den Oberſten der Kaufleute, der ſo ängſtlich und beſtürzt darüber war, daß er ſchon ſein Teſtament machte. „Warum biſt du ſo verzweifelt?“ fragte ihn Ali; „iſt denn ein Löwe unbeſiegbar? Was gibſt du mir, wenn ich ſtatt deiner den Löwen bekämpfe?“ — „Tauſend Dinare!“ antwortete der Kaufmann. Ali öffnete ſeine Büchſe, zog ſeine Klingen heraus, ſetzte ſie zuſammen und verſetzte dem Löwen, der bald darauf aus dem Walde geſprungen kam, einen Hieb zwiſchen die Augen, der ihm den ganzen Kopf entzwei ſpaltete. Als der Oberſte der Kaufleute dies ſah, umarmte und küßte er Ali und gab ihm die tauſend Dinare. Auch die übrigen Kaufleute ſchenkten ihm ein Jeder zwanzig Dinare.

Am folgenden Tage kamen ſie in's Hundsthal, wo ein Beduine mit ſeiner Räuberbande ſich aufhielt, der ſchon manche Karavane ausgeplündert hatte. Auch dieſes Mal zeigte er ſich wieder, im Begriffe, die Karavane zu überfallen; manche Kaufleute entflohen; der Oberſte ſchrie: „Wehe mir, mein ganzes Vermögen iſt dahin!“ Da trat Ali hervor und forderte den Beduinen, welcher die Räuberbande anführte, zu einem Zweikampf heraus. Als der Beduine aber zu ihm heranſprengte, zog er ſchnell einen Panzer an, daran viele Schellen hingen, ſo daß das Pferd des Beduinen ſcheu ward und umkehrte. Dieſen Augenblick benutzte Ali und ſtieß dem Beduinen eine Lanze in den Nacken, die ihn tödtlich verwundete. Sobald der Anführer todt war, entflohen alle

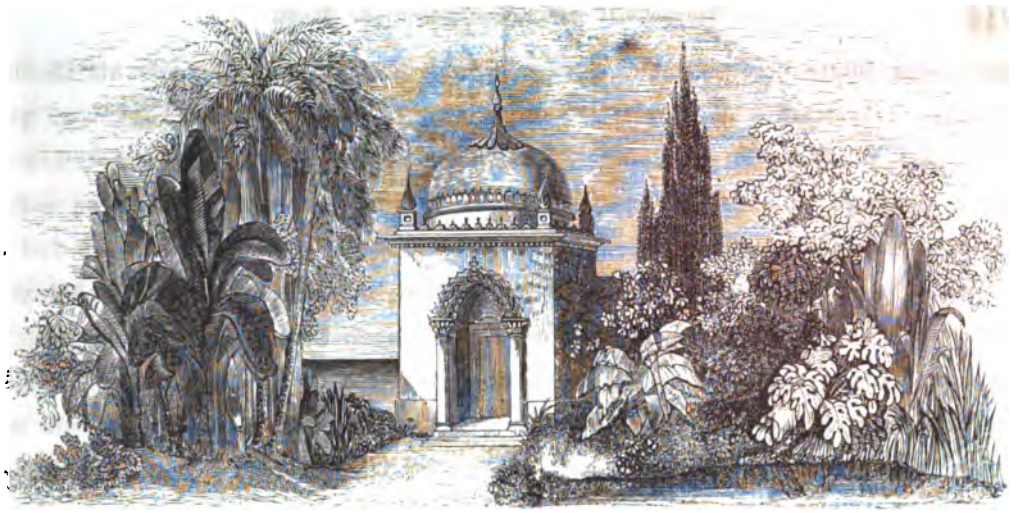
seine Leute, und die Karavane setzte ungehindert ihren Weg bis Bagdad fort. Hier nahm Ali Abschied von dem Obersten der Kaufleute und bat ihn, das Geld, das ihm auf der Reise geschenkt worden, seinen Kameraden in Kahira zu geben.

Ali erkundigte sich jetzt nach der Wohnung Ahmed Denfs, aber Niemand wollte ihn hinführen. Da sah er Kinder auf der Straße vor einem Zuckerbäckerladen spielen und dachte: Eines von diesen wird mir wohl für ein Stück Kuchen Ahmeds Wohnung zeigen. Er ging in den Laden und kaufte einige Süßigkeiten, zeigte sie den Kindern und fragte sie, wer ihm Ahmed Denfs Haus zeigen wolle. Einer der Knaben, welcher Ahmed Lakit hieß und Seinabs Neffe war, trieb seine Spielkameraden zurück und sagte zu Ali: „Folge mir nur, bis ich ein Steinchen an eine Thüre werfe,

da ist Ahmeds Haus.“ Ali ging hinter ihm her und klopfte an die Thüre, gegen welche der Knabe ein Steinchen warf. Sobald Ahmed Denf es hörte, rief er seinem

Diener zu: „Oeffne ſchnell! Ali Queckſilber ſteht vor der Thüre, ich kenne ſein Klopfen!“ Ahmed nahm Ali ſehr freundſchaftlich auf, ſchenkte ihm ein Kleid, wie es ſeine vierzig Agenten trugen, und erbot ſich, ihn dem Chalifen vorzuſtellen, damit er ihm einen Gehalt ausſetze. „Damit hat es noch Zeit,“ erwiderte Ali; „ich will einmal zuerſt mich in Bagdad umſehen und auf irgend eine Weiſe hervorthun.“ — „Sey aber nur behutſam,“ verſetzte Ahmed: „Bagdad iſt kein Kahira; Bagdad iſt die Reſidenz des Chalifen, der Sammelplatz aller Gauner und Spione, die hier gleichſam aus der Erde hervorwachſen, wie das Gras an den Ufern des Nil; ich rathe dir ſogar, an den erſten Tagen gar nicht auszugehen, und dich zuerſt von mir und meinen Leuten über die Sitten und Gebräuche der Bewohner Bagdads belehren zu laſſen. Ali blieb nun drei Tage bei Ahmed, der ihn königlich bewirthete; am vierten Tage hatte er Luſt, auszugehen, denn er war nicht gewöhnt daran, ſo lange zu Hauſe zu bleiben, und fühlte ſich daher ſehr beklommen. Als er auf der Straße war, ſah er vierzig bewaffnete Sklaven vorübergehen, und hinter ihnen ritt die Gaunerin Dalilah auf einem Mauleſel in fürſtlichem Aufzuge; ſie kam eben vom Divan des Chalifen und begab ſich in ihren Khan. Als ſie Ali Queckſilber ſah, fiel er ihr auf, denn er hatte viel Aehnlichkeit mit Ahmed Denf, und die Gewandtheit und Tapferkeit leuchteten aus ſeinem Geſichte hervor.

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:



Neunhundert und neunundzwanzigste Nacht.

Sobald Dalilah in den Khan kam, holte sie ihr Sandbrett hervor, schrieb allerlei Namen hinein, bis sie endlich durch verschiedene Zauberkünste den Namen Ali Queckſilber herausbrachte, der ihr aus Ahmeds Erzählungen schon bekannt war; zugleich sah sie aber auch im Sande, daß sein Glücksstern heller leuchtete, als der ihrige und der Seinabs. „Was hast du gesehen?“ fragte Seinab ihre Mutter: „daß du so blaß wirst?“ — „Ich habe heute einen jungen Mann auf der Straße gesehen,“ antwortete Dalilah, „der mir wegen seiner Aehnlichkeit mit Ahmed Denf so sehr auffiel, daß ich begierig war, zu wissen, wer er ist. Nun habe ich herausgebracht, daß es Ali Queckſilber aus Kahira ist, ein Zögling Ahmed Denfs, der gewiß seinen Meister rächen und uns einen schlimmen Streich spielen wird.“ — „Dem will ich schon die Luſt vertreiben, etwas gegen uns zu unternehmen,“ sagte Seinab. Sie zog sogleich das schönste Kleid an, das sie hatte, ging aus und durchstreifte die Straßen Bagdads, bis sie Ali Queckſilber fand, den sie nach der Schilderung ihrer Mutter sogleich erkannte. Als sie neben ihm stand, stieß sie ihn ein wenig mit dem Arme und sagte: „Gott segne die gescheiten Leute!“ — „Gott erhalte deine schöne Gestalt!“ sagte Ali; „wer bist du?“ — „Ich bin die Tochter eines Kaufmanns,“ antwortete Seinab, „und

auch mein Gatte ist Kaufmann. Dieser ist aber auf einer Reise, und als ich mich allein zu Tisch setzen mußte, war es mir unmöglich, einen Bissen zu essen. Ich ging daher aus, um Appetit zu bekommen — es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich allein ausgehe; nun gefällst du mir so gut, daß ich gern dich bei Tisch an meiner Seite haben möchte; willst du mir folgen?"

Ali sagte: „Wer ruft, dem wird geantwortet," und ging einige Straßen weit hinter ihr her. Dann dachte er doch an die Warnung Ahmeds und an die Gefahr, in einer fremden Stadt sich mit einer verheiratheten Frau in ein Verhältniß einzulassen. Er griff daher in seine Tasche, holte einen Dinar heraus, reichte ihn Seinab hin und sagte: „Nimm dies; ich kann dir jetzt nicht weiter folgen." Aber Seinab stieß seine Hand zurück und beschwor ihn, sie nach Hause zu begleiten und sich von ihr bewirthen zu lassen. Ali konnte nicht widerstehen und blieb bei ihr, bis sie vor einem großen Hause mit verschlossenem Thore still hielt. „Das ist mein Haus," sagte Seinab; „öffne das Thor!" — „Wo ist der Schlüssel?" fragte Ali. „Den habe ich verloren," antwortete Seinab; „schlage nur die Thüre ein!" Ali versetzte: „Das werde ich nimmermehr thun; ich will nicht für einen Dieb gehalten werden." Er war im Begriff, sie zu verlassen, weil sie ihm verdächtig vorkam; aber sie hob ihren Schleier auf und zeigte ihm ein so schönes Gesicht, daß es ihm nicht mehr möglich war, sich von ihr zu trennen. Da er indessen die Thüre nicht mit Gewalt erbrechen wollte, öffnete sie das Schloß ohne Schlüssel, durch die Kraft einiger heiligen Namen von der Mutter Moses, und ging mit Ali in den Hof. Sie lief dann an den Brunnen, welcher im Hofe war, und wusch ihre Hände; darauf schlug sie sich auf die Brust und schrie: „Wehe mir, ich bin verloren!" Ali sprang zu ihr hin und fragte sie, was ihr zugestoßen. „Ich habe einen Diamantring in den Brunnen fallen lassen," antwortete sie, „der bei meinem Gatten für fünfhundert Dinare verpfändet ist und den ich ohne sein Wissen angezogen habe. Nun gehe du einstweilen hinauf, daß ich mich entkleide und in den Brunnen hinabsteige, um ihn zu suchen." — „Das gebe ich nicht zu," rief Ali; „bleibe da, ich steige hinunter!" Er warf sogleich seine Kleider von sich, band sich an den Eimer fest, und Seinab ließ ihn langsam hinunter in den Brunnen, der sehr tief war, aber nicht viel Wasser hatte. Als er drunten war, nahm sie seine Kleider, ging damit zu ihrer Mutter und erzählte ihr Alles.

Ali mußte im Brunnen bleiben, bis der Emir Hasan, Eigenthümer des Hauses, welcher den ganzen Vormittag im Divan des Chalifen zuzubringen pflegte, nach Hause kam. Er wollte vor dem Mittagsgebete sich waschen und befahl seinem Diener, die

Waſchkanne am Brunnen zu füllen. Dieſer fand aber den Eimer ſo ſchwer, daß er ihn nicht heraufziehen konnte; er ſah dann hinunter und erſchrack ſo ſehr, als er eine menſchliche Geſtalt darin erblickte, daß er Ali für einen Afrit (Geſpenſt) hielt, um ſo mehr, da er gewiß wußte, daß er beim Weggehen das Hausthor geſchloſſen hatte und es nun offen ſtand, ohne daß etwas am Schloſſe verletzt war. Er lief daher erſchrocken zu ſeinem Herrn und ſagte ihm: „Mein Herr, ich habe einen Afrit im Brunnen geſehen!“ — „So rufe vier Geiſtliche,“ ſagte Haſan, „daß ſie den Koran vor ihm leſen, bis er ſich entfernt.“ Die Geiſtlichen laſen lange die wirkſamſten Stellen aus dem Koran vor dem Brunnen, es wollte aber kein Afrit heraufſteigen. Endlich rief Haſan ſeinen Stallknecht und mehrere andere Diener herbei, um den Eimer heraufzuziehen, und ihr Erſtaunen war nicht gering, als Ali halb nackt aus dem Eimer

herausſprang. Die Geiſtlichen riefen, Gott lobend: „Hier iſt der Afrit!“ Haſan, der aber hinzutrat, ſagte: „Hier iſt ein Menſch wie ich, und kein Afrit. Wie kamſt du in

dieſen Brunnen?" fragte er dann Ali. „Biſt du ein Dieb?" — „Nein," antwortete Ali; „ich wollte im Tigris baden, da ſank ich unter und die Strömung des Waſſers trieb mich durch einen Kanal bis hierher." — „Das kann nicht ſeyn," ſagte Haſan; „mein Brunnen ſteht in keiner Verbindung mit dem Tigris; geſtehe die Wahrheit oder ich werde dich als einen Dieb anſehen, der ſich in meiner Abweſenheit hier eingeſchlichen." Da erzählte ihm denn Ali, auf welche Weiſe er in den Brunnen gekommen, und bat ihn um einige Kleider, damit er nicht halb nackt nach Hauſe gehen müſſe. Als er dann in alten Kleidern vor Ahmed Denf erſchien, ſagte ihm dieſer: „Habe ich dich nicht vor den Streichen der hieſigen Gauner gewarnt? Hier gibt es Frauen, welche die klügſten Männer zum Beſten haben." Als Ali dann erzählte, auf welche Weiſe er ſeine Kleider verloren, ſagte Ahmed: „Dieſen Streich hat dir keine Andere, als Seinab, die Tochter der Gaunerin Dalilah, Oberaufſeherin des großen Khans, geſpielt; doch haſt du dich nicht zu ſchämen, denn es ging deinem Meiſter mit ſeinen Einundvierzig auch ſchon einmal ſo mit ihr." — „Nun," ſagte Ali, „liebe ich ſie noch mehr als zuvor, und werde nicht eher ruhen, bis ſie meine Frau wird." — „Das wird nicht ſo leicht ſeyn," verſetzte Ahmed; „reiße dich los von ihr, ſo lange du es noch kannſt."

Der Tag dämmerte bereits bei dieſen Worten Scheherſads; ſie ſchwieg deßhalb und fuhr erſt in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:

Neunhundert

und

dreißigſte Nacht.

Während dieſes Geſprächs trat Haſan Schuman herein, und als er hörte, wovon die Rede war, ſagte er zu Ali: „Willſt du zum Ziele gelangen, ſo folge meinem Rathe. Du haſt bis auf die Farbe die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem Koch aus dem Khan, den Dalilah mit ihrer Tochter bewohnt; nimm daher eine pechartige, ſchwarze Farbe und färbe dich damit; dann gehe auf den Markt, wo gewöhnlich Dalilahs Koch ſein Fleiſch und ſeine Gemüſe einkauft, grüße ihn als deinen Landsmann und lade ihn zu einem Frühſtück ein. Wenn er dir entgegnet, er habe ſo viel zu thun für die vierzig Sklaven, und eben ſo viele Hunde, für Dalilahs und Seinabs Tiſch, ſo beſchwöre ihn, wenigſtens ein Glas Buza (eine Art Bier) und ein Stück Braten anzunehmen, das kein Schwarzer verſchmäht. Du führſt ihn dann in ein dazu gemiethetes Zimmer, und hat er einmal ein Glas Buza getrunken, ſo wird es dir leicht ſeyn, ihn zu einem zweiten und dritten zu bereden. Inzwiſchen wird er immer offener und geſprächiger, und du mußt ihn über Alles ausfragen, was er täglich zu beſorgen hat, über die Anzahl Schüſſeln, die er kochen muß ſowohl für Dalilah und Seinab, als für die Sklaven und Hunde, über den Platz, wo er den Küchen- und Speiſenmagazineſchlüſſel hinzulegen pflegt, kurz über Alles, was du wiſſen mußt, um ſeine Stelle verſehen zu können, ohne daß man den Wechſel bemerke. Hat er Alles ausgeplaudert, ſo ſchenke ihm noch einmal ein und gieße einen Schlaftrank in das Buza; ſobald es wirkt, entkleideſt du ihn, ziehſt ſeine Kleider an, ſteckſt ſein Küchenmeſſer in den Gürtel, nimmſt den Korb mit Gemüſe

und Fleiſch auf den Kopf, gehſt damit in die Küche des Khans und kochſt Alles, wie es der eigentliche Koch zu thun pflegte, du legſt aber ein einſchläferndes Pulver in die Speiſen, und wenn Seinab ſchläft, ſo nimmſt du deine und Ahmeds und ſeiner Leute Kleider aus ihrem Schlafzimmer, wo ſie ſie aufbewahrt, und gehſt damit fort; du tilgſt dadurch die Schmach, die auf dir und deinem Meiſter laſtet, und erwirbſt dir die Achtung Seinabs.“ Ali befolgte dieſen Rath; der Koch machte nicht viel Schwierigkeiten, ein Glas Buza anzunehmen, und er ward darauf ſo redſelig, daß Ali noch mehr von ihm erfuhr, als er eigentlich wiſſen wollte, er hörte nicht nur, wie viele Gerichte er täglich zuzubereiten hatte, ſondern auch noch, welche auf heute verlangt waren und welche am vorhergehenden Tage aufgetiſcht worden. Auch über den Platz, wo die verſchiedenen Schlüſſel lagen, erhielt er Auskunft, und nun zog er ſein einſchläferndes Pulver hervor, und miſchte es in das Buza, das er dem Koch vorſtellte. Dieſer ſtürzte um, ſobald er davon trank; Ali zog dann ſeine Kleider an und ging mit dem Marktkorbe in

den Khan. Aber Dalilah, welche von ihrem Fenſter Jeden ſehen konnte, der in den Khan ging, erkannte Ali ſogleich an ſeinem Gange und rief herunter: „Geh heim, Spitzbubenhäuptling, haſt du im Sinne, in dieſem Khan einen Spitzbubenſtreich auszuführen?“ — „Was ſagſt du, Pförtnerin?“ fragte Ali im Tone des Erſtaunens. „Was haſt du aus meinem Koch gemacht?“ verſetzte Dalilah, „haſt du ihn getödtet, oder ihm einen Schlaftrank beigebracht?“ — „Gibt es hier einen andern Koch, als ich?“ entgegnete Ali. „Du lügſt,“ ſchrie ihn Dalilah an, „du biſt Ali Queckſilber.“ Da ſagte er im Dialekte der Schwarzen: „O Pförtnerin, ſeit wann ſind die Egyptier ſchwarz? Auf dieſe Weiſe kann ich nicht länger dienen.“ — „Gott erhalte unſern Koch,“ riefen einige Sklaven Dalilah zu; „was willſt du von ihm?“ — „Es iſt nicht euer Koch,“ ſagte Dalilah, „wartet nur, ich komme gleich herunter, um einmal zu ſehen, ob ſeine Schwärze natürlich iſt.“ Sie kam und wuſch ihm den Arm, aber die Schwärze blieb, denn Haſan hatte ihm eine Salbe gegeben, welche das Waſſer nicht zu vertreiben vermochte. Demungeachtet beſtand Dalilah auf ihrer Behauptung, bis endlich die Sklaven ihr ſagten: „Laß doch den Koch unſer Mittageſſen zubereiten, iſt er es nicht, ſo wird er weder die Küche noch das Speiſezimmer finden, auch wird er nicht wiſſen, welche Gerichte er uns heute auftiſchen ſoll.“ — „Nun,“ ſagte Dalilah, „fragt ihn einmal, welche Speiſen ihr geſtern von ihm verlangt.“

Da der Morgen anbrach, ſo verſchob Scheherſad die Fortſetzung dieſer Geſchichte bis zur nächſten Nacht, in welcher ſie folgendermaßen begann:

Neunhundert

und

einunddreißigſte Nacht.

Ali ſagte eine Speiſe nach der andern her, nahm dann den Küchenſchlüſſel von dem Platze, wo er gewöhnlich lag, und ebenſo den zur Speiſekammer, ſo daß endlich Dalilah, welcher die Sklaven über ihren ungegründeten Verdacht Vorwürfe machten, ihn verließ und in ihre Wohnung zurückkehrte. Ali bereitete nun zuerſt das Eſſen für Seinab und Dalilah zu, und miſchte eine ſo ſtarke Doſis einſchläferndes Pulver hinein, daß ſie beim erſten Biſſen zuſammenſanken. Er reichte dann den Sklaven ebenfalls Speiſen, in welche er einen Schlaftrunk miſchte, in das Eſſen für die Hunde aber miſchte er Gift, ſo daß er des Abends ungeſtört mit allen Kleidern, welche Seinab ihm und Ahmed geraubt, ja ſogar mit ihren Tauben aus dem Khan gehen konnte. Als er zu Haſan kam, kochte ihm dieſer ein Kräuterwaſſer, das ihm ſeine frühere Farbe wieder gab. Hierauf ging er in das Gemach, wo der Koch noch ſchlafend lag, hielt ihm ein Gegenmittel gegen den Schlaftrank unter die Naſe, gab ihm ſeine Kleider wieder und ſeinen Korb und verließ ihn. Als der Koch nach Hauſe kam, fand er alle Thüren geöffnet, die Hunde todt, die Sklaven, ſowie Seinab und Dalilah, in tiefen Schlaf verſunken. Er weckte Letztere, und als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ein Papierchen neben ſich, auf dem geſchrieben ſtand: „Kein Anderer als der Egyptier Ali Queckſilber hat dir dieſen Streich geſpielt.“ — „Ich habe es wohl gewußt,“ ſagte ſie zu Seinab, „daß Ali ſeinen Meiſter Ahmed rächen würde, indeſſen meint er es gewiß gut mit uns, ſonſt hätte er uns, und namentlich dir, einen weit

ſchlimmern Streich ſpielen können.“ Sie ſchalt dann die Sklaven wegen ihres Widerſpruchs, und befahl ihnen, den ganzen Vorfall zu verſchweigen, kleidete ſich in gewöhnliche Frauenkleider, warf ein kleines Tuch um den Hals, und ging zu Ahmed Denf, bei dem auch Haſan Schuman und Ali Queckſilber waren. „Was willſt du, verruchte Alte?“ fragte ſie Haſan; „du haſt gewiß wieder mit deinem Bruder Sirak, dem Fiſcher, irgend einen ſchlimmen Streich vor.“ — „Das mag ſeyn,“ ſagte Dalilah; „aber dieſes Mal bin ich die Angeführte; einer deiner Leute hat uns die Poſttauben geſtohlen, und ich komme, ſie mir wieder von dir zu erbitten.“ — „Die Tauben ſind ſchon geſchlachtet,“ ſagte Ali, „ich wußte nicht, daß es Poſttauben waren.“ Dalilah erſchrack um ſo mehr, als ſie dies hörte, da wirklich auf dem Tiſche gebratene Tauben ſtanden. Als ſie aber daran roch, ſagte ſie ſogleich: „Das ſind nicht unſere Tauben,

die müßten nach Moſchus riechen, mit deſſen Körnern ich ſie gefüttert habe.“ — „Nun,“ ſagte Haſan, der wohl wußte, daß andere Tauben zum Eſſen gekauft wurden, „gewähre Ali's Bitte, ſo ſollſt du deine Tauben wieder haben.“ — „Und was verlangt er von mir?“ fragte Dalilah. „Deine Tochter Seinab zur Gattin,“ antwortete Haſan. „Ich habe keine Gewalt über ſie,“ verſetzte Dalilah; „wenn er aber wirklichen Gaunermuth hat, ſo werbe er um ſie bei ihrem Oheim, dem Fiſcher Sirak, welcher

ihr Pfleger iſt.“ — „Willſt du unſern Freund verderben?“ fragte Haſan; „Sirak iſt der Meiſter aller Spitzbuben aus Irak, ihm iſt es ein Leichtes, den fernſten Stern zu erreichen und den Leuten den Kohl aus den Augen zu ſtehlen. Um Käufer in ſeinen Fiſcherladen zu locken, hat er einen Beutel mit zweitauſend Dinaren hinter die Thüre gehängt, und er ruft immer: ‚Ihr Spitzbuben Egyptens, ihr Gauner aus Irak, ihr Beutelſchneider aus Perſien! Der Fiſcher Sirak hat einen Beutel voll Gold in ſeinem offnen Laden hängen; verſucht es einmal, ihn zu ſtehlen!‘ Bisher haben aber die gewandteſten Spitzbuben ſich vergebens bemüht, dieſe zweitauſend Dinare zu ſtehlen, denn Schellen, welche an einer ſeidenen Schnur befeſtigt ſind, warnen ihn durch ihren Klang, ſobald der Beutel, an den dieſe Schnur geknüpft iſt, berührt wird, und er hat ſchon Manchen, den er auf dieſe Weiſe ertappte, mit bleiernen Kugeln, die er vor ſich liegen hat, getödtet oder ſchwer verwundet.“

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, da der Tag herannahte; in der nächſten Nacht aber ſetzte ſie ſolche folgendermaßen fort:

Neunhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Dalilah erwiderte: „Wer meine Tochter Seinab heirathen will, darf keine Gefahr scheuen; übrigens wird ohne Siraks Zustimmung meine Tochter nicht heirathen.“ Ali nahm diese Bedingung an und gab ihr ihre Tauben zurück. Sobald sie fort war, baten ihn Hasan und Ahmed, sein Vorhaben aufzugeben und sich um eine andere Gattin zu bewerben; allein er gab ihnen kein Gehör, ließ sich Frauenkleider bringen, verkleidete sich als eine vornehme schwangere Frau und ging auf die Straße, nahm einen Esel, stellte sich dem Eseltreiber als die Gemahlin des Obersten Hasan vor, und ritt mit ihm durch die Stadt, bis er an dem Laden Siraks vorüberkam. Da sagte er zum Eseltreiber: „Ich rieche so gute gebackene Fische, daß es mich darnach gelüstet; geh und laß dir einige von dem Fischhändler geben. Während aber der Eseltreiber mit Sirak um ein Stückchen Fisch herumstritt, zerdrückte Ali eine Blase voll Hammelsblut, die er zu sich unter den Rock genommen hatte, und schrie: „Wehe mir! meine Leibesfrucht ist dahin!“ Als Sirak das Blut zu den Füßen Ali's sah, erschrack er so sehr, daß er aus dem Laden in sein Wohnzimmer floh; Ali benützte diesen Augenblick, um nach dem Beutel zu greifen, der im Laden hing, sobald aber Sirak den Klang der Schellen hörte, sprang er heraus und sagte: „Deine List ist dir nicht gelungen, du sollst aber an deine Verkleidung denken,“ und warf ihm darauf so lange bleierne Kugeln nach, bis er fern war.

Beschämt kam er wieder zu Hasan Schuman, warf seine Frauenkleider von sich und zog die eines Stallknechts an. Er ging wieder zu Sirak und forderte so viele Fische von ihm, daß er in die Küche gehen mußte, um frische zu backen; unterdessen suchte Ali den Beutel loszumachen, aber die seidene Schnur verrieth ihn wieder, und

ihr Pfleger iſt.“ — „Willſt du unſern Freund verderben?“ fragte Haſan; „Sirak iſt der Meiſter aller Spitzbuben aus Irak, ihm iſt es ein Leichtes, den fernſten Stern zu erreichen und den Leuten den Kohl aus den Augen zu ſtehlen. Um Käufer in ſeinen Fiſcherladen zu locken, hat er einen Beutel mit zweitauſend Dinaren hinter die Thüre gehängt, und er ruft immer: ‚Ihr Spitzbuben Egyptens, ihr Gauner aus Irak, ihr Beutelſchneider aus Perſien! Der Fiſcher Sirak hat einen Beutel voll Gold in ſeinem offnen Laden hängen; verſucht es einmal, ihn zu ſtehlen!‘ Bisher haben aber die gewandteſten Spitzbuben ſich vergebens bemüht, dieſe zweitauſend Dinare zu ſtehlen, denn Schellen, welche an einer ſeidenen Schnur befeſtigt ſind, warnen ihn durch ihren Klang, ſobald der Beutel, an den dieſe Schnur geknüpft iſt, berührt wird, und er hat ſchon Manchen, den er auf dieſe Weiſe ertappte, mit bleiernen Kugeln, die er vor ſich liegen hat, getödtet oder ſchwer verwundet.“

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, da der Tag herannahte; in der nächſten Nacht aber ſetzte ſie ſolche folgendermaßen fort:

Neunhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Dalilah erwiderte: „Wer meine Tochter Seinab heirathen will, darf keine Gefahr scheuen; übrigens wird ohne Siraks Zustimmung meine Tochter nicht heirathen.“ Ali nahm diese Bedingung an und gab ihr ihre Tauben zurück. Sobald sie fort war, baten ihn Hasan und Ahmed, sein Vorhaben aufzugeben und sich um eine andere Gattin zu bewerben; allein er gab ihnen kein Gehör, ließ sich Frauenkleider bringen, verkleidete sich als eine vornehme schwangere Frau und ging auf die Straße, nahm einen Esel, stellte sich dem Eseltreiber als die Gemahlin des Obersten Hasan vor, und ritt mit ihm durch die Stadt, bis er an dem Laden Siraks vorüberkam. Da sagte er zum Eseltreiber: „Ich rieche so gute gebackene Fische, daß es mich darnach gelüstet; geh und laß dir einige von dem Fischhändler geben. Während aber der Eseltreiber mit Sirak um ein Stückchen Fisch herumstritt, zerdrückte Ali eine Blase voll Hammelsblut, die er zu sich unter den Rock genommen hatte, und schrie: „Wehe mir! meine Leibesfrucht ist dahin!“ Als Sirak das Blut zu den Füßen Ali's sah, erschrack er so sehr, daß er aus dem Laden in sein Wohnzimmer floh; Ali benützte diesen Augenblick, um nach dem Beutel zu greifen, der im Laden hing, sobald aber Sirak den Klang der Schellen hörte, sprang er heraus und sagte: „Deine List ist dir nicht gelungen, du sollst aber an deine Verkleidung denken,“ und warf ihm darauf so lange bleierne Kugeln nach, bis er fern war.

Beschämt kam er wieder zu Hasan Schuman, warf seine Frauenkleider von sich und zog die eines Stallknechts an. Er ging wieder zu Sirak und forderte so viele Fische von ihm, daß er in die Küche gehen mußte, um frische zu backen; unterdessen suchte Ali den Beutel loszumachen, aber die seidene Schnur verrieth ihn wieder, und

er hatte Mühe, ohne Beulen davon zu kommen. Eine der ihm nachgeworfenen Kugeln traf einen Diener, der eine Schüssel voll heißer Suppe über die Straße trug, die Schüssel zerbrach und die heiße Suppe lief gerade dem Khadi, welcher neben dem Diener ging, den Nacken hinunter. Alle Leute versammelten sich um Sirak und forderten ihn auf, um ähnliches Unglück zu verhüten, den Lockbeutel wegzunehmen; er versprach es auch zu thun, aber am folgenden Tage sah ihn Ali wieder an derselben Stelle hängen. Da rief er einen Schlangenbeschwörer, der mit zwei zahmen Schlangen vorüberging, zu sich und bat ihn, mit ihm nach Hause zu gehen, um seine zwei Kinder mit seinen Künsten zu unterhalten. Als er bei ihm war, stellte er ihm eine Speise vor, in welche er einen Schlaftrank gemischt hatte, zog seine Kleider an, nahm den Beutel mit den zwei Schlangen und den übrigen Geräthschaften des Schlangenbeschwörers, ging damit vor den Laden Siraks und forderte ein Almosen. „Gott helfe dir!“ schrie ihn Sirak an. Da warf Ali die beiden Schlangen vor ihn, und er fürchtete sich so

ſehr, daß er in ſeine Wohnſtube lief. Ali griff ſchnell nach dem Beutel, aber auch dieſes Mal kam Sirak wieder herbei, ehe er ſich deſſen bemeiſtern konnte, und warf ihm einige Kugeln nach. Eine derſelben traf einen Offizier, der gerade vorüberging; er nöthigte Sirak, den Beutel wegzunehmen, aber am andern Morgen hing er wieder im Laden.

Ali verſuchte nun noch mehrere ähnliche Streiche, aber alle mißlangen ihm; da indeſſen die bleiernen Kugeln gar manchen Vorübergehenden unſchuldigerweiſe verletzten, und Sirak übrigens doch fürchtete, ihn zuletzt noch zu verlieren, gab er den Bitten ſeiner Nachbarn nach und entſchloß ſich, nach Ali's ſiebentem Verſuche, ihn mit in ſein Haus zu nehmen. Ali wartete, bis er des Abends nach Hauſe ging, und da es ſchon ſehr dunkel war, ſchlich er ſich unbemerkt in ſein Haus.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert

und

dreiunddreißigſte Nacht.

Ali hörte, wie Sirak zu ſeiner Gattin, welche eine freigelaſſene Sklavin des Viziers Djafar war, ſagte: „Hier bin ich endlich mit dem Beutel voll Gold, den ich dir für die einſtige Ausſteuer und Hochzeitsfeſtlichkeiten deines Sohnes Abd Allah verſprochen.“ Die Schwarze nahm ihm den Beutel ab und legte ihn in einen Schrank. Dann ſagte Sirak: „Ich will jetzt ein wenig ſchlafen, denn ich bin auf heute Nacht zu einem Feſte bei einem meiner Nachbarn geladen.“ Er legte ſich auf den Divan und fing bald an zu ſchnarchen. Die Schwarze aber ging in die Küche, um ihr Nachteſſen zuzubereiten. Da ſchlich Ali leiſe auf den Zehen zur Thüre herein, nahm den Beutel aus dem Schranke und ging damit zum Feſte, zu dem auch Sirak eingeladen war. Dieſem träumte, daß ein Vogel ſeinen Beutel mit Gold davontrage; er ſprang erſchrocken auf, rief ſeine Gattin und bat ſie, einmal nach dem Beutel zu ſehen. Als ſie ihn vergebens im Schranke ſuchte, ſagte Sirak: „Wehe mir! den hat Niemand anders als Ali geſtohlen, doch ich will ihn ſchon wieder bekommen.“ — „Das rathe ich dir,“ ſagte ſeine Gattin, „ſonſt, bei Gott, öffne ich dir die Hausthüre heute Nacht nicht.“ Sirak ging zum Feſte, wo er wohl wußte, daß auch Ali erſcheinen werde. Als er ihn ſah, zog er ſich zurück und dachte bei ſich ſelbſt: Schon gut, der hat meinen Beutel noch in der Taſche, den will ich bald haben. Er ging daher in die Straße, wo Ahmed Denf wohnte, und ſtieg von einem benachbarten Hauſe aus, das offen

stand, auf die Terrasse von Ahmed Denfs Haus und schlich dann leise bis zur Thüre herunter. Niemand bemerkte ihn, denn Alles schlief schon im Hause. Hier wartete er, bis Ali vom Feste kam und an die Thüre klopfte. Da fragte er, Hasan Schumans Stimme nachahmend: „Wer ist da?" — „Ali Queckſilber, der Egyptier." — „Hast du den Beutel Siraks." — „Ich habe ihn, öffne nur!" — „Ich darf nicht öffnen, bis du mir ihn gibst, ich habe mit Ahmed gewettet." — „So strecke die Hand zum Thorfensterchen heraus!" Sirak that dies, nahm den Beutel und entwich wieder durch die Terrasse auf dieselbe Weise, wie er gekommen war. Als Ali noch eine Weile vor der Thüre stand, und immer nicht geöffnet ward, klopfte er so stark, daß Alle im Hause erwachten. Hasan Schuman, der ihn am Klopfen erkannte, trat zu ihm heraus und fragte ihn: „Hast du den Beutel?" — „Du scherzest," antwortete Ali, „ich habe dir ihn ja eben durch das Thorfensterchen hineingereicht, weil du schwurst, du öffnetest mir nicht eher, bis du den Beutel habest." — „Bei Gott," schwur Hasan, „ich habe dir keinen abgenommen, gewiß hat ihn Sirak wieder." — „Nun," sagte Ali, „ich will mir ihn schon wieder verschaffen." Er kehrte hierauf wieder zu dem Feste zurück und sah sich nach Sirak um; sobald er ihn bemerkte, zog er sich zurück und stieg auf die Terrasse von Siraks Haus und von da in das Zimmer der Schwarzen, welche schlief und ihr Kind neben sich liegen hatte. Er zog die Kleider der Schwarzen an, und goß ihr sowohl als dem Kinde einige Tropfen Schlaftrank ein und wartete, bis Sirak nach Hause kam. Als er an die Thüre klopfte, legte er sich an's Fenster und rief, eine Weiberstimme nachahmend: „Wer ist an der Thüre?" — „Der Vater Abd Allahs," antwortete Sirak. „Ich habe geschworen, dir nicht zu öffnen, bis du deinen Beutel wieder bringst; hast du ihn?" — „Ja wohl, hier ist er." — „Gib ihn her." Bei diesen Worten ließ Ali einen Korb mit Kuchen, welcher im Zimmer stand, an einem Stricke zum Fenster hinunter, und als Sirak den Beutel hineinlegte, zog er ihn wieder herauf und ging mit dem Korbe und dem Kinde über die Terrasse wieder fort nach Hause.

Sirak wartete lange vergebens, daß seine Gattin die Thüre öffne, dann klopfte er so heftig an die Thüre, daß sie erwachte und ihn fragte: „Hast du den Beutel?" — „Habe ich ihn nicht in den Korb gelegt, den du zum Fenster herabgelassen?" „Ich weiß nichts von einem Korbe noch von einem Beutel." — „Bei Gott, so ist mir der Gauner Ali wieder zuvorgekommen." Als seine Frau die Thüre öffnete, suchte er den Korb, und da er ihn nicht mehr fand, zweifelte er nicht mehr daran, daß Ali sich bei ihm eingeschlichen. Jetzt vermißte aber auch die Schwarze ihr Kind, sie schlug sich auf die

und

vierunddreißigſte Nacht.

„Ufra bringt den Tag in der Stadt zu, wo er eine Niederlage von Goldwaaren hat, und reitet des Abends in ſein Schloß zu ſeiner Tochter Kamr. Dann legt er ſeiner Tochter Kleider und Schmuck, die er ihr aus dem Schatze Feida's heraufbeſchworen, in eine goldne Platte, hängt ſie vor das Fenſter und ruft: ‚Kommt herbei, ihr Gauner Egyptens, ihr Spitzbuben Iraks, ihr Beutelſchneider Perſiens: wer dieſe Platte nimmt, darf ſie behalten mit Allem, was darin iſt.‘ Aber die gewandteſten Gauner ſcheiterten in ihren Verſuchen und wurden in Affen oder Eſel verwandelt.“ — „Ich ſcheue keine Gefahr,“ ſagte Ali; „ich muß mit Kamrs Schmuck meine ſchöne Seinab zieren.“ Er ließ ſich hierauf den Laden des Juden Ufra zeigen und wartete in der Nähe deſſelben, bis Ufra den Laden ſchloß, einen Querſack, mit Silber und Gold gefüllt, auf ein Maulthier lud, ſich dann ſelbſt darauf ſetzte und fortritt; dann folgte er ihm bis zur Stadt hinaus. Auf einmal hielt Ufra ſtill, zog ein Beutelchen mit Sand aus der Taſche, murmelte einige unverſtändliche Worte darüber und ſtreute ihn in die Luft — und, ſiehe da! plötzlich ſah Ali ein goldnes Schloß vor ſich ſtehen; das Maulthier, welches ein dienſtbarer Geiſt war, blieb vor dem Thore ſtehen. Ufra nahm den Querſack herunter und ging in's Schloß. Bald darauf erſchien er am Fenſter und

geſtorben. Als Sirak dies ſah, ſchrie er: „Wehe mir! mein Sohn! was werde ich ſeiner Mutter ſagen?“ Er ging dann auf das Kind zu und enthüllte es, da bemerkte er, daß es nur ſchlief, und ſagte zu Ali: „Gib mir das Kind und behalte mein Geld.“ — „Das gehört ihm von Rechts wegen,“ ſagte Haſan; „du haſt oft genug alle Gauner herausgefordert, dir deinen Beutel zu nehmen, indeſſen wird dir ihn Ali gerne wieder zurückgeben, wenn du ihn mit deiner Nichte Seinab, der Tochter Dalilahs, verlobſt.“ — „Willſt du das Geld unter dieſer Bedingung zurücknehmen?“ fragte Ali. „Ich kann meiner Nichte nur rathen, aber nicht befehlen,“ antwortete Sirak; „ich meinerſeits gebe meine Zuſtimmung, und nehme daher auch mein Geld wieder zurück, aber Seinab wird nur den Mann heirathen, der ihr als Hochzeitsgeſchenk die Kleidung und den Schmuck Kamrs, der Tochter des Juden Uſra, bringt.“ — „Unſere Verlobung finde nicht ſtatt,“ ſagte Ali, „wenn ich ſie nicht herbeiſchaffe.“ Sirak ging freudig nach Hauſe und brachte ſeiner Frau ihr Kind und ihren Beutel. Ali aber fragte Haſan, wer denn eigentlich der Jude Uſra wäre, deſſen Tochter Schmuck er Seinab bringen ſollte? „Uſra,“ antwortete Ahmed, „iſt ein Zauberer, der dich in's Verderben ſtürzt, wenn du etwas gegen ihn zu unternehmen wagſt, denn die boshafteſten Genien ſtehen unter ſeinem Befehle. Er bewohnt ein Schloß außerhalb der Stadt, deſſen Wände halb von Gold und halb von Silber ſind; dieſes Schloß iſt aber nur ſichtbar, ſo lange er darin iſt: verläßt er es, ſo bemerkt man keine Spur mehr davon.“

Hier ſchwieg Scheherſad; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit Ahmeds Worten weiter:

und

vierunddreißigſte Nacht.

„Ufra bringt den Tag in der Stadt zu, wo er eine Niederlage von Goldwaaren hat, und reitet des Abends in ſein Schloß zu ſeiner Tochter Kamr. Dann legt er ſeiner Tochter Kleider und Schmuck, die er ihr aus dem Schatze Feida's heraufbeſchworen, in eine goldne Platte, hängt ſie vor das Fenſter und ruft: ‚Kommt herbei, ihr Gauner Egyptens, ihr Spitzbuben Iraks, ihr Beutelſchneider Perſiens: wer dieſe Platte nimmt, darf ſie behalten mit Allem, was darin iſt.‘ Aber die gewandteſten Gauner ſcheiterten in ihren Verſuchen und wurden in Affen oder Eſel verwandelt.“ — „Ich ſcheue keine Gefahr,“ ſagte Ali; „ich muß mit Kamrs Schmuck meine ſchöne Seinab zieren.“ Er ließ ſich hierauf den Laden des Juden Ufra zeigen und wartete in der Nähe deſſelben, bis Ufra den Laden ſchloß, einen Querſack, mit Silber und Gold gefüllt, auf ein Maulthier lud, ſich dann ſelbſt darauf ſetzte und fortritt; dann folgte er ihm bis zur Stadt hinaus. Auf einmal hielt Ufra ſtill, zog ein Beutelchen mit Sand aus der Taſche, murmelte einige unverſtändliche Worte darüber und ſtreute ihn in die Luft — und, ſiehe da! plötzlich ſah Ali ein goldnes Schloß vor ſich ſtehen; das Maulthier, welches ein dienſtbarer Geiſt war, blieb vor dem Thore ſtehen. Ufra nahm den Querſack herunter und ging in's Schloß. Bald darauf erſchien er am Fenſter und

befeſtigte die Platte mit Kamrs Schmuck an daſſelbe und rief: „O ihr Gauner Egyptens, ihr Spitzbuben Iraks und ihr Beutelſchneider Perſiens: wer gewandt genug iſt, dieſe Platte zu nehmen, der darf ſie behalten mit Allem, was darin iſt.“ Hierauf ſagte er einige Beſchwörungsformeln her, und es ſtieg ein Tiſch, mit den koſtbarſten Speiſen beladen, aus dem Boden herauf. Als er ſich geſättigt hatte, rief er wieder einige heilige Namen an: der Tiſch verſchwand und ein anderer ſtieg an deſſen Stelle hervor, auf welchem die beſten Weine in den zierlichſten Trinkgefäßen ſtanden. Da dachte Ali, welcher ſich unbemerkt eingeſchlichen hatte und hinter einer Thüre verborgen war: Nun wird der Jude ſich gewiß betrinken, dann kann ich um ſo leichter ihm beikommen. In der That trank Ufra ſo viel Wein, daß er ſich kaum mehr aufrecht halten konnte; als aber Ali mit gezogenem Schwerte hinter der Thüre hervorſprang, ſchrie er ſeine Hand an: „Bleibe regungslos, Hand!“ Und ſiehe! Ali's Hand blieb ausgeſtreckt, und er war nicht mehr im Stande, ſie zu bewegen. Daſſelbe widerfuhr ſeiner linken Hand, als er mit dieſer das Schwert aus ſeiner Rechten nehmen wollte, und als er auf den Juden zugehen wollte, ward auch ſein rechter Fuß lahm. Ufra ließ ihn eine Weile ſo mit ausgeſtreckten Armen auf dem linken Fuße ſtehen; dann

ſagte er ihm: „Wer biſt du und warum kamſt du hierher?“ — „Ich bin Ali Queckſilber aus Kahira,“ antwortete er, „einer der Jünger Ahmed Denfs; ich habe um

Seinab, Tochter der Gaunerin Dalilah, geworben, und man hat von mir das Kleid und den Schmuck deiner Tochter Kamr als Hochzeitsgabe verlangt; willſt du daher in Ruhe vor mir bleiben, ſo gib mir ſie her." — „Ich will dir deine geſunden Glieder wiederſchenken," ſagte Uſra lachend; „gehe damit weg und gib dein Vorhaben auf, ſonſt geht es dir nicht beſſer, als vielen Andern vor dir; du verdankſt übrigens die Schonung, die ich gegen dich habe, nur dem großen Glücksſtern, den ich über dir leuchten ſehe." — „Ich werde mein Vorhaben nie aufgeben," ſagte Ali, durch dieſe Worte des Juden ermuthigt; „verfahre mit mir, wie du willſt." Da füllte Uſra eine Taſſe mit Waſſer, ſagte einige heilige Namen darüber her, beſpritzte Ali damit und ſchrie ihn an: „Verlaſſe deine Menſchengeſtalt und werde ein Eſel!" Kaum waren dieſe Worte aus Uſra's Munde, da ſtand Ali als ein Eſel da mit Hufen und langen Ohren und brüllte wie ein wahrer Eſel.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Neunhundert

und

fünfunddreißigſte Nacht.

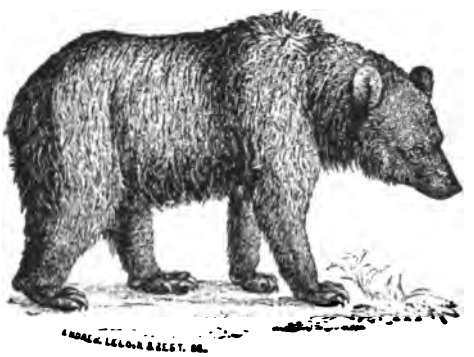
Zwar hörte und verſtand Ali noch Alles wie zuvor, aber ſprechen konnte er nicht mehr. Ufra zeichnete nun mit dem Fuße einen Kreis um ihn, und ſogleich erhob ſich eine Mauer um ihn herum, die ihm das Entweichen unmöglich machte. Dann ſetzte ſich Ufra wieder zu ſeinem Weine, trank noch einige Becher voll und ſchlief ein. Am folgenden Morgen ſagte er zu dem in einen Eſel verwandelten Ali: „Ich will einmal heute mein Maulthier ſchonen und dich ſatteln, um nach der Stadt zu reiten.“ Er ſchloß dann Kamrs Kleid und Schmuck in ein Kabinet, holte den Querſack und legte ihn auf Ali; hierauf beſtieg er ihn ſelbſt, und ſo wie er aus dem Schloſſe war, verſchwand auch das ganze Schloß. Vor ſeinem Laden ſtieg er ab, nahm den Querſack herunter und band Ali an. Da kam ein verunglückter Kaufmann und bot dem Juden die goldnen Armbänder ſeiner Frau zum Verkauf an. „Was willſt du mit dem Gelde anfangen?“ fragte ihn der Jude. „Ich will einen Eſel dafür kaufen,“ antwortete der Kaufmann, „und mich fortan als Waſſerträger zu ernähren ſuchen.“ — „Ich verkaufe dir meinen Eſel,“ verſetzte der Jude. Der Kaufmann beſah ihn, und da er ein gutes Ausſehen hatte, begnügte er ſich mit wenigem Gelde, das ihm der Jude herausgab.

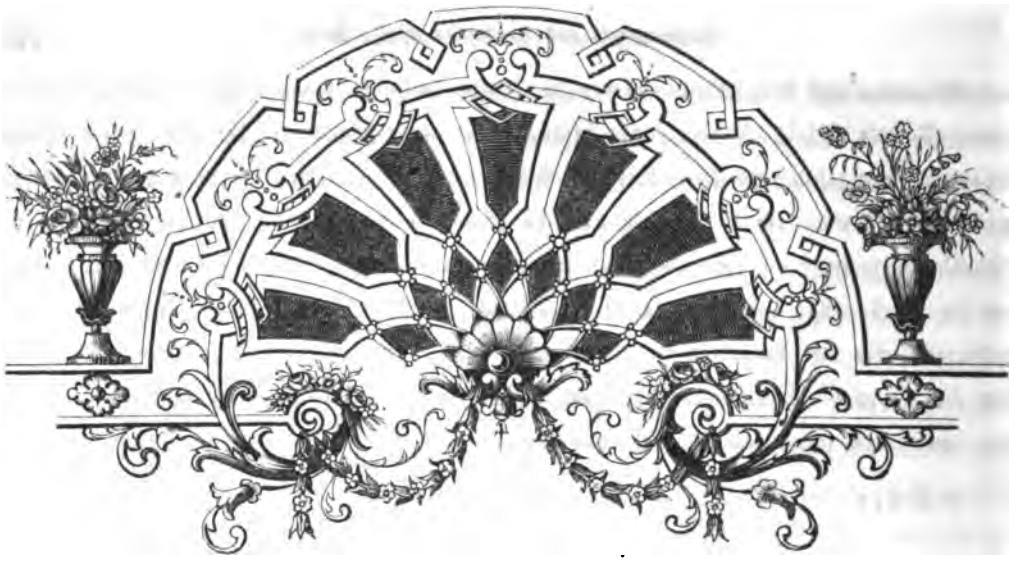
Da dachte Ali: Wenn der Waſſerträger mit einem hölzernen Sattel und einem Waſſerſchlauch mich beladet und zehnmal durch die Stadt führt, ſo iſt es um mich geſchehen. Als daher die Frau des Waſſerträgers ihm Futter brachte, fiel er ſie an und küßte und

umarmte ſie, ſo daß ſie um Hülfe ſchreien mußte, und mit Mühe gelang es den herbeieilenden Nachbarn, ihn von ihr loszureißen. Sobald ihr Gatte nach Hauſe kam, erzählte ſie ihm, was ihr mit dem Eſel begegnet war, und ſagte: „Entweder du verkaufſt dieſen Eſel wieder, oder gibſt mir einen Scheidebrief, denn das iſt ein Teufel in Eſelsgeſtalt; wer weiß, was geſchehen wäre ohne das ſchnelle Herbeieilen unſrer Nachbarn.“ Der Waſſerträger nahm den Eſel, ging wieder zum Juden, ſagte ihm, er könne den Eſel nicht behalten, weil ſeine Frau ſich vor ihm fürchte, und ließ ſich deſſen Werth in Geld geben.

Als der Jude des Abends wieder in seinem Schlosse war, löste er auf Verlangen seiner Tochter Ali's Zauber und sagte ihm: „Es steht nun bei dir, deine Braut Seinab aufzugeben und keine weiteren Pläne mehr wegen des Schmuckes meiner Tochter zu schmieden, oder ich verwandle dich in einen Bären, daß du der ganzen Stadt zur Belustigung dienst." — „So lange ich lebe," erwiderte Ali, „entsage ich Seinab nicht, und da ich sie ohne den Schmuck deiner Tochter nicht erlangen kann, so werde ich Allem aufbieten, um mir denselben zu verschaffen; ist dir daher dein Leben theuer, so schenke mir ihn lieber." Statt aller Antwort murmelte Ufra einige unverständliche Sprüche her, und Ali stand als ein Bär vor ihm.

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:





Neunhundert

und

ſechsunddreißigſte Nacht.

Am folgenden Tage nahm der Jude Uſra den in einen Bären verwandelten Ali mit ſich in die Stadt; da kam ein Kaufmann und bat ihn, er möchte ihm doch dieſen Bären verkaufen, da die Aerzte ſeiner kranken Couſine Bärenfleiſch verordnet hätten. Uſra ſchenkte ihm den Bären, und Jener ſagte im Vorübergehen einem Metzger, er möchte ihm mit ſeinem Meſſer folgen, um den Bären zu ſchlachten. Ali war ſchon auf den Boden hingeſtreckt und der Metzger wetzte nur ſein Meſſer noch, als auf einmal ein Geiſt den Bären aufhob und ihn in Uſra's Schloß trug. Dieſen Geiſt hatte Uſra auf das Verlangen ſeiner Tochter abgeſandt, welche ſich beim erſten Anblick in Ali verliebt hatte, und daher ihren Vater bat, ihm noch einmal zu verzeihen. Uſra gab ihm ſeine frühere Geſtalt wieder; da er aber hartnäckig auf dem Beſitz des Schmuckes beſtand, verwandelte er ihn in einen Hund und nöthigte ihn, am folgenden Tage ihm in dieſer Geſtalt in die Stadt zu folgen, wo alle natürlichen Hunde ihn anbellten und biſſen, bis er vor dem Laden eines Perſers vorüberkam;

dieſer bemitleidete ihn, trieb die andern Hunde weg und nahm ihn mit nach Hauſe. Als aber des Perſers Tochter den Hund ſah, verſchleierte ſie ſich ſchnell und ſagte: „Warum, o Vater, bringſt du fremde Männer herein?“ — „Ich ſehe nichts,“ antwortete der Perſer, „als einen fremden Hund, den ich vor den Anfällen der hieſigen ſchützte.“ — „Das iſt kein Hund,“ verſetzte das Mädchen; „es iſt Ali Queckſilber aus Egypten, den der Jude Uſra verzaubert hat. Iſt es nicht wahr?“ ſagte ſie, zu dem Hunde ſich wendend. Der Hund machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe. „Willſt du mich heirathen?“ fragte ſie Ali, „dann gebe ich dir deine menſchliche Geſtalt wieder.“ Der Hund ſchüttelte wieder bejahend den Kopf. Da nahm ſie eine Taſſe, worauf allerlei heilige Namen geſchrieben waren, und ſagte einige Beſchwörungsformeln her;

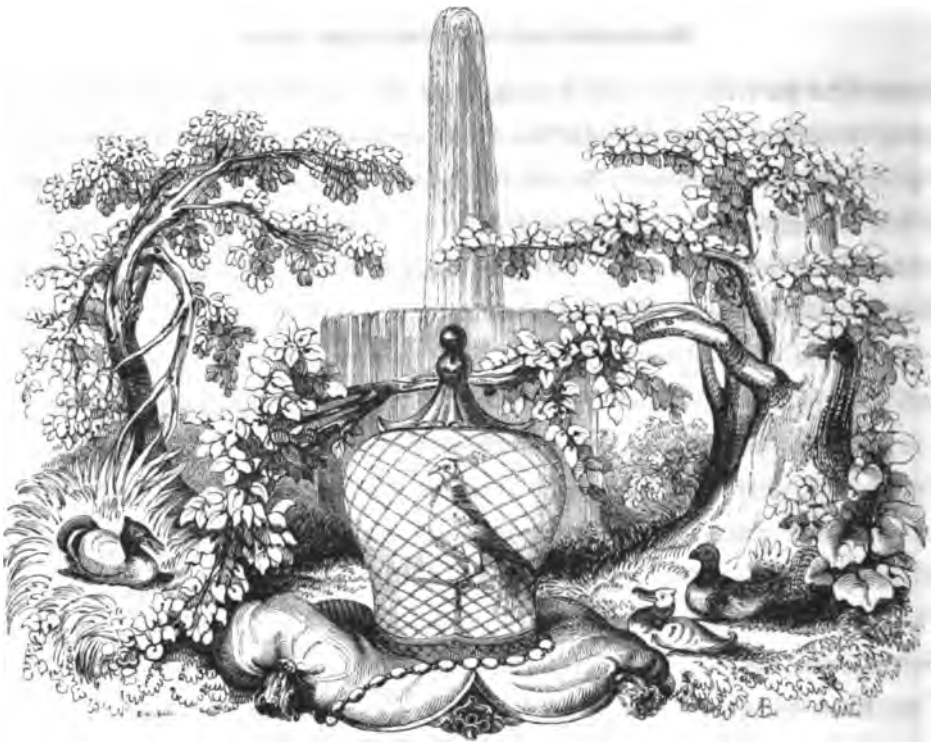
aber in dieſem Augenblicke vernahm ſie einen ſo lauten Schrei, daß ihr die Taſſe aus der Hand fiel, und die Sklavin ihres Vaters trat herein und ſagte ihr: „Hältſt du ſo dein Wort? Haſt du mir nicht geſchworen, keinen Mann zu heirathen, der nicht auch mich zugleich heirathet? Wiſſe nämlich,“ ſagte ſie, zu ihrem erſtaunten Herrn ſich wendend: „ich war ehemals die Lieblingsſklavin des Juden Uſra, und ſo oft er in die Stadt ging, ſetzte ich mich hinter ſeine Zauberbücher und las darin. Als er mich dir verkaufte, erbot ich mich deiner Tochter, ſie Alles zu lehren, was ich aus Uſra's Büchern gelernt hatte, unter der Bedingung, daß, wenn ſie einſt heirathe, ſie ihren

Gatten nöthige, mich als zweite Gattin zu nehmen. Willst du also auch mich zur Frau haben?" fragte sie Ali. Als dieser durch eine Kopfbewegung seine Einwilligung zu erkennen gab, hob die Sklavin die Tasse von der Erde auf und bespritzte Ali damit, und sogleich stand er wieder als schöner, junger Mann da und erzählte dem Perser, warum ihn Ufra verzaubert hatte. Nun fragte ihn der Perser: „Genügen dir diese beiden Gattinnen jetzt?" — „Nein, bei Gott!" antwortete Ali: „ich muß auch Seinab haben."

In diesem Augenblicke trat Kamr zur Thüre herein und sagte zu Ali: „Obschon gewöhnlich Männer den Frauen eine Hochzeitsgabe bringen, will ich dieses Mal dich mit meinem Kleide und meinem Schmucke und dem Haupte meines Vaters, deines und Gottes Feindes, beschenken, wenn du mein Gatte werden willst. Wisse nämlich, daß ich schon längst in meinem Innern den Islam dem Judenthume vorzog und meinen Vater wegen seines Unglaubens verabscheute; aber erst die Liebe zu dir gab mir die Kraft, als er sich hartnäckig weigerte, Muselmann zu werden, ihn in seiner Trunkenheit zu enthaupten." — „Ich erwarte euch Alle morgen im Divan des Chalifen," sagte Ali zu den drei Mädchen; „da wollen wir in seiner Gegenwart den Ehe-Contrakt schreiben lassen." Er nahm dann die goldne Platte mit Kamrs Schmuck und ihres Vaters Kopf und verließ sie, in der Absicht, nach Hause zu gehen. Als er auf der Straße war, kam ein herumziehender Zuckerbäcker zu ihm, bot ihm ein Stück Kuchen an und erbat sich ein Geschenk; Ali war so freudetrunken, daß er den Kuchen annahm und sogleich ein Stückchen davon aß. Aber er enthielt eine so starke Dose einschläferndes Pulver, daß er sogleich bewußtlos hinfiel, worauf der scheinbare Zuckerbäcker die Platte mit Allem, was darin war, nahm und sie in die Kiste, welche die Kuchen enthielt, verschloß. Er war aber kaum ein paar Schritte weit damit fort, da kam ein Khadi auf ihn zu, überreichte ihm ein Stückchen Kuchen und sagte ihm: „Koste einmal diesen Kuchen und backe mir einen ähnlichen." Aber kaum hatte er ihn mit den Lippen berührt, fiel er um, denn auch dieser Kuchen enthielt einschläferndes Pulver. Der Khadi nahm ihm dann die ganze Kiste weg und ging damit fort. Dieser als Khadi verkleidete Mann war kein Anderer, als Hasan Schuman, und der als Zuckerbäcker umhergehende Jüngling war Ahmed Lakit, der Neffe Seinabs, derselbe, der Ali bei seiner Ankunft in Bagdad des Polizeipräfekten Ahmeds Haus gezeigt hatte. Sirak war nämlich zu Dalilah gegangen und hatte ihr gesagt, sie möchte nur auf ihrer Hut seyn, da Ali am Ende doch noch den versprochenen Schmuck dem Juden entlocken könnte. Dalilah rief hierauf ihren Enkel Ahmed Lakit und bat ihn, sich

als Zuckerbäcker zu verkleiden, um Ali, wenn er mit des Juden Schätzen käme, derſelben wieder zu berauben. Ahmed ſuchte ihn lange vergebens, begegnete ihm aber, wie wir eben geſehen haben, im Augenblicke, als er ſeine drei Bräute verließ. Haſan Schuman aber, der ebenfalls mit einigen ſeiner Leute, als Khadi verkleidet, Ali aufſuchte, den er ſchon mehrere Tage vermißte, erkannte Ahmed Lakit ſogleich und überliſtete ihn auf die angeführte Weiſe, während ſeine Leute den ſchlafenden Ali von der Erde aufhoben und in ſeine Wohnung trugen. Als Letzterer wieder zu ſich kam, fragte ihn Haſan, der ſchon vor ihm mit den Schätzen und dem noch ſchlafenden Ahmed Lakit nach Hauſe kam: „Haſt du das verſprochene Hochzeitsgeſchenk?“ — „Ich hatte es,“ antwortete Ali, „aber ein Zuckerbäcker hat mir es durch Liſt wieder genommen.“ — „Kennſt du ihn?“ fragte Haſan. Er antwortete: „Ja wohl, wenn ich ihn ſehe, ſo kenne ich ihn.“ Da führte ihn Haſan in ein Nebenzimmer, wo Ahmed Lakit lag. Ali weckte ihn auf und wollte ihn tödten, aber Haſan hielt ihn zurück und ſagte ihm: „Hüte dich, ihm etwas zu Leid zu thun, denn er iſt der Neffe deiner Braut Seinab, dem ich Alles wieder entlockt habe.“ — „So gehe zu deiner Großmutter Dalilah,“ ſagte ihm Ali, „und zu dem Fiſcher Siraf und ſage ihnen, daß ich die verſprochene Hochzeitsgabe beſitze und dazu noch den Kopf des Zauberers Uſra, und daß ich ſie morgen im Divan des Chalifen erwarte.“

Scheherſad erzählte erſt in der nächſten Nacht folgendermaßen weiter:



Neunhundert und siebenunddreißigste Nacht.

Am folgenden Tage ging Ahmed Denf mit Ali zum Chalifen und stellte ihn ihm als den wackersten seiner Zöglinge und Häuptling der Gauner Egyptens vor. Ali machte einen sehr günstigen Eindruck auf den Chalifen, denn die Tapferkeit und Klugheit leuchteten aus seinen Augen hervor. Ahmed erzählte dem Chalifen manche Streiche, welche Ali mit bewunderungswürdiger Gewandtheit durchgeführt, und zuletzt den gegen den Juden Ufra. Der Chalif äußerte einige Zweifel gegen den Tod dieses Zauberers, als Kamr in den Divan trat und Alles bestätigte, was ihm Ahmed erzählt hatte. Zugleich erneuerte sie vor dem Chalifen ihr muselmänniſches Glaubensbekenntniß und bat ihn, als ihr Bevollmächtigter, sie mit Ali zu vermählen. Der Chalif schenkte Ali das Schloß des Juden mit Allem, was darin war, und fragte ihn, was er sonst noch wünsche. „Ich habe keinen andern Wunsch, als stets deinen Teppich betreten und an

deiner Tafel speisen zu dürfen." — „Das sey dir gewährt," sagte der Chalif; „was wünschest du noch?" — „Erlaube mir, meine vierzig Jünger von Kahira hierher zu berufen." — „Thue dies, und ich werde sogleich meinem Schatzmeister den Befehl ertheilen, zehntausend Dinare herzugeben, um dir mit deinen Jüngern ein schönes Haus zu bauen. Hast du sonst keinen Wunsch mehr?" — „König der Zeit, suche Dalilah zu bereden, daß sie mir ihre Tochter Seinab zur Gattin gebe, und Kleider und Schmuck Kamrs als Morgengabe für sie annehme." Dalilah, welche anwesend war, sagte sogleich: „Ich nehme es an und werde heute noch den Ehe-Contrakt schreiben lassen." Ali ließ auch seinem Versprechen und der Bitte des Chalifen für Kamr zufolge einen Ehe-Contrakt zwischen ihm und Kamr, so wie auch zwischen ihm und der ehemaligen Sklavin des Juden und ihrer Gebieterin schreiben, und nach kurzer Zeit, als seine Jünger aus Kahira ankamen, heirathete er diese vier Mädchen und fand sich höchst glücklich in ihrem Besitze. Der Chalif ließ dann eines Abends sich von Ali nochmals alle seine Abenteuer mit der Gaunerin Dalilah, mit ihrer Tochter Seinab, mit dem Fischer Sirak und dem Juden Usra erzählen, und fand sie so merkwürdig, daß er seinem Sekretär befahl, sie niederzuschreiben und in seinem Archiv aufzubewahren. Aber nur der erhabene Gott ist allwissend!

Die Abenteuer des Sultans Zaher Beibars.

Es sagt der Erzähler dieser wunderbaren Geschichte:

Im Namen Gottes des Allbarmherzigen wollen wir, um das Leben des Sultans Zaher Beibars recht verständlich und begreiflich zu machen, in Kürze die Geschichte der Muselmänner von Mohammeds Tode an berühren, so wie auch das Leben einiger andern Männer, mit deren Thaten die des Sultans Zaher innig verflochten sind. Gleich nach Mohammeds Tode (Friede Gottes sey mit ihm!), als das Chalifat dem wahrhaftigen Abu Bekr übertragen ward, zogen die Muselmänner gegen Syrien; Gott umgürtete sie mit dem Siegesschwerte, so daß sie bald die bedeutende Stadt Damaskus einnahmen. Noch rascher waren aber ihre Fortschritte unter dem ihm folgenden Chalifen Omar, dem Sohne Chattabs: Homs, Hama, Haleb, Mosul, Diarbekr, Jerusalem, Cesarea, Latakie, die ganze Küste Syriens und ganz Egypten wurden erobert und deren Bewohner theils zum Islam bekehrt, theils einen Tribut zu entrichten genöthigt. Der Chalif Othman hingegen hatte mit innern Empörungen zu kämpfen, die zuletzt seinen

Neunhundert und achtunddreißigste Nacht.

Die Frau trug ihr Kind zu Merwan und ſagte ihm: „Sieh einmal, was deine Hunde gethan haben.“ — „Geh deines Weges und beerdige es,“ ſagte Merwan. Da fragte ſie: „Warum hat keiner deiner Jungen die Hunde zurückgeholt, als ich ſchrie?“ Merwan antwortete: „Weil ſie die Jagd nicht verſäumen wollten; du aber kannſt heute Nacht deinen Mann zu dir einladen und für ein andres Kind ſorgen.“ — Hierauf verließ Merwan dieſe Frau, ſie aber entblößte ihr Haupt und ihre Bruſt und fluchte den Söhnen Ommajjahs; ihre letzten Worte waren: „Mein Gott, durch deine Schonung gegen die Ommajjaden gehen ihre Unterthanen zu Grunde.“ Bald nach dieſer Begebenheit verlor Merwan ein entſcheidendes Treffen gegen Saffach; er mußte

entflieben, ward aber gefangen und vor Saffach geführt, der ihn als Sühne für Huſeins Kopf im Divane tödten ließ. Als er leblos auf dem Boden lag, kam die Frau,

deren Kind ſeine Hunde todtgebiſſen hatten, herein, betrachtete ihn, riß ihm die Zunge aus dem Munde und aß ſie. „Gott ſey geprieſen!“ rief Saffach; „eine Zunge, welche die Verwandten unſers Propheten (die Aliden) läſterte, verdient es, ſo verzehrt zu werden.“ Saffach verfolgte nun die Ommajjaden und ließ mehr als fünfundſiebenzigtauſend von ihnen erſchlagen. Um das Volk zu reizen, ließ er von der Kanzel herab nach den angeſehenſten Männern fragen, welche von den Ommajjaden hingerichtet worden waren, und ſo oft es hieß, der iſt von dieſem getödtet worden, ſchrie er: „Rache! Rache!“ Die Wuth der Abbaſiden ward ſo groß, daß ſie über Leichen und Verwundete Teppiche ausbreiteten, die Tiſche darüber ſtellten und bei dem Geſtöhne der Sterbenden zechten. Von den Abbaſiden herrſchten neununddreißig Chalifen, aber ihre Statthalter wurden bald mächtiger als ſie. Auch nahmen die Chalifen viele Türken in Sold, die zuletzt eine ſolche Macht erlangten, daß ſie nach Belieben Chalife ermordeten, entthronten und Andere ernannten. Der Chalif Mutaſſem bemühte ſich aber, ſie in Zaum zu halten, und ließ gegen hunderttauſend von ihnen niedermetzeln. Zu ſeiner Zeit regierte in Egypten Ahmed Tulun. Dieſer ſpielte einſt, noch ehe er Sultan war, mit Papier und ſchnitt es ſo aus, daß es die Geſtalt einer Moſchee erhielt, und als man ihn fragte, was das bedeute, ſagte er: „Mir ahnt, daß ich einſt in Kahira eine ſolche Moſchee mit einem Minaret,

zu deſſen Spitze eine Treppe von Außen führt, erbauen laſſen werde.“ Einſt kam ein Abendländer zu ihm in den Divan und ſetzte ſich ohne Erlaubniß neben ihn. Da ſagte er ihm: „Steh auf, Hund, hier iſt nicht dein Platz.“ Der Abendländer antwortete: „Derjenige iſt ein Hund, der für den Hund nicht fünfhundert Namen weiß.“ — „So zähle ſie her,“ verſetzte der Sultan, „wenn dir das Leben theuer iſt.“ Der Abendländer ſagte fünfhundert Worte her, welche alle einen Hund nach dem verſchiedenen Alter, Geſchlecht und Ausſehen bezeichneten; da erwies ihm Ahmed viele Ehre und hielt ihn für den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit; ſpäter errichtete er auch eine Schule und ernannte dieſen Abendländer zum Profeſſor.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert

und

neununddreißigſte Nacht.

Nach Ahmeds Tod, als alle Scheich auf ſeinem Grabe den Koran laſen und man den Abendländer fragte, warum er es unterlaſſe, antwortete er: „Mir iſt Ahmed im Traum erſchienen und hat mich gebeten, den Koran nicht auf ſeinem Grabe zu leſen, und als ich ihn fragte: Warum? ſagte er: So oft eine Stelle geleſen wird, die ich in meinem Leben nicht beachtete, erſcheint mir ein Engel und fragt mich: War dir dieſe Stelle nicht bekannt? und dieſe Fragen, die ich nicht zu beantworten weiß, ſind für mich peinlicher als die Hölle.“ Indeſſen war Ahmed Tulun ein ſehr milder Regent. So oft die Gerichte einen Verbrecher zum Tode verurtheilten, ſchenkte er ihm das Leben, ſperrte ihn ein, um ihn unſchädlich zu machen, aber ließ ihm genügende Speiſe und Trank reichen, und bei ſeinem Tode fand man achttauſend ſolcher begnadigten Verbrecher, welchen ſein Nachfolger die Freiheit ſchenkte. Zu ſeiner Zeit wüthete auch nicht nur in Egypten, ſondern im ganzen muſelmänniſchen Reiche eine ſchreckliche Peſt, die nicht eher nachließ, bis man einen Raben, der von einer Leiche gefreſſen hatte, ſchlachtete und vor das Thor hing. In dieſe Zeit fallen auch die Einfälle der Franken in Syrien und Egypten und längs der ganzen nördlichen Küſte von Afrika. Roſette und Damiette mußten ſich ihnen ergeben, und in Syrien drangen ſie immer weiter, bis

Balbek und Moßul auch ihre Oberherrſchaft anerkannten. Mutaßem, welcher ſeine Provinzen vertheidigen wollte, ward dreimal von ihnen geſchlagen, ſo daß die Franken ihm ſagen ließen, er möchte ſich mit Bagdad begnügen, oder ſie würden ihn in ſeiner eignen Hauptſtadt angreifen. Mutaßem wußte ſich nicht zu rathen, denn ſeine beſten Truppen waren zernichtet; er hatte nur noch Thränen, um ſich und den unterjochten Islam zu beweinen. Da trat ſein Geſellſchafter Ibrahim, der Sohn Iſhaks, vor ihn und ſagte: „Gott erhebe den Fürſten der Gläubigen! Wiſſe, als ich auf meinen Reiſen in die Stadt Chanſa kam, fand ich darin einen König von den Kurden, den man Kilan Schah der Eſubiten nannte. Dieſer König hat einen Vetter, welcher Atabek Ak Sanker heißt, welchem fünfundſiebenzig Emire gehorchen, deren Jeder an der Spitze von tauſend Reitern ſteht. Ak Sanker iſt der wackerſte Ritter ſeiner Zeit, der die Löwen in ihrem Walde anzugreifen ſich nicht fürchtet, er hat ſogar viele Burgen bloß von Löwenſchädeln erbauen laſſen. Sowohl er als ſeine Leute ſind fromme Muſelmänner, und ich zweifle nicht, daß, wenn du ihre Hülfe gegen die Ungläubigen anflehſt, ſie dir einen Theil ihrer Truppen hierher ſenden werden.“ Mutaßem ſchrieb ſogleich einen Brief, in welchem er die traurige Lage des Islams ſchilderte und Kilan Schah beſchwor, zur Rettung des wahren Glaubens ſchleunige Hülfe zu leiſten. Ibrahim ſelbſt machte ſich mit dieſem Briefe und einigen Geſchenken auf den Weg nach Chanſa, und ward von Kilan Schah ſehr gut aufgenommen; ſobald er den Inhalt des Briefes

kannte, ließ er seinen Vetter Ak Sanker rufen und sagte zu ihm: Nimm so viel Geld du willst aus meinem Schatze, und so viel Truppen du brauchst aus meiner Armee, und ziehe mit Ibrahim, dem Gesandten des Chalifen, gegen die Franken." — „Ich brauche kein Geld," sagte Ak Sanker, „und meine eigenen Leute genügen mir." Er versammelte hierauf alle seine Verwandten, unter denen auch Ismail Senki, Nureddin und Salach Eddin (Saladin) waren, und zog mit ihnen und den übrigen kurdischen Emiren sammt ihren Leuten nach Bagdad. Er brauchte achtzehn Monate zu diesem Zuge, denn die Franken machten ihm häufig den Durchgang streitig, doch schlug er sie stets zurück und brachte sogar zweiundsiebenzig fränkische Fürsten gefangen in eisernen Käfigen nach Bagdad.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Neunhundert und vierzigſte Nacht.

Ak Sanker ſagte dem Chalifen, der ihm mit ſeinen Leuten entgegenkam und Geld anbot: „Behalte nur dein Geld, ich fordere nichts von dir, als daß ich dieſenigen Provinzen, welche ich den Ungläubigen entreißen werde, von meinen Verwandten verwalten laſſe; dieſe ſollen ganz unabhängig von dir werden, nur das Recht, Münze zu prägen, bleibe dir vorbehalten, auch werde dein Name im Gebete erwähnt. Mutaßem, der doch lieber ſeine Provinzen in den Händen der Glaubensgenoſſen, als in denen der Franken ſah, gewährte Ak Sanker, was er begehrte. Sogleich zog er mit ſeinen Leuten gegen Moßul, gewann vor dieſer Stadt eine Schlacht, in welcher er mit den Franken wie Feuer mit dürrem Holze umging, und nöthigte ſie, Moßul ſeinem Sohne Iſmail Senki zu überlaſſen, welcher der Erſte bei der Erſtürmung der Stadt war. Ak Sanker vertrieb dann die Franken aus Haleb, Latakie und den übrigen Küſtenſtädten Syriens; auch Damiette eroberte er wieder, aber in dieſer Stadt ward er plötzlich krank und ſtarb nach wenigen Tagen. Jetzt ward ſein Sohn Iſmail Senki ſchnell herbeigerufen, der die Kämpfe gegen die Franken glücklich fortſetzte, und nach vollendetem Feldzuge ſich in Haleb einen prachtvollen Palaſt erbauen ließ. Als er aber eines Tages die Wälle, welche die Citadelle umgaben, beſichtigen wollte, ward er von einem ſeiner Mameluken, einem jungen Armenier, der in ſeinem Innern noch Chriſt war, meuchelmörderiſch erſchlagen.

Sobald Mutaßem den Tod Ismail Senki's vernahm, schrieb er nach Haleb, Mahmud Schah sey am würdigsten, sein Nachfolger zu werden. Mahmud Schah wurde später unter dem Beinamen Nureddin Schahid (Licht des Glaubens, Märtyrer) bekannt, weil ihm einst der Prophet Mohammed erschien, und er vorzog, vor Liebesgram zu sterben, als seine Liebe auf eine sündhafte Weise zu befriedigen. Zu seiner Zeit lebte der Scheich Riflan, welcher eines Tages seinen Schülern durch heilige Wunderkraft die ganze Natur, wie sie in den vier Jahreszeiten sich umgestaltet, zeigte. Er schrieb auf vier Stäbe: Sommer, Winter, Herbst und Frühling. So wie er den ersten berührte, standen alle Felder um sie herum in der schönsten Sommerpracht, die Sonne brannte heiß, kein Wölkchen trübte den Himmel und gänzliche Windstille herrschte überall. Als er hierauf den mit Herbst beschriebenen Stab in die Hand nahm, wurden alle Blätter und alles Gras gelb, ein starker Wind erhob sich und stürmte fort, bis er den Winterstab ergriff, da regnete es heftig, Erde und Bäume waren ganz nackt und mit Eis bedeckt. Zuletzt berührte er den Frühlingsstab, da sproßte ein frisches Grün aus dem Boden, und die schönsten Blüthen prangten auf den Bäumen. Von diesem Scheich wird ferner erzählt: Eines Tages kam einer seiner Schüler zu ihm und sagte ihm, er wünsche sich zu verheirathen. „Wen willst du heirathen?" fragte ihn Abu Riflan. Der Schüler antwortete: „Die Tochter des abendländischen Fürsten Abu Jakub." — „Geh zu ihm hin und frage ihn, welche Morgengabe er begehrt," sagte Abu Riflan, „und komme wieder her." Der Schüler ging in Abu Jakubs Schloß, und keiner der sieben Pförtner, an denen er vorüberkam, um in das Zimmer zu gelangen, wo Abu Jakub sich aufhielt, bemerkte ihn. Abu Jakub, vor dem Niemand unangemeldet erscheinen durfte, erschrack, als er plötzlich einen armen, ihm unbekannten Mann vor sich sah, und fragte ihn, was er begehre. „Ich will deine Tochter zur Frau." — „Bist du im Stande, die ihr gebührende Morgengabe herbeizuschaffen?" — „Mein Meister wird mir geben, was du begehrst." Da holte Abu Jakub vierundzwanzig Edelsteine aus seinem Kabinet und sagte: „Diese Steine hat meine Frau zur Morgengabe erhalten, kannst du meiner Tochter ebensoviel bringen, so sollst du sie zur Frau haben." Der arme Mann ging wieder zu seinem Meister, um ihm die Antwort Abu Jakubs zu bringen. Dieser ließ, sobald sein Schüler weg war, seine Pförtner rufen und fragte sie, warum sie einen Fremden bis in sein Zimmer dringen ließen? Aber sie schwuren, Einer nach dem Andern, sie haben Niemanden gesehen. Abu Riflan ging inzwischen mit seinem Jünger an den Fluß und holte dreißig Steine hervor, legte sie in ein Körbchen, deckte sie zu und sagte zu seinem Jünger: „Bringe diese Steine

Abu Jakub und ſage ihm, vierundzwanzig möge er als Morgengabe nehmen und die übrigen als Entſchädigung für die Verlobungs- und Hochzeitskoſten.“ Der Jünger ging wieder in Abu Jakubs Schloß, und obſchon die Wächter äußerſt wachſam waren und ſich ſogar vorgenommen hatten, den Armen mit einer Tracht Prügel fortzuſchicken, wenn er ſich wieder zeigen ſollte, bemerkte ihn doch keiner von ihnen, und er erſchien wieder ganz unerwartet vor Abu Jakub. „Was haſt du in deinem Körbchen?“ fragte ihn Abu Jakub. „Die gewünſchte Morgengabe,“ antwortete der Arme, indem er die Steine herausnahm, welche ein ſolches Licht ausſtrahlten, daß Abu Jakub ganz verblendet

ward. „Es ſind noch einige mehr, als du verlangteſt,“ ſetzte er hinzu, „dafür magſt du ein glänzendes Feſt zur Hochzeit geben.“ Abu Jakub ſagte ihm ſeine Tochter zu und beſtimmte den Vermählungstag. Als aber in der Hochzeitsnacht der Arme allein bei ſeiner Braut war, und ſie umarmen wollte, ſpaltete ſich die Mauer ihres Schlafzimmers, der Scheich Abu Riſlan erſchien und ſagte ihm: „Haſt du mir wegen der Freuden dieſer Welt gedient, ſo kannſt du ſie jetzt genießen, hatteſt du aber keine irdiſche Abſicht dabei, ſo entſage jetzt deinem Glück.“ Der Jünger ließ ſeine Braut ſtehen und verſchwand mit ſeinem Meiſter durch die Wand. Als am folgenden Morgen Abu Jakub dieſen Vorfall von ſeiner Tochter hörte, begab er ſich zu Abu Riſlan und fragte ihn,

warum er seinen Schüler von seiner Braut gerissen? „Weil er nicht die Tochter eines Fürsten heirathen soll," antwortete Abu Rislan; „willst du mit uns als Derwisch leben, so gib dein Fürstenthum auf und sichere dadurch dein und deiner Tochter dauerndes Glück." Abu Jakub folgte diesem Rathe, ward bald einer der berühmtesten Scheich des Islam und kam sehr häufig mit Nureddin zusammen.

Nach Nureddins Tod ward Salach Eddin Jusef (Saladin) als Sultan von Egypten und Abu Bekr Adel als König von Syrien erwählt; sie waren Beide wie zwei Seelen in einem Körper und kämpften vereint gegen die Franken, denen sie Gaza, Ramlah und Jerusalem wieder entrissen. In letzterer Stadt lagen vierundzwanzig fränkische Fürsten mit zwölfmalhunderttausend Soldaten, und doch eroberte sie Salach Eddin mit sechsmalhunderttausend Mann. Da wir gerne bald an das Leben Beibars kommen möchten, so müssen wir uns hier kurz fassen, obschon das Leben Salach Eddins wohl verdiente, daß man sich länger dabei aufhalte.

Bei Tagesanbruch unterbrach Schehersad ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie folgendermaßen:

Neunhundert und einundvierzigste Nacht.

Nicht minder wunderbar sind die Thaten seines Nachfolgers Kamel, die wir aber aus demselben Grunde auch übergehen müssen. Kamel war der geliebteste Sohn des syrischen Königs Abu Bekr Adel, weßhalb er ihm auch nach Salach Eddins Tod Egypten schenkte; er trat in die Fußstapfen seines Onkels und wurde von den Franken ebenso gefürchtet, wie von den Seinigen geliebt. Alle seine Vorgänger übertraf aber an Herrschertugend sowohl als an Frömmigkeit der nach Kamels Tod zum Sultan erwählte Salech, dessen eigentlicher Name Ayub war und der in der Folge den Beinamen Nadjm Eddin (Stern des Glaubens) erhielt; er heirathete bekanntlich seine Cousine Schadjrat Eddur, von welcher wir in der Folge noch reden werden. Er rief zuerst Mameluken aus Syrien nach Egypten, als er von seinem Oheim verrätherischerweise gefangen wurde und nur durch ihren Beistand gerettet werden konnte. Der Chalif Mustaßem war zu dieser Zeit schon sehr bejahrt und viel zu schwach, um die Intriguen seines Viziers Alkanir zu durchschauen. Dieser ruchlose Mann war in seinem Innern ein Schiite und stand im Einverständnisse mit Hulaku, an den er zuletzt die Hauptstadt und den Chalifen verrieth. Aber Salech eilte mit seinen Truppen herbei, vertrieb Hulaku aus Bagdad und setzte Mustaßems Sohn zum Chalifen ein. Auf seiner Rückkehr nahm er in Syrien viele Festungen ein, die noch in den Händen der Franken waren; ehe wir aber das Nähere darüber erzählen, müssen wir, wie schon erwähnt, den Leser mit einigen Männern bekannt machen, die sowohl jetzt schon als später unter Beibars eine Hauptrolle spielen.

Der verruchte Priester Djawan (Giovanni) der Verräther.

In dem Lande der Christen wohnte ein Patriarch mit Namen Bischran, welcher der gelehrteste Mann seiner Zeit war; er hatte drei Söhne, der eine hieß Sikrak, der andere Karsimun und der dritte Jßfut. Sikrak war Prior des Säulenkloſters,

Karſimun war Prieſter der goldenen Kirche zu Genua, Biſchran ſelbſt war Prior des Bilderkloſters; er behielt ſeinen jüngſten Sohn Iſſut, den er am meiſten liebte, bei ſich und unterrichtete ihn in allen Wiſſenſchaften, welche damals unter den Chriſten blühten. Dieſer Iſſut war ein wahres Verderben für die Muſelmänner und ſpielte Salach Eddin gar manchen ſchlimmen Streich. Unter Anderm ging er zu ihm, als er Acre belagerte, und verſprach ihm, die längſt vergebens belagerte Feſtung zu überliefern, er ſollte ihm nur tauſend Mann mitgeben, damit er ſie durch einen unterirdiſchen Weg in die Stadt führe. Salach Eddin gab ihm die verlangten Truppen und er ging mit ihnen bis vor eine Säule in der Nähe der Stadt, auf deren Spitze ein Vogel ſtand. Am Fuße dieſer Säule grub er die Erde auf, und holte einen Bogen herauf mit drei Pfeilen; er ſpannte den Bogen und ſchoß die Pfeile nach dem Vogel, da warf

er einen Schlüſſel herunter, welcher eine Fallthüre an der Seite der Säule öffnete. Er führte dann die tauſend Muſelmänner hinunter; er hatte aber dieſen Gang ſo ausgraben

laſſen, daß, als ſie alle unten waren, er einen ſichern Platz fand, während die Uebrigen verſchüttet wurden und umkamen. Nach dieſem Streiche wagte er es jedoch nicht mehr länger, aus Furcht vor Salach Eddins Nachſtellungen, bei ſeinem Vater zu bleiben; er floh daher zu dem König von Suweidieh, erzählte ihm ſeine Abenteuer mit Salach Eddin und bat ihn um einen Zufluchtsort. „Wenn du meiner Tochter Unterricht ertheilen willſt," ſagte der König von Suweidieh, „ſo will ich dich zum Prior meines Kloſters ernennen." Iſſut willigte ein und lehrte die Prinzeſſin, welche Meſſiasſtern hieß, alle Wiſſenſchaften, welche zur damaligen Zeit eine Prinzeſſin zieren konnten.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und zweiundvierzigste Nacht.

Nach einiger Zeit war die Prinzessin so gelehrt, daß sie alle Priester, welche zu ihrem Vater kamen, zu Schanden machte. Der König war deßhalb so zufrieden mit Jßfut, daß er ihm eines Tages sagte: „Wünsche dir, was du willst, ich werde dir Alles gewähren.“ — „Wenn das wahr ist,“ erwiderte Jßfut, „so werde Messiasstern meine Gattin.“ Der König willigte ein, und aus dieser Ehe ward ein Sohn geboren, welchen sie Djawan nannten und sehr sorgfältig erzogen. Im zwölften Jahre übertraf er schon alle seine Lehrer an Kenntnissen, so sehr war er mit allen geistigen Vorzügen begabt; aber bald hatte er keine Lust am Studium mehr; er zog vor, sich mit den christlichen Rittern herumzutreiben; Reiten, Fechten und Ballspiel waren sein einziges Vergnügen. Eines Tages tödtete er beim Ballspiele den Sohn des Schloßintendanten des Königs, und aus Furcht, darüber bestraft zu werden, floh er zu Portukisch, einem gefürchteten Straßenräuber, mit dessen Sohn er früher in Suweidieh in ein enges Freundschaftsverhältniß getreten war. Portukisch nahm ihn freundlich auf und fand bald in ihm nicht nur einen brauchbaren Gehülfen, sondern sogar einen gewandten Meister im Plündern und Rauben. Ihr Anhang ward bald so groß, daß sie nicht nur einzelne Reisenden oder kleine Karavanen anfielen, sondern sogar eines Tages den Vizier des Königs von Seida, der mit einer Abtheilung Soldaten den in den Provinzen eingetriebenen Tribut nach Seida bringen wollte, tödteten, seine Truppen in die Flucht trieben und sich aller seiner Schätze bemeisterten. Jetzt floh Djawan mit

Portukiſch in's Säulenkloſter zu ſeinem Oheim Karſimun, wo auch ſein Vater Iſſut Schutz ſuchen mußte. Aber dieſer ſtarb in der erſten Nacht ſeines Zuſammentreffens mit Djawan, und die letzten Worte, die er an ſeinen Sohn richtete, waren: „Ewige Feindſchaft den Muſelmännern!“ Dieſes Kloſter führt den Namen Säulenkloſter wegen einer ſchwebenden eiſernen Säule, welche durch magnetiſche Kraft ſich unter einer Kuppel aufrecht hält, ohne ſie zu berühren, noch bis zur Erde zu reichen; dieſe Kuppel erhebt ſich über einem Brunnen in einem unterirdiſchen Gewölbe des Kloſters, und wegen dieſes Brunnens pilgern gar viele Chriſten am erſten Tage des griechiſchen Neujahrs nach dieſem Kloſter. An dieſem Tage ſteigt nämlich ein Prieſter in den Brunnen und holt eine kupferne Tafel hervor, auf welcher in altgriechiſcher Sprache alle Ereigniſſe des kommenden Jahres aufgezeichnet ſtehen. Der Prior des Kloſters überſetzt die Inſchrift der Tafel in die neugriechiſche Sprache und theilt deren Inhalt den Pilgern mit, unter denen häufig ſehr viele Könige und Fürſten ſich befinden. Dieſe

heilige Tafel wird nach der Meinung der Prieſter von Geiſtern beſchrieben, welche die göttlichen Beſchlüſſe auf ein ganzes Jahr kennen. Ueber dem Brunnen, aus welchem die Tafel geholt wird, hängt eine goldene Wage, auf welcher das heilige Taufwaſſer dieſes Brunnens gegen eben ſo viel Gold gewogen wird. Das Geld, welches ſowohl für dieſes Waſſer, von dem die entlegenſten Chriſtenländer ſich zu verſchaffen ſuchen, als für die Mittheilung der kupfernen Tafel, mit welcher zwei Prieſter überall umherreiſen, gelöst wird, liegt alles in dieſem unterirdiſchen Gewölbe aufgehäuft. Eines Tages kam Djawan in dieſes Gewölbe und ſah darin außer dem Brunnen, der Wage und den Kiſten voll Gold ein Gemälde, welches einen König vorſtellte, den eine große Armee von Türken, Turkomanen, Syriern und Kurden ehrfurchtsvoll umgaben.

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Neunhundert und dreiundvierzigste Nacht.

Auf einem andern Gemälde ſtand ein junger Mameluk, welcher die größte Aehnlichkeit mit dem König hatte, und ihm gegenüber ſaß ein Prieſter mit drohender Hand; aber zwei andere Perſonen hielten ihm die Hand zurück und feſſelten ihn. Unter dem Gemälde war etwas in altgriechiſcher Sprache geſchrieben, das aber Djawan nicht leſen konnte. Er lief daher zu ſeinem Oheim Karſimun und bat ihn, ihm zu ſagen, was dieſes Gemälde und deſſen Inſchrift bedeute. Karſimun folgte ihm in's Gewölbe und ſagte ihm weinend: „Der König, den du auf dieſem Gemälde ſiehſt, iſt der einſtige Regent von Egypten und Syrien; er wird dem chriſtlichen Reiche im Oſten ein Ende machen, mich ſelbſt tödten, alle hier aufbewahrten Schätze nehmen, den Brunnen zerſtören und das Kloſter verwüſten. Er wird als Mameluk in der Geſtalt, wie ihn hier das zweite Gemälde vorſtellt, in dieſes Land kommen und unaufhaltſam ſich emporſchwingen, bis er einen Thron beſteigt, vor dem die mächtigſten chriſtlichen und muſelmänniſchen Fürſten niederknien.“ — „Und wird kein Menſch auf Erden dieſem Mameluken beikommen können?“ fragte Djawan. „Niemand als du,“ antwortete Karſimun; „aber auch deine Bemühungen werden fruchtlos ſeyn, denn die beiden andern Perſonen, die du hier auf dem Gemälde ſiehſt, zwei Ritter, mit Namen Schiha und Schahin, werden ihm beiſtehen und alle deine Pläne vereiteln. Dies darf dich indeſſen nicht abhalten,“ fuhr Karſimun fort, „mit allen Kräften gegen den Feind der Chriſtenheit zu kämpfen, und

Gepriesen sey der Messias, der dich noch zur rechten Zeit hierherkommen ließ, um deinen Sohn vor weiterm Unheil zu bewahren."

Der König kehrte bald darauf, nachdem er Karsimun und sein Kloster reichlich beschenkt hatte, mit Schiha nach seiner Hauptstadt zurück, stellte ihn als seinen Sohn der betrübten Königin vor, welche gleichfalls an ein Wunder des Messias glaubte. Schiha lebte nun ein ganzes Jahr in Genua als Erbprinz; im folgenden Jahre pilgerte der König wieder mit ihm nach dem Säulenkloster und ließ ihn bei Karsimun zurück, damit er ihm in der griechischen Sprache sowohl, als in allen Theilen der christlichen Religion Unterricht ertheile. Schiha's Fleiß, Eifer und Fähigkeiten waren so groß, daß er bald das Evangelium in griechischer Sprache lesen konnte; auch beobachtete er äußerlich die klösterlichen Gebräuche so treu, daß Karsimun ihn immer lieber gewann und zuletzt sich gar nicht mehr von ihm trennen konnte. Um diese Zeit zeigte die am Neujahr aus dem Brunnen geholte Tafel die Geburt des Mameluken an, der einst als Sultan von Egypten so verderblich für Christen und Christenthum werden sollte.

In der folgenden Nacht setzte Scheherfad diese Geschichte mit folgenden Worten wieder fort:

Neunhundert und vierundvierzigste Nacht.

Als Djawan dies sah, sagte er seinem Oheim Karsimun: „Ich will jetzt, um einst im Stande zu seyn, diesem Mameluken auf jede Weise in den Weg zu treten, einige Jahre in Bagdad zubringen und mich daselbst mit Allem, was das Leben, den Glauben und die Wissenschaften der Muselmänner angeht, vertraut machen.“ Da Karsimun seine Einwilligung dazu ertheilte, bat er ihn, er möchte ihm doch das heilige Buch mit den kupfernen Blättern mitgeben, damit er in der Fremde sich für jeden Zustand daraus Rath holen könne. Aber Karsimun gerieth in Zorn über diese Forderung und sagte: „Weißt du nicht, Verruchter, daß, sobald dieses Buch aus dem Kloster genommen wird, seine Verwüstung nahe ist?“ Djawan drang nicht weiter in seinen Oheim und reiste, als muselmännischer Kaufmann gekleidet, nach Bagdad. Während aber Karsimun ihn eine Strecke weit begleitete, stahl Schiha, welcher ihr Gespräch angehört hatte, das heilige Buch und warf es in's Meer an einer Stelle, wo er wohl hoffen konnte, es zu seiner Zeit wiederzufinden. Karsimun aber, der nach einiger Zeit es vergebens im ganzen Kloster suchte und dabei der frühern Diebstähle Djawans sich erinnerte, glaubte natürlich, dieser habe es vor seiner Abreise heimlich fortgeschleppt. Djawan brachte sieben Jahre in Bagdad zu; damals regierte noch der

Chalif Muſtaßem, den ſpäter Hulaku umbringen ließ. Nachdem er in allen Theilen der Theologie und Jurisprudenz bei den berühmteſten Lehrern Vorleſungen gehört und den ganzen Koran nach ſeinen ſieben Leſearten nebſt fünfzehnhundert Traditionen des Sichach auswendig gelernt hatte, ging er in dem Aufzuge eines Khadi nach Egypten und hielt gleich am folgenden Tage nach ſeiner Ankunft eine Vorleſung in der großen Moſchee zu Alexandrien, welche die gelehrteſten Männer Egyptens in Staunen verſetzte.

Von hier reiste er nach Kahira und miethete eine Wohnung im Griechenquartiere, und als man darüber erſtaunte, daß ein ſo gelehrter Muſelmann in der Mitte der Ungläubigen wohnen wollte, ſagte er: „Dieſer Theil der Stadt iſt todt und könnte leicht der ganzen Stadt Unglück bringen; ich will ihn durch heilige Gebete wieder beleben.“ Sein eigentlicher Grund war aber, die Nächte bei Wein und Spiel in Geſellſchaft einiger Griechen, denen er ſich zu erkennen gab, zubringen zu können, während er den Tag über in der Moſchee Al Aſhar betete, Vorleſungen hielt und anhörte.

Um dieſe Zeit belagerte der Sultan Salech Ejub, nachdem er Hulaku geſchlagen hatte, die Städte Aſkalon und El Ariſch. Djawan, welcher ſeither den Namen Salach Eddin führte, machte ſich, als Derwiſch gekleidet, auf den Weg nach Aſkalon, gab ſich dem griechiſchen Statthalter daſelbſt zu erkennen und bat ihn, da er doch nicht mehr

lange im Stande seyn würde, die Festung gegen den siegreichen Salech zu vertheidigen, die Uebergabe derselben doch dazu dienen zu lassen, Salechs Glauben an ihn zu begründen. Er verabredete daher mit ihm, daß, sobald er mit Salech vor den Thoren der Stadt erscheinen und mit einem Stocke an ein Thor klopfen würde, dasselbe sich öffne und die Häupter der Stadt, um Gnade flehend, sich ihm zu Füßen werfen sollten. Hierauf begab er sich zu Salech und sagte ihm: „Gott verleiht dir allenthalben Sieg; danke ihm!“ — „Noch habe ich Askalon nicht unterworfen,“ sagte Salech; „diese Stadt vertheidigt sich auf's hartnäckigste.“ — „Folge mir,“ versetzte Djawan, „und nimm meinen Kopf, wenn ich dir diese Stadt nicht heute noch überliefere.“ — „Wer bist du denn?“ fragte Salech erstaunt. „Ich bin nur ein armer Derwisch,“ erwiderte Djawan, „Sohn eines Khadi in Andalusien; aber Gott wird mir beistehen.“

In der folgenden Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert

und

fünfundvierzigſte Nacht.

Salech folgte Djawan mit einer ſtarken Truppenabtheilung; aber er näherte ſich allein mit Salech einem Thore der Stadt und ſchlug mit ſeinem Stabe gegen daſſelbe; ſogleich öffnete es ſich, und der Statthalter, von den Aelteſten der Stadt umgeben, fiel vor ihm nieder. Salech freute ſich ſo ſehr über dieſe Unterwerfung, daß er Djawan den ganzen Tribut ſchenkte, welchen dieſe Stadt zu entrichten hatte. Djawan reiste dann heimlich nach El Ariſch und traf auch dort dieſelben Anſtalten, wie bei Aſkalon, und als durch ihn auch dieſe Feſtung in Salechs Hand fiel, war dieſer ſo ſehr für ihn eingenommen, daß er ihn zu ſeinem Geheimſekretär ernannte. Djawan nahm dieſes Amt gern an, weil er hoffte, dadurch am leichteſten einſt des gefährlichen Mameluken Untergang herbeiführen zu können.

Schahins Urſprung und erſtes Zuſammentreffen mit Djawan.

In Bruſa lebte ein muſelmänniſcher König, welcher Djalal Eddin hieß und zwei Söhne hatte; der Name des Aelteſten war Abu Jeſid und der des Jüngern Muſid Hak. Einſt zog Djalal Eddin gegen den chriſtlichen König von Samandar in's Feld, weil er ihm den Tribut verweigerte, den er viele Jahre hindurch entrichtet

hatte. Aber während der Belagerung ward Djalal Eddin plötzlich krank und ſtarb, noch ehe die Stadt eingenommen war. In derſelben Nacht ſtarb aber auch der König von Samandar; die Muſelmänner ſowohl als die Chriſten verheimlichten den Tod ihres Königs. Djalal Eddins Vizier ließ bekannt machen, der König wolle bis zur Eroberung Samandars Niemanden in ſeinem Zelte ſehen, als ſeinen Sohn Muſid Hak, der ihn auf dieſem Feldzuge begleitete. Da auf dieſe Weiſe Djalal Eddins Tod ſelbſt im Lager der Muſelmänner nicht bekannt ward, ſo lag dem Sohne des plötzlich dahingeſchiedenen Königs von Samandar viel daran, den Krieg zu beendigen; er ſandte daher Friedensboten an den König von Bruſa, welchen Muſid Hak, der im Namen ſeines Vaters mit ihnen unterhandelte, noch mehr gewährte, als urſprünglich von ihnen verlangt worden.

Die Muſelmänner kehrten hierauf nach Bruſa zurück, beerdigten Djalal Eddin und wählten Abu Jeſid zu ſeinem Nachfolger. Als aber die Chriſten von Samandar hörten, daß Djalal Eddin am Tage des Friedensſchluſſes ſchon todt war, ſagte ihr König Djenid: „Bei meinem Glauben, hätte ich das gewußt, ſo wäre nicht ein einziger Muſelmann lebendig nach Bruſa zurückgekehrt.“ Er ließ daher den Abgeordneten Abu Jeſids, welche kamen, um den verſprochenen Tribut einzufordern, antworten: „Sowohl derjenige, welcher den Tribut zu entrichten hatte, als derjenige, dem er zugeſagt war, ſind nicht mehr; wer jetzt von mir Geld will, der erſcheine auf dem Kampfplatz und meſſe ſich mit mir.“ Sobald Abu Jeſid dies hörte, zog er mit ſeinen

Truppen gegen Samandar, nahm Djenids Herausforderung an und hob ihn beim ersten Anlauf aus dem Sattel. Jetzt demüthigte sich Djenid vor seinem Sieger, ließ ihm so viel Geld, als er nur forderte, aus der Stadt bringen und lud ihn zu einem Feste in die Stadt ein. Abu Jesid nahm die Einladung an und zog in die Stadt an der Spitze von tausend Reitern. Aber in der Nacht ließ Djenid die in der Stadt zerstreuten Truppen tödten, Abu Jesid gefangen nehmen und in ein unterirdisches Gewölbe des Schlosses sperren; dann überfiel er mit seinen Truppen das auf keinen Angriff gefaßte muselmännische Heer, schlug es und plünderte dessen Lager. Abu Jesid schmachtete lange in seinem Kerker, denn sein Bruder Musid Hak hielt ihn für todt und fühlte sich zu schwach, um ihn zu rächen.

Schehersad mußte für heute aufhören; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder folgendermaßen:

Neunhundert

und

ſechsundvierzigſte Nacht.

Eines Nachts hörte die Prinzeſſin Meſſiasgabe, Tochter des Königs Djenid, als ſie im Hofe ihres Palaſtes ſpazieren ging, eine männliche Stimme aus einem Gewölbe aufſteigen — es war Abu Jeſid, welcher jede Nacht mehrere Suren des Korans recitirte —, und ſie fand ſie ſo ſchön, daß ſie nunmehr jede Nacht in den Hof ging und vor dem Fenſter des Gefängniſſes ſtehen blieb, bis Abu Jeſid ſchlafen ging. Aber bald fand ſie ſich von ſeiner wohlklingenden Stimme ſo ſehr hingeriſſen, daß ſie die Kerkerſchlüſſel ſtahl und ihn beſuchte, und da ſein Geſicht und ſeine Geſtalt noch viel reizender als ſeine Stimme waren, und jedes ſeiner Worte Geiſt und Bildung verriethen, liebte ſie ihn bald ſo leidenſchaftlich, daß ſie, um ſeine Gattin zu werden, den Islamismus annahm und viele Gefangene befreite, welche im Schloſſe ihres Vaters eingekerkert waren. Ihren Gatten konnte ſie aber nicht befreien, denn er lag in Feſſeln, deren Schlüſſel ihr Vater ſelbſt bei ſich trug. Aber kaum war ein halbes Jahr nach dieſer heimlichen Ehe verfloſſen, da merkten ihre Eltern, daß ſie bald Mutter werden müßte, und es blieb ihr Nichts übrig, als alle Schuld auf ſich zu wälzen. Ihr Vater ſtürzte dennoch ſogleich in das Gefängniß Abu Jeſids und ermordete ihn; ſeine Tochter hingegen ſchonte er, um nicht vor der ganzen Stadt zu Schande zu werden, und ließ

Truppen gegen Samandar, nahm Djenids Herausforderung an und hob ihn beim erſten Anlauf aus dem Sattel. Jetzt demüthigte ſich Djenid vor ſeinem Sieger, ließ ihm ſo viel Geld, als er nur forderte, aus der Stadt bringen und lud ihn zu einem Feſte in die Stadt ein. Abu Jeſid nahm die Einladung an und zog in die Stadt an der Spitze von tauſend Reitern. Aber in der Nacht ließ Djenid die in der Stadt zerſtreuten Truppen tödten, Abu Jeſid gefangen nehmen und in ein unterirdiſches Gewölbe des Schloſſes ſperren; dann überfiel er mit ſeinen Truppen das auf keinen Angriff gefaßte muſelmänniſche Heer, ſchlug es und plünderte deſſen Lager. Abu Jeſid ſchmachtete lange in ſeinem Kerker, denn ſein Bruder Muſid Hak hielt ihn für todt und fühlte ſich zu ſchwach, um ihn zu rächen.

Scheherſad mußte für heute aufhören; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder folgendermaßen:

und seines Großvaters Schatz und sandte Alles gen Brußa. Hierauf folgte er seinem Großvater in den Krieg und kämpfte wie ein Löwe an dessen Seite. Als aber gegen Mittag die Schlacht eine günstige Entscheidung für die Christen zu nehmen schien, ritt er auf Musid Hak zu und fragte ihn: „Wo ist dein Bruder Abu Jesid?“ Musid Hak antwortete weinend: „Mein Bruder ist in Samandar verrätherisch umgebracht worden; lebte der noch, so wären unsere Waffen glücklicher.“ — „Beruhige dich, Oheim,“ rief Djenid; „ich bin Abu Jesids Sohn, und ich werde diese Nacht meinen Vater rächen; ziehe jetzt nur deine Truppen zurück und halte sie bereit, daß sie auf meinen ersten Wink mir zu Hülfe eilen.“

In der Nacht, als die Christen wein- und siegestrunken umherlagen, entfesselte Djenid alle muselmännischen Gefangenen und tödtete mit Hülfe einiger Getreuen, die ihm Musid Hak an einen verabredeten Ort schickte, ihre Wachen; dann begab er sich in des Königs Zelt und fragte ihn: „Wo ist mein Vater?“ Als der König nach vielen Drohungen ihm endlich die Wahrheit gestand, sagte er: „Nun bleibt dir Nichts übrig, als zu sterben oder Muselmann zu werden;“ und auf des Königs Weigerung, seinen Glauben abzuschwören, schlug ihm Djenid den Kopf vom Rumpfe. Inzwischen fielen die muselmännischen Truppen plötzlich über das christliche Lager her, und wer nicht den Islamismus annahm, ward niedergestochen. Djenid folgte dann seinem Oheim nach Brußa und bewohnte den Palast seines Vaters. Nicht lange nachher erkrankte Musid Hak, da ließ er Djenid rufen und ernannte ihn in Anwesenheit der Aeltesten der Stadt und Häupter der Armee zu seinem Nachfolger. Aber Djenid lehnte die Regierung ab, indem er sagte, sie gebühre seinem Vetter Masud Bey eher, als ihm. Obschon indessen Djenid die Regierung freiwillig seinem Vetter abgetreten hatte, hörte doch dieser nach dem Tode seines Vaters nicht auf, ihn als seinen Nebenbuhler zu hassen und zu beneiden, und suchte fortwährend sich seiner, bald durch Mörderhand, bald durch Gift, zu entledigen. Djenid, welcher der Liebe und Verehrung der ganzen Stadt sich zu erfreuen hatte, hätte leicht seinen Vetter vom Throne stürzen und ihn selbst besteigen können; aber er wollte lieber Alles dulden, als um seiner selbst willen Unruhe und Bürgerkrieg unter den Muselmännern anfachen. Da aber sein Leben in Brußa jeden Tag neuer Gefahr ausgesetzt war, beschloß er, nach Egypten zu reisen, wo er von Salech eine gute Aufnahme zu erwarten hatte, und da er fürchtete, sein Oheim, welcher Salechs Feind war, möchte ihm Hindernisse in den Weg legen, gab er bei seiner Abreise eine Pilgerfahrt nach Mekka vor. Sobald er mit seiner Mutter und einigen tausend Soldaten, die ihm freiwillig folgten, nach Aleppo kam, meldete der Statthalter

ſie bis nach ihrer Entbindung einſperren. Meſſiasgabe gebar einen Sohn, dem ſie den Namen ihres Vaters Djenid gab und den ſie mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Bald mußte er leſen und ſchreiben, dann reiten und fechten lernen; als er das Jünglingsalter erreicht hatte, war er wegen ſeiner Freundlichkeit und Gewandtheit der Augapfel von ganz Samandar.

Um dieſe Zeit zog der König Djenid mit ſeinen Truppen gegen Bruſa, um den von ſeinem Vater ehemals entrichteten Tribut wieder zurückzufordern, und lud ſeinen Enkel Djenid ein, ihn zu begleiten. Der junge Djenid umgürtete freudig ſein Schwert und lief zu ſeiner Mutter, um Abſchied von ihr zu nehmen, und als ſie deßhalb heftig weinte, ſagte er: „Warum weinſt du, Mutter, wenn ich gegen unſere Feinde ziehe? Sonſt pflegſt du doch dich zu freuen, wenn ich meinen Großvater in den Krieg begleite?“ — „Warum ſollte ich nicht weinen,“ antwortete Meſſiasgabe, „wenn ich ſehe, daß du gegen deine nächſten Verwandten in den Krieg ziehſt.“ — „Wie ſo das?“ fragte Djenid erſtaunt. Da erzählte ihm ſeine Mutter ihr ganzes Abenteuer mit Abu Jeſid und bezeichnete ihm auch das Gewölbe, wo ihr Gatte erſchlagen und beerdigt worden. Djenid begab ſich heimlich des Nachts in den Kerker ſeines verſtorbenen Vaters und grub die Erde auf, bis er deſſen Leiche wieder fand, nähte den noch gut

erhaltenen Kopf an den Rumpf, zog ihr ein feines Todtengewand an und legte ſie in eine Kiſte, die er verſchloß; dann kleidete er ſeine Mutter als Mameluk, leerte ſeinen

Neunhundert und siebenundvierzigste Nacht.

Schahin begleitete als Emir der Pilgerfahrt Schadjrat Eddur mehrere Jahre hindurch nach Mekka, und er war der Anführer jener glänzenden Pilgerfahrt, bei welcher Schadjrat Eddur die Kaaba mit einem neuen Gewande beschenkte, dem sie den größten Theil ihres Schatzes opferte. Schahin bekleidete dann mehrere andere hohe Aemter, bis er zuletzt Vizier ward; da wollte er sich einen eigenen Palast bauen, aber Kahira war damals so bevölkert, daß er im ganzen Umkreise der Stadt kein leeres Plätzchen finden konnte; er mußte daher das Häuschen eines armen Mannes für fünfhundert Dinare kaufen und es umreißen lassen. Als aber die Arbeitsleute die Erde aufgruben, um einen tiefern Grund zu legen, stießen sie auf eine eiserne Fallthüre mit einem messingenen Ringe. Der Aufseher der Arbeiter hob die Thüre auf, stieg in ein unterirdisches Gemach und fand darin sieben Schüsseln voll Gold und einen verschlossenen Kasten, welchen er herausschaffen ließ. Er lief zu Schahin und benachrichtigte ihn von diesem Funde. Schahin suchte den ehemaligen Besitzer des Hauses auf, um ihm das Gefundene zurückzuerstatten; er nahm es aber nicht an, denn er behauptete, das Haus und den Platz, mit Allem, was darauf sey, verkauft zu haben. Da aber auch Schahin dieses Gold nicht behalten wollte, ward es auf sein Verlangen in die königliche Schatzkammer verborgen. „Es wird eine Zeit kommen," sagte er, „wo wir dessen bedürfen,

da wollen wir es wieder holen.“ Dem ehrlichen Verkäufer des Hauſes aber beſtimmte Salech einen anſehnlichen Gehalt.

Als Schahins Palaſt vollendet war, beſuchten ihn alle Großen der Stadt, um ihn zu beglückwünſchen; nur der Khadi Salach Eddin (Djawan) konnte es nicht über ſich gewinnen, das Haus ſeines Feindes zu betreten. Was aber den mit dem Golde gefundenen Kaſten angeht, ſo werden wir ſpäter darauf zurückkommen.

Salechs Traum, Beibars' Geburt und Jugendabenteuer bis zu ſeiner Ankunft in Egypten.

Nicht lange, nachdem Halawun ſeine Eroberungen bis an die Grenze von Syrien ausgedehnt hatte, ſah Salech eines Nachts im Traume ein Feuer von Oſten her kommen, das gar viele Länder verzehrte; von der entgegengeſetzten Seite her ſah er dann viele Schiffe mit fremden Truppen herbeiſegeln, welche gleichfalls über ſeine Provinzen herfielen. Hierauf erſchien eine Lichtſäule, welche einen Menſchen umhüllte, und ſogleich erloſch das Feuer. Dann geſellten ſich viele Geſtalten zu ihm, deren Geſicht dem eines Menſchen, deren übriger Körper aber wilden Thieren glich; ſie fielen vereint über die gelandeten fremden Truppen her und trieben ſie in's Meer zurück. Salech erwachte hierauf und erſchrack ſo ſehr, daß er ſeinen Traum vergaß. Des Morgens

Neunhundert und siebenundvierzigste Nacht.

Schahin begleitete als Emir der Pilgerfahrt Schadjrat Eddur mehrere Jahre hindurch nach Mekka, und er war der Anführer jener glänzenden Pilgerfahrt, bei welcher Schadjrat Eddur die Kaaba mit einem neuen Gewande beschenkte, dem sie den größten Theil ihres Schatzes opferte. Schahin bekleidete dann mehrere andere hohe Aemter, bis er zuletzt Vizier ward; da wollte er sich einen eigenen Palast bauen, aber Kahira war damals so bevölkert, daß er im ganzen Umkreise der Stadt kein leeres Plätzchen finden konnte; er mußte daher das Häuschen eines armen Mannes für fünfhundert Dinare kaufen und es umreißen lassen. Als aber die Arbeitsleute die Erde aufgruben, um einen tiefern Grund zu legen, stießen sie auf eine eiserne Fallthüre mit einem messingenen Ringe. Der Aufseher der Arbeiter hob die Thüre auf, stieg in ein unterirdisches Gemach und fand darin sieben Schüsseln voll Gold und einen verschlossenen Kasten, welchen er herausschaffen ließ. Er lief zu Schahin und benachrichtigte ihn von diesem Funde. Schahin suchte den ehemaligen Besitzer des Hauses auf, um ihm das Gefundene zurückzuerstatten; er nahm es aber nicht an, denn er behauptete, das Haus und den Platz, mit Allem, was darauf sey, verkauft zu haben. Da aber auch Schahin dieses Gold nicht behalten wollte, ward es auf sein Verlangen in die königliche Schatzkammer verborgen. „Es wird eine Zeit kommen," sagte er, „wo wir dessen bedürfen.

Neunhundert

und

achtundvierzigſte Nacht.

Schahin ließ hierauf Ibn Warak, den angeſehenſten Kaufmann in ganz Egypten, zu ſich rufen, gab ihm alles Geld, das in der königlichen Schatzkammer vorräthig war, und beauftragte ihn, nach Syrien zu reiſen und daſelbſt die koſtbarſten Mameluken dafür zu kaufen. Vor ſeiner Abreiſe ließ ihn auch Salech ſelbſt noch zu ſich kommen, gab ihm einen Beutel voll Geld aus ſeiner Privatkaſſe und bat ihn, ihm dafür den beſten Mameluken zu kaufen, den er nur auftreiben könnte. Da aber Ibn Warak weder in Damask, noch in Aleppo Mameluken fand, die er für würdig hielt, dem Sultan Salech gebracht zu werden, reiste er nach Bruſa zu Maſud Bey, an den er Empfehlungsſchreiben von Salech und Schahin mitgenommen hatte. Maſud Bey nahm ihn ſehr freundlich auf und ließ ſogleich in der ganzen Stadt ausrufen: „Niemand kaufe einen Mameluken, bevor er dem egyptiſchen Kaufmann Ibn Warak vorgeſtellt worden.“ Bruſa wimmelte damals von Mameluken, weil in deſſen Nähe viele Schlachten vorfielen und die Barbaren überall bei ihrem Durchzuge Kinder raubten und verkauften; aber in den erſten Wochen fand Ibn Warak doch keinen einzigen, den er für Salech zu kaufen gut genug hielt. Endlich, in der dritten Woche ſeines Aufenthalts zu Bruſa, kam ein Makler zu ihm und ſagte ihm: „Eben iſt ein Perſer mit dreiundſiebenzig Mameluken angelangt, deßgleichen man in Bruſa noch nie geſehen; ſie ſind

ließ er alle Traumdeuter Kahira's rufen, aber keiner von ihnen konnte ſeinen Traum errathen. Da trat Schahin hervor und ſagte: „Ich kenne einen Traumdeuter mit Namen Ibn Dakik, der auch mir einſt einen Traum deutete, den ich vergeſſen hatte.“ Ibn Dakik ward ſogleich gerufen, und nach kurzem Nachdenken erzählte er Salech ſeinen Traum wieder und ſagte: „Das Feuer deutet auf Halawuns barbariſche Horden, welche ſich ſchon Bagdads bemeiſtert haben und bald auch dieſe Länder überfallen werden. Die Fremden aber, die zu Waſſer dein Reich angreifen werden, ſind die Franken aus allen Ländern des Weſtens; die von Licht umſtrahlte Geſtalt bedeutet einen Mameluken, der mit Hülfe anderer Mameluken, welche wie Löwen kämpfen, den Islamismus vom Untergange retten wird.“

Salech belohnte Ibn Dakik königlich, und als er wieder allein mit Schahin war, ſagte er ihm: „Theurer Vizier, ſchaffe mir Gold, daß ich Mameluken dafür kaufen laſſe, denn, wie du eben gehört haſt, wird mein Land nur durch ſie vor den Barbaren und Chriſten geſchützt.“ — „Das unter meinem Hauſe gefundene Gold,“ erwiderte Schahin, „liegt noch unberührt in der Schatzkammer; es kam von Gott und werde jetzt für einen heiligen Zweck verwendet.“

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

ſagte ihm: „Gehe du heute ſtatt meiner in den Divan und beſchäftige dich mit den Angelegenheiten der Armee und des Volks.“ Als Tilah des Abends in's Schloß zurückkehrte, fragte ihn der König: „Nun, wie ging es dir heute als Regent?“ — „Recht gut,“ antwortete Tilah; „ich kam mir wie ein Löwe vor, und meine Unterthanen erſchienen mir wie Schafe.“ Am folgenden Tage ließ der König ſeinen zweiten Sohn Ridha zu ſich kommen und hieß ihn ſeine Stelle im Divan nehmen. Als er des Abends ihn fragte, wie er ſich in ſeiner Regentenwürde befunden, antwortete auch er: „Ganz vortrefflich; mir däuchte, ich ſey ein Geier und alle meine Unterthanen Spatzen.“

Scheherſad erzählte in der nächſten Nacht weiter:

Neunhundert und neunundvierzigste Nacht.

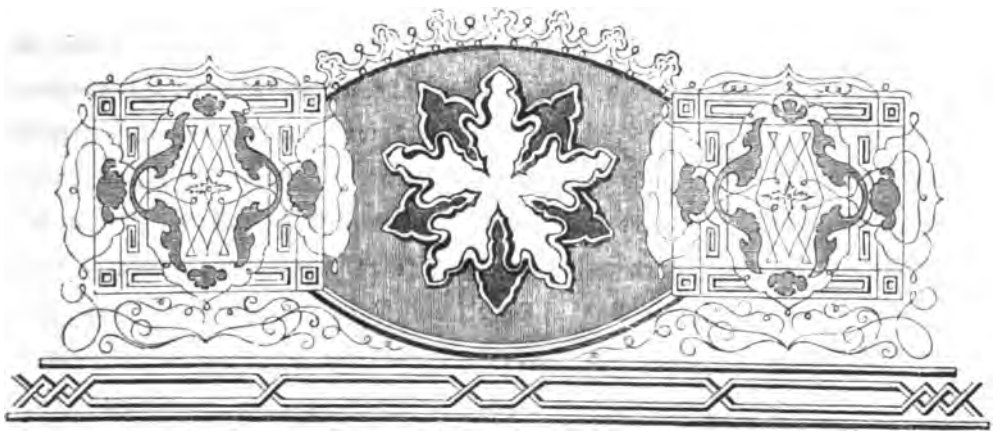
Am dritten Tage ſandte der König Schah Bend Djemk in den Divan; er gehorchte ſeinem Vater, aber Schweißtropfen bedeckten ſeine Stirn vor Angſt und Scham, und als der Tag zu Ende war, bat er ſeinen Vater, ihm nie mehr ein ſo ſchweres Amt zu übertragen. „Ich kam mir vor," ſagte er, „wie ein ſchwaches Lamm, das mächtige Löwen umgeben." — „Du allein biſt würdig, mein Nachfolger zu werden!" ſagte der König zu ſeinem jüngſten Sohne Djemk, und gleich am folgenden Tage ließ er die Ulema, die höchſten Staatsbeamten und Anführer der Armee verſammeln und Djemk als ihrem einſtigen König huldigen. Bald darauf ſtarb Schah Bend, Djemk beſtieg den Thron ſeines Vaters und ernannte ſeine beiden Brüder zu ſeinen Vizieren. Aber dieſe grollten Djemk in ihrem Innern und trachteten auf Mittel, ihn vom Throne zu ſtürzen; ja ſie gingen in ihrem Haſſe ſo weit, daß ſie ihn dem Magier Seif Alnar (Feuerſchwert), mit welchem er in Fehde wegen des verweigerten Tributs war, ausliefern wollten. Glücklicherweiſe ward Djemk von ihrem ruchloſen Vorhaben durch ſeinen Schatzmeiſter, auf deſſen Mitwirkung ſie zählen zu können glaubten, in Kenntniß geſetzt; aber ſtatt ſeine Brüder zu beſtrafen, verkleidete er ſich als Derwiſch, verließ heimlich ſeine Reſidenz und reiſte nach Chuaresm. Bedr Schah, der damalige König von Chuaresm, war gerade auf

der Jagd mit einer Abtheilung Soldaten, als Djemk, mit einem Löwen ringend, herbeikam. Sobald er den König und seine Soldaten sah, sprang er auf einen derselben zu, entriß ihm sein Schwert und tödtete den Löwen damit; darüber war Bedr Schah

so entzückt, daß er ihn einlud, ihm in seinen Palast zu folgen. Hier fragte er ihn nach seinem Namen und schenkte ihm ein schönes Kleid. Djemk zog es an und legte sein Derwischgewand sorgfältig zusammen. „Was liegt dir an diesem Gewande?" fragte Bedr Schah. „Das deinige," antwortete Djemk, „betrachte ich nur als geliehen; wer weiß, ob du stets mit mir zufrieden seyn wirst und ob ich nicht froh seyn werde, wenn ich mein altes Kleid unbeschädigt wiederfinde." Diese Antwort gefiel Bedr Schah so gut, daß er Djemk zu seinem Schatzmeister ernannte und einen Lehrer kommen ließ, um ihn den Koran zu lehren. Der Lehrer sah aber bald ein, daß Djemk den Koran besser verstand, als er selbst; er sagte es Bedr Schah, der nunmehr vor Djemk die größte Achtung hatte. Noch größer ward Bedr Schahs Liebe zu Djemk, als er den gefürchteten Tartaren Bunktimar, Halawuns Vater, erschlug. Bedr Schah hatte nämlich eine Tochter, welche Jk hieß und so tapfer und geübt in allen ritterlichen Tugenden war, daß sie nur den Mann heirathen wollte, der sie auf dem öffentlichen Kampfplatze bezwingen würde. Als Bunktimar die Schönheit dieser Prinzessin rühmen hörte, schickte er einen Boten zu Bedr Schah und ließ ihm sagen: „Sende mir deine Tochter zu, daß sie meine Gattin werde, sonst überziehe ich dein

Land mit meinen Truppen und entführe ſie mit Gewalt.“ Ik ward ſo ergrimmt über dieſe Botſchaft, daß ſie dem Boten die Naſe abſchnitt und ihn ohne Naſe zu Bunktimar zurückſandte. Dieſer machte ſich ſogleich mit ſeinen Truppen auf, ſchlug vor den Thoren der Hauptſtadt ſein Zelt auf und forderte Bedr Schah zu einem Zweikampfe heraus. Aber ſtatt ſeiner trat Djemk in die Schranken, entriß Bunktimar das Schwert, mit dem er nach ihm ſchlagen wollte, und durchbohrte ihn. Nach dieſer glänzenden Waffenthat entſetzte Bedr Schah den alten Vizier ſeines Amtes, ernannte Djemk an deſſen Stelle und gab ihm Geld, um ſich ein eigenes Haus bauen zu laſſen. Djemk richtete ein unterirdiſches Gemach zur Moſchee ein und legte eine Matte, eine Lampe, einen Koran, einen ledernen Riemen und das Kleid, das er mitgebracht hatte, hinein.

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:



Neunhundert und fünfzigſte Nacht.

Als der alte Vizier aber vernahm, daß ein unterirdiſches Gemach zu geheimen Zwecken eingerichtet worden, hielt er Djemk für einen Chriſten und glaubte, er habe unter der Erde eine Kirche, wo er den chriſtlichen Gottesdienſt verrichtete. Er lief ſogleich zu Bedr Schah und theilte ihm ſeinen Verdacht mit. Bedr Schah beſuchte am folgenden Tage Djemk und bat ihn, ihm ſein neues Haus zu zeigen. Djemk führte ihn in alle Zimmer des Hauſes, ging aber ſchnell an der Fallthüre vorüber, welche in die Moſchee führte. Als der König dies bemerkte, glaubte er, der Verdacht ſeines alten Viziers ſey gegründet; noch gewiſſer ſchien ihm die Sache, als er Djemk bat, die Fallthüre zu öffnen, und er unter allerlei Vorwand es nicht that. Da erbrach der König die Thüre mit Gewalt, ſchämte ſich aber vor ſich ſelbſt, als er einſah, wie Unrecht er Djemk gethan. Er fragte ihn dann, was der lederne Riemen bedeutet. „Mit dieſem Riemen," antwortete Djemk, „peinige ich mich ſelbſt, ſo oft ich gefehlt zu haben glaube." Bei dieſen Worten entblößte er ſeinen Körper, an welchem die Spuren harter Schläge ſichtbar waren. Der König wandte ſich, als er dies ſah, ergrimmt gegen ſeinen alten Vizier, warf ihn zu Boden und ertheilte einem ſeiner Mameluken den Befehl, ihn zu tödten. Aber Djemk beſchwor den König, ihm zu verzeihen, was er auch begangen haben möge. „Wie, du bitteſt für ihn," ſagte der

König, „während er an deinem Untergange arbeitet?“ — „Ich verzeihe ihm Alles,“ erwiderte Djemk; „und bitte dich nicht nur, ihn zu begnadigen, sondern ihm auch seine frühere Würde wiederzugeben und mich nur zu seinem Stellvertreter zu ernennen.“ Jetzt gewann der König den großmüthigen Djemk so lieb, daß er nichts sehnlicher wünschte, als ihn mit seiner Tochter Ik zu vermählen; er beauftragte daher den alten Vizier, Djemk zuzureden, daß er bei ihm um die Prinzessin Ik anhalte. Als aber der Vizier sich seines Auftrags entledigte, sagte ihm Djemk: „Wie lange noch wirst du mir grollen? Ich erkenne nur deine Bosheit in deinem Rathe; wer bin ich, daß ich um eine so vornehme Prinzessin werben soll, welche schon den mächtigsten Königen ihre Hand versagt hat?“ — „Du thust mir Unrecht,“ sagte der Vizier zu Djemk, den Saum seines Kleides küssend. „Was ich dir eben sagte, kam nicht von mir, sondern aus dem Munde des Königs, der keinen bessern Schwiegersohn als dich zu finden weiß, und wenn du willst, so werbe ich für dich bei dem König.“

Als Djemk sah, daß der Vizier im Auftrage des Königs so sprach, bat er ihn, um Ik für ihn anzuhalten, und am folgenden Tage gewährte ihm der König seine Bitte. Als dieser aber seinen Wunsch der Prinzessin vortrug, sagte sie: „So sehr ich auch Djemk liebe, werde ich ihn doch nicht heirathen, bis er mich besiegt.“ — „So kleide dich als ein fremder Ritter,“ sagte der König, „und fordere ihn heraus.“ Der König begab sich hierauf zu Djemk und sagte ihm: „Der König Halawun hat einen Ritter hierher gesandt, um das Blut seines Vaters zu rächen; geh und kämpfe mit ihm, suche aber nur ihn zu entwaffnen und schone sein Leben.“ Djemk trat in die Schranken und suchte mehr, sich zu vertheidigen, als anzugreifen; erst, als Ik recht ermüdet war, drang er auf sie ein und schlug ihr das Schwert mit dem Schafte seiner Lanze aus der Hand. Jetzt erst gab sie sich ihm zu erkennen und willigte ein, seine Gattin zu werden. Die Hochzeit wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert, und einen ganzen Monat hindurch reihte sich ein Fest an das andere.

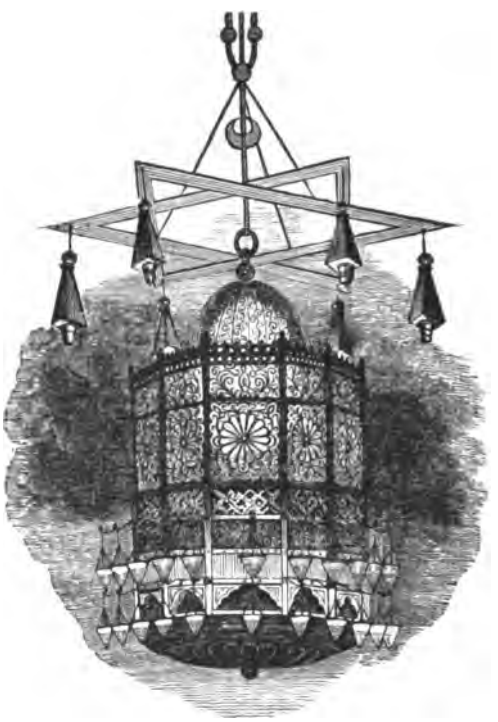
Bald nachher starb Bedr Schah, und Djemk ward zum Sultan von Chuaresm erwählt. Ik gebar ihm drei Söhne, deren ältester Mahmud Schah hieß, und eine Tochter, welche er Bedret Elmuluk nannte. Djemk lebte zufrieden und glücklich, bis eines Tages seine zwei Brüder, welche wegen ihres Verraths aus ihrer Heimath vertrieben wurden, als Derwische gekleidet zu ihm kamen und ihn um Gnade anflehten. Djemk verzieh ihnen nicht nur ihr Verbrechen, sondern ernannte sie sogar wieder zu seinen Vizieren. Je großmüthiger aber Djemk gegen seine Brüder war, um so bitterer ward ihr Haß und ihr Neid gegen ihn, und da sie wußten, daß der so herrlich

gedeihende Mahmud Schah die größte Freude ſeines Vaters war, nahmen ſie ihn eines Tages heimlich mit ſich auf die Jagd, vertieften ſich in einen entlegenen Wald und banden ihn, um ihn zu ſchlachten. Ridha zog ſchon ſein Schwert aus der Scheide; aber Tilah konnte es doch nicht über ſich gewinnen, ſeinen Neffen vor ſeinen Augen ſchlachten zu laſſen; er bat daher Ridha, ihn lieber in eine Höhle, welche dort in der Nähe war, zu werfen, und ihn dort allein vor Hunger und Durſt ſterben zu laſſen. Ridha warf ihn gebunden in die Höhle, zog ihm aber vorher ſeine Kleider aus,

beſpritzte ſie mit Blut, ließ deſſen Pferd los und ritt wieder nach Hauſe zurück. Mahmud Schah ward überall geſucht, bis man endlich ſein Pferd und ſeine Kleider fand; da glaubte Jeder, ein wildes Thier habe ihn gefreſſen, und Djemk rief höchſt beſtürzt aus: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott dem Erhabenen!“ Als Mahmud in der Höhle war, betete er zu Gott, er möchte ihn doch nicht eher ſterben laſſen, bis er ſeine Oheime vor der Höhle geſchlachtet ſehe; dann blieb er zwei Tage und zwei Nächte ruhig ſitzen, ohne zu eſſen noch zu trinken. Am dritten Tage ging ein Derwiſch an der Höhle vorüber, und da es ſehr heftig regnete, wälzte er die Steine, welche Djemks Oheime vor dieſelbe gelegt hatten, weg, ging mit einem Bündel Holz hinein und zündete es an, um ſich daran zu erwärmen. Da ſah er den jungen Mahmud und dachte: Gewiß hat irgend ein Tartar dieſen Jungen geraubt und ihn einſtweilen hier verborgen, bis er Gelegenheit findet, ihn fortzuſchaffen. Er

gab ihm dann etwas Brod, Zucker und Waſſer, und als er wieder zu Kräften kam, fragte er ihn nach ſeinem Namen. „Ich heiße Mahmud,“ antwortete der Junge. „Dieſen Namen mußt du ablegen,“ ſagte der Derwiſch, „denn ſo heiße auch ich; du ſollſt von nun an Beibars genannt werden.“ Als der Regen aufhörte, nahm ihn der Derwiſch auf ſeinen Arm und trug ihn von einem Orte zum andern, bis er ihn endlich krank nach Bruſa brachte.

Der Tag dämmerte bereits bei dieſen Worten Scheherſads; ſie ſchwieg deßhalb und fuhr erſt in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:



und

einundfünfzigſte Nacht.

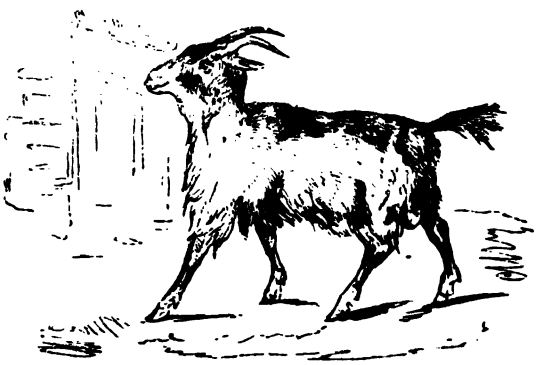
In Bruſa rieth man dem Derwiſch, Beibars in's Bad zu führen; dies that er und erzählte dem Badbeſitzer, wie er zu dem Beſitze dieſes Mameluken gelangt und wie ſehr er wünſche, ſeiner los zu werden. Der Badbeſitzer wandte ſich zu Ibn Warak und bot ihm Beibars als Sklaven an. „Gern würde ich ihn noch kaufen," ſagte Ibn Warak; „aber ich habe all mein Geld ſchon ausgegeben." Dann fiel ihm aber ein, daß ihm noch der Beutel, den ihm Salech aus ſeiner Privatkaſſe mitgegeben, übrig bleibe, und er kaufte Beibars dafür. Am folgenden Tage machte er ſich mit ſeinen Mameluken auf den Weg nach Egypten; da aber Beibars immer kranker ward, verkaufte er ihn wieder ſeinem Schwager Ahmed Akwaſi; dieſer ließ ihn in Damaskus im großen Spitale und empfahl ihn dem Aufſeher deſſelben ganz beſonders. Aber trotz aller Fürſorge des Aufſehers nahm Beibars' Uebel immer zu, ſo daß er zuletzt den Aufſeher bat, ihn auf ein Bett vor die Thüre des Spitals zu legen, vielleicht würde ihm die freie Luft Erleichterung verſchaffen. Der Aufſeher gab dieſem Wunſche nach, obſchon Beibars ſo krank war, daß alle Vorübergehenden ihn bemitleideten und ſich darüber wunderten, daß er nicht lieber im Krankenhauſe geblieben. Indeſſen litt Beibars auch hier keinen Mangel, denn wer in der Nähe des Krankenhauſes wohnte, beſuchte ihn ſeines zarten Ausſehens und ſeiner frommen Gebete willen und brachte ihm ſtärkende

Speiſen und Getränke. Beſondere Theilnahme ſchenkte ihm aber die Frau eines Müllers, welche gerade dem Krankenhauſe gegenüber wohnte und Beibars Klagen die ganze Nacht durch hörte. Eines Tages, als ſie vor ſeinem Bette ſtand und ihn bat, ihr zu ſagen, was er zu eſſen wünſche, ſagte er: „Bringe mir Sauermilch mit Knoblauch und Pfeffer.“

Sie ging nach Hauſe, bereitete eine große Schüſſel voll Sauermilch mit Knoblauch und Pfeffer zu und bat ihren Mann, ſie dem kranken Beibars zu bringen. „Biſt du verrückt?“ fragte der Müller; „willſt du ihn mit einer ſolchen Speiſe tödten und dich an ihm verſündigen?“ — „Geh nur,“ erwiderte die Müllerin; „er hat mich darum gebeten; wenn Gott ihm helfen will, ſo kann er es mittelſt dieſer Speiſe ſo gut, als auf andere Weiſe.“ Der Müller widerſprach nicht länger und brachte Beibars die Sauermilch. Dieſer ſtreckte begierig die Hand darnach und aß davon, bis er ſatt war; bald darauf ſchlief er ein und gerieth in einen ſolchen Schweiß, daß ſein Bett faſt wegſchwamm. Als er wieder erwachte (geprieſen ſey Der, welcher nie ſchläft!), forderte er zu eſſen; da brachte man ihm einen Hahn und gab ihm Zuckerwaſſer zu trinken, und von dieſem Augenblick an verlor ſich ſein Uebel allmälig. Als er vollkommen hergeſtellt war, ging er zur Müllerin, dankte ihr für ihre Pflege und wuſch ſeine Kleider bei ihr; dann ging er in's Bad, und als er herauskam, ſah er ſo friſch und blühend aus, daß der Aufſeher des Krankenhauſes ihn gar nicht mehr erkannte. „Geprieſen ſey Gott,“ rief er aus, „der Todte wieder belebt! Bei Gott, dieſer Junge ſieht eher einem Prinzen, als einem Mameluken gleich.“ Beibars ließ ſich dann von ihm in die Krankenzimmer

führen, und da er mit ihrem Zustande gar nicht zufrieden war, zog er wieder seine alten Kleider an und versah zehn Tage lang den Dienst eines Krankenwärters; dann sagte er zu den angestellten Dienern: „Ihr habt nun gesehen, wie man mit Kranken umgehen muß; folget meinem Beispiele, Gott wird euch dafür belohnen.“ Am elften Tage, als er das Krankenhaus verlassen wollte, trat ein betrunkener Mameluk herein, vor dem alle Kranken erschracken.

Da der Morgen anbrach, so verschob Scheherzad die Fortsetzung dieser Geschichte bis zur nächsten Nacht, in welcher sie folgendermaßen begann:



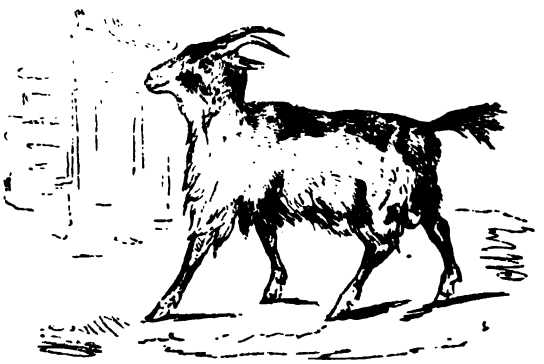
Neunhundert und zweiundfünfzigste Nacht.

„Was fürchtet ihr von dieſem Menſchen?“ fragte Beibars einen der Kranken. „Dieſer Mameluk,“ antwortete er, „iſt der Günſtling des Statthalters Scharf Eddin; ſo oft er ſein Geld verſpielt oder für Wein ausgegeben hat, kommt er her und ſtiehlt von uns, was er findet, mißhandelt Jeden, der ſich ihm widerſetzt, und Niemand wagt es, aus Furcht vor dem Statthalter, ihn deßhalb anzuklagen.“ Als Beibars dies hörte, ergriff er ein Stück Holz, das gerade vor ihm lag, ging auf den Mameluken zu und fragte ihn, was er wolle, und als er ihm eine unverſchämte Antwort gab, verſetzte er ihm eine Tracht Prügel und warf ihn zum Krankenhauſe hinaus. Der Mameluk kehrte bald wieder mit den Stallknechten des Statthalters; aber Beibars nahm es allein gegen ſie auf, verwundete Einige von ihnen und trieb die Andern in die Flucht. Jetzt begab ſich Beibars zu ſeinem Herrn Ahmed Akwaſi, welcher ſchon alle Hoffnung auf ſeine Geneſung aufgegeben hatte und ſich daher um ſo mehr mit ihm freute, als er ihn jetzt ſo ſchön und geſund ausſehend wiederfand. Beibars gewann bald die Liebe ſeines Herrn und ſeiner älteſten Schweſter Fatma, und ward wie ein Sohn des Hauſes behandelt.

Aber eines Tages, als er den jungen Knaben ſeines Herrn herumtrug, ließ er ihn fallen, und da der Kleine am Kopfe blutete, fürchtete Beibars, ſeine Wunde

führen, und da er mit ihrem Zustande gar nicht zufrieden war, zog er wieder seine alten Kleider an und versah zehn Tage lang den Dienst eines Krankenwärters; dann sagte er zu den angestellten Dienern: „Ihr habt nun gesehen, wie man mit Kranken umgehen muß; folget meinem Beispiele, Gott wird euch dafür belohnen.“ Am elften Tage, als er das Krankenhaus verlassen wollte, trat ein betrunkener Mameluk herein, vor dem alle Kranken erschracken.

Da der Morgen anbrach, so verschob Scheherfad die Fortsetzung dieser Geschichte bis zur nächsten Nacht, in welcher sie folgendermaßen begann:



Neunhundert und zweiundfünfzigſte Nacht.

„Was fürchtet ihr von dieſem Menſchen?“ fragte Beibars einen der Kranken. „Dieſer Mameluk,“ antwortete er, „iſt der Günſtling des Statthalters Scharf Eddin; ſo oft er ſein Geld verſpielt oder für Wein ausgegeben hat, kommt er her und ſtiehlt von uns, was er findet, mißhandelt Jeden, der ſich ihm widerſetzt, und Niemand wagt es, aus Furcht vor dem Statthalter, ihn deßhalb anzuklagen.“ Als Beibars dies hörte, ergriff er ein Stück Holz, das gerade vor ihm lag, ging auf den Mameluken zu und fragte ihn, was er wolle, und als er ihm eine unverſchämte Antwort gab, verſetzte er ihm eine Tracht Prügel und warf ihn zum Krankenhauſe hinaus. Der Mameluk kehrte bald wieder mit den Stallknechten des Statthalters; aber Beibars nahm es allein gegen ſie auf, verwundete Einige von ihnen und trieb die Andern in die Flucht. Jetzt begab ſich Beibars zu ſeinem Herrn Ahmed Akwaſi, welcher ſchon alle Hoffnung auf ſeine Geneſung aufgegeben hatte und ſich daher um ſo mehr mit ihm freute, als er ihn jetzt ſo ſchön und geſund ausſehend wiederfand. Beibars gewann bald die Liebe ſeines Herrn und ſeiner älteſten Schweſter Fatma, und ward wie ein Sohn des Hauſes behandelt.

Aber eines Tages, als er den jungen Knaben ſeines Herrn herumtrug, ließ er ihn fallen, und da der Kleine am Kopfe blutete, fürchtete Beibars, ſeine Wunde

möchte lebensgefährlich ſeyn, und lief davon. Gegen Abend trat er in eine Höhle, einige Meilen vor Damaskus, um darin die Nacht zuzubringen; es war die ſiebenundzwanzigſte des Monats Ramadhan, die Nacht der Beſtimmung genannt, weil Gott in dieſer Nacht manches fromme Gebet erhört und die Wünſche des Betenden erfüllt. Kaum hatte er ſich in dieſer Höhle niedergelaſſen, da trat ein Kameeltreiber zu ihm herein, der nicht minder beſtürzt als er ausſah, und ſetzte ſich neben ihn. Bald darauf kam ein Vogeljäger und zuletzt ein Stallmeiſter. Nach gegenſeitigem Gruße ſagte Beibars: „Ein Jeder von uns erzähle, weßhalb er in dieſe Höhle gekommen, und ich will ſelbſt

den Anfang machen.“ Als er hierauf erzählte, daß er das Kind ſeines Herrn fallen ließ und aus Furcht hierher geflohen ſey, ſagte der Kameeltreiber: „Ich habe das ſchönſte Kameel meines Herrn auf der Weide verloren und lange vergebens geſucht; auch ich wagte es nicht, nach Hauſe zurückzukehren, und floh deßhalb hierher.“ — „Und ich,“ ſagte der Vogeljäger, „vermiſſe meinen beſten Falken, ohne den ich mich vor meinem Herrn nicht ſehen laſſen mag.“ — „Und mir,“ ſagte der Stallmeiſter, „iſt das leichtfüßigſte Pferd davongelaufen, darum kehrte auch ich nicht mehr in die Stadt zurück.“ — „Dieſe Nacht iſt die Beſtimmungsnacht,“ ſagte Beibars; „laſſet uns mit zerknirſchtem Herzen zu Gott beten, vielleicht hilft er uns.“ Nun flehte Jeder Gott um das Wiederfinden des Verlorenen an; Beibars aber betete: „Herr, laß mich ein auf deinem Pfade glücklich kämpfender Sultan werden.“ Es war eine ſegenreiche Stunde, die

Pforten des Himmels waren geöffnet und Gott erhörte ihr Gebet. Am folgenden Morgen fand der Vogeljäger seinen Falken in seinem Käfig, der Kameeltreiber sein Kameel vor seinem Hause weidend und der Stallmeister sein Pferd im Stalle angebunden. Beibars aber ward von seinem Herrn und dessen Frau grausam mißhandelt, bis endlich Fatma hinzukam, sich seiner annahm und ihn von ihrem Bruder, der ihr viel Geld schuldig war, um eine hohe Summe kaufte. Fatma behandelte Beibars mit der größten Schonung und Zärtlichkeit; sie schenkte ihm die schönsten Kleider und gab ihm so viel Geld er nur wollte; auch ließ sie die besten Lehrer der Stadt in's Haus kommen, die ihm in allen möglichen Wissenschaften und Künsten Unterricht ertheilten.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert

und

dreiundfünfzigſte Nacht.

Nach wenigen Jahren war Beibars der gelehrteſte Jüngling ſeiner Zeit, auch in allen ritterlichen Tugenden behauptete er den erſten Rang, ſeine Tapferkeit und Großmuth waren grenzenlos, und er war Meiſter im Reiten, Fechten, Ringen und Bogenſchießen. Er war noch im zarteſten Jünglingsalter, als eines Tages ein Bauer zu ſeiner Herrin kam und ihr ſagte: unſre Ernte iſt vorüber, ſchicke Jemanden, der ſich deiner Einkünfte annehme. Dieſer Bauer war aus Sanamein, einem wenige Meilen von Damaskus entfernten Dorfe, deſſen Bewohner zur Hälfte Muſelmänner und zur Hälfte Chriſten waren. Ueber dieſes Dorf war ein chriſtlicher Vogt, mit Namen Ghaſibu, geſetzt, der einen Theil der Steuer einzunehmen hatte, während der andre Theil der Frau Fatma gehörte. Fatma hieß den Bauer ſitzen und ſagte ihm: „Warte hier, bis ich wiederkehre, ich gehe zu meinem Bruder Ahmed, um ihn zu bitten, daß er einen ſeiner Leute mit dir ſchicke, der meine Rechte gegen die Anmaßungen Ghaſibu's zu vertheidigen im Stande iſt. Als Beibars dies hörte, ſagte er: „O Gebieterin, hältſt du mich eines ſolchen Auftrags unwürdig? warum ſendeſt du mich nicht als deinen Bevollmächtigten nach

Sanamein?“ — „Dieſe Chriſten von Sanamein,“ antwortete Fatma, „ſind Hunde; aus Liebe zu dir möchte ich dir keinen ſo gefahrvollen Auftrag geben.“ — „Fürchte nichts, o Gebieterin,“ verſetzte Beibars; „ich fühle mich ſtark genug, um es mit ihnen aufzunehmen.“ Als endlich Fatma ihre Einwilligung zu ſeiner Abreiſe gab, rüſtete er hundertundfünfzig zuverläſſige Abendländer und einige andere Mameluken Fatma's aus und zog mit ihnen gen Sanamein. Sobald die muſelmänniſchen Bauern dieſes Dorfs Beibars' Anzug vernahmen, gingen ſie ihm eine Strecke weit entgegen und ſchloſſen ſich den Abendländern an. Als aber Ghaſibu hörte, daß der Bevollmächtigte Fatma's mit zahlreichem Gefolge angelangt, ſandte er ihm einen Dolmetſcher mit zwanzig Soldaten und ließ ihn allein zu ſich bitten. Dieſer redete Beibars auf eine ſo grobe Weiſe an, daß er ſich ihm zu folgen weigerte, und als er darauf ihn mit Gewalt fortſchleppen wollte, zog Beibars ſein Schwert und durchbohrte ihn. Ghaſibu verſammelte, ſobald

er dies hörte, alle Chriſten des Dorfs und der Umgegend um ſich und zog gegen Beibars. Aber dieſer kämpfte mit ſeinen Leuten unter dem Rufe Allah Akbar (Gott iſt groß) ſo lange, bis Ghaſibu gefangen und ſeine Truppen geſchlagen oder in die Flucht getrieben waren. So tapfer aber auch Beibars und ſeine Leute fochten, ſo hätten ſie doch zuletzt einer nachkommenden chriſtlichen Truppenabtheilung unterliegen müſſen, wenn nicht ein Mann von wahrer Rieſengeſtalt mit fünfzig ganz in Eiſen gehüllten Rittern plötzlich den Feind im Rücken überfallen hätte. Nach vollendetem Siege ritt Beibars auf dieſen Mann zu, umarmte ihn und fragte ihn, wer er wäre? „Ich bin der Hauptmann Haſan

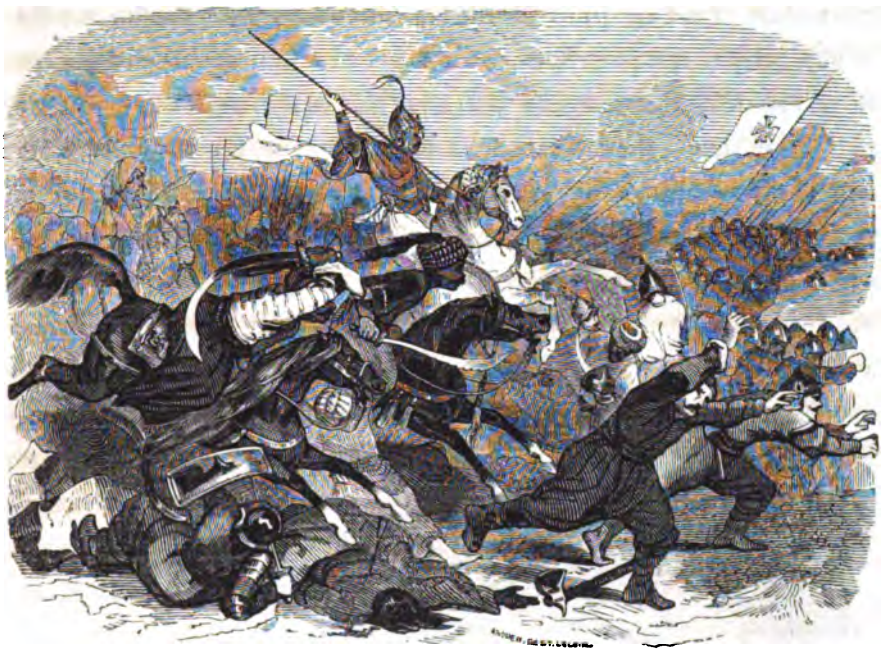
Haurani," antwortete er; „ich wohne im Gebirge bei den Ismaeliten, bin aber ein guter Muselmann, der für deine Rettung gern sein Leben opfern würde; ich werde dich beschützen, wo du auch seyn magst, und so oft ich dich in der Enge weiß, zu deiner Befreiung herbeieilen."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Hasan und zog wieder mit seinen Rittern gen Hauran. Beibars aber kehrte mit vielen Gefangenen und reicher Beute nach Damaskus zurück, theilte die Hälfte der Beute unter seine Leute aus und brachte die übrige Hälfte nebst dem vollständigen Tribut von Sanamein seiner Herrin Fatma, in deren Schloß er auch den Gefangenen, Ghasibu, einsperrte. Als aber Sardjawil, König von Safad, Ghasibu's Oheim, die Niederlage und Gefangenschaft seines Neffen erfuhr, gerieth er in den heftigsten Zorn und schrieb folgenden Brief an Naßer, König von Damaskus: „Ein Mameluk der Frau Fatma, Tochter des Akwasi, ist nach Sanamein gekommen, hat meine Leute getödtet, mein Gut geplündert, allen Tribut des Orts geraubt und meinen Neffen Ghasibu gefangen genommen. Willst du den Frieden, so sende mir meinen Neffen, Beibars und eine geziemende Sühne für das Blut, das von den Christen geflossen; weigerst du dich, so wird bald ein christliches Heer gegen dich heranziehen."

Als Naßer diesen Brief gelesen hatte, ward er sehr bestürzt und aufgebracht gegen Beibars. Er ließ sogleich Ahmed Akwasi rufen, zeigte ihm Sardjawils Brief und sagte ihm: „Sieh einmal, was der Mameluk deiner Schwester für Unheil stiftet." — „Er ist ein Tollkühner," antwortete Ahmed, „aber ich wußte vom ganzen Vorfalle nichts." — „Geh zu deiner Schwester," sagte Naßer, „und fordere sie in meinem Namen auf, mir sogleich Beibars hierherzuschicken." Während nun Ahmed zu seiner Schwester ging, versammelte Naßer die Aeltesten der Stadt zu einem großen Divan, und als Beibars erschien, machte er ihm die bittersten Vorwürfe wegen seiner Verwegenheit. „Was habe ich begangen?" fragte Beibars; „ich bin von Ghasibu's Boten beleidigt, dann von ihm selbst angegriffen worden; ich habe nur das Gut meiner Gebieterin und mein Leben vertheidigt." — „Wenn aber Sardjawil uns den Krieg erklärt?" fragte Naßer. „Du bist König von Damaskus," antwortete Beibars, „und Salech hat dich zu dieser Würde erhoben, damit du diese Stadt und ihre Bewohner gegen jeden Feind schützest." — „Aber ich habe weder Geld noch Mannschaft genug zu einem solchen Kriege," versetzte Naßer. „So überlasse mir allein meine Vertheidigung," erwiderte Beibars, „ich fürchte Niemanden." Naßer schrieb hierauf an Sardjawil, er möchte nur mit seinen Truppen kommen, um sich des Mameluken Beibars zu bemächtigen, er aber

würde ihn nicht ausliefern. Sardjawil zog mit zehntausend Mann heran und belagerte die Stadt Damaskus. Beibars sammelte viele Abendländer und Mameluken um sich, bewaffnete sie und machte häufig glückliche Ausfälle mit ihnen. Aber eines Tages, als er mit wenigen Tapfern die Vorposten des Feindes angriff, stürzte sein Pferd, die Christen fielen über ihn her und führten ihn gefangen vor Sardjawil. Beibars' Truppen waren in der größten Verzweiflung, und Naßer wollte schon mit dem Feinde unterhandeln, als plötzlich in der Nacht Beibars sich der Thorwache zu erkennen gab. Auch dieses Mal verdankte er seine Befreiung wieder Hasan Haurani. Sobald dieser nämlich von Sardjawils Zug gegen Damaskus unterrichtet ward, schrieb er seinem Freunde Dibil und bat ihn, mit seinen Leuten sich ihm anzuschließen, um vereint dem verhießenen Mameluken beizustehen.

Scheherfad unterbrach hier ihre Erzählung, da der Tag herannahte; in der nächsten Nacht aber setzte sie solche folgendermaßen fort:

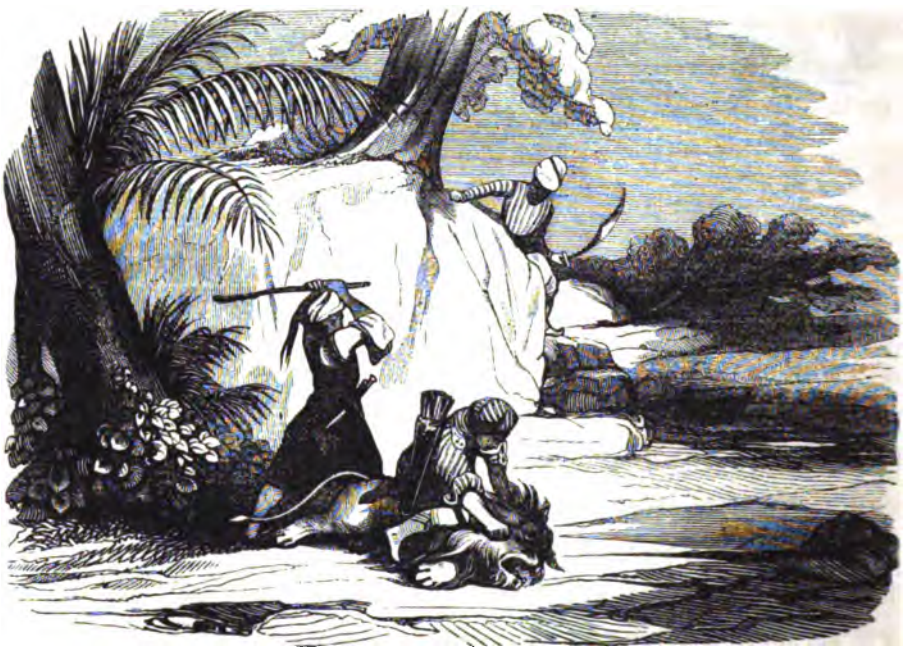


Neunhundert und vierundfünfzigſte Nacht.

Haſan Haurani, Dibil und ihre Leute waren nicht weit vom Lager der Chriſten, als ſie Beibars' Gefangenſchaft vernahmen; da verkleideten ſie ſich als Chriſten mit einigen ihrer Getreuen, tödteten die Wachen vor Sardjawils Zelt, in welchem auch Beibars gefeſſelt lag, befreiten ihn, ſchleppten Sardjawil nach Damaskus und ließen ihn nicht eher los, bis er ſich mit zehntauſend Dinaren loskaufte. Von dieſem Tage an beneidete Naßer den tapfern Beibars, Haſan Haurani und Dibil, und als bald darauf Nedjm Eddin, der Großvizier des Sultan Salech, nach Damaskus kam, klagte er ihn als einen leichtſinnigen und ſtreitſüchtigen Menſchen an. Der Vizier ließ in der ganzen Stadt ausrufen: Wer eine Klage gegen Beibars vorzubringen hat, der erſcheine im großen Divan; aber kein einziger Kläger fand ſich ein, und als endlich Ghaſibu als Kläger gegen Beibars auftrat, brachte dieſer ſchriftliche Zeugniſſe herbei, aus denen hervorging, daß er nicht der angreifende Theil bei dem Kampfe in Sanamein war. Der Vizier ſah nun wohl ein, daß Naßer Beibars unſchuldigerweiſe bei ihm angeklagt hatte, und machte ihm

Vorwürfe deßhalb. Am Tage ſeiner Abreiſe begab er ſich zu ſeiner Couſine und Schwägerin Fatma und bat ſie, ihm ihren Mameluken Beibars mitzugeben; in Damaskus, ſagte er, wird er doch früh oder ſpät in's Verderben ſtürzen, denn Naßer hegt eine bittere Feindſchaft gegen ihn. Als Fatma dies hörte, gab ſie den Wünſchen ihres Vetters nach, ließ Beibars rufen und erlaubte ihm, dem Vizier nach Egypten zu folgen. Beibars willigte nicht eher zur Abreiſe ein, bis der Vizier Naßer ſchwören ließ, daß er keinem ſeiner zurückbleibenden Freunde und Anhänger etwas zu leid thun wolle. Während der Reiſe trennte ſich Beibars häufig vom Vizier und jagte wilden Thieren nach.

Eines Tages, als Beibars im Walde Naaran war, ſah er einen Jüngling auf einem Löwen knien und einen Mann heranſpringen, der den Jüngling von hinten ſchlug.

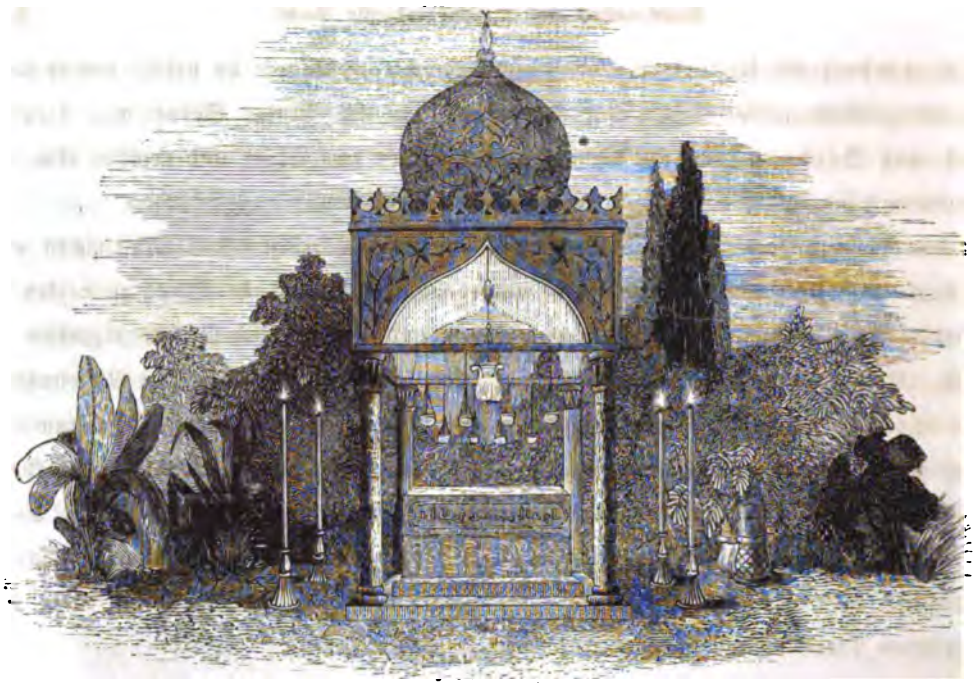


Der Jüngling flehte Beibars um Beiſtand an, und dieſer war ſchon im Begriffe, mit ſeinem Schwerte auf den Mann loszuſtürzen, als er ihm zurief: „Laſſe deinen Schutz Andern angedeihen, ich bin Haſan Haurani, und dieſer Jüngling iſt mein Sohn, den ich nur erſchrecken, dem ich aber nichts zu leid thun wollte. Er bat nämlich geſtern Abend ſeine Mutter, die Tochter des Häuptlings der Iſmaeliten, um eine Uniform, wie ſie die Ihrigen zu tragen pflegen; ich ſagte ſcherzend: Wenn er einmal im Walde Naaran einen Löwen erlegt, dann darf er ſeine jetzigen Kleider ablegen. Aber kaum waren wir eingeſchlafen, da machte ſich der Burſche auf und lief mit Schwert und

Bogen hierher; ich folgte ihm, sobald ich erwachte, und wie du siehst, hat er seine Aufgabe glücklich gelöst.“ Hierauf kehrte Hasan mit seinem Sohne nach Hauran zurück, und Beibars ging mit dem getödteten Löwen zum Vizier und erzählte ihm sein Zusammentreffen mit Hasan und seinem Sohne Ibrahim.

An einem andern Tage sah Beibars, wie vier Christen einem Muselmann eine ungeheure Last Holz aufbürden wollten, um es auf dem Markt in Safad zu verkaufen, da fiel er über sie her, tödtete zwei von ihnen und die übrigen Beiden ergriffen die Flucht. Er zog dann den Erschlagenen die Kleider aus und schenkte sie dem Muselmanne, dann schnitt er ihnen die Köpfe ab und brachte sie dem Vizier. Sie setzten nun ihre Reise ohne weitere wichtige Vorfälle bis El Arisch fort. Hier fanden sie zu ihrem großen Erstaunen ein zahlreiches christliches Heer gelagert, und die Thore der Stadt waren verschlossen. Sobald nämlich der Vizier nach Syrien abgegangen war, sandte Djawan seinen Freund Portukisch ebenfalls dahin, um Erkundigungen über den verhießenen Mameluken Beibars einzuziehen.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherſad weiter:



Neunhundert und fünfundfünfzigſte Nacht.

Als Portukiſch zurückkehrte und Djawan von Allem unterrichtete, was zwiſchen Beibars und Sardjawil vorgefallen war, ihm auch ſagte, daß er dem Vizier nach Egypten folgen werde, ſchrieb er an Sardjawils Freund Farnahidj, König von El Ariſch, er möchte den Vizier bei ſeiner Durchreiſe angreifen und ihn nicht eher abziehen laſſen, bis er ihm den Mameluken Beibars ausliefere, von dem die altgriechiſchen Bücher ſo viel Unheil prophezeien. Farnahidj ſammelte, ſobald er Djawans Brief erhielt, ſeine Truppen, und als ihm die Ankunft des Viziers gemeldet ward, zog er ihm entgegen und ließ ihm ſagen, er möchte ſogleich den Mameluken Beibars ausliefern oder ſich zum Kampfe rüſten. Beibars ward ſo entrüſtet über dieſe Botſchaft, daß er den Ueberbringer tödtete, die erſten Offiziere Farnahidj's herausforderte und Einen nach dem Andern erſchlug. Endlich nahmen aber die Chriſten keinen Zweikampf mehr an, ſondern Farnahidj griff mit ſeiner ganzen Macht Beibars und den Vizier an, deren Truppen nicht halb ſo zahlreich wie die ſeinigen waren. Als aber Farnahidj ſich ſchon des Sieges gewiß hielt, ward er plötzlich im Rücken angegriffen, und es blieb ihm nichts übrig, als ſich zu ergeben und die Gnade der Muſelmänner anzuflehen.

Dieſe unerwartete Hülfe kam von Salech, welcher acht Tage vorher geträumt hatte, der König Farnabidj werde ſeinen Vizier bei ſeiner Rückkehr überfallen; er ſandte daher eilig Truppen dahin, um den Rückzug ſeines Viziers zu decken, und dieſe Truppen langten gerade zur rechten Stunde vor El Ariſch an.

Als die vereinten ſiegreichen Truppen in die Nähe von Kahira kamen, ritt ihnen Salech mit Schahin entgegen und freute ſich ſehr mit Beibars, deſſen Ruf als tapferer Held und großmüthiger Menſch ihm ſchon vorangegangen war. Auch Chadidjah, die Gattin des Viziers, der ihre Schweſter ſo viel Schönes und Gutes von Beibars ſchrieb, ward ſehr erfreut, als ihr Gatte ihr deſſen Ankunft meldete, und nicht wenig lachte ſie, als ſie das Geſchenk ihrer Schweſter von ihm erhielt, welches aus einem Diadem und ein Paar Pantoffeln beſtand; ſie wollte ihr dadurch andeuten, daß Beibars bei ihr wie die höchſte Zierde des Haupts angeſehen war, ſie möchte ihn auch nicht wie Etwas, das mit Füßen getreten wird, behandeln. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Kahira wurden ſie Beide zu Schahin geladen, und als nach Tiſch Schach geſpielt wurde, zeigte auch Beibars hierin dieſelbe Ueberlegenheit, die man

in ſo vielen andern Beziehungen an ihm wahrnahm, und Schahin gewann ihn ſo lieb, daß er ihn bat, jeden Abend bei ihm zuzubringen, und ihm eine vollſtändige Rüſtung nebſt einem ſchönen Pferde ſchenkte. Schahins Mameluken aber gaben ſich

verſtohlene Zeichen, aus denen er und Beibars entnahmen, daß ſie ihn wegen ſeiner Gunſt bei ihrem Herrn beneideten. Beibars wollte ſich daher entfernen, um nicht zu ſpät allein nach Hauſe zu reiten. Aber Schahin hielt ihn bis nach Mitternacht zurück, dann ſagte er zu ſeinen Mameluken: „Verkleidet euch als Beduinen, ſetzet Beibars nach und ſuchet ihm ſeine Rüſtung und ſein Pferd zu rauben.“ Die Mameluken ſchickten ſich an, um den Befehl ihres Herrn zu vollziehen, aber Beibars beſiegte ſie, Einen nach dem Andern, nahm ihnen ihre Waffen und ihre Pferde ab und ging damit zu ſeinem Herrn. Am folgenden Morgen, als Schahin von ſeinen Mameluken hörte, daß ſie insgeſammt von Beibars überwunden und ihrer Waffen und Pferde beraubt worden, wollte er ſie Alle als Sklaven verkaufen und durchprügeln laſſen, aber in dieſem Augenblicke kam Beibars herbei mit ihren Waffen und Pferden, legte Fürbitte für ſie ein und ſagte ihnen: „Ich hoffe, ihr werdet jetzt von euerm Neid und Haß gegen mich geheilt ſeyn.“

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Neunhundert und ſechsundfünfzigſte Nacht.

Eines Tages aber, als Beibars allein ausritt, ſprang ein wie ein Beduine gekleideter Mann auf ihn zu, hob ihn aus dem Sattel, ſetzte ihn auf die Erde und verſchwand. Der bisher unüberwundene Beibars ging hierauf höchſt beſtürzt zu Schahin, in deſſen Vorhof ſich ſtets die Mameluken im Kampfe übten. Kaum trat er aber in die Schranken, als ihm jener Beduine wieder erſchien und ſein Pferd verwundete. „Ich beſchwöre dich bei Gott," rief Beibars, „wer biſt du?" — „Ich bin der Prophet Alchidr," antwortete der Kämpfer, „und komme, um dir eine glorreiche Zukunft vorherzuſagen."

Nicht lange nach dieſer Begebenheit hatte Beibars eine andere Unannehmlichkeit. Ukeirab, der erſte Stallknecht des Viziers, dem es ſchon lange wehe that, einen Mameluken wie ſeinen eignen Herrn bedienen zu müſſen, ſattelte ihm eines Tages das wildeſte Pferd aus des Viziers Ställen, auf dem er ſelbſt bisher nur zweimal zu reiten

wagte, und schnitt den Riemen, an dem das Gebiß befestigt war, so weit durch, daß er bei der ersten Anstrengung, welche Beibars machte, um das Pferd anzuhalten, ganz zerriß, Beibars nicht mehr Herr seines Pferdes war und ihm nichts Anderes übrig blieb, als vom Pferde zu springen. Sobald er aber, nachdem das Pferd von einigen Mameluken angehalten wurde, an dem durchschnittenen Zaum Ukeirabs Bosheit erkannte, ließ er sich einen andern Zaum geben und leitete damit das wilde Pferd ganz nach seinem Willen. Nach Hause zurückgekehrt, band er Ukeirab an eine Säule und prügelte ihn durch, bis er in Ohnmacht fiel, und als er sich bei dem Vizier deßhalb beklagte, holte er den Zaum herbei, der gegen Ukeirab zeugte. Da Letzterer indessen sich hartnäckig weigerte, fernerhin zwei Herren zu dienen, mußte Beibars auf des Viziers Verlangen sich nach einem eignen Stallknechte umsehen.

Beibars ließ den Obersten der Bedienten zu sich kommen und beauftragte ihn, ihm einen guten Stallknecht zu verschaffen, aber Keiner von Allen, die er ihm zuführte, gefiel ihm. Eines Tages, als er bei dem Obersten stand und er ihm wieder einige Stallknechte vorstellte, kam ein junger Mann, der sich bisher mit Gaunern herumtrieb, sein Name war Othman, betrunken hinzu und fragte Beibars, was er suche. „Ich suche einen guten Stallknecht," antwortete Beibars, „finde aber keinen, willst du etwa bei mir dienen? du gefällst mir sehr, dich würde ich sogleich in meinen Dienst nehmen." Der betrunkene Othman antwortete: „Recht gerne, wenn du mir jeden Tag einen Dinar und einen Gehalt von einem Monate zum Voraus bezahlst." — „Es sey so," sagte Beibars, gab ihm sogleich dreißig Dinare und nahm ihn mit sich. Als aber am folgenden Morgen Othman wieder zu Bewußtseyn kam, wollte er Beibars das Geld zurück erstatten und ihn verlassen. Aber Beibars nöthigte ihn, mit ihm auszureiten, und als er Miene zum Entfliehen machte, führte er ihn bei der Hand und hielt ihn so fest, daß er ihm fast die Knochen zerbrach. Othman wußte nun keinen andern Rath, als durch seine Ungeschicklichkeit seinen Abschied herbeizuziehen, er verwundete die Pferde beim Putzen, gab dem Einen zu viel zu fressen und dem Andern gar nichts zu trinken, so daß ein Pferd vor Durst umkam. Als aber Beibars dies bemerkte, prügelte er ihn, bis er das Bewußtseyn verlor, band ihn im Stalle an und ging weg. Othman bat nun alle Mameluken und Bedienten des Viziers, ihn loszubinden, aber Niemand wagte es, aus Furcht vor Beibars, bis endlich Ukeirab nach Hause kam; auch er widerstand zwar im Anfang den Bitten Othmans; als dieser ihm aber drohte, er werde ihn alsbald nach seiner Befreiung umbringen, da band er ihn los und ließ ihn entfliehen.

Als Beibars nach Hauſe zurückkehrte und Othman nicht mehr fand, erkundigte er ſich nach deſſen Wohnung, man nannte ihm eine der Vorſtädte Kahira's, als er aber dahin kam und nach deſſen Haus fragte, wollte es ihm Niemand angeben, denn Jedermann fürchtete ſich vor Othman noch mehr als vor Beibars. Endlich nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht; er fragte nicht mehr nach dem ihm entlaufenen Stallknechte Othman, ſondern ging zu einem Bäcker und ſagte ihm: „Warum nimmſt du jeden Tag einen Laib von dem Brode, das wir dir zum Backen hierher ſchicken, und läßt das Uebrige verbrennen, und ſchmähſt dazu noch unſere Diener?“ — „Wer iſt denn dein Diener?“ fragte der Bäcker. „Othman,“ antwortete Beibars, „der Sohn der Djeble.“ — „Der kommt ſelten zu mir,“ verſetzte der Bäcker, „und gibt mir keinen Para für das, was ich ihm backe.“ — „So führe mich zu ihm,“ ſagte Beibars, „damit ich euch einander gegenüber ſtelle und Wahrheit von Lüge unterſcheide. Der Bäcker machte ſich auf und ging mit Beibars bis an Othmans Haus. Hier ward er mit einem Geſchenke entlaſſen, und Beibars begab ſich allein zu Othman, der mit ſeinen Freunden zechte, und nöthigte ihn wieder, ihm nach Hauſe zu folgen. Er behandelte ihn aber mit einer ſolchen Schonung und Freundlichkeit, daß er ihm bald mit Liebe und Eifer diente und ſein treueſter Freund ward.

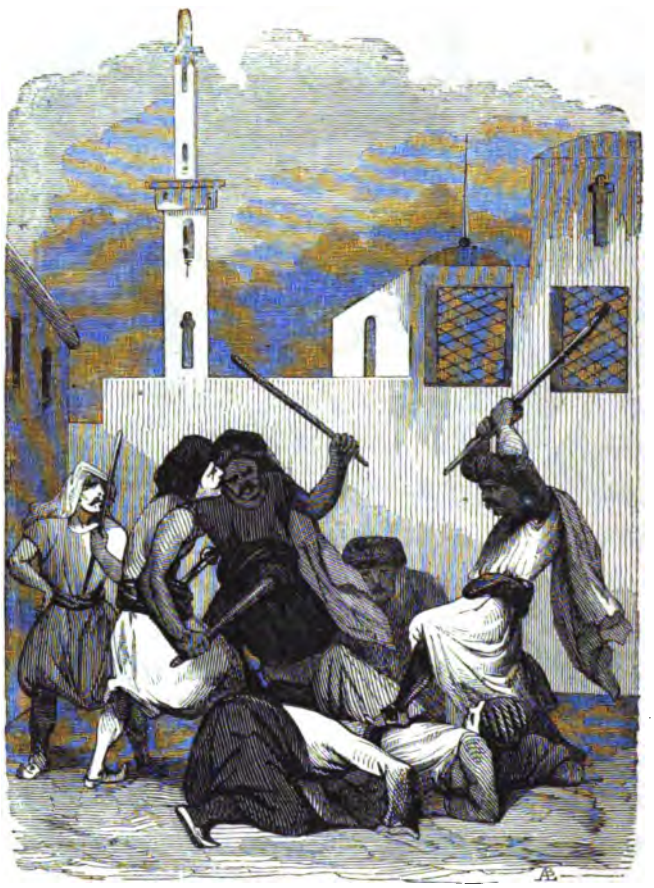
Wie Beibars als Salechs Sklave erkannt wird; einige ſeiner Abenteuer; Djawans und Etbeks Ränke gegen ihn, und ſeine allmälige Beförderung.

Eines Tages, als Beibars wegen einer ungerechten Anklage vor Salech erſcheinen mußte und bei dieſer Gelegenheit ſeinen ehemaligen Namen ſagte, und von ſeiner Herkunft erzählte, ſagte Ibn Warrak, welcher im Divane zugegen war, zu Salech: „Bei Gott, Beibars iſt der Sklave, den ich für dein Geld zuletzt im Bade kaufte und im Krankenhauſe vor Damaskus zurückließ.“ — „Wenn dem ſo iſt,“ ſagte Salech zu Nedjm Eddin, „ſo wirſt du dich wohl nicht weigern, mir ihn abzutreten.“ — „Recht gerne,“ ſagte der Vizier, „ich freue mich ſehr, daß du durch mich wieder in ſeinen Beſitz gelangſt.“ Beibars zog noch an demſelben Tage in Salechs Schloß, ward aber auch hier, wie beim Vizier, von den ältern Mameluken beneidet und angefeindet. Sie trieben es ſo weit, daß er zuweilen ganze Tage ohne Nahrung bleiben mußte, manchmal aber ihm Speiſen vorgeſtellt wurden, die er nicht genießen konnte; er litt Hunger und Durſt, ohne ſich deßhalb zu beklagen, denn er dachte: Es iſt eine Schande, wegen des Eſſens ein Wort zu verlieren. Indeſſen hätte er es nicht mehr lange ſo ausgehalten, wenn nicht Othman, welcher wohl wußte, daß die Mameluken Beibars Antheil für ſich behielten, ſeinerſeits ihnen, was er nur konnte, entwendet und dafür Speiſen für ſeinen Herrn angeſchafft hätte. Eines Tages ward er aber ertappt, und wahrſcheinlich hätten ihn die Mameluken zu todt geprügelt, wenn ihm nicht Beibars zu Hülfe gekommen wäre. Als die Sache vor Salech kam, brachte Beibars Zeugen, welche erklärten, daß die Mameluken fortwährend ſeine Rationen zurückbehalten, und Othmans Diebſtahl daher leicht zu entſchuldigen ſey.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und siebenundfünfzigste Nacht.

Salech verzieh Othman und züchtigte die Mameluken wegen ihres unehrlichen Betragens gegen Beibars. An demselben Tage hatte Beibars noch einen Streit mit den Jungen des Polizeiaufsehers Karadjik, welche einige Leute auf dem Markte unverdienter Weise schlugen und ausplünderten. Beibars hörte sie im Vorübergehen schreien und erkannte unter den Mißhandelten einen Oelhändler, in dessen Laden er sich häufig aufhielt; er stürzte daher mit Othman über die Jungen her, nahm ihnen wieder Alles ab und prügelte sie so, daß sie kaum mehr weitergehen konnten. Als sie Karadjik berichteten, was ihnen mit Beibars widerfahren, ging er mit seinem Freunde Eibek zu Salech und klagte Beibars an, aber dieser holte seine Zeugen herbei, aus deren Aussage hervorging, daß Karadjiks Jungen sich häufig die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten, und daß Beibars nur zum Schutze der unterdrückten Unschuld herbeigeeilt. Salech entsetzte hierauf Karadjik seines Amtes und ernannte Beibars an dessen Stelle. Die ganze Stadt freute sich, als Beibars' Ernennung zum Polizeiaufseher bekannt ward. Alle Lebensmittel wurden billiger, Maß und Gewicht vollständig, und die größte Reinlichkeit herrschte sowohl auf den Straßen, als in den öffentlichen Läden. Je zufriedener aber die ganze Stadt mit Beibars war, um so größer war Karadjiks



Haß und Neid gegen ihn, ſo daß er ſich mit Eibek gegen ihn verſchwor und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihn bei Salech zu verleumden; aber Beibars' Unſchuld ging ſtets ſiegend aus dem Kampfe hervor, und die Folge ungerechter Anklage war ſtets eine Belohnung für ihn. Eibeks Erbitterung gegen Beibars ward um dieſe Zeit noch durch folgende Begebenheit vermehrt. Eine Sklavin ſeines Freundes Bilban ſah eines Tages die Tochter des ejubitiſchen Emirs Chilchan und fand ſie ſo ausgezeichnet ſchön, daß ſie, ſobald ſie zu ihrem Herrn zurückkehrte, ihm ſagte, er könne in ganz Kahira keine ſchönere Braut finden, als Chilchans Tochter. Bilban ward durch die Schilderung und Lobeserhebung ſeiner Sklavin ganz für Chilchans Tochter eingenommen, und noch an demſelben Tage ſandte er Eibek zu ihrem Vater und ließ um ihre Hand anhalten. Chilchan gab aber eine abſchlägige Antwort, indem er ſagte: „Meine Tochter muß einen Mann aus ihrem Stamme heirathen; Bilban wähle ſich auch ein Mädchen aus der Mitte der Seinigen.“ Als Bilban dieſe Antwort vernahm,

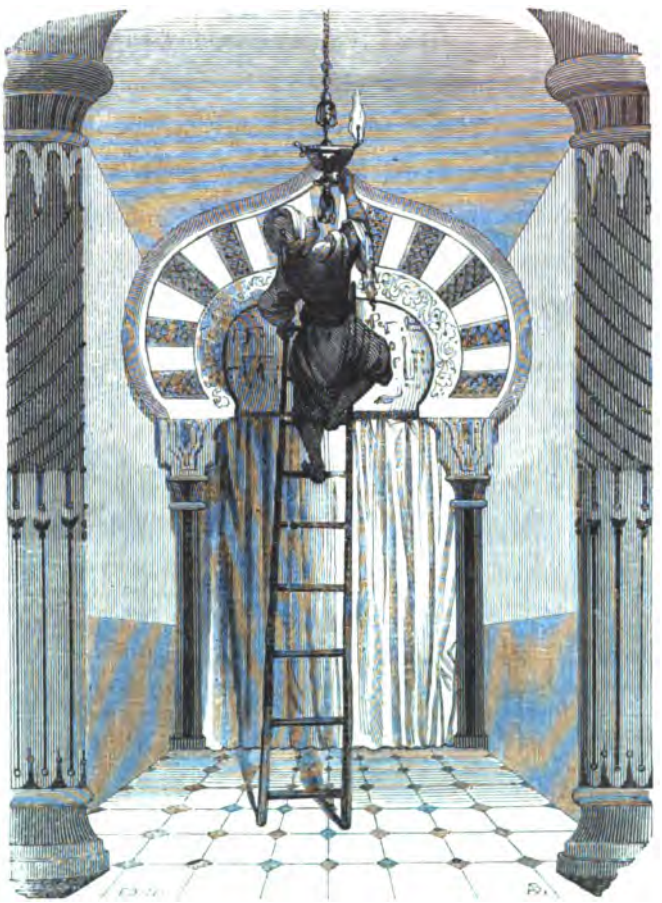
ließ er zwei schlechte Männer zu sich kommen, schenkte Jedem zehn Dinare und bat sie, ihm zu bezeugen, daß er dem Emir Chilchan zehntausend Dinare geliehen. Hierauf sandte er zu ihm und ließ die entlehnten zehntausend Dinare fordern, und als er behauptete, ihm nichts schuldig zu seyn, und schwur, sich lieber dreimal von seiner geliebten Gattin scheiden zu lassen, als nur einen Dinar zu bezahlen, ging Bilban zum Khadi, trug ihm seine Klage vor und ließ die bestochenen Zeugen kommen. Der Khadi verurtheilte auf die Aussage dieser falschen Zeugen, und ohne ihre Worte näher zu prüfen, den Emir Chilchan, die verlangte Summe zu bezahlen. Da er aber geschworen hatte, lieber von seiner Gattin sich scheiden zu lassen, als auch nur einen Dinar zu bezahlen, weigerte er sich hartnäckig und zog vor, sich einsperren zu lassen. Als er im Gefängnisse war, kam seine Gattin zu Beibars und bat ihn um seinen Beistand. Beibars sandte sogleich Othman zum Khadi und ließ ihn auffordern, den Emir Chilchan sogleich zu befreien. Der Khadi wollte Othman festnehmen lassen, aber er schlug die Gerichtsdiener zu Boden und lief zu Beibars. Jetzt lief dieser selbst zum Khadi, in dessen Haus auch das Gefängniß war, zerbrach die Thüre desselben und befreite den Emir Chilchan.

In der folgenden Nacht erzählte Scheherfad weiter:

Neunhundert und achtundfünfzigste Nacht.

Sibek lief ſogleich mit dem Khadi in den Divan, deſſen Vorſitz Salech ſelbſt führte, und klagte Beibars als Aufrührer an. Dieſer erſchien aber mit dem Groß-Khadi und den gelehrteſten Theologen und Rechtskundigen und bat Salech, die Streitſache in ſeiner Gegenwart noch einmal unterſuchen zu laſſen. Dies geſchah, und bei näherm Ausfragen der Zeugen, welche auf Beibars' Verlangen von einander getrennt wurden, zeigten ſich ſo viele Widerſprüche in ihrer Ausſage, daß ſie zuletzt ſelbſt bekannten, ſie ſeyen von Bilban beſtochen worden. Salech ließ dann Bilban einſperren und den Khadi ſeines Amtes unwürdig erklären; Beibars aber beſchenkte er und ernannte ihn zum Emir. Beibars bat um die Erlaubniß, ſich ein eigenes Haus zu kaufen, und da Salech ſie ihm gewährte, beſichtigte er ein großes, altes, aber ſehr ſchönes ſteinernes Haus, das ſchon ſehr lange feil geboten war, für das ſich aber keine Käufer meldeten, weil es hieß, daß, ſo oft Jemand darin übernachtete, eine unſichtbare Stimme ihm rathe, es nicht zu kaufen, und beachte er dieſen Rath nicht, ſo fände man ihn am folgenden Morgen todt. Dieſes Haus ward urſprünglich für Alexander den Zweihörnigen gebaut, und ſeine Zauberer ließen es von Geiſtern bewachen, die jeden Andern, der es bewohnen wollte, tödteten; da aber Alexander ſtarb, noch ehe dieſes Haus vollendet war, ſchlugen die Zauberer in ihren Büchern nach und fanden darin, daß dieſes Haus für einen Sultan mit Namen Beibars beſtimmt ſey, welcher einſt in Egypten herrſchen und mit dem größten Glück gegen die Ungläubigen kämpfen werde. Sie beauftragten daher die es bewachenden Geiſter, keinen Andern als Beibars dieſes

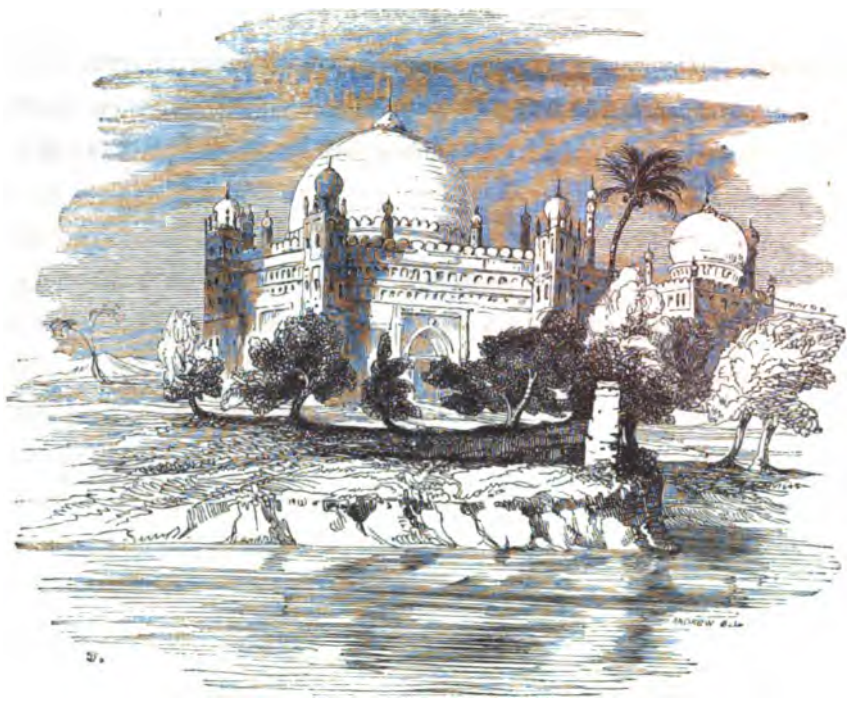
Haus bewohnen zu laſſen, und füllten es mit den beſten Waffen der damaligen Zeit. In einem großen Saale, den vierundzwanzig marmorne Säulen ſchmückten und den vor Beibars Niemand zu öffnen vermochte, fand er dreihundert Kiſten voll mit den ſchönſten und beſten Schwertern, Lanzen, Bogen, Pfeilen, Panzern und andern Kriegsgeräthſchaften. Mitten in dieſem Saale hing ein goldener Leuchter, auf welchem geſchrieben



war: Wer in dieſen Saal kommt, der hebe dieſen Leuchter herunter und nehme ihn ſiebenmal aus der rechten Hand in die linke; wer dies vermag, der beſitze dieſes Haus mit Allem, was darin iſt; wer es aber nicht kann, der entferne ſich ſchnell aus dieſem Hauſe, oder er entgeht dem Tode nicht. Vierzig Emire, welche vor Beibars dieſes Haus kaufen wollten, verſuchten es vergebens, dieſen Leuchter herunterzunehmen; Manche darunter verließen aus Furcht dieſes Haus; Andere aber blieben und ſtarben in der erſten Nacht.

Als Beibars dieſe Inſchrift geleſen hatte, betete er die erſte Sura des Korans her; dann ſagte er zweimal: „Ich nehme meine Zuflucht zu Gott vor dem böſen Satan.“ Hierauf holte er eine Leiter, hob den Leuchter herunter und nahm ihn ſiebenmal von der rechten Hand in die linke. Als er ihn dann wieder an ſeinen Platz hing, hörte er eine Stimme, welche ihm zurief: „Biſt du Beibars, ſo kaufe dieſes Haus!“ Beibars ſuchte ſogleich den Eigenthümer des Hauſes auf und fand den Khadi Salach Eddin (Djawan) bei ihm. „Was forderſt du für dieſes Haus?“ fragte Beibars den Eigenthümer deſſelben. „Achtzigtauſend Dinare!“ antwortete er. „So viel beſitze ich nicht,“ erwiderte Beibars. „Ich leihe dir ſo viel du brauchſt,“ ſagte Djawan, in der Hoffnung, Beibars werde wie manche Andere vor ihm ſeinen Untergang in dieſem Hauſe finden. „Wenn dem ſo iſt,“ ſagte Beibars, „ſo kaufe ich es.“ Djawan ſchrieb ſogleich den Kaufvertrag, und Beibars ſchlief noch in derſelben Nacht zum erſten Male allein in dieſem Hauſe, ohne daß ihm das Mindeſte zuſtieß.

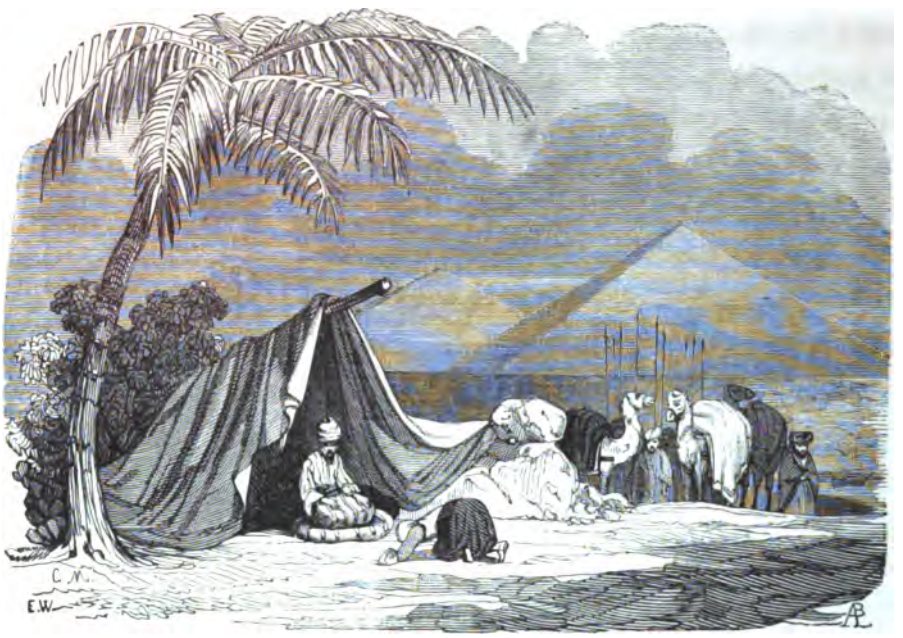
Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie folgendermaßen:



Neunhundert und neunundfünfzigste Nacht.

Als Djawan am folgenden Morgen ſich nach Beibars erkundigte und hörte, daß er beſchäftigt ſey, ſein neues Haus ſchön auszuſtatten und einige kleine Veränderungen darin vorzunehmen, bereute er es, ihm zu dem Ankaufe deſſelben behülflich geweſen zu ſeyn, und ſann auf neue Mittel, ihn zu verderben. Er begab ſich daher zu Eibek und Karadjik und ſagte zu ihnen: „Beibars iſt abermals der Gefahr entronnen, durch welche ich ihn zu verderben hoffte: die böſen Geiſter, welche Alexanders Haus bewachen, haben ihn verſchont; nun ſoll er aber auf eine andere Weiſe aus der Welt geſchafft werden. Schreibet einen Brief an den Beduinenhäuptling Mohammed Ibn Karin und bittet ihn, den Präfekten von Djiſeh zu erſchlagen; wenn dann der Sultan Salech von dieſer Mordthat unterrichtet wird und den Mörder beſtrafen will, ſo rathen wir ihm, er möge Beibars gegen ihn ſenden; wir benachrichtigen dann Ibn Karin von Beibars' Anzuge, ſo daß er ihn leicht überfallen und tödten kann." Eibek und Karadjik fanden dieſen Rath vortrefflich; Erſterer ſchrieb ſogleich einen Brief an Ibn Karin in dieſem Sinne, und Karadjik machte ſich ſelbſt auf den Weg,

nachdem er einige Kameele, mit den kostbarsten Stoffen Egyptens beladen, als Geschenke für Ibn Karin vorausgeschickt hatte. Ibn Karin, der sich in der Nähe der Pyramiden aufhielt, nahm Karadjik freundlich auf, und sobald er die Geschenke sah und Eibeks

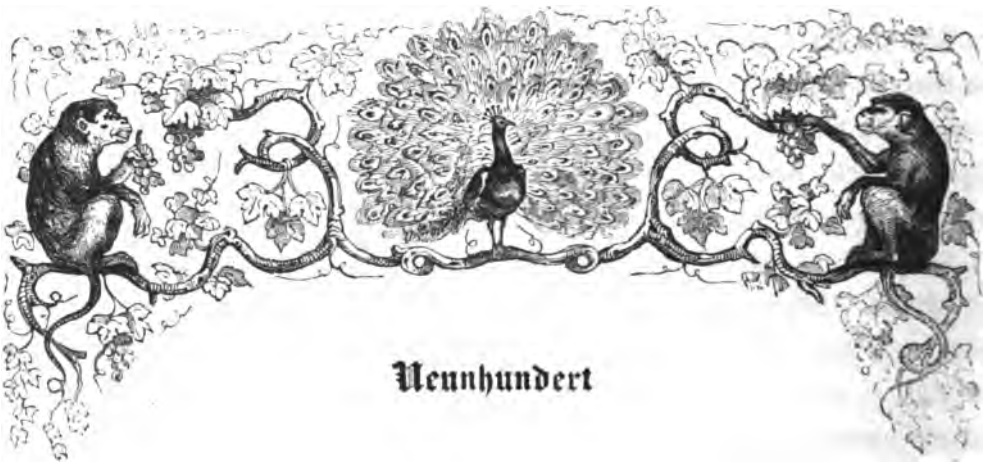


Brief gelesen hatte, versprach er, Alles so zu vollbringen, wie sie es wünschten. Er wählte sogleich fünfhundert tapfere Reiter aus seinem Stamme und überfiel den Präfekten von Djiseh, welcher gerade mit seinen Mameluken auf der Jagd war, tödtete ihn und den größten Theil seiner Mameluken; nur wenige derselben entkamen und benachrichtigten Salech von diesem traurigen Vorfalle. „Wer kann den Tod meines Präfekten rächen?" fragte Salech die ihn umgebenden Räthe im Divan. Da erhoben sich Eibek und Karadjik und sagten: „Niemand Anders als Beibars vermag es mit dem furchtbaren Ibn Karin aufzunehmen." Salech ließ sogleich Beibars rufen, überreichte ihm die Uniform eines Präfekten und sagte ihm: „Ich ernenne dich hiermit zum Präfekten von Djiseh; begib dich auf deinen Posten und mache einen Streifzug gegen Ibn Karin, den Mörder deines Vorgängers."

Beibars' Feinde freuten sich sehr über diese Ernennung und sandten sogleich einen Boten an Ibn Karin, um ihn von Beibars baldiger Ankunft in Kenntniß zu setzen. Ibn Karin lauerte Beibars mit seinen Reitern auf; aber dieser hatte seinerseits seinen Freund Schaddad, als Beduinen verkleidet, in Ibn Karins Lager gesandt

um deſſen Vorhaben auszukundſchaften, und als Beibars von ihm vernahm, daß er in der Nähe der Pyramiden ihm auflauere, theilte er ſeine Truppen in vier Theile, ritt mit einer Abtheilung gegen Djiſeh und befahl den andern, Ibn Karin in der Nacht zu umzingeln und auf das erſte Geräuſch ihn zu überfallen. Er ſelbſt aber verkleidete ſich, ſobald die Nacht heranbrach, mit fünf Freunden, auf deren Treue und kräftigen Arm er zählen konnte, als Bauer von Djiſeh und begab ſich in Ibn Karins Zelt, wo jeder Fremde eine gaſtfreundliche Aufnahme fand. Ibn Karin ſaß in einem goldgeſtickten Kleide, das ihm Djawan geſchickt hatte, wie ein Sultan auf ſeinem Divan, von den Edelſten ſeines Stammes umgeben. Vor ihm ſtanden Mährchenerzähler und Dichter, welche ſeinen glücklichen Zug gegen den Präfekten in Proſa und in Verſen erzählten und ſchon zum Voraus Lobgedichte über ſeinen gewiſſen Sieg über Beibars recitirten. Dann traten Tänzerinnen und Sängerinnen herein, welche Beibars noch angenehmer unterhielten, als die Dichter und Mährchenerzähler.

Scheherſad unterbrach hier dieſe Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:



Neunhundert

und

ſechzigſte Nacht.

Nachdem ſie eine Weile getanzt und geſungen hatten und die verſammelten Gäſte ihnen Geld zuwarfen, zog Ibn Karin eine derſelben zu ſich auf ſeinen Schoß, ſchenkte ihr einen Dinar und ſagte ihr: „Singe einmal: Heil dem Beſieger des Präfekten von Djiſeh!“ Die Sängerin nahm das Gold und ſang ein paar Verſe nach Ibn Karins Wunſch. Hierauf rief ſie Beibars zu ſich, drückte ſie an ſeine Bruſt, ſchenkte ihr eine ganze Hand voll Gold und ſagte ihr: „Singe einmal: Heil dem Rächer des ermordeten Präfekten!“ Die Sängerin ſah Beibars erſtaunt an, bis er ihr noch eine Hand voll Gold hinreichte und ihr leiſe in's Ohr ſagte: „Fürchte nichts, ich bin Beibars, und meine Truppen ſind in der Nähe.“ Da ſie Ibn Karin nicht leiden mochte, ſo ſang ſie jetzt mit lauter Stimme, was Beibars ihr vorſagte, und als Ibn Karin, außer ſich vor Zorn, auf ſie losſtürzen wollte, ſprang Beibars mit ſeinen Freunden ihm entgegen, warf ihn zu Boden, und auf ſeinen Ruf rückten ſeine Truppen heran, ſchlugen Ibn Karins Leute, plünderten ſein ganzes Lager aus und führten ihn gefangen nach Djiſeh. Hier angelangt, ließ Beibars den gefeſſelten Ibn Karin vor ſich führen und fragte ihn, was ihn bewogen habe, den Präfekten von Djiſeh zu tödten. Da zeigte er ihm den Brief, welchen er von Djawan, Eibek und Karadjik empfangen hatte, und erzählte ihm auch von den Geſchenken, die ihm mit dem Schreiben zugekommen. Als Beibars Djawans Brief geleſen hatte, zog er mit großem Pomp nach Kahira und

ließ Ibn Karin auf einem hölzernen Pferde nachfolgen. Er begab sich sogleich zu Salech und theilte ihm Djawans Brief mit. Djawan ward gerufen; aber er stellte sich, als wisse er von Allem nichts, und behauptete, Eibek und Karadjik haben seinen Namen mißbraucht; diese hingegen wälzten alle Schuld auf Djawan. Auf Schahins Fürbitte versöhnte sich endlich Beibars mit Karadjik, der auch von diesem Tage an einer seiner wärmsten Freunde ward; Djawan und Eibek aber mußten die bittersten Vorwürfe von Salech anhören, und Ersterer sogar sich von Schaddad mißhandeln lassen. Er war aber kaum wieder zu Hause, da sandte er durch Portukisch einen Brief an den König von Latakieh, in welchem er die Gefahr schilderte, welche dem Christenthume durch Beibars bevorstehe, und ihn bat, den muselmännischen Statthalter von Haleb zu tödten, damit Salech, um ihn zu rächen, Beibars gegen ihn sende. „Kommt er aber nach Latakieh," hieß es ferner im Briefe, „so erlaube ihm nur mit zehn Mann in die Stadt zu kommen, umzingle ihn dann mit deinen Truppen und tödte ihn und seine Begleiter."

Der König von Latakieh ließ sogleich dem Statthalter Imad Eddin nachstellen, und schon am folgenden Tage gelang es seinen Leuten, ihn in einer Schlucht außerhalb der Stadt zu überfallen und gefangen nach Latakieh zu bringen. Als Salech davon Nachricht erhielt, sagte er zu den Häuptern seiner Truppen: „Wer übernimmt es, mir den König von Latakieh hierherzubringen?" Sie schlugen insgesammt den Kopf zur Erde nieder und schwiegen, denn der König von Latakieh hatte über eine zahlreiche und tapfere Armee zu gebieten. Da erhob sich Beibars und sagte: „Gib mir zehntausend Mann, und ich bringe dir Fartimapun, den König von Latakieh." — „Wenn du das kannst," sagten Djawan und seine übrigen heimlichen Feinde, „so werden wir dir bis an das Siegesthor entgegen ziehen und als deine Diener neben den Steigbügeln deines Pferdes herlaufen." Der Sultan ließ sogleich die nöthigen Firmane für Beibars ausfertigen und stellte eine Armee von zehntausend Mann unter seinen Befehl. Beibars besuchte in Damaskus seine ehemalige Herrin Fatma, welche sich außerordentlich mit ihm freute; dann zog er bis vor das Paulusthor von Latakieh, denn das ganze christliche Heer hatte sich nach dieser befestigten Stadt zurückgezogen, sobald es durch Spione Beibars' Anzug mit zehntausend Mann erfuhr. Beibars sandte Othman als Abgeordneten an Fartimapun und ließ um die Erlaubniß bitten, ihm Salechs Briefe überreichen zu dürfen. Fartimapun ließ ihm antworten, er könne mit zehn Mann in die Stadt kommen. Beibars folgte dieser Einladung mit zehn seiner tapfersten Ritter, unter denen Saad, Nisr und Dibl waren. Sobald er aber in die

Stadt kam, dessen Thor gleich hinter ihm wieder geschlossen ward, ahnte er wohl irgend einen Verrath, denn alle Straßen, durch die er bis zur Citadelle kam, wo Fartimapun ihn erwartete, waren mit Soldaten gefüllt, welche mit gezogenem Schwerte ihn theils mit drohender, theils mit höhnisch lächelnder Miene ansahen. „Was bringst du, Beibars?“ fragte ihn Fartimapun, als er endlich mit vieler Mühe sich durch die aufgestellten Soldaten bis zur Citadelle durchgedrängt hatte. „Einen Brief von Salech,“ antwortete Beibars und überreichte ihn dem König. Dieser las den Brief, welcher ihm mit dem Verluste seines Reiches und seines Lebens drohte, wenn er nicht ungesäumt Imad Eddin und die übrigen Gefangenen herausgebe. „Ich fürchte Salech und sein Heer nicht,“ sagte Fartimapun, als er den Brief gelesen hatte, und auf einen Wink stürzten Soldaten herein, welche Beibars und seine Ritter entwaffnen wollten. Aber diese, statt in einer verschlossenen Stadt gegen eine tausendfach überlegene Zahl Truppen zu kämpfen, sprangen sogleich auf den König zu, nahmen ihn in ihre Mitte und sagten ihm: „Befiehl deinen Leuten, sich zu entfernen; wagt es Einer, uns zu berühren, so bist du des Todes.“ Als Fartimapun sich von Beibars und seinen Leuten umringt sah, die Alle mit gezücktem Schwerte dastanden, blieb ihm nichts übrig, als seinen Truppen zu befehlen, den Saal zu räumen. „Jetzt folge uns bis zur Stadt hinaus,“ sagte Beibars, nachdem er wieder allein mit Fartimapun war, „und gib den gerechten Anforderungen Salechs nach, wenn dir dein Leben theuer ist.“ Fartimapun ließ sogleich Imad Eddin aus dem Gefängnisse holen, entließ seine Truppen und begab sich mit Beibars und seinen zehn Rittern, welche einen doppelten Kreis um ihn bildeten, zur Stadt hinaus in's muselmännische Lager. Beibars sandte sogleich einen Boten an Salech nach Kahira ab, zog mit seinem königlichen Gefangenen nach Damaskus und ließ ihn in der dortigen Citadelle eingesperrt bis auf weitere Nachrichten von Salech. Als aber Beibars in der Nacht seine ehemalige Herrin Fatma besuchte, ward er plötzlich von zwei Männern ergriffen; er fiel bewußtlos in des Einen Arm, und als er wieder zu sich kam, fand er sich gefesselt in einer Höhle, und die zwei Männer standen vor ihm und verhöhnten ihn. Aber plötzlich kam Jemand mit gezogenem Schwerte herbeigesprungen, tödtete den Einen, verwundete den Andern und entfesselte Beibars.

In der folgenden Nacht fuhr Scheherſad alſo fort:

Neunhundert und einundſechzigſte Nacht.

Die beiden Männer, welche Beibars in einer Straße von Damaskus überfielen, waren Suheir und Ghadir, zwei Chriſten, die auf Anſtiften Djawans ihn von ſeiner Rückkehr von Latakieh an verfolgten, bisher aber keine Gelegenheit fanden, ihm beizukommen. Djawan hatte ihnen nämlich, ſobald er erfuhr, daß Beibars, weit entfernt, in Latakieh umgebracht zu werden, im Gegentheile Fartimapun in ſeinem eigenen Schloſſe zum Gefangenen gemacht, dieſe beiden fanatiſchen Chriſten zu ſich rufen laſſen und im Namen des Meſſias ihnen befohlen, Beibars zu tödten und wo möglich Fartimapun zu befreien. Er gab ihnen zu dieſem Zweck ein betäubendes Getränk mit, deſſen Ausdünſtung allein ſchon alle Kräfte eines Menſchen lähmt. Mittelſt dieſes Getränkes, das in einem kleinen Fläſchchen war, gelang es ihnen, Beibars wie ein ſchwaches Kind davonzutragen, bis ſie vor einer Höhle auf einem unbeſuchten Wege einige Stunden von Damaskus anlangten. Hier legten ſie den noch immer ſchlafenden Beibars nieder, feſſelten ihn und weckten ihn auf, um ihn zu peinigen und zuletzt zu

Neunhundert und zweiundſechzigſte Nacht.

Gegen Morgen kam Ibrahim in die Nähe der Höhle, nach welcher Ghadir und Suheir ſich geflüchtet hatten; er erkannte ſogleich Beibars und befreite ihn auf die ſchon erwähnte Weiſe. „Wer biſt du?“ fragte Beibars, der den faſt zum Manne herangewachſenen Ibrahim nicht mehr erkannte. „Wenn du einmal Sultan biſt,“ antwortete Ibrahim, „werde ich dir meinen Namen ſagen.“ Mit dieſen Worten verließ er Beibars, der wieder nach Damaskus zurückkehrte und den Seinigen erzählte, was ihm widerfahren. Am folgenden Tage trat er mit ſeinen Truppen den Rückzug nach Kahira an; Salech ritt ihm entgegen und drückte ihn dankbar an ſeine Bruſt; Djawan und Eibek aber mußten vom Siegesthor an bis zur Citadelle neben ſeinen Steigbügeln hergehen, wodurch natürlich ihre Erbitterung gegen ihn noch zunahm.

Beibars' Abenteuer mit Maruf und der genueſiſchen Prinzeſſin Mariam.

Um dieſe Zeit regierte in Genua ein König, mit Namen Rinhana, welcher eine Tochter hatte, die Mariam hieß. Dieſe brachte den größten Theil ihrer Zeit in einem Garten zu, nach welchem ein unterirdiſcher Gang vom Schloſſe führte. Eines Tages ſaß ſie nach Tiſch in einer Laube dieſes Gartens und ſchlief ein. Da befand ſie ſich im

morgen ſtatt," erwiderte Maruf; „ſey dieſe Nacht mein Gaſt." Ibrahim folgte Maruf in ſein Haus, ward ſehr freundlich von ihm aufgenommen und mit vieler Auszeichnung bewirthet. Des Nachts umzingelten viele Bauern, denen Ibrahim ſchon Büffel entführt hatte, Marufs Haus und forderten mit Ungeſtüm Ibrahims Kopf. Aber Maruf vertheidigte ihn mit eigener Lebensgefahr und ſagte ihnen, Ibrahim ſolle nicht von ihnen ermordet, ſondern von ihm ſelbſt im Zweikampfe getödtet werden. Er fragte ihn dann: „Wer iſt dein Vater und deine Mutter?" Ibrahim, der wohl wußte, daß ſein Vater ſehr verhaßt bei dieſen Leuten war, antwortete: „Mein Schwert iſt mein Vater und mein Pferd meine Mutter." — „Und deine Heimath?" fragte Maruf. „Jedes Land, wo ich verweile," antwortete Ibrahim. Dieſe Antwort gefiel Maruf ſo gut, daß jedes feindſelige Gefühl gegen ihn erloſch; er ſchenkte ihm ſeine beſten Waffen und kleidete ihn als einen Ismaeliten, ſo daß er unerkannt auf abgelegenen Wegen entkommen konnte.

In der folgenden Nacht ſetzte Scheherſad dieſe Geſchichte mit folgenden Worten wieder fort:

Neunhundert und zweiundſechzigſte Nacht.

Gegen Morgen kam Ibrahim in die Nähe der Höhle, nach welcher Ghadir und Suheir ſich geflüchtet hatten; er erkannte ſogleich Beibars und befreite ihn auf die ſchon erwähnte Weiſe. „Wer biſt du?“ fragte Beibars, der den faſt zum Manne herangewachſenen Ibrahim nicht mehr erkannte. „Wenn du einmal Sultan biſt,“ antwortete Ibrahim, „werde ich dir meinen Namen ſagen.“ Mit dieſen Worten verließ er Beibars, der wieder nach Damaskus zurückkehrte und den Seinigen erzählte, was ihm widerfahren. Am folgenden Tage trat er mit ſeinen Truppen den Rückzug nach Kahira an; Salech ritt ihm entgegen und drückte ihn dankbar an ſeine Bruſt; Djawan und Eibek aber mußten vom Siegesthor an bis zur Citadelle neben ſeinen Steigbügeln hergehen, wodurch natürlich ihre Erbitterung gegen ihn noch zunahm.

Beibars' Abenteuer mit Maruf und der genueſiſchen Prinzeſſin Mariam.

Um dieſe Zeit regierte in Genua ein König, mit Namen Rinhana, welcher eine Tochter hatte, die Mariam hieß. Dieſe brachte den größten Theil ihrer Zeit in einem Garten zu, nach welchem ein unterirdiſcher Gang vom Schloſſe führte. Eines Tages ſaß ſie nach Tiſch in einer Laube dieſes Gartens und ſchlief ein. Da befand ſie ſich im

Neunhundert

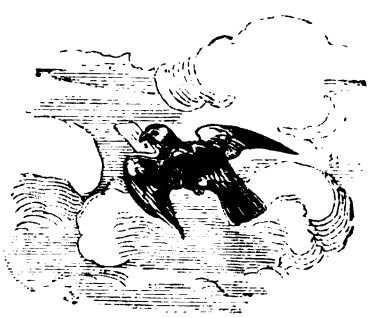
und

dreiundſechzigſte Nacht.

Als Salech den Brief erbrach, fand er folgende Worte darin: „Von Rinhana an den mächtigen König Salech. Ich habe eine Tochter, welche wegen eines Traumes ſo unruhig und leidend ward, daß ich ſie auf den Rath ihres Lehrers nach Jeruſalem ſchicken möchte, wo ſich Jemand finden ſoll, der ihren Traum zu deuten verſteht. Da ich aber hörte, die Straße von Jafa nach Jeruſalem wimmele von Dieben und anderem ſchlechten Geſindel, ſo ſende ich dir hiermit einen Boten mit einigen Geſchenken und bitte dich um ein ſicheres Geleite für meine Tochter.“ Auf Schahins Rath beſchenkte Salech den Vizier und ſchrieb an Rinhana, er möchte nur ſeine Tochter nach Jafa ſchicken, er werde ſchon Maßregeln für ihre Sicherheit treffen. Sobald der Vizier mit dieſem Briefe nach Genua zurückkehrte, ſchiffte ſich Mariam mit ihrem Lehrer Schamin, von einigen Hundert Soldaten begleitet, ein und kam glücklich in Jafa an. Der Statthalter von Jafa ließ ihr außerhalb der Stadt ein königliches Zelt aufſchlagen und beauftragte den Hauptmann Maruf, einen der tapferſten Krieger ſeiner Zeit, daſſelbe mit ſeinen Leuten zu bewachen. Mariam fand Maruf ſo ſchön und liebenswürdig, daß ſie ihn einlud, zu ihr in's Zelt zu kommen, und nach wenigen Tagen bemächtigte ſich ihrer eine ſolche Liebe, daß ſie ihm kein Geheimniß mehr daraus machen konnte und von einer ehelichen Verbindung ſprach. „Gern werde ich dich zur Gattin nehmen, wenn du Muſelmännin werden willſt,“ ſagte ihr Maruf. „Laß mich zuerſt die heilige Moſchee

ich dir ſie mittheilen.“ Da die Prinzeſſin keinen Augenblick mehr Ruhe fand und ſehr übel ausſah, entſchloß ſich ihr Vater, ſie dieſe weite und gefahrvolle Reiſe machen zu laſſen. Er ließ ſogleich für die Kirche des heiligen Grabes fünfzig goldene und hundert ſilberne Lampen verfertigen, forderte auch alle ſeine Unterthanen zu Gaben für das heilige Grab auf, ließ Alles auf ein großes Kriegsſchiff bringen und wollte dann Mariam auf dieſem Schiffe nach Syrien ſchicken. Da ſagten aber ſeine Vizière: „Schicke zuerſt einen Boten an Salech und erbitte dir von ihm ein ſicheres Geleite für deine Tochter, denn die Straßen in Syrien ſind gar zu unſicher.“ Rinhana befolgte dieſen Rath, ſandte einen ſeiner Vizière mit vierzig Kriegern nach Alexandrien und gab ihm die koſtbarſten Produkte ſeines Landes als Geſchenk für Salech und einen Brief an denſelben mit. In Alexandrien angelangt, trug der Vizier ſein Anliegen dem Gouverneur dieſer Stadt vor, welcher ſogleich Salech durch die Taubenpoſt davon in Kenntniß ſetzte. Salech reiſte gerade ſelbſt nach Alexandrien; er ließ daher den Vizier des Königs von Genua zu ſich kommen und nahm ihm den Brief ab, welchen Rinhana ihm mitgegeben hatte.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:



Neunhundert

und

dreiundſechzigſte Nacht.

Als Salech den Brief erbrach, fand er folgende Worte darin: „Von Rinhana an den mächtigen König Salech. Ich habe eine Tochter, welche wegen eines Traumes ſo unruhig und leidend ward, daß ich ſie auf den Rath ihres Lehrers nach Jeruſalem ſchicken möchte, wo ſich Jemand finden ſoll, der ihren Traum zu deuten verſteht. Da ich aber hörte, die Straße von Jafa nach Jeruſalem wimmele von Dieben und anderem ſchlechten Geſindel, ſo ſende ich dir hiermit einen Boten mit einigen Geſchenken und bitte dich um ein ſicheres Geleite für meine Tochter.“ Auf Schahins Rath beſchenkte Salech den Vizier und ſchrieb an Rinhana, er möchte nur ſeine Tochter nach Jafa ſchicken, er werde ſchon Maßregeln für ihre Sicherheit treffen. Sobald der Vizier mit dieſem Briefe nach Genua zurückkehrte, ſchiffte ſich Mariam mit ihrem Lehrer Schamin, von einigen Hundert Soldaten begleitet, ein und kam glücklich in Jafa an. Der Statthalter von Jafa ließ ihr außerhalb der Stadt ein königliches Zelt aufſchlagen und beauftragte den Hauptmann Maruf, einen der tapferſten Krieger ſeiner Zeit, daſſelbe mit ſeinen Leuten zu bewachen. Mariam fand Maruf ſo ſchön und liebenswürdig, daß ſie ihn einlud, zu ihr in's Zelt zu kommen, und nach wenigen Tagen bemächtigte ſich ihrer eine ſolche Liebe, daß ſie ihm kein Geheimniß mehr daraus machen konnte und von einer ehelichen Verbindung ſprach. „Gern werde ich dich zur Gattin nehmen, wenn du Muſelmännin werden willſt,“ ſagte ihr Maruf. „Laß mich zuerſt die heilige Moſchee

Al Akſa in Jeruſalem ſehen, dort will ich einen feſten Entſchluß faſſen," verſetzte Mariam.

Nach einigen Tagen kam Beibars an der Spitze einiger Tauſend egyptiſcher Truppen in Jafa an, um auf Salechs Befehl Mariam nach Jeruſalem zu begleiten; aber Mariam bat den Gouverneur von Jafa, Maruf zu erlauben, bis zu ihrer Rückkehr in ihrer Nähe bleiben zu dürfen, was ihr auch vom demſelben geſtattet ward. In Jeruſalem angelangt, ward ſie von den Aelteſten der Stadt und den höchſten Geiſtlichen beſucht und in die Kirche des heiligen Grabes geführt; ſie fühlte ſich aber gar nicht erbaut, fand auch keinen Prieſter, der ihren Traum auf eine befriedigende Weiſe zu deuten vermochte, und bat daher Maruf, ſie in die Moſchee Al Akſa zu führen. Maruf ſchickte zum Aufſeher der heiligen Plätze und bat ihn, die Moſchee beleuchten zu laſſen und Niemanden nach dem Nachtgebete den Eintritt in dieſelbe zu geſtatten. Der Aufſeher gewährte Maruf, was er von ihm verlangte, und nach dem

Nachtgebete ging dieſer mit Mariam in die Moſchee und forderte ſie auf, den Islamismus anzunehmen, über deſſen Grundzüge er ſie ſchon vorher belehrt hatte. Mariam war ſo ergriffen, daß ſie ausrief: „Ich bekenne, daß es nur einen Gott gibt und daß Mohammed ſein Prophet!“ In dieſem Augenblicke erſchien ihr der Prieſter Schamin. Maruf, der ihn nicht kannte und glaubte, ein fremder Mann habe gegen den Befehl des Aufſehers ſich in die Moſchee eingeſchlichen, wollte ſein Schwert gegen ihn ziehen; aber er trat Mariam entgegen und ſagte ihr: „Heil dir! dein Traum iſt nun zum Theil erfüllt; durch einen Sohn, den du zeugen wirſt, wird er einſt ganz in Erfüllung gehen; auch mir hat Gott die Augen geöffnet und mein Herz für den Islam empfänglich gemacht.“

Nach einigen Tagen kehrte Mariam als Marufs Gattin mit ihm nach Jafa zurück, und als ihre Leute ſie aufforderten, ſich wieder mit ihnen einzuſchiffen, erklärte ſie, ſie werde nie mehr in ihre Heimath zurückkehren. Die Genueſer waren daher genöthigt, allein abzuſegeln, um ihrem König von dem Vorgefallenen Bericht zu erſtatten. Rinhana ward ſo ergrimmt, daß er ſogleich eine Flotte ausrüſtete und nach Syrien ſandte. Die Genueſer fielen verheerend in Syrien ein, eroberten Jafa und Ramla und nöthigten Maruf und Mariam, ſich in ein befeſtigtes Kloſter zwiſchen Ramla und Jeruſalem zu werfen. Die Truppen, welche in Jeruſalem lagen, ſuchten vergebens die Chriſten zurückzutreiben; ſie wurden geſchlagen, und nur ein ſchneller Rückzug nach Jeruſalem konnte ſie vor gänzlichem Untergange retten. Inzwiſchen erhielt aber der Sultan Salech durch den Statthalter von Jeruſalem Kunde von der Niederlage der Muſelmänner, und Beibars ward mit zwanzigtauſend Mann nach Syrien geſchickt. Beibars traf die Chriſten um das Kloſter gelagert, in welches Maruf ſich mit Mariam geflüchtet hatte; Alles war ſchon zu einem Sturme vorbereitet, als er ſie plötzlich überfiel, Mehrere ihrer Häuptlinge gefangen nahm und ihnen eine ſolche Niederlage beibrachte, daß nur Diejenigen, welche dem Meere zueilten und auf ihren Schiffen eine Zuflucht ſuchten, verſchont blieben. Als die Ueberbleibſel der Chriſten nach Genua zurückkehrten und Rinhana von dem Vorgefallenen Bericht erſtatteten, ließ er ſeine Räthe zuſammenrufen und theilte ihnen ſeinen Entſchluß mit, ſich ſelbſt an die Spitze einer zahlreichen Armee zu ſtellen, um ſeine Tochter zurückzuholen und an den Muſelmännern Rache zu nehmen. Da ſagte Einer ſeiner Viziere: „Mächtiger König! Gern werden wir Alle unſer Leben und unſer Gut für die Befreiung der Prinzeſſin Mariam opfern; ehe du jedoch einen ſo ſchwierigen Krieg beginnſt, verſuche es, an Salech zu ſchreiben, daß er dir deine Tochter wieder verſchaffe; erſt wenn er ſich

weigert, mag das Schwert zwiſchen dir und ihm entſcheiden.“ Rinhana fand dieſen Rath ſehr gut und ſchrieb folgenden Brief an Salech:

„Es iſt dir wohl bekannt, daß ich dir, ehe meine Tochter nach Jeruſalem pilgerte, einen Boten mit Geſchenken ſchickte, um dich zu erſuchen, für ihre Sicherheit zu ſorgen; du übernahmſt es, ſie gegen jeden Unfall auf ihrer Hin- und Heimreiſe zu ſchützen, und deinem Worte vertrauend, gab ich meine Einwilligung zu dieſer Pilgerfahrt. Nun hat aber der Hauptmann, der ſie beſchützen ſollte, ſie ſelbſt entführt und in ein feſtes Kloſter eingeſperrt, und deine Truppen haben die meinigen, die ich zu ihrer Befreiung ſandte, geſchlagen. Ich fordere dich daher auf, mir meine Tochter zurückzuſenden, oder ich überfalle dich mit einer Armee, ſo zahlreich, daß ihre Vorpoſten bis nach Egypten reichen, während die Nachhut noch Genua berührt.“

Als Salech dieſen Brief erhielt und im Divan öffentlich vorlas, ſagte Schahin: „Du biſt als redlicher Mann ſchuldig, die Prinzeſſin Mariam ihrem Vater zurück zu ſenden, und du kannſt keinen Beſſern als Beibars finden, um ſie Maruf zu entreißen.“ Salech ließ ſogleich Beibars rufen und beauftragte ihn, nach Syrien zu reiſen, um Maruf zu bewegen oder zu nöthigen, daß er die Tochter des Königs von Genua in ihre Heimath ziehen laſſe. Beibars machte ſich mit Othman und einigen Freunden auf den Weg nach Ramla; dort hörte er, daß Maruf noch immer ſich im feſten Kloſter zwiſchen dieſem Städtchen und Jeruſalem aufhalte, und begab ſich dahin.

Hier ſchwieg Scheherſad, um in der nächſten Nacht alſo weiter zu erzählen:

Neunhundert und vierundſechzigſte Nacht.

Maruf erkannte Beibars ſchon an ſeinem Klopfen an die Thüre, denn er that dies mit einer Kraft, daß die Mauern des Kloſters bebten. Er ging ihm freundlich entgegen, bewillkommte ihn, führte ihn in das Gemach, wo Mariam verweilte, und ſtellte ihn ihr als ſeinen Freund vor. Als er ihn dann fragte, was ihn nach Syrien führe, überreichte er ihm ein Schreiben von Salech, das ihn aufforderte, die Prinzeſſin Mariam herauszugeben. „Emir Beibars," ſagte Maruf, als er Salechs Brief geleſen hatte, „die Prinzeſſin Mariam ſteht hier vor dir, frage ſie ſelbſt, ob ſie in ihre Heimath zurückkehren will." — „Nun, was ſagſt du dazu?" fragte ſie Beibars; „ſprich frei deinen Willen aus." — „Wie ſoll ich zu meinem Vater zurückreiſen," erwiderte Mariam, „der ein Chriſt iſt, während ich mich zum Islamismus bekehrt habe? Ich will lieber ſterben, als das Land der Muſelmänner und meinen Gatten Maruf verlaſſen." — „Es ſoll dir keine Gewalt angethan werden," ſagte Beibars; „aber wie überzeugen wir deinen Vater davon, daß du aus eigenem Triebe hier zurückbleibſt?" — „Gönne mir vierzig Tage," fiel Maruf ein, „und bleibe du ſo lange zum Schutze Mariams da, ſo bringe ich Rinhana her, daß er mit eigenen Augen ſich von den Geſinnungen ſeiner Tochter überzeuge und nicht länger ſie von Salech zurückfordere. Bin ich in vierzig Tagen nicht mit ihm hier," ſetzte er hinzu, „ſo kannſt du ſie Salech bringen, und er mag nach ſeinem Willen mit ihr verfahren."

und

fünfundſechzigſte Nacht.

Einer von Rinhana's Vizieren, welcher ehedem Konſul in Alexandrien war, erhob ſich und ſagte: „Ich weiß kein beſſeres Mittel, erhabener König, als: du wendeſt dich an Djawan, der unter dem Namen Salach Eddin als Khadi in Kahira lebt, und drohſt ihm, ſeinen wahren Namen und Glauben dem Sultan Salech anzuzeigen, wenn er dir nicht deine Tochter Mariam verſchaffe.“ Rinhana befolgte dieſen Rath und ſandte einen gewandten Mann, als Andaluſier verkleidet, mit einem ſolchen Briefe nach Kahira. Als Djawan dieſen Brief geleſen hatte, antwortete er dem König: „Ich übernehme es, dir deine Tochter wieder zu verſchaffen; ſende nur vierzig Soldaten, als Kaufleute verkleidet, mit einem Schiffe voll Waaren nach Jafa; für das Weitere werde ich ſchon Sorge tragen.“ Sobald Djawan von der Ankunft der Genueſer in Jafa Nachricht erhielt, begab auch er ſich dahin, verkleidete ſich ebenfalls als fremder Kaufmann und zog mit den Genueſern und ihren mitgebrachten Waaren vor das Kloſter, nach welchem ſich Maruf mit Mariam wieder zurückgezogen hatte. Hier nahm er die koſtbarſten Stoffe, welche ihm Rinhana geſchickt hatte, begab ſich zu Maruf, bot ſie ihm als Geſchenk an und bat ihn um ſeinen Schutz gegen die Ismaeliden, welche jene Gegend unſicher machten. Maruf nahm die Geſchenke mit Dank an, überreichte ihm einen Pfeil, auf welchem ſein Name ſtand, und ſagte ihm: „Wenn ein Ismaelide dir etwas zu Leide thun

will, ſo zeige ihm nur dieſen Pfeil und ſage ihm, du ſteheſt unter dem Schutze des Herrn dieſes Pfeils.“ Djawan verließ ihn hierauf wieder, ſandte die Waaren durch ſeine Diener nach Kahira, zerbrach Marufs Pfeil, verwundete ſich ſelbſt und kehrte nach einigen Tagen klagend und weinend zu Maruf zurück. „Wer wagte es, dich anzufeinden?“ fragte Maruf entrüſtet. „Der Ismaelide Seif Almadhi,“ antwortete Djawan, „hat mich beraubt und mißhandelt und deinen Pfeil mit höhniſchem Gelächter zerbrochen.“ Maruf ließ ſogleich ſein Pferd ſatteln und ritt in das Thal Kurſchieh, wo Seif Almadhi ſich aufhielt. Sobald er aber fern vom Kloſter war, drangen die Genueſer auf Djawans Rath in's Kloſter, ſchleppten Mariam mit ſich fort und brachten ſie auf ihr Schiff, das ſogleich den Hafen von Jafa verließ. Djawan hingegen kleidete ſich als Derwiſch und kehrte nach Kahira zu Salech zurück, dem er vor ſeiner Abreiſe geſagt hatte, er werde nach Mekka pilgern.

Was aber Maruf angeht, ſo hielt er keinen Augenblick ſtill, bis er vor Seif Almadhi's Haus anlangte. Im Vorgemach waren einige Leute und auch Seif

Almadhi's Mutter, welche ihn fragte, zu wem er wolle. „Ich will zu Seif Almadhi,“ antwortete Maruf, „und ihn zum Zweikampf herausfordern, weil er Kaufleute, die unter meinem Schutze ſtehen, ausplünderte.“ — „Mein Sohn iſt krank,“ entgegnete die Alte, „und hat ſchon mehrere Wochen das Bett nicht verlaſſen.“ — „Du lügſt!“ ſagte Maruf, und drang in Seif Almadhi's Zimmer,

Beibars nahm dieſen Vorſchlag an, und Maruf ritt ſogleich nach Jafa, wo er ein kleines, leichtes Schiffchen für die Reiſe nach Genua miethete. Vor ſeiner Ankunft verkleidete er ſich als ein Bedienter aus dem königlichen Schloſſe, ſchlich in die Küche, wo das Abendeſſen ſowohl für den König als für ſein ganzes Haus zubereitet wurde, und miſchte einen ſo wirkſamen Schlaftrunk hinein, daß bald nach der Mahlzeit ſämmtliche Bewohner dieſes Schloſſes wie Leichen umherlagen. Jetzt legte Maruf den König in eine Kiſte, ſchloß ſie zu und ließ ſie auf ſein Schiff ſchaffen, das ihn im Hafen

erwartete, und trat wieder den Rückweg nach Jafa an. Als der König erwachte und ſich auf offenem Meere Maruf gegenüber befand, ſchlug er die Hände übereinander und rief erſchrocken: „Wo bin ich?“ — „Du biſt auf dem Wege nach Jafa,“ antwortete Maruf, „und ſollſt aus dem eigenen Munde deiner Tochter vernehmen, daß ſie freiwillig mich zu ihrem Gatten gewählt und ſich zum Islamismus bekehrt hat, damit du nicht länger den Sultan Salech mit ungerechten Vorwürfen beladeſt.“ Rinhana bereute es nun, einen ſo drohenden Brief an Salech geſchrieben zu haben, und bat Maruf, ihn nach Genua zurückzubringen; aber er fand kein Gehör bei ihm und mußte gegen ſeinen Willen ihm in das Kloſter folgen, wo Mariam ſich unter Beibars' Schutz aufhielt, und von ſeiner eigenen Tochter hören, daß ſie mit ihm und mit ſeinem Glauben nichts mehr gemein haben wolle. Jetzt erſt geſtattete ihm Maruf, jedoch nicht ohne ein bedeutendes Löſegeld, das der genueſiſche Konſul ausbezahlen mußte, nach Genua zurückzukehren; er aber reiſte mit Mariam und Beibars nach Kahira, und Letzterer begab ſich ſogleich zum Sultan Salech und erzählte ihm Alles, was zwiſchen

Neunhundert und ſechsundſechzigſte Nacht.

Portukiſch, den ihr Djawan als Begleiter mitgegeben hatte, brachte ſie in's Kloſter, und kaum hatte ſie ſich auf einen Teppich niedergelaſſen, als ſie von einem Knaben entbunden ward, der ſo ſchön und ſtark ausſah, als wäre er ſchon ein Jahr alt. Mariam wollte, als ſie ſich nach einigen Tagen geſund genug fühlte, um ihre Reiſe fortzuſetzen, ihr Kind mit ſich nach Genua nehmen, aber Portukiſch gab es nicht zu, weil ihm Djawan von dieſem Kinde viel Schlimmes prophezeit hatte; er bat vielmehr die Bewohner dieſes Kloſters, es nach ihrer Abreiſe zu tödten. Mariam aber bat dieſe Leute vor ihrer Abreiſe, das Kind ſorgſam zu pflegen und es nur dem auszuliefern, der es in ihrem Namen verlangen würde. Beide wurden in ihrer Hoffnung getäuſcht, denn wenige Wochen nachher kam ein Seeräuber aus Askalon — ſein Name war Kiniar — an dieſem Kloſter vorüber, plünderte es aus und ſchleppte unter Anderm auch dieſes Kind, welches Arnus hieß, mit ſich in ſeine Heimath. Als daher Portukiſch auf den Befehl des Königs von Genua, welcher ſich wieder mit Mariam verſöhnt hatte, in's Kloſter kam, um Arnus zu holen, fand er ihn nicht mehr, und da er ſich fürchtete, ohne das Kind nach Genua zurückzukehren, floh er wieder nach Egypten zu Djawan. Mariam gerieth in Verzweiflung, als ſie dies hörte; ſie aß und trank nicht, ſchloß ſich in ein unterirdiſches Gemach ein und ſchwur, ſie werde nicht mehr herausgehen, bis ſie ihren Sohn wiedergefunden.

und

fünfundſechzigſte Nacht.

Einer von Rinhana's Vizieren, welcher ehedem Konſul in Alexandrien war, erhob ſich und ſagte: „Ich weiß kein beſſeres Mittel, erhabener König, als: du wendeſt dich an Djawan, der unter dem Namen Salach Eddin als Khadi in Kahira lebt, und drohſt ihm, ſeinen wahren Namen und Glauben dem Sultan Salech anzuzeigen, wenn er dir nicht deine Tochter Mariam verſchaffe.“ Rinhana befolgte dieſen Rath und ſandte einen gewandten Mann, als Andaluſier verkleidet, mit einem ſolchen Briefe nach Kahira. Als Djawan dieſen Brief geleſen hatte, antwortete er dem König: „Ich übernehme es, dir deine Tochter wieder zu verſchaffen; ſende nur vierzig Soldaten, als Kaufleute verkleidet, mit einem Schiffe voll Waaren nach Jafa; für das Weitere werde ich ſchon Sorge tragen.“ Sobald Djawan von der Ankunft der Genueſer in Jafa Nachricht erhielt, begab auch er ſich dahin, verkleidete ſich ebenfalls als fremder Kaufmann und zog mit den Genueſern und ihren mitgebrachten Waaren vor das Kloſter, nach welchem ſich Maruf mit Mariam wieder zurückgezogen hatte. Hier nahm er die koſtbarſten Stoffe, welche ihm Rinhana geſchickt hatte, begab ſich zu Maruf, bot ſie ihm als Geſchenk an und bat ihn um ſeinen Schutz gegen die Ismaeliden, welche jene Gegend unſicher machten. Maruf nahm die Geſchenke mit Dank an, überreichte ihm einen Pfeil, auf welchem ſein Name ſtand, und ſagte ihm: „Wenn ein Ismaelide dir etwas zu Leide thun

zurückgeben will. Du kannst nun in diesem Brunnen leben: ich werde dir jeden Tag die nöthige Nahrung hinabreichen lassen."

Beibars wird Gouverneur von Alexandrien; sein Zusammentreffen mit seinem Bruder und Oheim, und seine Reise nach Genua.

Als Djawan den König von Genua befriedigt hatte, ging wieder all sein Trachten gegen Beibars, und da er hoffte, ihn von Alexandrien aus am leichtesten nach einem christlichen Lande entführen zu können, ersann er folgende List, um Salech zu bewegen, ihn zum Gouverneur von Alexandrien zu ernennen. Er schrieb dem Diebe Martin nach Genua, den er als einen sehr gewandten Gauner kannte, er möchte mit seiner Räuberbande, als muselmännische Kaufleute verkleidet, nach Alexandrien kommen und mit ihnen je paarweise von verschiedenen Seiten her und zu verschiedenen Zeiten sich in das Haus des Turdjman Djamal Eddin begeben. Diesen Freund aber, welcher wie er ein nur äußerlich als Muselmann lebender Christ war, bat er, Martin mit seinen Leuten gut aufzunehmen, sie in seinem Hause des Tages über zu verbergen, bei Nacht aber auf Raub und Mord auszuschicken, bis es ihnen gelänge, den Gouverneur selbst zu tödten.

Scheherzad unterbrach hier ihre Erzählung, da der Tag bereits herannahte; in der folgenden Nacht setzte sie solche also weiter fort:

um ſich ſelbſt von ſeinem Zuſtande zu überzeugen. Er fand ihn aber in der That im Bette und zwar ſo übel ausſehend, daß ihm kein Zweifel mehr übrig blieb. Jetzt kehrte er eilends, etwas Schlimmes ahnend, nach dem Kloſter zurück; aber Mariam war ſchon verſchwunden, und ſeine Diener lagen geſchlachtet umher. Er ritt ſogleich nach Jafa und vernahm daſelbſt, daß vierzig Genueſer vor einigen Tagen ſich mit einem Mädchen eingeſchifft hatten; er miethete daher ein Schiff und beabſichtigte ebenfalls, nach Genua zu ſegeln. Die Genueſer waren inzwiſchen mit günſtigem Winde bis in die Nähe der Inſel Sardinien gekommen. Hier fehlte es ihnen an Waſſer; ſie landeten daher vor einem Kloſter, wo ſich gutes Waſſer fand, und füllten ihre leeren Fäſſer. Schon wollten ſie wieder den Hafen verlaſſen, als Mariam unwohl ward und einen Tag auszuruhen verlangte.

Da der Tag bereits herandämmerte, ſo hielt Scheherſad inne; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Neunhundert und ſechsundſechzigſte Nacht.

Portukiſch, den ihr Djawan als Begleiter mitgegeben hatte, brachte ſie in's Kloſter, und kaum hatte ſie ſich auf einen Teppich niedergelaſſen, als ſie von einem Knaben entbunden ward, der ſo ſchön und ſtark ausſah, als wäre er ſchon ein Jahr alt. Mariam wollte, als ſie ſich nach einigen Tagen geſund genug fühlte, um ihre Reiſe fortzuſetzen, ihr Kind mit ſich nach Genua nehmen, aber Portukiſch gab es nicht zu, weil ihm Djawan von dieſem Kinde viel Schlimmes prophezeit hatte; er bat vielmehr die Bewohner dieſes Kloſters, es nach ihrer Abreiſe zu tödten. Mariam aber bat dieſe Leute vor ihrer Abreiſe, das Kind ſorgſam zu pflegen und es nur dem auszuliefern, der es in ihrem Namen verlangen würde. Beide wurden in ihrer Hoffnung getäuſcht, denn wenige Wochen nachher kam ein Seeräuber aus Askalon — ſein Name war Kiniar — an dieſem Kloſter vorüber, plünderte es aus und ſchleppte unter Anderm auch dieſes Kind, welches Arnus hieß, mit ſich in ſeine Heimath. Als daher Portukiſch auf den Befehl des Königs von Genua, welcher ſich wieder mit Mariam verſöhnt hatte, in's Kloſter kam, um Arnus zu holen, fand er ihn nicht mehr, und da er ſich fürchtete, ohne das Kind nach Genua zurückzukehren, floh er wieder nach Egypten zu Djawan. Mariam gerieth in Verzweiflung, als ſie dies hörte; ſie aß und trank nicht, ſchloß ſich in ein unterirdiſches Gemach ein und ſchwur, ſie werde nicht mehr herausgehen, bis ſie ihren Sohn wiedergefunden.

Beibars war kaum mit einigen tausend Reitern von Kahira abgereist, als ein Bote mit einem Briefe von Muzfir, Statthalter von Haleb, zu ihm hereintrat, in welchem er ihm meldete: „Zwei Fürsten, von denen der Eine Beibars' Bruder und der Andere dessen Neffe ist, sind mit zweitausend Mameluken aus Chuaresm hier angelangt, um Beibars im Namen ihres Vaters und Großvaters Djemk, König von Derbend, von dir zurückzufordern und dir statt seiner zweitausend Mameluken zu schenken. Sie wollen hier deine Antwort abwarten; daher bitte ich dich, mir zu schreiben, wie ich mich gegen sie zu verhalten habe."

Salech schrieb an Muzfir, Beibars' Verwandte würden ihm willkommen seyn, und was ihren Wunsch, Beibars seinem Vater zurückzubringen, angehe, so hänge dessen Erfüllung ganz von Beibars selbst ab, der sich gegenwärtig als Statthalter in Alexandrien aufhalte; sie könnten sich daher selbst zu ihm begeben und ihn fragen, ob er ihnen in sein Heimathland folgen wolle.

Beibars ergriff indessen in Alexandrien die strengsten Maßregeln gegen alle ihm verdächtigen Personen und war besonders gegen die Christen so hart, daß sie sich bei Salech über ihn beklagten. Seine Feinde Djawan und Eibek unterstützten diese Klagen und sagten: „Auf diese Weise wird Alexandrien bald eine öde, menschenleere Stadt seyn." Schahin aber entschuldigte ihn, indem er behauptete, ein Drittheil der Stadt dürfe wohl zum Heil der übrigen zwei Drittheile geopfert werden. In der That hörte man nun zwanzig Tage lang von keinem Diebstahle mehr, so daß Djawan befürchtete, Martin wage es nun nicht mehr, sich zu zeigen, und Beibars werde ohne Gefahr die Ruhe und Sicherheit in Alexandrien handhaben können. Er wusch sich daher mit einem scharfen Wasser, das ihm seine ganze Haut entzündete, ging zu Salech und sagte ihm, er bedürfe zu seiner Genesung einer kleinen Luftveränderung und wolle daher auf kurze Zeit nach Alexandrien reisen. Salech willigte ein und gab ihm Briefe an Beibars mit. Am folgenden Tage langten auch Beibars' Bruder Taktumar und sein Oheim Eidigmasch in Kahira an, und da sie sogleich ihre Reise nach Alexandrien fortsetzten, trafen sie zu gleicher Zeit mit Djawan daselbst ein, und Beibars gab zu ihrem gemeinschaftlichen Empfange ein großes Fest. Sobald aber Martin dies vernahm, ging er wieder mit seinen Gesellen aus, raubte einige Kinder von der Straße, ermordete zwei Soldaten, welche vor dem Arsenale Wache hielten, und stahl die besten Waffen daraus. Beibars ward am andern Morgen wie seine Vorgänger mit Klagen und Vorwürfen überhäuft, so daß auch er beschloß, den nächsten Abend selbst die Runde in der Stadt zu machen, um den Uebelthätern auf die Spur zu kommen;

er verbarg aber sein Vorhaben Jedermann, nur Othman sagte er: „Wenn ich bis morgen früh nicht bei dir im Schlosse bin, so lasse Nachforschungen wegen meiner anstellen; ich muß entweder den Aufenthaltsort der Räuber und Mörder entdecken, oder sterben.“

Martin und Djawan fanden es diesen Abend nicht rathsam, ihre Leute auf Beute auszusenden, weil sie wohl vermutheten, daß Beibars wieder äußerst wachsam seyn würde; sie saßen daher bis Mitternacht beim Wein in Gesellschaft ihres Hausherrn Djamal Eddin, einiger Räuberhauptleute und Priester. Die Bestimmung wollte aber, daß um Mitternacht Einer der Letztern nach Hause ging und Djamal Eddins Hausthüre offen ließ. Einige Augenblicke später kam Beibars vorüber und war sehr erstaunt, in einer so unsichern Zeit zu dieser Stunde eine Hausthüre offen zu finden. Da er indessen Djamal Eddin kannte und ihn für einen frommen Muselmann hielt, trat er ohne den mindesten Verdacht durch den Hof in den Saal, wo die ganze Gesellschaft noch beisammen war, und noch ehe er Zeit hatte, sich zu fassen, rief Djawan, der ihn sogleich erkannte, Martin und seinen Leuten zu: „Ergreifet diesen Mann, es ist Beibars, der größte Feind der Christen!“ Djamal Eddin hielt ihm sogleich ein betäubendes Pulver unter die Nase, so daß die Räuber ohne Mühe ihn zu Boden werfen und fesseln konnten.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherfad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und ſiebenundſechzigſte Nacht.

Martin ſowohl als Djamal Eddin befolgten Djawans Befehl, und gleich in der erſten Nacht nach Martins Ankunft in Alexandrien leerte er drei Waarenmagazine aus, ſtahl drei Kinder und ermordete zwei Soldaten. Am folgenden Morgen war ganz Alexandrien in Bewegung wegen der in der Nacht vorgefallenen Mordthaten und Diebſtähle; aber alles Nachſuchen war fruchtlos, denn die Thäter waren ſicher bei Djamal Eddin. Sie ließen nun einige Nächte vorübergehen, dann durchzogen ſie gegen Mitternacht wieder die Stadt, tödteten einige Wachen und Pförtner, brachen bei dem erſten Juwelier ein und flüchteten ſich wieder zu Djamal Eddin. Am folgenden Tage kamen die Beraubten und die Verwandten der Ermordeten zum Gouverneur und forderten ihn zu einer größeren Wachſamkeit über die Sicherheit der Stadt auf. Der Gouverneur ließ nun jedes Mal vor Sonnenuntergang die Thore der Stadt ſchließen und viele als Bürger verkleidete Soldaten alle Straßen der Stadt durchſtreifen; aber demungeachtet wurden manche Diebſtähle und Mordthaten begangen.

Da ſchrieb der Gouverneur an Salech: „Seit einiger Zeit fallen in der mir anvertrauten Stadt trotz meiner Wachſamkeit ſo viele Verbrechen vor, daß ich dich bitten muß, einen beſſern und gewandtern Statthalter an meine Stelle hierherzuſchicken, denn ich vermag weder das Uebel zu verhindern, noch die Uebelthäter zu entdecken.“

Aber Salech ſchenkte dieſer Bitte kein Gehör, ſondern befahl ihm, ſeine Wachſamkeit zu verdoppeln und den Bewohnern Alexandriens beſondere Vorſichtsmaßregeln zu empfehlen. Der Gouverneur machte nun ſelbſt mit geheimen Polizeidienern die Runde; aber Martin, welcher ſelbſt im Palaſte des Statthalters ſeine Spione hatte, erfuhr es, ſuchte ihn mit den Entſchloſſenſten aus ſeiner Bande auf und ermordete ihn und ſeine

Begleiter. Als am folgenden Tage Salech durch die Taubenpoſt Kunde von dieſem Vorfall erhielt, fragte er Schahin und Djawan, welche gerade im Schloſſe waren, wen er als Gouverneur nach Alexandrien ſchicken ſollte. Djawan erwiderte ſogleich: „Du kannſt unter dieſen Umſtänden keinen Beſſern als Beibars finden, der ſchon ſo manche Unruhe gedämpft und manches Uebel ausgerottet hat.“ Da auch Schahin mit dieſer Anſicht übereinſtimmte, ließ Salech ſogleich Beibars rufen, bekleidete ihn mit dem Ehrenmantel eines Gouverneurs und ließ ſogleich die nöthigen Firmane für ihn ausfertigen.

Beibars war kaum mit einigen tausend Reitern von Kahira abgereist, als ein Bote mit einem Briefe von Muzfir, Statthalter von Haleb, zu ihm hereintrat, in welchem er ihm meldete: „Zwei Fürsten, von denen der Eine Beibars' Bruder und der Andere dessen Neffe ist, sind mit zweitausend Mameluken aus Chuaresm hier angelangt, um Beibars im Namen ihres Vaters und Großvaters Djemk, König von Derbend, von dir zurückzufordern und dir statt seiner zweitausend Mameluken zu schenken. Sie wollen hier deine Antwort abwarten; daher bitte ich dich, mir zu schreiben, wie ich mich gegen sie zu verhalten habe."

Salech schrieb an Muzfir, Beibars' Verwandte würden ihm willkommen seyn, und was ihren Wunsch, Beibars seinem Vater zurückzubringen, angehe, so hänge dessen Erfüllung ganz von Beibars selbst ab, der sich gegenwärtig als Statthalter in Alexandrien aufhalte; sie könnten sich daher selbst zu ihm begeben und ihn fragen, ob er ihnen in sein Heimathland folgen wolle.

Beibars ergriff indessen in Alexandrien die strengsten Maßregeln gegen alle ihm verdächtigen Personen und war besonders gegen die Christen so hart, daß sie sich bei Salech über ihn beklagten. Seine Feinde Djawan und Eibek unterstützten diese Klagen und sagten: „Auf diese Weise wird Alexandrien bald eine öde, menschenleere Stadt seyn." Schahin aber entschuldigte ihn, indem er behauptete, ein Drittheil der Stadt dürfe wohl zum Heil der übrigen zwei Drittheile geopfert werden. In der That hörte man nun zwanzig Tage lang von keinem Diebstahle mehr, so daß Djawan befürchtete, Martin wage es nun nicht mehr, sich zu zeigen, und Beibars werde ohne Gefahr die Ruhe und Sicherheit in Alexandrien handhaben können. Er wusch sich daher mit einem scharfen Wasser, das ihm seine ganze Haut entzündete, ging zu Salech und sagte ihm, er bedürfe zu seiner Genesung einer kleinen Luftveränderung und wolle daher auf kurze Zeit nach Alexandrien reisen. Salech willigte ein und gab ihm Briefe an Beibars mit. Am folgenden Tage langten auch Beibars' Bruder Taktumar und sein Oheim Eidigmasch in Kahira an, und da sie sogleich ihre Reise nach Alexandrien fortsetzten, trafen sie zu gleicher Zeit mit Djawan daselbst ein, und Beibars gab zu ihrem gemeinschaftlichen Empfange ein großes Fest. Sobald aber Martin dies vernahm, ging er wieder mit seinen Gesellen aus, raubte einige Kinder von der Straße, ermordete zwei Soldaten, welche vor dem Arsenale Wache hielten, und stahl die besten Waffen daraus. Beibars ward am andern Morgen wie seine Vorgänger mit Klagen und Vorwürfen überhäuft, so daß auch er beschloß, den nächsten Abend selbst die Runde in der Stadt zu machen, um den Uebelthätern auf die Spur zu kommen;

er verbarg aber sein Vorhaben Jedermann, nur Othman sagte er: „Wenn ich bis morgen früh nicht bei dir im Schlosse bin, so lasse Nachforschungen wegen meiner anstellen; ich muß entweder den Aufenthaltsort der Räuber und Mörder entdecken, oder sterben.“

Martin und Djawan fanden es diesen Abend nicht rathsam, ihre Leute auf Beute auszusenden, weil sie wohl vermutheten, daß Beibars wieder äußerst wachsam seyn würde; sie saßen daher bis Mitternacht beim Wein in Gesellschaft ihres Hausherrn Djamal Eddin, einiger Räuberhauptleute und Priester. Die Bestimmung wollte aber, daß um Mitternacht Einer der Letztern nach Hause ging und Djamal Eddins Hausthüre offen ließ. Einige Augenblicke später kam Beibars vorüber und war sehr erstaunt, in einer so unsichern Zeit zu dieser Stunde eine Hausthüre offen zu finden. Da er indessen Djamal Eddin kannte und ihn für einen frommen Muselmann hielt, trat er ohne den mindesten Verdacht durch den Hof in den Saal, wo die ganze Gesellschaft noch beisammen war, und noch ehe er Zeit hatte, sich zu fassen, rief Djawan, der ihn sogleich erkannte, Martin und seinen Leuten zu: „Ergreifet diesen Mann, es ist Beibars, der größte Feind der Christen!“ Djamal Eddin hielt ihm sogleich ein betäubendes Pulver unter die Nase, so daß die Räuber ohne Mühe ihn zu Boden werfen und fesseln konnten.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherſad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und achtundſechzigſte Nacht.

„Sperret ihn in eine Kiſte,“ ſagte dann Djawan; „morgen früh tragen wir ihn auf euer Schiff, und ihr bringet ihn als Gefangenen dem König von Genua, den ich bitten werde, ihn alsbald köpfen zu laſſen.“ Sobald die Sonne aufging, kleidete ſich Djawan, der in der Nacht das Gewand eines Prieſters getragen hatte, wieder als muſelmänniſcher Khadi, ging an den Hafen und wartete, bis Martin und ſeine Leute mit der Kiſte, in welcher Beibars war, kamen, und als die Zollbeamten ſie wie alle übrigen, welche Waaren enthielten, öffnen wollten, ſagte er: „Dieſe Kiſte gehört mir; ſie enthält Abſchriften des Korans, die ich den muſelmänniſchen Gefangenen nach Genua ſchicke.“ Der Zollbeamte wagte es nicht, gegen den ſo berühmten Khadi Mißtrauen zu zeigen, und ließ die Kiſte ohne weitere Unterſuchung auf's Schiff bringen, das ſogleich die Anker lichtete. Othman harrte ſchweigend auf Beibars' Rückkehr bis zur dritten Tagesſtunde; als er ihn aber auch jetzt noch nicht wiederſah, ging er zu Eidigmaſch und Taktumar und theilte ihnen ſeine Beſorgniß wegen Beibars mit. Ein Jeder von ihnen ſtellte ſich nun an die Spitze einer ſtarken Truppenabtheilung und durchzog einen Theil der Stadt, um Erkundigungen über Beibars einzuziehen; aber Niemand wollte ihn geſehen haben. Endlich kam Othman an dem Hauſe Djamal Eddins vorüber; da hörte er eine junge Mädchenſtimme in kläglichem Tone: „O Mohammed,

nicht herausgäbe; bis er aber ſeine Flotte ausgerüſtet und ſie mit der von Tripolis, welche unter dem berühmten Admiral Abu Bekr ſtand, vereinigte, vergingen doch mehrere Monate. Rinhana ließ ſogleich alle Thore der Stadt verſchließen und Beibars wieder in ſein Gefängniß zurückführen. Am folgenden Morgen ſandte Salech einen Boten an Rinhana mit einem Briefe, in welchem er ihm ſchrieb: „Gib mir meinen Mameluken Beibars nebſt den andern Gefangenen, die dir Martin aus Alexandrien gebracht, ſo wie auch das Geld, die Waffen und Waaren, die er daſelbſt geſtohlen, zurück, und ich ziehe in Frieden wieder von hier ab; weigerſt du dich aber, dies zu thun, ſo werde ich Genua in einen Schutthaufen verwandeln.“

Beim Anbruch des Tages hielt Scheherſad inne, um in der folgenden Nacht alſo weiter zu erzählen:

Djamal Eddin aufzuſuchen; einen andern Theil ließ er vor deſſen Hauſe zurück; er aber begab ſich ſogleich an den Hafen und fragte die Zollbeamten, was Alles dieſen Morgen eingeſchifft worden wäre. Da ſagten ſie ihm, ein Genueſer habe Waaren aus der Stadt gebracht und ſogleich den Hafen verlaſſen. „Habt ihr ſie genauer durchſucht?“ fragte Othman. „Bis auf eine Kiſte,“ antworteten ſie; „weil der Khadi Salach Eddin behauptete, ſie gehöre ihm.“ Nun war Othman, der ſchon lange Mißtrauen gegen Djawan hegte, feſt überzeugt, daß dieſer der Urheber alles Uebels war und daß auch er wie Djamal Eddin ein abſcheulicher Heuchler ſeyn müſſe. Während aber dieſer, nichts Schlimmes ahnend, von Othmans Soldaten gefangen und zu einem Geſtändniſſe genöthigt ward, war der ſchlaue Djawan, auf den wir ſpäter zurückkommen werden, ſchon längſt außerhalb der Mauern Alexandriens, und alle Nachſuchungen, welche Othman und ſpäter Salech anſtellen ließen, blieben fruchtlos. Othman ſandte, ſobald er von Djamal Eddin die Wahrheit erfuhr, einen Boten an Salech, um ihn von Allem zu unterrichten; auch ließ er ſogleich einige Schiffe auslaufen, um das, auf welchem ſich Beibars befand, einzuholen.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

und

neunundſechzigſte Nacht.

Die Genueſer hatten aber einen ganzen Tag mit günſtigem Winde voraus, ſo daß ſie unangefochten den Hafen von Genua erreichen konnten. Sobald Rinhana Martins Rückkehr von Alexandrien vernahm, begab er ſich an den Hafen, um ihn zu bewillkommnen und ſich nach Djawan zu erkundigen. Martin ſtellte ihm die Gefangenen vor, die er aus Alexandrien mitgebracht, und überreichte ihm Djawans Brief, in welchem er ihn bat, Beibars, den als Feind der Chriſten verhießenen Mameluken, umbringen zu laſſen. Rinhana ließ ſogleich die übrigen Gefangenen in verſchiedene Kirchen und Klöſter vertheilen, wo ſie den härteſten Dienſt verſehen mußten; Beibars aber ließ er gefeſſelt in ſeinen Divan bringen. Schon lag er auf der Todesmatte, der Scharfrichter ſtand mit gezogenem Schwerte ihm zu Häupten und harrte nur noch eines Zeichens vom Könige, als Schiha, den, wie wir oben erzählt haben, Rinhana für ſeinen Sohn Djewid hielt, in den Divan ſtürzte, dem Scharfrichter zurief: „Halt ein!“ und ſeinem Vater ſagte: „Wer dir den Rath ertheilt, dieſen Gefangenen zu tödten, iſt dein Feind; Salech wird Alles aufbieten, um ihn zu befreien, und dir für ihn unermeßliche Schätze geben; tödteſt du ihn aber, ſo wird er um ſeinetwillen dich und dein ganzes Königreich verderben. Darum warte wenigſtens vier Monate, bis du ſiehſt, was Salech thun will; es bleibt dir ja immer noch Zeit genug, ihn zu tödten.“ Rinhana ſchenkte dieſen

kleines Fläschchen mit Gift und sagte ihr: „Ein paar Tropfen davon genügen, um einen Elephanten zu tödten.“ Er ging dann mit ihr und einigen Dienern, welche die herausgewählten Waaren trugen, zu Naßer, bot sie ihm als Geschenk an und bat ihn um die Erlaubniß, sich in Damaskus auf einige Zeit mit seinen Waaren niederzulassen. Naßer nahm ihn sehr gut auf und dankte ihm besonders für die schöne Sklavin, die er ihm geschenkt. „Wie diese,“ sagte er, „besitzt mein Herr, der Sultan Salech, keine.“ Djawan kehrte hierauf wieder in seinen Khan zurück und brachte den ganzen Tag mit Kaufleuten zu, welche schaarenweise herbeiströmten, um seine Waaren zu sehen. Des Abends, um die Zeit, wo er wußte, daß Naßer sich in sein Harem zu begeben pflegte, ging er mit Portukisch vor das Schloß und stellte sich unter das Fenster von Naßers Schlafgemach. Nach einer Stunde hörte er Naßers Gattin einen lauten Schreckensruf ausstoßen; er zweifelte daher nicht, daß die Sklavin ihr Wort gehalten und Naßer von seiner Gattin todt gefunden worden. Er verließ daher eilig die Stadt, ritt nach Beirut und meldete den dort versammelten christlichen Fürsten Naßers Tod. Diese stellten sich an die Spitze ihrer Truppen und zogen vor Damaskus. Naßer war aber keineswegs todt, denn seine Gattin hatte durch die Thüre gesehen, wie die Sklavin etwas aus einem Fläschchen in sein Zuckerwasser goß; sie schrie daher laut und sprang schnell genug herbei, um Naßer vom Trinken abzuhalten, und die Sklavin gestand nun selbst Alles ein. Sobald er daher durch sie Djawans Plane entdeckte, bereitete er Alles zum Widerstande vor und sandte sogleich einen Brief an Salech, um sich Hülfstruppen von ihm zu erbitten. Aber das Gerücht von seinem Tode war seinem Briefe schon vorangeeilt, und Salech erschrack darüber so sehr, daß er lange ohnmächtig auf seinem Divan liegen blieb. Nicht minder ergriffen ward er dann, als Naßers Brief anlangte, und seine Angst um ihn war so groß, daß er selbst mit den besten Truppen zum Entsatze von Damaskus nach Syrien zog. Er kämpfte noch mit jugendlichem Muthe vor den Thoren von Damaskus und brachte den Christen eine furchtbare Niederlage bei; aber nach errungenem Siege fiel er ermattet zu Boden und ward so krank, daß man ihn in einer Sänfte nach Egypten zurücktragen mußte, weil er dort sterben und begraben werden wollte. Bei seinem Einzuge in Kahira kamen ihm alle Bewohner der Stadt entgegen und beteten zu Gott für seine Genesung. Vor seinem Schlosse auf der Citadelle angelangt, hob ihn Beibars aus der Sänfte und trug ihn in sein Harem zu seiner Gattin Schadjrat Eddur. Diese verschleierte sich schnell und erröthete vor Beibars. Aber Salech sagte ihr: „Du brauchst dich vor Beibars nicht zu verschleiern, denn meine Todesstunde ist nahe, und Beibars wird nach mir dein Gatte werden.“

nicht herausgäbe; bis er aber ſeine Flotte ausgerüſtet und ſie mit der von Tripolis, welche unter dem berühmten Admiral Abu Bekr ſtand, vereinigte, vergingen doch mehrere Monate. Rinhana ließ ſogleich alle Thore der Stadt verſchließen und Beibars wieder in ſein Gefängniß zurückführen. Am folgenden Morgen ſandte Salech einen Boten an Rinhana mit einem Briefe, in welchem er ihm ſchrieb: „Gib mir meinen Mameluken Beibars nebſt den andern Gefangenen, die dir Martin aus Alexandrien gebracht, ſo wie auch das Geld, die Waffen und Waaren, die er daſelbſt geſtohlen, zurück, und ich ziehe in Frieden wieder von hier ab; weigerſt du dich aber, dies zu thun, ſo werde ich Genua in einen Schutthaufen verwandeln.“

Beim Anbruch des Tages hielt Scheherſad inne, um in der folgenden Nacht alſo weiter zu erzählen:

Neunhundert

und

siebenzigste Nacht.

Rinhana versammelte seine Räthe und befragte sie über die Antwort, welche er Salech zu ertheilen habe: da aber die Meisten von Djawan bestochen waren, ward der Krieg beschlossen. Genua war so gut befestigt, daß die Muselmänner vielen Muth und viele Kraft vor dessen unerschütterlichen Mauern vergeudeten. Sie wurden immer mit Verlust zurückgeschlagen und verloren bei den Ausfällen, welche die Genueser machten, viele Leute; aber gerade dieser großen Anzahl von Gefangenen verdankten die Muselmänner die Eroberung der Stadt, denn eines Nachts befreite sie Schiha; da entwaffneten sie, von Beibars angeführt, eine Thorwache und öffneten das Thor dem muselmännischen Heere. Salech war außer sich vor Freude, als er Beibars an der Spitze anderer Gefangenen wiedersah, und sein Erstaunen war groß, als er von ihm die wunderbare Geschichte seines Retters Schiha vernahm. Auf die Fürbitte des Letztern verschonte er aber auch Rinhana und seine Hauptstadt, begnügte sich mit der Rückgabe aller Personen und Sachen, welche Martin aus Alexandrien geschleppt, nebst einer Sühne für die während der Belagerung gefallenen Muselmänner, und kehrte nach wenigen Tagen wieder nach Egypten zurück.

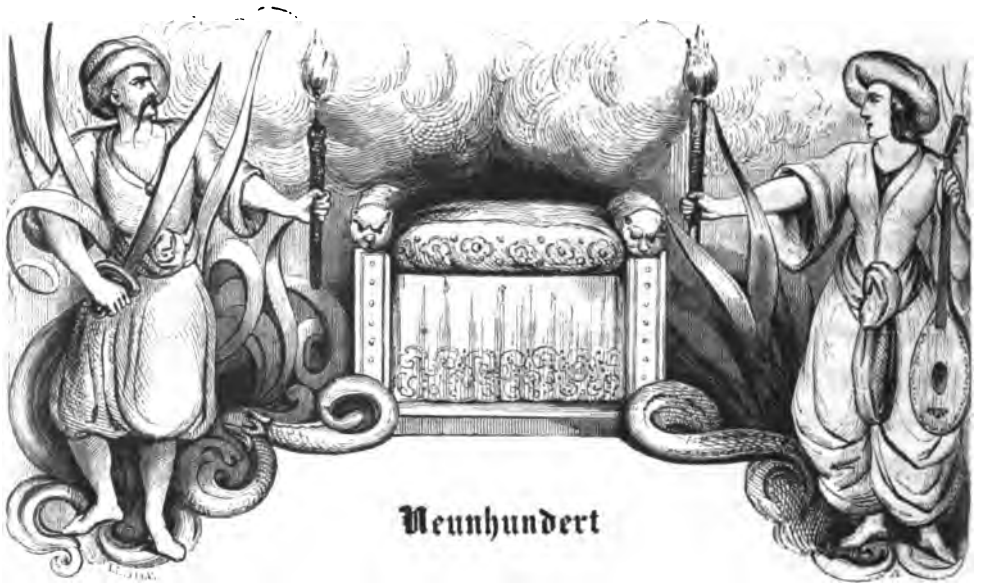
Neue Ränke Djawans; Salechs Tod und Beibars' Traum.

Als Djawan sich nicht mehr länger in Egypten halten konnte, begab er sich nach Syrien und reizte die christlichen Fürsten, welche die Küstenstädte Syriens beherrschten, gegen Naßer, Statthalter von Damaskus, auf. „Folget mir nur," sagte er zu den Königen von Seida, Atabia und Beirut; „ich verbürge euch Naßers Tod, und dann wird es euch nicht schwer fallen, euch der Stadt Damaskus zu bemächtigen." Ist dies der Fall, dachte er, so wird gewiß der Sultan Salech Beibars den Auftrag geben, sie wieder zu erobern, woraus für diesen neue Gefahr entspringen wird. Er verkleidete sich daher als persischer Kaufmann, nahm seine Diener, vierzig Kameele mit Waaren beladen und eine sehr schöne, junge Sklavin mit sich, reiste nach Damaskus und stieg im vornehmsten Khan ab. Am folgenden Morgen ging er in's Bad und zog ein sehr reich verziertes Kleid an, wählte die schönsten Waaren, die er mitgebracht hatte, heraus und sagte zu seiner Sklavin: „Wenn Naßer mit dir allein ist, so mische Gift in seine Speisen oder Getränke, du sollst dafür von mir und allen christlichen Fürsten königlich belohnt werden." Als die Sklavin ihm zu gehorchen versprach, überreichte er ihr ein

kleines Fläschchen mit Gift und sagte ihr: „Ein paar Tropfen davon genügen, um einen Elephanten zu tödten.“ Er ging dann mit ihr und einigen Dienern, welche die herausgewählten Waaren trugen, zu Naßer, bot sie ihm als Geschenk an und bat ihn um die Erlaubniß, sich in Damaskus auf einige Zeit mit seinen Waaren niederzulassen. Naßer nahm ihn sehr gut auf und dankte ihm besonders für die schöne Sklavin, die er ihm geschenkt. „Wie diese,“ sagte er, „besitzt mein Herr, der Sultan Salech, keine.“ Djawan kehrte hierauf wieder in seinen Khan zurück und brachte den ganzen Tag mit Kaufleuten zu, welche schaarenweise herbeiströmten, um seine Waaren zu sehen. Des Abends, um die Zeit, wo er wußte, daß Naßer sich in sein Harem zu begeben pflegte, ging er mit Portukisch vor das Schloß und stellte sich unter das Fenster von Naßers Schlafgemach. Nach einer Stunde hörte er Naßers Gattin einen lauten Schreckensruf ausstoßen; er zweifelte daher nicht, daß die Sklavin ihr Wort gehalten und Naßer von seiner Gattin todt gefunden worden. Er verließ daher eilig die Stadt, ritt nach Beirut und meldete den dort versammelten christlichen Fürsten Naßers Tod. Diese stellten sich an die Spitze ihrer Truppen und zogen vor Damaskus. Naßer war aber keineswegs todt, denn seine Gattin hatte durch die Thüre gesehen, wie die Sklavin etwas aus einem Fläschchen in sein Zuckerwasser goß; sie schrie daher laut und sprang schnell genug herbei, um Naßer vom Trinken abzuhalten, und die Sklavin gestand nun selbst Alles ein. Sobald er daher durch sie Djawans Plane entdeckte, bereitete er Alles zum Widerstande vor und sandte sogleich einen Brief an Salech, um sich Hülfstruppen von ihm zu erbitten. Aber das Gerücht von seinem Tode war seinem Briefe schon vorangeeilt, und Salech erschrack darüber so sehr, daß er lange ohnmächtig auf seinem Divan liegen blieb. Nicht minder ergriffen ward er dann, als Naßers Brief anlangte, und seine Angst um ihn war so groß, daß er selbst mit den besten Truppen zum Entsatze von Damaskus nach Syrien zog. Er kämpfte noch mit jugendlichem Muthe vor den Thoren von Damaskus und brachte den Christen eine furchtbare Niederlage bei; aber nach errungenem Siege fiel er ermattet zu Boden und ward so krank, daß man ihn in einer Sänfte nach Egypten zurücktragen mußte, weil er dort sterben und begraben werden wollte. Bei seinem Einzuge in Kahira kamen ihm alle Bewohner der Stadt entgegen und beteten zu Gott für seine Genesung. Vor seinem Schlosse auf der Citadelle angelangt, hob ihn Beibars aus der Sänfte und trug ihn in sein Harem zu seiner Gattin Schadjrat Eddur. Diese verschleierte sich schnell und erröthete vor Beibars. Aber Salech sagte ihr: „Du brauchst dich vor Beibars nicht zu verschleiern, denn meine Todesstunde ist nahe, und Beibars wird nach mir dein Gatte werden.“

Er bat dann Beibars, an seiner Stelle den Vorsitz im Divan zu führen. Beibars beschäftigte sich den ganzen Tag mit den Regierungsangelegenheiten; des Abends ging er wieder in das Harem und erkundigte sich bei Schadjrat Eddur nach Salechs Befinden. „Mein Gatte ringt mit dem Tode," sagte Schadjrat Eddur mit bestürzter Miene; „doch komm zu ihm, denn er hat einige Male dich zu sprechen verlangt." Salech war besinnungslos, als Beibars zu ihm trat; sobald er aber sein Auge auf ihn warf, kam er wieder zu sich und sagte ihm: „Gib mir deine Hand, mein Sohn, und versprich mir vor Gott, daß du nach mir Egyptens Sultan und Schadjrat Eddurs Gatte werden willst." — „Du lebst ja noch," erwiderte Beibars, „und Gott wird dir deine Gesundheit wiederschenken; auch hast du ja einen Sohn, der einst deinen Thron besteigen kann." — „Der ist dessen nicht würdig," versetzte Salech; „du allein bist im Stande, in diesen schlimmen Zeiten das Reich der Muselmänner gegen seine mächtigen und zahlreichen Feinde zu vertheidigen." Nach diesen Worten schlummerte er ein wenig ein, und Beibars verließ ihn. Am folgenden Tage fand er ihn in den letzten Zügen, und sein letzter Wunsch war, an der Stelle begraben zu werden, wo nach einer alten Tradition Sem, der Sohn Noahs, begraben liegt.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherfad folgendermaßen weiter:



Neunhundert

und

einundſiebenzigſte Nacht.

Beibars wuſch den Sultan Salech, kleidete ihm das Todtengewand an und folgte dem Leichenzuge, welchem ſich alle Bewohner Kahira's weinend und betend anſchloſſen. Dann kehrte er in das Gemach zurück, in welchem Salech geſtorben war, betete für ihn und las bis tief in die Nacht hin den Koran. Aber endlich überwältigte ihn der Schlaf, und er ſah ſich im Traum auf einem königlichen Pferde; ihm gegenüber ſtand Salech und fragte ihn, warum er ihm nicht verſprochen habe, nach ihm Sultan von Egypten zu werden. Dann ſagte er ihm: „Zu Häupten meines Bettes iſt eine Schatzkammer; geh hinein, da findeſt du ein Käſtchen mit einem Buche. Nimm das Buch heraus, du wirſt Wunder ſehen.“ Er nahm dann das Buch und öffnete es. Da fand er auf dem erſten Blatte: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen! Sterblicher, der du dieſes Buch öffneſt, bewahre es wohl, denn es iſt auf den Namen eines Sultans aus dem Geſchlechte Mohammeds geſchrieben, der mit dem Buchſtaben B beginnt und mit S endigt. Adam hat ſchon ſeinem Sohne Seth davon erzählt; Sem, der Sohn Noahs, hat es auf Gold graben laſſen, damit es lesbar bleibe, denn durch die Kraft der heiligen Namen, welche es enthält, wird deſſen Beſitzer als Sieger aus allen heiligen Kriegen hervorgehen.“

Beibars erwachte hierauf und betete wieder eine Weile; aber er ſchlief abermals ein und befand ſich im Traum auf einem weißen Pferde, königlich geſchmückt, in einer

großen Wüſte. Aber bald trug ihn das Pferd vor ein Schloß, das den Schlöſſern des Paradieſes glich. Vor dem Thore dieſes Schloſſes ſtand ein ehrwürdiger Greis, der ihm zurief: „Willkommen, Sultan der Welt; hier iſt dein Schloß!“ Er führte ihn dann in einen Saal, ſo reich ausgeſtattet, wie er noch keinen in ſeinem Leben geſehen. Hier trat ihm ein Mädchen wie eine Huri entgegen, mehrere Dienerinnen umgaben ſie und ſagten ihm: „Hier iſt deine Gattin, erhabener Sultan.“ Darauf verſammelte ſich ein großes Heer vor dem Schloſſe, das ſich vor ihm verbeugte, ſobald er ſich am Fenſter zeigte. Männer, kräftig wie Löwen, kamen ſodann von Oſten her und ſchrieben den Ehe-Contrakt zwiſchen ihm und dem Mädchen. Ein großer Raubvogel ließ ſich bald nachher zu ihm herab, ergriff ihn und trug ihn in eine Wüſte, wo viele Schlangen,

Skorpione, Hyänen und andere wilde Thiere hausten; aber ein Drache trat hinzu, der die wilden Thiere tödtete und verſcheuchte. Nicht lange nachher überfielen ihn wieder einige Könige, nahmen ihn gefangen und ſagten: „Dieſer Mann hat unſere beſten

jedoch am folgenden Tage, als er wieder nüchtern war, mit Djuban nach Egypten zu reiſen. Ibn Kamel ritt wieder voraus, um Beibars davon zu benachrichtigen, und dieſer forderte die Emire auf, ihrem neuen Sultan nach Damaskus entgegen zu gehen. Eibek und Kalawun gingen voran, lobten ſich gegenſeitig vor Iſa Ghaſi und ſagten ihm, Beibars hätte ſeinen Vater vergiftet und würde ſich ſogar, ohne ihren Widerſtand, der Regierung bemächtigt haben. Als daher Beibars vor ihm erſchien, ward er ſo unfreundlich empfangen, daß er ſogleich ſeine Uniform ablegte und als gewöhnlicher Mameluk zu ſeiner alten Herrin Fatma ging. Sobald aber Schahin dies erfuhr, ließ er ſich bei Iſa Ghaſi melden und ſagte ihm: „Kommſt du nach Kahira ohne Beibars, ſo haſt du die ganze egyptiſche Armee gegen dich.“ Da erwiderte Iſa Ghaſi: „Wie kann ich einen Mann um mich dulden, der meinen Vater vergiftet hat?“ — „Man hat ihn bei dir verleumdet,“ entgegnete Schahin; „dein Vater hatte keinen beſſern Freund, als Beibars, und iſt von Niemanden tiefer betrauert worden, als von ihm.“ — „So bringe mir ihn wieder her,“ ſagte Iſa Ghaſi, „daß ich ihm ſein Ehrenkleid zurückgebe und die Beſtätigung ſeiner verſchiedenen Aemter ertheile.“ Schahin traf Beibars im Hauſe ſeiner Herrin Fatma mit einem Koran in der Hand und ſagte ihm: „Komm, mein Sohn, der Sultan will dich ſprechen.“ — „Ich habe Nichts bei dem Sultan zu thun,“ erwiderte Beibars, „ſo lange ſein Divan von

böſen Menſchen und Intriganten gefüllt iſt." — „Du biſt dem Sultan Gehorſam ſchuldig," ſagten ſeine Freunde Haſan und Dibl, welche zugegen waren. Da machte ſich Beibars auf, ritt mit ihnen nach dem Divan und verbeugte ſich vor dem jungen Sultan. „Warum wollteſt du aus meinem Dienſte treten?" fragte ihn Iſa Ghaſi; „wer hat dich gekränkt?" — „Derjenige," antwortete Beibars, „der mich für einen Meuchelmörder hielt, ohne mich meinem Ankläger gegenüber zu ſtellen; auch diene ich nicht gern einem Sultan, der verbotene Getränke im Uebermaß genießt." — „Laſſe jetzt deine Verleumder," ſagte der Sultan; „ich glaube nichts Böſes von dir, und beſtätige dich in allen Ehrenſtellen, die du bei meinem Vater einnahmſt; diene mir mit derſelben Treue, ich werde auch in Zukunft gleich ihm einen frommen Lebenswandel führen." Aber ſchon in Gaza konnte Iſa Ghaſi ſein Gelüſte nach Wein nicht mehr bezähmen; er ließ ſeinen Kellermeiſter Ibn Scharara rufen, bat ihn um Wein und trank ſo viel, bis er wieder betrunken ward und die größten Unſchicklichkeiten beging.

Scheherſad endigte für dieſe Nacht; in der nächſten ſetzte ſie ihre Erzählung mit folgenden Worten weiter fort:

Wein mehr zu trinken, abermals vergaß und ſich von Djuban Wein aus Damiette bringen ließ. Er trank aber ſo viel, daß er nicht mehr daran dachte, wo er ſich befand, vom Gerüſte herabſtürzte und ſogleich verſchied. Beibars ließ ſeine Leiche nach Kahira bringen und neben ſeinem Vater beerdigen. Bald darauf kehrte auch er nach Kahira zurück, und trotz dem Wunſche der Armee, ſelbſt den Thron zu beſteigen, überließ er ihn Iſa Ghaſi's Sohn, deſſen eigentlicher Name Halil war, der aber mehr unter dem Namen Alaſchraf (der Edle) bekannt iſt. Dieſen Namen, den er zufällig auf dem Schwerte fand, das er zuerſt als Sultan umgürtete, verdiente er in vollem Maße durch ſeine Tugenden als Sultan ſowohl wie als Menſch; auch genoß unter ſeiner Regierung Egypten die vollkommenſte Ruhe, bis zu ſeinem letzten Regierungsjahre, wo unzählbare chriſtliche Fürſten ſich gegen ihn verbanden und in Egypten und Syrien einfielen. Er kämpfte zwar mit Beibars' Hülfe glücklich gegen ſie, ward aber in einem Treffen bei Damiette verwundet und ſehr leidend in einer Sänfte nach Kahira gebracht. Seine Wunde war indeſſen nicht tödtlich; aber Eibek, welcher bei ihm wachte, erwürgte ihn in der Nacht. Am folgenden Morgen ging er in den Divan, wo ſchon alle Emire verſammelt waren, kündigte Alaſchrafs Tod an und ſagte: „Wer wird wohl jetzt Sultan von Egypten ſeyn?“ Da erhob ſich Beibars und ſagte: „Du, Eibek, biſt am würdigſten dazu.“ Nach aufgehobenem Divân begab ſich Schahin zu

Beibars und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er ſeinen bitterſten Feind zum Sultan erhoben und dazu noch die Unzufriedenheit der Emire, welche ihn verachten, erregt. Aber Beibars antwortete: „Meine Zeit wird kommen; Eibek iſt mir ſelbſt als Sultan nicht gefährlich.“

Am folgenden Tage, als Eibek gehuldigt werden ſollte, ſagte er zu Beibars: „Schwöre mir, daß du mich nicht verräthſt, oder beſteige du lieber den Thron.“ — „Das Sultanat,“ erwiderte Beibars, „iſt kein Spielwerk; du haſt es geſtern angenommen, jetzt behalte es; übrigens ſchwöre ich dir Treue, ſo lange du nicht heimtückiſch mich zu verderben verſuchſt.“ Als er nach der Huldigung ein Schwert umgürtete, ſtand der Name Muiz darauf, den er daher auch als Sultan führte. Wenige Tage nach dieſer Huldigung kamen Boten aus Ober-Egypten, welche den neuen Sultan um Hülfe gegen die Beduinen anflehten, die gleich nach Alaſchrafs Tod das Land ausplünderten.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

und

vierundſiebenzigſte Nacht.

Eibek ſandte Beibars mit zweitauſend Mameluken nach Ober-Egypten; zu gleicher Zeit ſchrieb er aber an verſchiedene Präfekten und Beduinenhäupter: „Wer Beibars umbringt, ſoll ſieben Jahre lang den Tribut der reichſten Provinz von Ober-Egypten für ſich einziehen dürfen.“ Beibars fand daher bei den Präfekten, auf deren Mitwirkung er zählte, nur geringen Beiſtand, und die Beduinen, welche wohl wußten, daß der Sultan ſelbſt Beibars' Tod wünſchte, drangen daher in ſolcher Menge herbei, daß er genöthigt ward, ſich mit ſeinen wenigen Mameluken in die damals befeſtigte Stadt Suſut zu werfen. Endlich nahm auch Beibars ſeine Zuflucht zur Liſt, um ſich aus dieſer gefahrvollen Lage zu ziehen. Er ließ in Suſut für alle ſeine Mameluken Beduinenkleider verfertigen, wie ſie ſeine Feinde trugen, und zog in der Nacht mit ihnen in die Wüſte; gegen Morgen kehrte er aus der Wüſte zurück in der Richtung nach dem Lager der Beduinen, welche Ibn Madjid befehligte. Dieſer erwartete gerade Hülfstruppen von jener Seite her und freute ſich daher, als er Beibars mit zweitauſend Mann heranrücken ſah. Beibars nahm ihn ſogleich gefangen, und ſeine Mameluken fielen über die zerſtreut umherlagernden Beduinen, welche auf keinen Angriff gefaßt waren,

mit gezogenem Schwerte her, tödteten ihnen eine unermeßliche Zahl und trieben die Uebrigen in die Flucht.

Nach dieſem glänzenden Siege kehrte Beibars nach Kahira zurück, ward aber von Eibek, der ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, kalt empfangen. Eibek beſchuldigte ihn ſogar, einen Theil der Beute unterſchlagen zu haben, und ließ ihn daher vierzig Tage lang nicht in den Divan kommen. Am einundvierzigſten Tage aber, als ein Bote von Muzfir, Statthalter von Haleb, die Nachricht brachte, daß der Khan Hulawun in Syrien eingefallen, ließ er ihn auf Schahins Rath rufen und ſandte ihn an der Spitze von dreißigtauſend Mann nach Syrien; zugleich erſuchte er aber ſeinen Freund Nahed, Scheich von Nablus, Beibars zu überfallen und zu tödten. Beibars wäre dieſer Schlinge ſchwerlich entgangen, wenn nicht der Bote, der dieſen Brief überbringen ſollte, auf der Reiſe verunglückt wäre. Als Beibars die Tartaren aus Syrien vertrieben hatte und nach Haleb zurückkehrte, wollte ihn Muzfir, der Statthalter dieſer Stadt, auf Eibeks Befehl vergiften, aber einer ſeiner Mameluken gab Beibars einen Wink davon, und er nahm bei Muzfir weder Speiſe noch Trank an. Beibars wollte nun, überzeugt von Eibeks ſchlimmen Abſichten gegen ihn, nicht mehr nach Egypten zurückkehren; er wendete ſich daher an Naßer, Statthalter von Damask, und bot ihm ſeine Dienſte an. Aber auch Naßer ging damit um, ihn aus der Welt zu ſchaffen; er ſchrieb ihm daher einen ſehr freundlichen Brief, in welchem er

ihn zu ſeinem Großvizier ernannte, ſandte ihm aber zugleich ein vergiftetes Ehrenkleid und ſagte dem Boten: „Entfliehe, ſobald Beibars dieſes Kleid anzieht, denn er wird bald darauf unter den gräßlichſten Schmerzen ſterben. Der Bote, der aber ein heimlicher Verehrer von Beibars war, warnte ihn vor dieſem Kleide. Beibars, um ſich davon zu überzeugen, holte einen Juden herbei und nöthigte ihn, dieſes Kleid anzuziehen, und nach wenigen Minuten zerrann ſein Fleiſch wie heißes Blei.

Beibars zog nun lange unbekannt in Syrien umher, weil er überall Verrath fürchtete, bis er endlich mit Othman Alles, was er von Egypten mitgenommen, aufgezehrt hatte. Da ſah er eines Abends an der Grenze von Diarbekr eine große Anzahl Zelte auf einem Berge aufgeſchlagen. Er ſandte daher Othman ab, um zu erfahren, wer hier lagere. Othman begab ſich in das Lager und fand darin nahe an zehntauſend Soldaten, welche Barakat Khan, dem Fürſten von Naharwan, hierhergefolgt waren.

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung, fuhr aber in der folgenden Nacht alſo wieder fort:

Neunhundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

Dieſer mächtige Perſerfürſt hatte nämlich eine Tochter von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß die drei Söhne des Khan Hulawun ſich in ſie verliebten und um ihretwillen gegen einander Krieg führten. Mit großer Mühe gelang es Hulawun, den Frieden unter ſeinen Söhnen wieder herzuſtellen; um jedoch neuer Eiferſucht und Feindſchaft vorzubeugen, befahl er dem Fürſten Naharwan, das perſiſche Gebiet zu verlaſſen. So lagerte nun Naharwan mit ſeinen Truppen an der Grenze von Diarbekr, als Othman ſich zu ihm begab und Vieles von Beibars erzählte. Sobald Naharwan hörte, daß Beibars ein entſchiedener Feind Hulawuns ſey, gegen den auch er ſich rächen wollte, und daß er ihn in mehreren Treffen geſchlagen, bat er Othman, ihn ſogleich zu rufen, und nahm ihn mit beſonderer Freundlichkeit und Ehrerbietung auf. Nach einigen Tagen ſtellte er ihn, um ihn auf immer zu feſſeln, ſeiner Tochter Tadj Bacht vor, und da ſie ſich gegenſeitig gefielen, verlobte er ſie mit einander. Bald darauf ließ er einen Khadi aus Haleb kommen und den Ehe-Contrakt ſchreiben. Als aber der Khan Hulawun davon Nachricht erhielt, zog er mit einer großen Armee gegen Barakat Khan heran und ſchrieb ihm: „Laſſe deine Tochter Beibars vergiften und meinen älteſten Sohn heirathen, dann theile ich mein Reich mit dir; thuſt du dies nicht, ſo vernichte ich dich und ihn.“ Barakat Khan ließ ſich einſchüchtern und überreichte ſeiner Tochter ein Schächtelchen Gift mit der Bitte, Beibars damit zu tödten. Dieſer wollte

aber ſeine Hochzeit nicht eher feiern, bis nach einem vollſtändigen Siege über Hulawun. Inzwiſchen ſtarb Barakat Khan, und als Beibars endlich vereint mit Muzfir und Naßer, welche ſeine Hülfe anflehten, Hulawun geſchlagen hatte und bei ſeiner Gattin in Damaskus die erſte Nacht zubrachte, zeigte ſie ihm das Gift, das ſie von ihrem Vater erhalten, und beſchwor ihn, ſie auch ſpäter, wenn er die höchſte Stufe von Ruhm und Macht erreicht haben würde, nicht zu verſtoßen. Beibars ſchwur bei dem Koran und

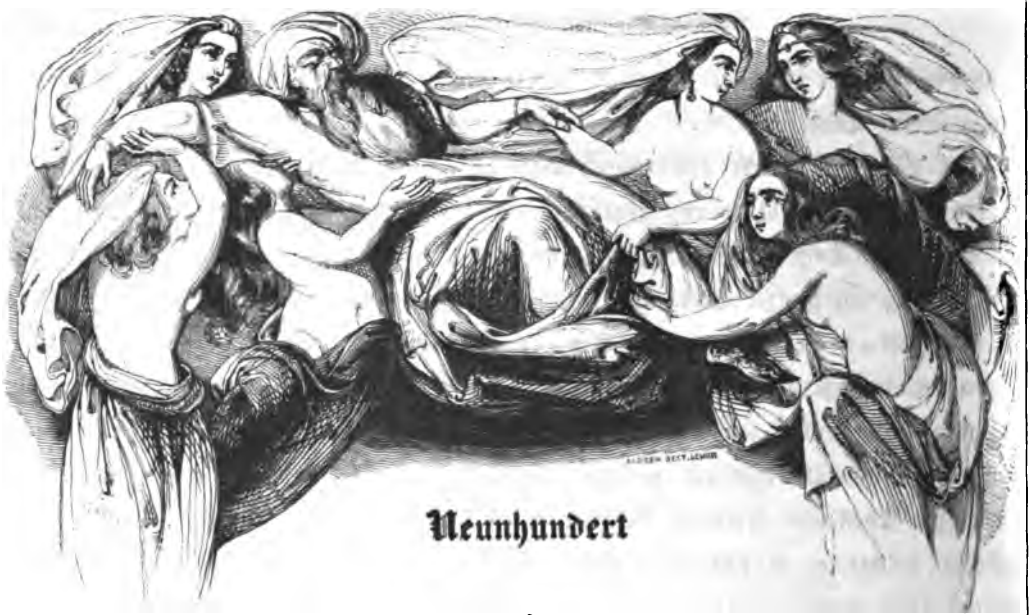
dem Schwert, er werde nie eine zweite Gattin nehmen und ihr ſtets treu bleiben. Bald nach ſeiner Hochzeit ſuchte Naßer abermals auf Eibeks Anſtiften ihn zu vergiften; er zeigte es aber diesmal den Aelteſten der Stadt und Häuptern der Armee, denen Naßer ſchon längſt verhaßt war, an und ward einſtimmig an Naßers Stelle zum König von Damaskus ernannt. Als er zum erſten Male den Thron beſtieg, vergoß er viele Thränen und ſagte: „Wie groß iſt Gottes Macht! Als kranker Sklave kam ich hierher, und nun bin ich Herr dieſer Stadt.“ Auf dem Schwerte, das er jetzt umgürtete,

ſtand Eladel (der Gerechte), und er führte dieſen Beinamen, den er wohl verdiente, bis zu ſeinem Tode.

Als Eibek Nachricht von dieſer Regierungsveränderung erhielt, verſammelte er ſeine Emire und befahl ihnen, gegen Beibars in's Feld zu ziehen. Er ſelbſt brachte nur noch einige Tage bei Schadſrat Eddur zu, und da ſie ſehr kalt gegen ihn war, denn ſie hing mit ganzer Seele an Beibars, ſagte er ihr beim Abſchiede: „Jetzt ſtelle ich mich ſelbſt an die Spitze meiner Truppen und kehre, ſo Gott will, mit dem Haupte deines Geliebten zurück.“ — „Thue dies,“ ſagte ſie in höhniſchem Tone; „ich werde dir mit allen Sängerinnen Kahira's bis an's Thor entgegenkommen.“ Beibars bewaffnete alle ſeine Mameluken, ſobald er von Eibeks Zug gegen ihn unterrichtet ward, und der größte Theil der ſyriſchen Truppen nebſt den Ismaeliden ſchloſſen ſich ihm an. Indeſſen machte er Eibek die billigſten Friedensvorſchläge und ließ ihm einen im unterwürfigen Tone geſchriebenen Brief durch Othman überreichen.

Aber Othman las den Brief und war über Beibars wegen ſeiner allzugroßen Großmuth und Nachgiebigkeit ſo aufgebracht, daß er den Brief zerriß und einen andern in Beibars' Namen ſchrieb, der eine Herausforderung an Eibek enthielt. Eibek ward todtblaß, als er dieſen Brief las, und wollte ihn einſtecken, aber Othman ſagte ihm: „Mache nur mit deſſen Inhalt deine hier verſammelten Emire bekannt.“ So ward Eibek genöthigt, Othmans Brief vorzuleſen und die vermeinte Herausforderung Beibars' anzunehmen. Dieſer war ſehr erſtaunt über Eibeks Antwort, und endlich geſtand ihm Othman, daß er ſeinen erſten Brief zernichtet und einen herausfordernden an deſſen Stelle abgegeben habe. Beibars zürnte ihm ſehr und ſuchte die ganze Nacht durch zu entfliehen, um dieſem Zweikampf auszuweichen, den er für eine Sünde hielt; aber Othman errieth ſeine Abſicht und bewachte ihn ſtets. Eibek wollte ſeinerſeits heimlich aus dem Lager entweichen; aber Schahin, der eine Entſcheidung zu Gunſten Beibars' wünſchte und vorausſah, verhinderte ihn daran, ſo daß endlich nach Sonnenaufgang Eibek und Beibars kampfgerüſtet einander gegenüber ſtanden. Indeſſen entſchuldigte ſich Beibars bei Eibek, ſagte ihm von der Verfälſchung ſeines Briefes und bot ihm nochmals ſeine Unterwerfung als Statthalter von Damaskus an. Eibek nahm aber dieſe Erklärung für Furcht und Schwäche an und begann daher den Angriff. Beibars ſchlug ihn tapfer zurück und verwundete ihn nach wenigen Augenblicken am rechten Beine, ſo daß er ohnmächtig zu Boden fiel und in einer Sänfte nach Egypten zurückgetragen werden mußte.

Scheherſad erzählte in der nächſten Nacht weiter:



Neunhundert

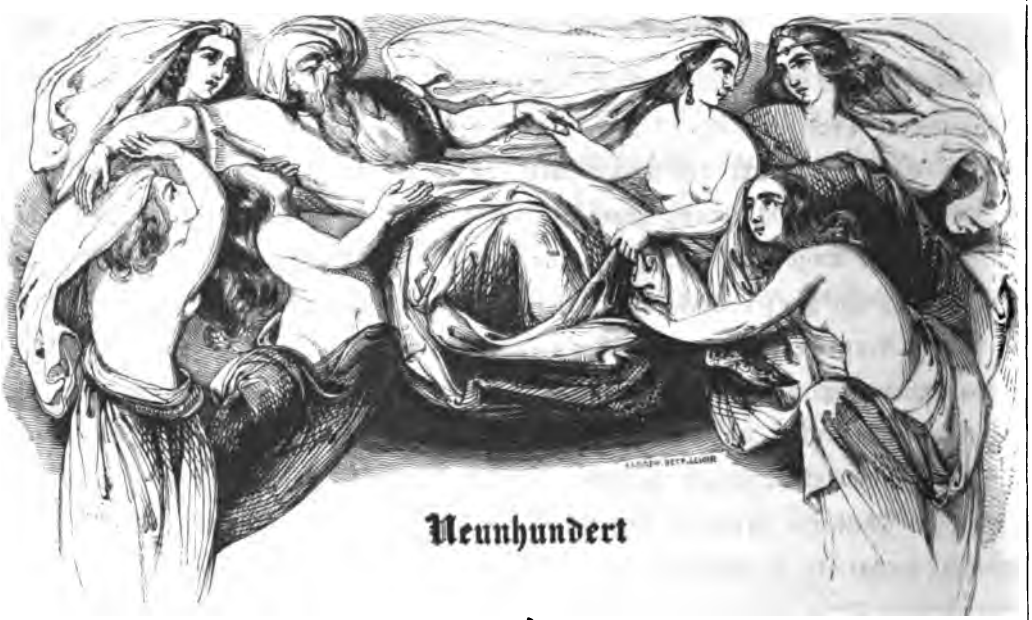
und

ſechsundſiebenzigſte Nacht.

Als Eibek ſich wieder ſo weit erholt hatte, daß er hinkend umhergehen konnte, gab er ſich, um Beibars zu vergeſſen, der Wolluſt hin. Er ließ ſich am Ufer des Nils einen ſchönen Palaſt bauen, den er mit den ſchönſten Sklavinnen füllte, und heirathete die Tochter eines Beduinenhäuptlings, welcher er eines Tages auf der Jagd begegnete und deren Name Wudjuh war. Als Schadjrat Eddur dies erfuhr, bat ſie Schahin, welcher nunmehr Alles bei Eibek vermochte und der an deſſen Stelle den wichtigſten Regierungsangelegenheiten vorſtand, ſie mit Eibek wieder zu verſöhnen. Schahin wandte Alles auf, um Eibek zu bewegen, ſeine Gattin Schadjrat Eddur bei ſich wieder aufzunehmen; er ſtellte ihm die Pflichten eines Mannes gegen ſeine Gattinnen vor und erzählte ihm von einem Manne, der zwei Frauen hatte und ſie Beide gleich liebte, ſo daß, als ſie zufällig an demſelben Tage ſtarben, er, um Keine von Beiden zurückzuſetzen, die Wand des Schlafzimmers, in welchem ſie lagen, durchbrechen und zu gleicher Zeit die Eine durch die Wand und die Andere durch die Thüre fortbringen und neben einander beerdigen ließ. Als Eibek endlich ſich bereden ließ, Schadjrat Eddur zu empfangen, bot ſie alle weiblichen Künſte auf, um ihn wieder an ſich zu feſſeln; da es ihr aber nicht gelang und er ihr offen geſtand, daß die Beduinin ſein ganzes Herz ausfülle, zog ſie einen Dolch unter

ihrem Kleide hervor und durchbohrte ihn damit im Augenblicke, wo er einen Brief las, den ihm Einer ihrer Eunuchen ihrer Verabredung zufolge überbrachte, und als er leblos zu Boden ſank, ließ ſie ihm von dem Eunuchen den Kopf abſchneiden. Hierauf ſandte ſie ihren Eunuchen zu den verſchiedenen Emiren, von denen ſie wußte, daß ſie Eibek rächen würden, und ließ ſie Einen nach dem Andern im Namen Eibeks rufen. So wie ſie aber zur Thüre hereintraten, fielen ſie und der Eunuche über ſie her und tödteten Einen nach dem Andern.

Nachdem Schadſrat Eddur ſich auf dieſe Weiſe der treueſten Anhänger Eibeks entledigt hatte und ſchon alle Gefahr beſeitigt glaubte, ſtürzte der Mameluk eines der getödteten Emire, welchem es auffiel, daß immer nur Einer nach dem Andern zum Sultan gerufen ward, herein, und als er die Erſchlagenen umherliegen ſah, zog er ſein Schwert gegen Schadſrat Eddur. Sie entfloh auf die Terraſſe, gleitete aber aus, fiel zur Treppe der Terraſſe hinunter und ſtarb. Einſtimmig ward jetzt Beibars zum Sultan erwählt; da er aber den Thron wieder ablehnte, ward die Regierung dem ſteinalten Katis, Oheim Schadſrat Eddurs, übertragen. Als Beibars wie die übrigen Emire und Statthalter um Beſtätigung in ſeinem Amte anhielt, verweigerte ſie ihm Katis und befahl ihm, ſelbſt in Kahira zu erſcheinen. Beibars folgte dieſem Befehle, und als er in den Divan kam, erhob ſich Katis vom Throne und ſagte ihm: „Ich habe dich nur darum hierher berufen, damit du meine Stelle einnehmeſt; das Volk



Neunhundert

und

ſechsundſiebenzigſte Nacht.

Als Eibek ſich wieder ſo weit erholt hatte, daß er hinkend umhergehen konnte, gab er ſich, um Beibars zu vergeſſen, der Wolluſt hin. Er ließ ſich am Ufer des Nils einen ſchönen Palaſt bauen, den er mit den ſchönſten Sklavinnen füllte, und heirathete die Tochter eines Beduinenhäuptlings, welcher er eines Tages auf der Jagd begegnete und deren Name Wudjuh war. Als Schadjrat Eddur dies erfuhr, bat ſie Schahin, welcher nunmehr Alles bei Eibek vermochte und der an deſſen Stelle den wichtigſten Regierungsangelegenheiten vorſtand, ſie mit Eibek wieder zu verſöhnen. Schahin wandte Alles auf, um Eibek zu bewegen, ſeine Gattin Schadjrat Eddur bei ſich wieder aufzunehmen; er ſtellte ihm die Pflichten eines Mannes gegen ſeine Gattinnen vor und erzählte ihm von einem Manne, der zwei Frauen hatte und ſie Beide gleich liebte, ſo daß, als ſie zufällig an demſelben Tage ſtarben, er, um Keine von Beiden zurückzuſetzen, die Wand des Schlafzimmers, in welchem ſie lagen, durchbrechen und zu gleicher Zeit die Eine durch die Wand und die Andere durch die Thüre fortbringen und neben einander beerdigen ließ. Als Eibek endlich ſich bereden ließ, Schadjrat Eddur zu empfangen, bot ſie alle weiblichen Künſte auf, um ihn wieder an ſich zu feſſeln; da es ihr aber nicht gelang und er ihr offen geſtand, daß die Beduinin ſein ganzes Herz ausfülle, zog ſie einen Dolch unter

ihrem Kleide hervor und durchbohrte ihn damit im Augenblicke, wo er einen Brief las, den ihm Einer ihrer Eunuchen ihrer Verabredung zufolge überbrachte, und als er leblos zu Boden ſank, ließ ſie ihm von dem Eunuchen den Kopf abſchneiden. Hierauf ſandte ſie ihren Eunuchen zu den verſchiedenen Emiren, von denen ſie wußte, daß ſie Eibek rächen würden, und ließ ſie Einen nach dem Andern im Namen Eibeks rufen. So wie ſie aber zur Thüre hereintraten, fielen ſie und der Eunuche über ſie her und tödteten Einen nach dem Andern.

Nachdem Schadjrat Eddur ſich auf dieſe Weiſe der treueſten Anhänger Eibeks entledigt hatte und ſchon alle Gefahr beſeitigt glaubte, ſtürzte der Mameluk eines der getödteten Emire, welchem es auffiel, daß immer nur Einer nach dem Andern zum Sultan gerufen ward, herein, und als er die Erſchlagenen umherliegen ſah, zog er ſein Schwert gegen Schadjrat Eddur. Sie entfloh auf die Terraſſe, gleitete aber aus, fiel zur Treppe der Terraſſe hinunter und ſtarb. Einſtimmig ward jetzt Beibars zum Sultan erwählt; da er aber den Thron wieder ablehnte, ward die Regierung dem ſteinalten Katis, Oheim Schadjrat Eddurs, übertragen. Als Beibars wie die übrigen Emire und Statthalter um Beſtätigung in ſeinem Amte anhielt, verweigerte ſie ihm Katis und befahl ihm, ſelbſt in Kahira zu erſcheinen. Beibars folgte dieſem Befehle, und als er in den Divan kam, erhob ſich Katis vom Throne und ſagte ihm: „Ich habe dich nur darum hierher berufen, damit du meine Stelle einnehmeſt; das Volk

und die Armee sind für dich eingenommen, und ich bin zu alt, um die Last der Regierung zu tragen." Da aber Beibars sich hartnäckig weigerte, die Sultanswürde anzunehmen, bat ihn Katis, als sein erster Rathgeber ihm beizustehen und die Statthalterschaft von Damaskus seinem Bruder zu übertragen. Diesen Vorschlag nahm Beibars an, und so regierte er der That nach, obschon das Geld in Katis' Namen geprägt und auch für ihn das öffentliche Gebet verrichtet ward.

Eines Morgens fand man aber Katis ermordet in seinem Zimmer liegen, ohne daß Jemand wußte, wer der Mörder war. Beibars war außer sich vor Zorn, als er dies erfuhr, und ließ sogleich den Stallmeister, Kellermeister und Schatzmeister einsperren und verhören, weil diese ihn am nächsten umgaben. Am folgenden Tage ließ er sie so lange prügeln, bis sie ihr Verbrechen eingestanden und erklärten, daß Satan sie verleitet habe, dieses Verbrechen zu begehen, in der Hoffnung, nach der damaligen Sitte vom neuen Sultan zu einem höhern Amte befördert zu werden. Nachdem diese Mörder auf Beibars' Befehl gehängt wurden und Katis, der unter dem Namen Muzfir den Thron bestiegen hatte, beerdigt war, versammelten sich abermals die Emire und ernannten Beibars zum Sultan. Aber auch jetzt sträubte er sich noch und nahm nicht eher die Regierung an, bis ihm die Emire unbedingte Treue und Gehorsam schwuren und auf viele ihrer bisherigen Rechte und Mißbräuche eidlich verzichteten. Sobald Beibars auf dem Throne war, bestätigte er Schahin in seiner Würde als Großvizier und ließ auch die meisten Statthalter der verschiedenen Provinzen seines Reiches auf ihren Posten. Jetzt ließ er auch Naßer, der seit seinem letzten Vergiftungsversuche in Damaskus eingesperrt war, nach Kahira kommen, und während ein Jeder glaubte, er würde ihn hinrichten lassen, schenkte er ihm ein Ehrenkleid, ernannte ihn zum lebenslänglichen Statthalter von Damaskus und beauftragte ihn, ihm seine Familie, welche er in Damaskus zurückgelassen, unter guter Bedeckung nach Egypten zu schicken.

Scheherfad setzte diese Erzählung in der folgenden Nacht also weiter fort:

Neunhundert und ſiebenundſiebenzigſte Nacht.

Naßer ſandte ſie mit Taktumar, von tauſend Reitern begleitet, von Damaskus ab und zweifelte nicht an deren ſicherer Ankunft in Egypten. Aber Djawan, der ſich fortwährend in Syrien bei den chriſtlichen Fürſten umbertrieb, ſchrieb, ſobald er die Abreiſe von Beibars' Familie erfuhr, an Fernahidj, den König von El Ariſch, und forderte ihn im Namen ſeines Glaubens auf, ſie mit ſeinen Truppen zu überfallen und gefangen zu nehmen, um dadurch vortheilhafte Bedingungen für die Chriſten von Beibars zu erzwingen. Der junge Fernahidj war leichtſinnig genug, um Djawans Rath zu befolgen; aber Taktumar hielt ſich zwei Tage lang gegen ſeinen an Zahl ihm zehnfach überlegenen Feind; am dritten Tage, als er nur noch hundert Mann übrig hatte und Fernahidj mit neuen Truppen ihn angriff, verzweifelte er an ſeiner Rettung. Da fiel aber plötzlich eine Schaar Ismaeliden über Fernahidjs Truppen her, welche durch dieſen unerwarteten Angriff in eine ſolche Verwirrung geriethen, daß ſie nur an die Flucht dachten. Taktumar, von ſeinen Feinden befreit, ſah ſich nach dem Anführer der ihn beſchützenden Ismaeliden um, aber er war ſchon wieder verſchwunden; es war

Ibrahim Haurani, dem Beibars ſchon ſo manche Rettung verdankte. Taktumar konnte nun ungehindert ſeinen Weg nach Kahira fortſetzen und die ihm anvertraute Familie Beibars zuführen, der ihrer Ankunft mit größter Ungeduld harrte.

Beibars' Feldzüge und Abenteuer in Syrien mit Haſan, Schſcha und Aiſcha.

Als Beibars von Taktumar die Urſache ſeines längern Ausbleibens erfuhr, rüſtete er eine kleine Armee aus und beſchloß, den König Fernahidj zu züchtigen. Dieſer ließ ſogleich die Thore der Stadt ſchließen, ſo daß Beibars eine förmliche Belagerung anordnen mußte. Eines Morgens kamen Beibars' Diener zu Schahin und ſagten ihm: „Als wir heute erwachten, fanden wir nur noch den Rumpf unſers Sultans in ſeinem Zelte liegen, ſeinen Kopf aber können wir nirgends finden.“ Zu gleicher Zeit kamen einige Soldaten von den Vorpoſten und zeigten ihm an, ſie haben Beibars' Kopf auf einer Stange auf den Wällen der Stadt aufgepflanzt geſehen. Schahin erſchrack ſehr über dieſe Nachricht; er begab ſich zuerſt auf einen erhöhten

Punkt des Lagers, von wo aus er in der That einen Kopf aufgeſteckt ſah, den er für den Beibars' hielt; dann ging er in deſſen Lager und unterſuchte den Rumpf, überzeugte ſich aber bald durch einige beſondere Merkmale, welche er daran vermißte, daß es nicht

Beibars' Rumpf war. Er ſagte daher zu den Häuptern der Armee: „Setzet nur die Belagerung fort; unſer Sultan lebt noch und wird gewiß zurückkehren.“ Die Sache verhielt ſich nämlich folgendergeſtalt: Als Djawan erfuhr, daß Beibars gegen El Ariſch gezogen, beſchwor er den frommen Ritter Sanitu, von dem er wohl wußte, daß er bereit ſeyn würde, ſein Leben für das Wohl der Chriſtenheit zu opfern, und dem an Kraft und Gewandtheit Niemand gleichkam, ſich in's muſelmänniſche Lager zu begeben und auf irgend eine Weiſe des Sultans zu bemächtigen. Sanitu ließ ſich des Nachts ein Thor öffnen, nahm ein einſchläferndes Pulver zu ſich, womit er die Wachen des muſelmänniſchen Lagers betäubte, und drang dann bis vor das Zelt des Sultans. Beibars wachte aber, und ſobald er Jemanden ſich ſeinem Zelte nähern ſah, ergriff er die Lanze, die vor ſeinem Bette ſtand, und ſo wie Sanitu zur Thüre hereintrat, ſchlug er ihn damit auf den Kopf, daß er ohnmächtig zu Boden ſtürzte. Beibars feſſelte ihn ſogleich, und als er wieder zu ſich kam, fragte er ihn, was ihn bewogen habe, ſo ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. Sanitu antwortete: „Mein Glaube und meine Pflicht; denn Fernahidj wollte bei deinem Anzuge die Flucht ergreifen, ich aber hielt ihn zurück und verſprach ihm, dich zu tödten.“ Als Beibars dies hörte und die auffallendſte Aehnlichkeit Sanitu's mit ſich ſelbſt wahrnahm, zog er ihm ſeine Kleider aus und ſchnitt ihm den Kopf ab.

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

Neunhundert

und

achtundſiebenzigſte Nacht.

Beibars ſteckte dann Sanitu's Rumpf in ſeine eigenen Kleider, er aber zog Sanitu's Kleider an und ging mit deſſen Kopf nach El Ariſch zurück. Da man ihn für Sanitu hielt, öffnete man ihm ſogleich das Thor und führte ihn zum König, der ihn jubelnd empfing und reichlich beſchenkte. Dann nahm er ihm den Kopf ab, den er für den Beibars' hielt, und ließ ihn zur Freude der Chriſten und zum Schrecken der Muſelmänner auf die Wälle aufſtecken. Als Beibars ausgeruht hatte, ſagte er zum König: „Ich gehe jetzt auf den Kampfplatz und fordere die muſelmänniſchen Ritter und Feldherren zum Zweikampfe heraus.“ Fernahidj freute ſich darüber und ertheilte die nöthigen Befehle, daß man ihn frei ein- und ausgehen laſſe. Beibars kämpfte nun zwei Tage lang gegen die wackerſten muſelmänniſchen Ritter und beſiegte ſie den Einen nach dem Andern. Er hütete ſich aber, ſie zu tödten, ſondern ſuchte nur, ſie zu entwaffnen oder leicht zu verwunden und dann gefangen nach El Ariſch zu bringen. Am dritten Tage endlich, als der tapfere Eidamar, den bisher noch Niemand beſiegen konnte, in die Schranken trat und Beibars wohl einſah, daß, wenn er dieſen ſchonen wollte, ſein eigenes Leben in Gefahr käme, gab er ſich ihm zu erkennen, erzählte ihm Alles, was ſich zwiſchen ihm und Sanitu zugetragen, und ſagte ihm: „Gib jetzt den

Zweikampf auf und unterrichte Schahin von Allem; ich werde dieſe Nacht die gefangenen Muſelmänner befreien, mit ihnen die Thorwache überrumpeln und euch die Stadt öffnen. Haltet euch bereit, bei dem erſten Waffengetöſe herbeizukommen.“ So gelang es Beibars, durch ſeinen unvergleichlichen Muth ohne Schwertſtreich Herr von El Ariſch zu werden. Den König aber führte Djawan, ſobald die Muſelmänner in die Stadt drangen, nach Jafa, wo der chriſtliche König Gaitafur regierte. Beibars zog mit ſeinen Truppen vor Jafa und ſchrieb dem König: „Entweder liefere mir Fernahidj und Djawan aus, oder ich werde dich entthronen und deine Stadt zerſtören.“ Gaitafur, auf ſeine Macht und die Feſtigkeit der Stadt vertrauend, erklärte Beibars den Krieg und tödtete ihm bei unerwarteten Ausfällen ſowohl als im Zweikampfe viele Leute. Schon riethen ihm ſeine Feldherren, die Belagerung aufzugeben, als er einen Brief von Schiha erhielt, der als Chriſt in Jafa lebte, worin er ihm ſagte: „Dieſe Nacht werde ich dir ein Thor der Stadt öffnen; ſey mit deinen Truppen zum Einzuge bereit.“ Schiha hatte nämlich neben dem Thore eine Weinwirthſchaft gemiethet und war auf dieſe Weiſe mit dem Thorwächter, der ein leidenſchaftlicher Weintrinker war, bekannt geworden. Er lud ihn daher auf dieſen Abend ein und gab ihm ſo viel zu trinken, bis er einſchlief; dann nahm er die Schlüſſel aus ſeiner Taſche und öffnete die Thore. Beibars zog mit ſeinen Truppen ein, und mit Mühe gelang es noch Djawan, ſich mit dem König von Jafa und

El Ariſch einzuſchiffen. Beibars kehrte hierauf wieder nach Kahira zurück, wo er mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen ward und einige friedliche Monate dazu gebrauchte, um für die innere Organiſation des Landes zu ſorgen. Er ernannte vier Khadis, die nach den vier verſchiedenen Rechtsſyſtemen die Juſtiz pflegen ſollten, ſchaffte die Wein-, Opium- und andere ſchlechte Häuſer ab, verbot den Frauen, ſich als Männer zu kleiden, was ſie häufig thaten, um unerkannt mit ihren Liebhabern herumziehen zu können, und ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, den Armen und Kranken, Wittwen und Waiſen Hülfe zu verſchaffen. Als er in Egypten allenthalben Ruhe, Ordnung und Sicherheit hergeſtellt hatte, wandte er auch ſein Augenmerk auf die übrigen Provinzen des Reichs und durchſtreifte, um Alles mit eigenen Augen beobachten zu können, ganz Syrien, bald als Kaufmann, bals als Bettler, bald als Derwiſch verkleidet, und ſo begegneten ihm oft die wunderbarſten Abenteuer; auch kam er häufig in die größte Gefahr, denn ſein Feind Djawan verfolgte ihn überall und ſuchte fortwährend ihn aus der Welt zu ſchaffen.

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

Neunhundert

und

neunundſiebenzigſte Nacht.

So kam Beibars eines Tages im Koſtüm eines Derwiſches nach Tripoli, das noch in den Händen der Chriſten war. Da ſagten ihm Ibrahim und Saad, welche ihn begleiteten: „So eben haben wir muſelmänniſche Gefangene für zwei Dinare verkaufen ſehen.“ — „Sollte es,“ ſagte Beibars, „der muſelmänniſchen Gefangenen ſo viele hier geben, daß ſie um einen ſo niedrigen Preis vergeben werden? Gut, ich werde für das Geld, das ich bei mir habe, dieſe Unglücklichen loskaufen.“ Er ging ſogleich mit Ibrahim und Saad auf den Bazar, kaufte zwölf junge Muſelmänner und ſchenkte ihnen ihre Freiheit. Als er aber am folgenden Tage wieder ausging, fand er zwei derſelben wieder unter den Händen eines Sklavenhändlers, der ſie feil bot. Er ging auf ihn zu und ſagte ihm: „Dieſe beiden Menſchen habe ich ja erſt geſtern gekauft und befreit!“ — „Das hat uns Nichts genützt,“ antwortete einer der Muſelmänner, „denn vor dem Thore der Stadt wurden wir angehalten und abermals verkauft, und ſo geht es einem Jeden von uns, der in ſeine Heimath zurückgehen will, denn der Prieſter Djawan hält alle Straßen mit ſeinen Leuten beſetzt, die keinen Muſelmann frei abziehen laſſen. Nur, wenn Chriſten uns kaufen, da können wir mit ihnen ziehen, da werden wir aber auch wie Ochſen an den Pflug geſpannt.“

Als Beibars dies hörte, ſandte er ſogleich einen Diener mit einem Briefe an Schahin nach Kahira, in welchem er ihm befahl, eine Armee von zwanzigtauſend Mann einzuſchiffen und ſie in der Nähe von Tripoli an's Land zu ſetzen. Inzwiſchen

kleidete er ſich als Chriſt, eben ſo Saad und Ibrahim, ging des Tages über mit ihnen auf's Land, und ſo oft er einen Muſelmann vor einen Pflug geſpannt ſah, ſpannte

er ihn aus, nöthigte den Chriſten, ſeine Stelle einzunehmen, und prügelte ihn ſo lange, bis er zuſammenſtürzte; gegen Abend kehrten ſie gewöhnlich wieder in ihren Khan nach Tripoli zurück. Eines Abends aber, als er mit Ibrahim über die nahe Ankunft der Truppen ſprach und ſich ſchon im voraus freute, ſein Schwert in's Blut der Bewohner Tripoli's zu tauchen, ging der Aufſeher des Khans an ſeinem Zimmer vorüber und hörte, wie er ausrief: „Bei Gott, dieſe Hunde ſollen für ihre Grauſamkeit gegen die Muſelmänner büßen!“ Er ging ſogleich zum König von Tripoli, bei welchem ſich auch Djawan befand, und meldete ihm, was er gehört. Djawan, der durch ſeine Spione ſchon wußte, daß Beibars heimlich Kahira verlaſſen, dachte ſogleich, daß er dieſer verkappte Muſelmann ſeyn müſſe, und ſchlug dem König vor, eine Abtheilung Soldaten in den Khan zu ſchicken und ihn gefangen zu nehmen. Dies hörte aber Schiha, der als Beſchützer Beibars' fortwährend deſſen Feind Djawan bewachte und jetzt im Dienſte des Königs war; er lief daher ſchnell zu Beibars, und es blieb ihm und den Seinigen noch Zeit genug, zu entkommen, ehe die Soldaten den Khan umzingelten. Als Djawan, der ſie ſelbſt anführte, vergeblich den ganzen Khan durchſucht hatte, ließ er ihm nach allen Richtungen hin nachſetzen, aber im Augenblicke, wo er eingeholt werden ſollte, rückte die muſelmänniſche Armee heran, welche jubelnd ihren Sultan in

ihre Mitte nahm. Die Reiter, welche Beibars verfolgten, kehrten nun ſchnell zur Stadt zurück und ließen die Thore hinter ſich ſchließen. Beibars belagerte die Stadt vierzig Tage lang, ohne ſie einnehmen zu können, und es fielen häufig kleine Scharmützel, aber noch mehr Zweikämpfe vor. In letztern zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer Martin aus, der ſo viele tapfere Muſelmänner tödtete oder gefangen nahm, daß endlich Ibrahim ſeine Herausforderung annahm, und als auch er verwundet ward, Beibars ihm eine Herausforderung zuſchickte.

Martin ging damit zu Djawan und fragte ihn, ob er glaube, daß er es mit Beibars würde aufnehmen können. „Du darfſt es nicht wagen," ſagte Djawan, „und mußt zur Liſt deine Zuflucht nehmen; du mußt nämlich, wenn er wie gewöhnlich auf ſeinem weißen arabiſchen Hengſte dahergeritten kommt, deine ſchöne Stute beſteigen, und, ſobald er auf dich heranſprengt, vom Pferde ſpringen. Das ſeinige wird dann ohne Zweifel über deine Stute herfallen und Beibars zu Boden werfen; dann ſpringe auf ihn zu und tödte ihn oder nimm ihn gefangen." Martin befolgte Djawans Rath, und Alles traf ſo ein, wie Letzterer vorausgeſagt; als er aber den auf der Erde hingeſtreckten Beibars tödten wollte, fühlte er ſeine Hand gelähmt; er lief davon, als wäre er der Geſchlagene geweſen, und Beibars' Leute gewannen Zeit genug, ihn vom Kampfplatze wegzutragen. Beibars brauchte mehrere Wochen zu ſeiner vollkommenen Wiederherſtellung, während welcher Zeit die Zweikämpfe zwiſchen den Muſelmännern und Chriſten fortdauerten und ſehr häufig zum Vortheile der Letztern ausfielen. Die Belagerten aber hatten während Beibars' Unwohlſeyn ihre Stadt noch mit einer dritten Mauer umgeben, ſo daß es ihm eine ſehr ſchwierige Sache ſchien, ſie mit Sturm zu nehmen.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und achtzigste Nacht.

Als Beibars eines Tages ſeinen Unmuth über die lange, fruchtloſe Belagerung gegen Ibrahim äußerte, ſagte ihm dieſer: „Im Gebirge lebt ein Ritter mit Namen Haſan, der früher Tripoli bewohnte; laß ihn rufen, vielleicht kann er uns einen geheimen Eingang in die Stadt zeigen oder ſonſt ein Mittel angeben, wie wir uns derſelben bemächtigen können. Lade auch ſeine Schweſter Aiſcha ein; ſie iſt nicht minder tapfer als er; ſie iſt beſtändig als Mann gekleidet und folgt ihrem Bruder ſowohl auf die Jagd als in den Krieg.“ Beibars ſchrieb einen Brief an Haſan und ſandte ihn ihm durch Ibn Kamel. Haſan, dem es aber wehe that, nicht früher vom Sultan beachtet worden zu ſeyn, zerriß den Brief und ſagte zu Ibn Kamel: „Sage deinem Herrn, er möge ſich an diejenigen wenden, welche ihn ſeit dem Ausbruche des Krieges umgeben.“ Als Ibn Kamel ſich entfernte, ſagte Aiſcha zu ihrem Bruder: „Du haſt ſehr Unrecht gethan, dem Sultan der Muſelmänner eine ſo derbe Antwort zu geben; ein Jeder wird ſagen: Er war zu feig, um Antheil am Kriege zu nehmen. Das iſt eine Schande für dich! Geh zu den Frauen und unterhalte dich mit ihnen; ich will als Weib dem Sultan beiſtehen und ihm die Stadt Tripoli überliefern.“ Mit dieſen Worten ſchwang ſie ſich auf ihren Renner und ritt nach Tripoli. Unterwegs begegnete

ſie einem jungen Chriſten allein auf der Straße; ſie erſchlug ihn, zog ſeine Kleider an und ging in die Stadt. Als ſie an einer Weinwirthſchaft vorüberkam, rief ſie der Wirth, welcher gern ſchöne Jünglinge in ſeinem Hauſe hatte, zu ſich und fragte ſie: „Wo willſt du hin?“ — „Ich ſuche einen Dienſt im Schloſſe,“ antwortete Aiſcha. „Bleibe bei mir,“ ſagte der Wirth; „du ſollſt einen Lohn haben, wie dir ihn der König nicht geben wird.“ — „Ich kann nicht,“ verſetzte Aiſcha; „ich bin von guter Familie und würde mich ſchämen, in einem Weinhauſe zu dienen.“ — „Sage, du ſeyſt mein Neffe,“ erwiderte der Wirth; „du brauchſt auch gar keinen öffentlichen Dienſt zu verrichten.“ Aiſcha nahm das Anerbieten an, und der Wirth ſchrie wiederholtermalen ganz laut, ſo daß alle Nachbarn es hörten: „Willkommen, mein lieber Neffe! ſey mir gegrüßt, mein lieber Neffe!“ und führte ihn in's Haus. Nach einigen Tagen, als die ganze Stadt ſich von dem ſchönen Neffen des Weinwirthes unterhielt, erwürgte Aiſcha den Wirth, ſteckte ihm eine große Fiſchgräte in den Hals und ſchrie: „Wehe mir, mein Onkel erſtickt!“ ſo daß alle Leute aus der Nachbarſchaft herbeiliefen und den erwürgten Wirth noch wegen ſeiner Gefräßigkeit verwünſchten. Am folgenden Morgen ward er ſchmählich begraben, und da er keine Kinder hatte, erbte Aiſcha Alles, was er hinterließ, und führte eine Zeitlang die Wirthſchaft fort. Ihr Bruder Haſan aber war ſo erzürnt über ihre Flucht ſowohl als über den Sultan Beibars, der ſie veranlaßte, daß er ſchwur, ſie Beide umzubringen. Er ſtahl ſich des Nachts in Beibars' Zelt, und wären

nicht auf den Ruf des immer wachsamen Sultans Ibrahim und Saad, welche in der Nähe schliefen, herbeigeeilt, so hätte er ihn mit seiner Lanze durchbohrt. Er verwundete indessen Ibrahim sowohl als Saad, schlug sich glücklich durch das muselmännische Lager und meldete sich vor den Thoren Tripoli's als den bittersten Feind von Beibars. Er ward eingelassen und vor den König geführt, der ihn sehr gut aufnahm und zum obersten Feldherrn ernannte. Eines Tages, als er vor Aischa's Wirthschaft vorüber ging und sehr durstig war, ging er hinein und ließ sich eine Flasche Wein geben. Aischa ward von ihm nicht erkannt; sie aber erkannte ihn sogleich, führte ihn in ein besonderes Zimmer und mischte einen Schlaftrank unter den Wein. Als er bewußtlos dalag, fesselte sie ihn und warf ihn in ein unterirdisches Gemach. Als drei Tage vorüber gingen, ohne daß Hasan, der sonst jeden Morgen sich beim Könige melden ließ, vor ihm erschien, ließ er ihn in der ganzen Stadt suchen, und da Niemand etwas von ihm wußte, sagte Djawan zum Könige: „Wer weiß, ob nicht Hasan von seiner Schwester verrathen worden, und ob sie nicht irgendwo in der Stadt unter einem falschen Namen lebt, denn Hasan hat mir viel von ihrer List und Gewandtheit erzählt; auch sagte er mir, sie habe geschworen, Tripoli dem Sultan Beibars zu überliefern. Doch ich will jetzt mit Portukisch die ganze Stadt durchstreifen und jede verdächtige Person aufhalten."

Djawan lief den ganzen Tag umher und fragte jeden Fremden nach seinem Namen und seiner Heimath, bis er endlich gegen Abend, die Stirne mit Schweißtropfen bedeckt, an Aischa's Wirthschaft vorüberkam. Sie erkannte ihn sogleich, lief ihm entgegen und sagte ihm: „O unser Vater, du siehst so müde und erhitzt aus, komme doch mit mir herein, labe dich an einem Glase Wein und laß mein Haus durch deine Gegenwart gesegnet werden." Djawan ließ sich gern von Aischa überreden, folgte ihr mit Portukisch in die Wirthschaft, und sie nahmen ein mit Schlaftrank vermischtes Glas Wein an, das sie sogleich der Besinnung beraubte. Aischa fesselte sie und sperrte einen Jeden von ihnen in ein besonderes Gemach. Dann nahm sie einen großen Krug von ihrem besten Wein und brachte ihn der Thorwache, mit der sie schon längst Bekanntschaft angeknüpft hatte, und trank mit ihnen auf den Wällen.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherfad weiter:

und

einundachtzigſte Nacht.

Als die Thorwache betäubt war, ſchrieb Aiſcha an Beibars: „Erhabener Sultan, Beſchützer der zwei heiligen Städte, ſchicke mir einen zuverläſſigen Mann hierher; ich beſitze die Weinwirthſchaft in der Nähe des Landthores und ich überliefere dir die Stadt Tripoli.“ Dieſen Brief ſchleuderte ſie mit einem Pfeilbogen in's muſelmänniſche Lager, und die Vorſehung wollte, daß er gerade vor Beibars' Zelt niederfiel. Der Diener, welcher ihn auffing, brachte ihn ſeinem Herrn, und dieſer las ihn laut in Gegenwart Ibrahims und Saads. Da Letzterer ſchon viel von Aiſcha's Schönheit gehört hatte, und ſie längſt liebte, ohne ſie zu kennen, ſprang er auf und ſagte: „Sende mich nach Tripoli, verehrter Sultan; ich wage gern mein Leben, um Aiſcha beizuſtehen und dir zur Einnahme von Tripoli zu verhelfen.“ Beibars gab ſeine Einwilligung dazu, und Saad kleidete ſich als chriſtlicher Bauer und ſchloß ſich einigen andern Bauern an, welche in die Stadt gingen. In dem Weinhaus angelangt, ward er von Aiſcha ſehr freundlich aufgenommen; aber ſie reichte auch ihm einen betäubenden Trank und ſperrte ihn in daſſelbe Gemach, wo ihr Bruder Haſan lag. Hierauf ging ſie wieder mit einem Kruge Wein zur Thorwache und ſchrieb einen zweiten Brief an Beibars, in welchem ſie ihr Befremden darüber ausdrückte, daß er ihr noch Niemanden geſandt habe, und ihn nochmals um einen zuverläſſigen Mann bat. Als Beibars dieſen Brief

erhielt, ſagte er zu Ibrahim: „Vielleicht iſt Saad ein Unglück zugeſtoßen; geh du einmal in die Stadt zu Aiſcha. Er kleidete ſich als Mönch und ward mit einigen Kaufleuten, welche Waaren in die Stadt brachten, eingelaſſen. Aiſcha führte ihn in

ein beſonderes Zimmer und reichte auch ihm einen einſchläfernden Trank und trug ihn in das Gemach, wo Saad und ihr Bruder lagen. Dann ging ſie wieder zur Thorwache und ſchrieb einen dritten Brief an Beibars, worin ſie ihm Vorwürfe machte, daß er ihre beiden frühern Briefe unbeachtet gelaſſen und bis jetzt trotz ihrer dringenden Bitte Niemanden geſandt habe. Als Beibars auch dieſes Schreiben durch einen Pfeilbogen erhielt, beſchloß er, ſelbſt in die Stadt zu gehen, um zu ſehen, was aus Ibrahim und Saad geworden. Aiſcha hatte nämlich bei dieſen Briefen einen doppelten Zweck; ſie wollte erſtens durch Ibrahim und Saad ſich gegen ihren Bruder ſchützen; dann wollte ſie aber Letzterm auch die Gnade des Sultans zuſichern. Als daher dieſer zu ihr hereintrat, fiel ſie vor ihm nieder, geſtand ihm Alles und ſtellte ihm

die inzwiſchen wieder zum Bewußtſeyn gekommenen Saad und Ibrahim, ſo wie ihren Bruder Haſan vor. Der Sultan verzieh ihm und ließ ihn entfeſſeln; aber kaum war er frei, ſo griff er nach ſeinem Dolche und wollte ſeine Schweſter durchbohren. Beibars hielt ihn zurück und befahl Ibrahim, ihn zu tödten. Aiſcha warf ſich abermals dem Sultan zu Füßen und bat ihn um Gnade für ihren Bruder. „Erkennſt du jetzt die große Seele deiner Schweſter?“ fragte ihn der Sultan. „Ich verzeihe dir um ihretwillen und hoffe, daß du nun auf immer von den Chriſten geſchieden bleiben wirſt.“ Haſan ſchlug beſchämt die Augen nieder und antwortete Nichts; aber ſein Ausſehen zeugte von Reue und innerer Zerknirſchung. Als ſie ſo beiſammen ſtanden, trat Schiha hinzu, der Djawan unbemerkt gefolgt war und ſeit deſſen Gefangennehmung fortwährend im Wirthshauſe ſaß, grüßte ſie und gab ſich ihnen zu erkennen. Alle, ſelbſt der Sultan, küßten ihm die Hand, nur Haſan weigerte ſich, ihm dieſe Ehre zu erweiſen.

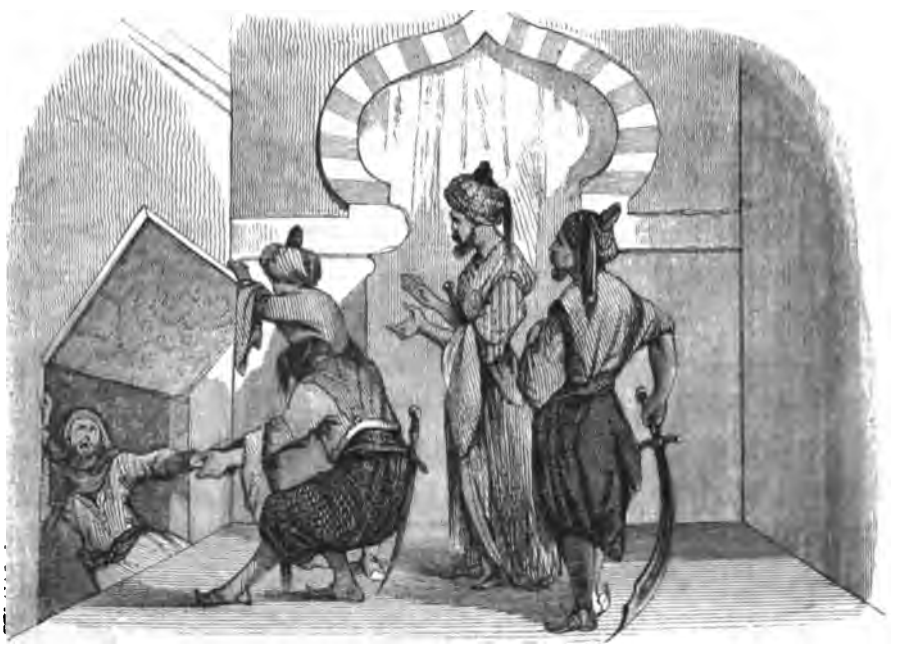
Beim Anbruch des Tages hielt Scheherſad inne, um in der folgenden Nacht alſo weiter zu erzählen:

Neunhundert und zweiundachtzigſte Nacht.

„Du biſt noch immer ſtolz und unbeugſam,“ ſagte Schiha zu Haſan, „und hältſt dich für mehr als mich; nun gut, wir wollen einmal ſehen, wer von uns Beiden den König dieſer Stadt gefangen nimmt. Gelingt es dir, ſo will ich dich gern als meinen Obern anerkennen; ſcheiterſt du aber in deinem Unternehmen und fällt er in meine Hand, ſo geſtehe endlich ein, daß du mir an Muth und Gewandtheit nachſtehſt.“ Haſan nahm dieſen Vorſchlag an und entfernte ſich ſogleich. Aiſcha brachte der Wache wieder einen Krug Wein, in den ſie dieſes Mal ein betäubendes Pulver miſchte. Als ſie ſchliefen, öffnete Schiha ein Thor, lief zu Schahin in's muſelmänniſche Lager und befahl ihm im Namen des Sultans, mit der Armee in die Stadt zu ziehen. Hierauf lief er nach dem königlichen Schloſſe, deſſen Thore von vielen Wachen umgeben waren, warf eine Strickleiter auf die Terraſſe und ſtieg daran hinauf. Haſan war ſchon vor ihm da geweſen, hatte es aber nicht gewagt, die Terraſſe zu beſteigen, weil zahlreiche Wachen um das Schloß herum die Runde machten; denn der König hatte ſeit dem Verſchwinden Djawans, Haſans und anderer Großen, welche Aiſcha vorher heimlich getödtet hatte, beſondere Vorſichtsmaßregeln ergriffen. Erſt ſpät in der Nacht kehrte Haſan wieder, und da jetzt ein Theil der Wachen ſchlief, warf auch er eine Strickleiter auf die Terraſſe und wollte daran hinaufſteigen; als er aber zur Hälfte oben war, ſchrie Schiha: „Soldaten, ein Dieb!“ Haſan ließ ſich ſchnell wieder herunter und entfloh; Schiha aber ſtieg von der Terraſſe in das Innere des Palaſtes. Da ſah er in einem Vorzimmer die

Amme des jungen Prinzen; er tödtete sie und zog schnell ihre Kleider an. Er hörte dann, wie Soldaten zum Könige hereinstürzten und ihm meldeten: „Die Stadt ist durch Aischa in die Gewalt der Muselmänner gerathen.“ — „Für einen solchen Augenblick,“ sagte der König, „habe ich mir längst ein Versteck im Schlosse vorbereitet, in das eine unsichtbare Fallthüre unter meinem Bette führt. Hier bleibe ich, bis Beibars mit seinen Muselmännern die Stadt verläßt.“ Er rief dann die Amme aus dem Vorzimmer, und als Schiha zu ihm trat, sagte er: „Ich steige jetzt in mein Versteck hinunter; hole mich wieder hervor, sobald die Muselmänner fern sind.“

Kaum war der König durch die Fallthüre verschwunden, da drang Beibars mit Ibrahim, Aischa und Saad in's Schloß, denn schon war die ganze Stadt in ihrer Gewalt. Sie durchsuchten das ganze Schloß vergebens und konnten den König nirgends finden. Als endlich auch Hasan herbeikam, da fragte ihn Beibars: „Wo hast du den König hingebracht?“ — „Ich habe ihn mit keinem Auge gesehen,“ antwortete Hasan; „denn als ich diese Nacht auf die Terrasse steigen wollte, rief Jemand von der Terrasse herunter nach Hülfe.“ Da trat Schiha hervor, zog Hasans Strickleiter, welche er bei seiner Flucht hängen gelassen, aus der Tasche und überreichte sie ihm. Dann sagte er zu Beibars, der ihn endlich erkannte: „Hier ist der König!“ und öffnete die Fallthüre,



welche in sein Versteck führte. Aischa stieg hinunter und holte ihn herauf, und Beibars beschloß, ihn als Gefangenen mit nach Kabira zu nehmen. Djawan und

Portukiſch aber, welche er endlich auch in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, waren nicht mehr in dem Gemache, in welches Aiſcha ſie eingeſperrt hatte. Denn bei dem erſten Tumulte, als muſelmänniſche Soldaten plündernd in die Häuſer einfielen und Alles durchſuchten, öffneten ſie auch die Thüre des Gemachs, in welchem Djawan und Portukiſch waren, und da ſie ſie nicht erkannten und das Haus für ein chriſtliches hielten, dachten ſie nicht mehr daran, ſie wieder zu ſchließen; und als ſpäter ein Chriſt in das Haus kam, bat ihn Djawan, ihn und Portukiſch zu entfeſſeln; und ſo gelang es ihm, ſich in den Hafen auf das Schiff zu flüchten, welches die Königin, Tochter Kuſchanuſchs, Königs von Latakie, zu ihrem Vater brachte.

Beibars mußte für jetzt das weitere Verfolgen Djawans aufgeben; er ernannte Schiha zum Vicekönig von Syrien, belohnte Aiſcha ſehr reichlich und verlieh Haſan auf ihre Bitte die Statthalterſchaft von Tripoli. Dann kehrte er mit dem gefangenen König im Triumphe nach Kahira zurück.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und dreiundachtzigste Nacht.

Beibars muß sieben Jahre lang in der Fremde herumirren.

Als Djawan sich mehrfach überzeugt hatte, daß er auf natürlichem Wege Nichts gegen Beibars vermochte, nahm er seine Zuflucht zur Zauberei und reiste mit Portukisch nach Ober-Egypten zu dem berühmten Zauberer Kiptawil, der, in einer Höhle einsam wohnend, von dem Unglück, das die Christen durch Beibars getroffen, noch Nichts wußte. Als er aber von Djawan vernahm, wie viel Christenblut schon durch Beibars geflossen, schwur er bei Jesu und Maria, er werde Beibars aus Kahira vertreiben und in dieser Stadt sieben Jahre lang als Sultan regieren." Er hatte kaum diesen Eid ausgesprochen und ein paar unverständliche Worte, von sonderbaren Geberden begleitet, hergemurmelt, als die drei Stühle, auf denen Kiptawil, Djawan und Portukisch saßen, in die Höhe gehoben und plötzlich nach Athar Eddin, einem Dorf in der Nähe von Kahira, getragen wurden. Kiptawil ließ sich gleich Papier und eine Scheere bringen, schnitzelte kleine papierne Männchen zu und schrieb auf ein jedes derselben mit hebräischen Buchstaben den Namen eines egyptischen Viziers, Emirs, Feldherrn und anderer Großen des Landes. Darauf ließ er eine Kohlenpfanne holen und Räucherwerk, sagte über dem aufsteigenden Duft ein griechisches Gebet her und warf ein mit allen Namen Gottes beschriebenes Papier in's Feuer. Sogleich fingen die

geschnitzelten Männer an, sich zu beleben, und siehe da! der Sultan Beibars, die Viziere, der Khadi, die Ulema, die Emire und alle andern hohen Beamten des Reichs mit ihren Frauen bildeten sich nach und nach aus diesen papiernen Männchen, verbeugten sich vor Kiptawil, küßten ihm die Füße und fragten ihn: „Was gebietest du uns, o mächtiger Herr?“ Kiptawil ertheilte einem Jeden den Auftrag, je nach seinem Amte und Range sich in Kahira so zu benehmen und solche Befehle zu ertheilen, daß die größte Verwirrung und Unzufriedenheit mit Beibars daraus entstehe. Der falsche Sultan ging gleich Abends diesem Befehle gemäß mit dem Zauberkhadi zum Vizier Ali Eddin. Dieser zitterte, als er seinen Herrn zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde bei sich sah, und konnte vor Angst kaum einen Gruß herstammeln. Noch größer war aber sein Erstaunen, als der Khadi ihm sagte: „Der Sultan will sich diesen Abend bei dir belustigen; schaffe nur guten alten Wein her!“ — „Bin ich ein Christ, bei dem man Wein findet?“ fragte der Vizier ganz betroffen; „und hat der gottesfürchtige Sultan jemals ein unreines Getränk genossen?“ — „Kennst du mich nicht, Ali Eddin?“ versetzte der Khadi mit drohender Stimme; „wagst du es, unwissender Esel, in meiner Gegenwart etwas zu erlauben oder zu verbieten?“ — „Und kannst du, niedriger Sklave, dich dem Willen deines Herrn widersetzen, vor dem die ganze Welt zittert?“ setzte der Sultan mit zorniger Miene hinzu. Ali fiel vor dem Sultan nieder, bat um Verzeihung und ließ aus einem griechischen Weinhause vom besten Wein holen, und der Sultan und der Khadi tranken so lange, bis sie berauscht waren. Dann sagte der Khadi zum Vizier: „Geh in dein Harem und hole deine Frau für den Sultan, denn nach so vielem Wein ist es gefährlich, auf die Straße zu gehen, ohne vorher sich mit einem Frauenzimmer unterhalten zu haben.“

Jetzt verlor der Vizier alle Geduld und schrie: „Ist mein Haus ein schlechtes Weinhaus? Bin ich ein elender Kuppler? Ist mein tugendhaftes Weib eine Buhlerin?“ — „Was hast du so viel zu schreien und zu lärmen?“ versetzte lächelnd der Khadi; „sieh, da kommt ja deine Frau ganz ungerufen!“ In der That öffnete sich plötzlich die Thüre und die falsche Vizierin tanzte mit entblößtem Gesichte und leicht verschleiertem Busen, kleine goldene Schellen zwischen den Fingern haltend, durch den Saal, in welchem ihr Mann mit den Gästen sich aufhielt, sprang dann in ein Nebenzimmer, drehte sich aber an der Thüre noch einmal um und winkte dem Sultan zu. Dieser eilte ihr ohne Umstände nach und schlug dem ihm folgenden Vizier die Thüre vor der Nase zu. Ali Eddin fiel in Ohnmacht, und als er wieder nach einer halben Stunde sich erholt hatte, fand er Niemanden weder im Saale, noch im Nebenzimmer. Er ging sogleich in sein

Harem und fand ſeine Frau im Koran leſend. „Wie!“ ſchrie er ſie an, „du treuloſes Weib, du unreine Buhlerin wagſt es, das heilige Buch Gottes zu berühren?“ Die unſchuldige Vizierin glaubte zuerſt, ihr Gatte ſcherze oder ſey von Chaſchiſch betrunken, oder habe heute eine zu große Doſis Opium genoſſen; ſie lachte daher und bat ihn, zu Bette zu gehen und ſeinen Rauſch auszuſchlafen. Der betrogene Vizier begnügte ſich aber keineswegs mit dieſer Antwort, und ſchon wollte er ſeine Gattin mißhandeln, als alle Damen des Harems ihn abhielten und beſchworen, ſich wenigſtens zu erklären, da ſie doch ſeine Frau immer bewachten und wohl wüßten, daß ſie ſeit mehreren Tagen ihr Gemach nicht verlaſſen. „Elende Kupplerinnen!“ ſchrie der Vizier, „wie wollt ihr dies behaupten, da ich ſie mit eigenen Augen im Divan tanzend und mit dem Sultan ſich in ein Nebenzimmer verſchließen ſah?“ Jetzt ſtieg die Entrüſtung der Vizierin und die Verwunderung des ganzen Harems auf's Höchſte. Der Vizier ſelbſt, dem ſeine Gattin drohte, ihn beim Sultan anzuklagen, glaubte eine Weile geträumt oder ſich getäuſcht zu haben; aber die Weinſpuren, die er im Divan fand, ſo wie das in Unordnung liegende Bett im Nebenzimmer zeugten allzuſehr von der Wirklichkeit ſeiner Behauptung, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich zu ſagen, die Tänzerin des vorigen Abends habe die vollkommenſte Aehnlichkeit mit ſeiner Gattin, ſo daß er ſie für eine und dieſelbe Perſon hielt.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und vierundachtzigste Nacht.

Dieſelbe Scene ward in der folgenden Nacht beim Vizier Kalawun wiederholt, und ſo vierzig Nächte lang bei den vierzig vornehmſten Männern in Kahira. Selbſt Taktumar, des Sultans Bruder, ward nicht verſchont. Aus Furcht vor dem Sultan wagte es aber Keiner, dem Andern etwas von dem, was ihm widerfahren, zu ſagen, bis endlich Taktumar, der eine allgemeine Unzufriedenheit mit dem Sultan wahrnahm, alle Großen des Reichs zu einer Mahlzeit einlud und ihnen das ſchändliche Betragen des Sultans in ſeinem Hauſe mittheilte. Da wurden plötzlich alle Zungen gelöst: „Bei mir benahm er ſich ebenſo vorgeſtern!“ ſchrie der Eine; „bei mir vor drei Tagen!“ ein Anderer, und ſo fort.

Es ward beſchloſſen, daß man am folgenden Tag Alles dem Großvizier Schahin erzählen ſollte, damit er rathe, wie man ſich am leichteſten der Tyrannei eines ſo gemeinen Wollüſtlings entledigen könnte. Schahin, der ſtets den reinen, unbefleckten Lebenswandel des Sultans bewundert hatte, hielt deſſen Ankläger für unzufriedene Rebellen, die ein ſolches Mährchen erdichtet, um ihre Treuloſigkeit zu bemänteln; er behandelte ſie daher als Verräther und drohte ihnen, ſie Alle aufhängen zu laſſen. Erſt als Taktumar die Ausſage der übrigen Großen beſtätigte, ließ er ſich bewegen, wenigſtens des Sultans Frömmigkeit auf die Probe zu ſtellen. Er beſchloß, noch an

demſelben Tage den Sultan zu einer Mahlzeit einzuladen, ihm die beſten Weine vorzuſtellen und die reizendſten Mädchen holen zu laſſen. „Berührt er den Wein oder die Mädchen," ſagte er zu ſeinen Anklägern, „ſo verdient er den Tod; verſchmäht er aber alles Verbotene, ſo ſoll Keiner von euch dem Stricke entgehen." Er ließ ſich ſogleich ein Pferd ſatteln, ritt zur Citadelle und ließ ſich beim Sultan melden. Als er vorgelaſſen ward, bat er ihn, er möchte ihn doch mit ſeiner hohen Gegenwart zur Abendmahlzeit nach dem Nachtgebete beehren. Da Beibars dieſe Einladung annahm, ließ Schahin ein großes Nachteſſen zubereiten, lud aber ſonſt Niemanden ein; nur die vierzig Ankläger führte er in einen Saal, der an das Speiſezimmer ſtieß, ſo daß ſie den Sultan recht gut beobachten konnten. Schon die ungewöhnliche Einladung des Großviziers zu einer Abendmahlzeit en tête-à-tête war dem Sultan etwas befremdend;

noch auffallender waren ihm aber die großen, mit Wein gefüllten Becher. „Seit wann," ſagte er zu Schahin, „haſt du berauſchende Getränke im Hauſe? Und genießeſt du

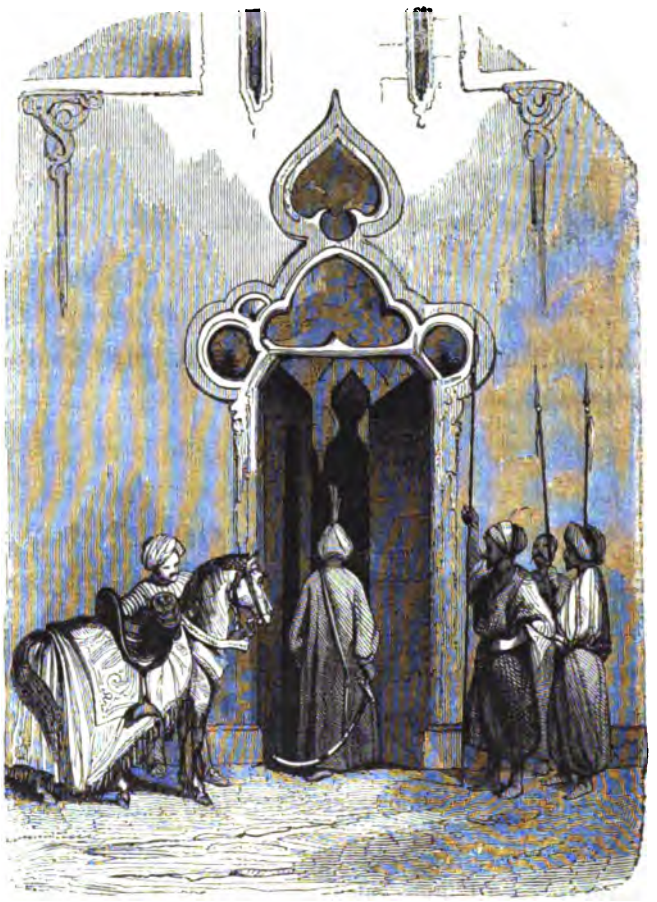
deren schon längere Zeit im Verborgenen: was bewegt dich auf einmal, kein Geheimniß mehr daraus zu machen?" — „Der Gedanke," antwortete Schahin, „an die Möglichkeit, daß mein Sultan in demselben Falle wäre, und der Wunsch, daß mein Sultan, wenn meine Vermuthung gegründet ist, durch das Beispiel seines Dieners ermuntert, nun auch allen Zwang ablege." Der Sultan fühlte sich sehr gekränkt durch diese Worte, und Schahin hätte für seine Kühnheit büßen müssen, wäre dies nicht das erste Mal gewesen, daß seine Worte dem Sultan mißfielen. Er schwieg daher, aß Einiges, berührte aber den Wein nicht. Als aber nach Tisch sechs der schönsten und reizendsten Tänzerinnen erschienen, die alle ihre Künste aufboten, um den Sultan aus seiner frommen Gleichgültigkeit herauszulocken, sagte er zu Schahin: „Ich beschwöre dich bei dem Propheten Gottes, gestehe mir deine Absicht bei diesem sonderbaren Benehmen!" Da führte ihn Schahin in den anstoßenden Saal und zeigte ihm seine Ankläger, die sich nun selbst von des Sultans Unschuld überzeugt hatten. Auf eine beiderseitige Erklärung folgte ein langes Schweigen, bis endlich Schahin auf den Gedanken kam, zwanzig seiner Gäste in die Stadt zu schicken, um zu sehen, ob nicht ein falscher Sultan in Abwesenheit des wahren sich in der Stadt finde. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und die Hälfte der Gesellschaft bestieg ihre Pferde und ritt nach der Citadelle zu. Sie waren kaum ein paar Straßen weit geritten, als sie eine Schaar Reiter, mit vielen fackeltragenden Sklaven vor ihnen her, erblickten, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie unter ihnen auch den Sultan und die zwanzig bei Schahin zurückgebliebenen Emire erkannten, die, ohne sie zu grüßen, schnell an ihnen vorüberritten und verschwanden. Sie kehrten daher wieder um und sagten zu ihren bei Schahin sie erwartenden Freunden: „Scherzt ihr wohl mit uns, daß ihr auf einem andern Wege uns nachreitet und dann wieder vor uns hier eintreffet?" — „Hier muß irgend ein Zauber vorhanden seyn," sagte Schahin, „denn, beim Leben des Propheten! es hat Keiner von uns diesen Saal verlassen."

Scheherfad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht fuhr sie also wieder fort:

Neunhundert und fünfundachtzigste Nacht.

Um indeſſen ſich noch näher davon zu überzeugen, blieben die Zurückgekehrten bei Schahin und die Uebrigen ritten in die Stadt; aber auch ſie begegneten denjenigen, welche ſie im Hauſe des Viziers zurückgelaſſen, und nun blieb kein Zweifel mehr an der Unſchuld des Sultans und an der Redlichkeit ſeiner Ankläger. Der Sultan, nunmehr von dem Daſeyn einer ihm feindlichen Zaubermacht überzeugt, beſtellte alle Anweſenden zu einer großen Verſammlung auf den folgenden Tag, und ein Jeder kehrte beſtürzt nach Hauſe zurück. Aber noch vor Tagesanbruch brachte Schiha, Vicekönig von Syrien und Oberſter der Leibwache des Sultans, die Nachricht: Kiptawil habe in der Nacht im Namen des Sultans alle Großen des Reichs umbringen laſſen, die verſchiedenen Truppen gegen einander gereizt und zuletzt mit ſeinen Genien die Hauptplätze und Straßen der Stadt beſetzt. „Nur die Straße, die durch die Wüſte nach Syrien führt,“ fuhr er fort, „iſt noch frei, und ſchon haben alle vornehmen Muſelmänner, um einer chriſtlichen Zauberherrſchaft zu entgehen, ſich auf dieſem Wege geflüchtet; auch dir und den Deinigen bleibt keine andere Rettung übrig, als in Syrien den Untergang dieſer Zaubermächte abzuwarten.“

Der Sultan, von der Unmöglichkeit überzeugt, mit menſchlichen Kräften gegen Genien zu kämpfen, und ſeines Traumes eingedenk, welcher darauf hindeutete, daß er einige Zeit ſeines Reiches beraubt bleiben würde, ließ alles Seinige auf Kameele bringen und unter Schiha's Schutz den Weg nach Syrien nehmen. Er ſelbſt wollte noch zuvor das Grab des Imam Schafii beſuchen, aber alle Ausgänge nach jener Seite hin waren beſetzt; er begnügte ſich daher damit, vor ſeiner Abreiſe noch in der Moſchee Sultan Salech zu beten, und ließ ſich von dreißig Mameluken zu Pferd dahin begleiten. Vor dem Thore der Moſchee ſtieg er ab, gab das Pferd ſeinem Sais und



hieß ihn mit den Mameluken außen warten. Bald kam aber eine dem Sultan ähnliche Geſtalt aus der Moſchee heraus; der Sais, der ſie für den wahren Sultan hielt, führte das Pferd vor, und die Mameluken folgten dem falſchen Sultan bis vor das Thor Babuſcharieh, wo er plötzlich verſchwand. Als die Mameluken hierauf wieder zur Moſchee zurückkehren wollten, vernahmen ſie eine unſichtbare Stimme, die ihnen laut

zurief: „Fliehet! fliehet! oder ihr fallet in die Hände der Chriſten!“ worauf auch ſie den Weg nach Syrien einſchlugen. Beibars aber war höchſt betrübt, als er weder ſeinen Sais, noch ſeine Mameluken vor dem Thore der Moſchee fand. Er beſtieg traurig und niedergeſchlagen ſein Pferd oder vielmehr einen in der Geſtalt ſeines Pferdes ihn erwartenden Genius. Als er aber die Stadt im Rücken hatte und das Pferd ſpornte, um den Seinigen nachzueilen, da wandte es ſeinen einäugigen Kopf gegen ihn und ſagte: „Quäle mich nicht, oder ich bringe dich auf den Berg Kaf.“ Der Sultan fing an, das Kapitel des Korans zu leſen, welches jeden Genius, der es hört, in Aſche verwandelt. Ehe er es aber vollenden konnte, machte ſich das Pferd ſo groß wie das höchſte Minaret, und ſagte ihm in einem ſpöttiſchen Tone: „Bete nur, ſo lange du willſt, denn verbrenne ich, ſo wirſt du bei einem Sturze von einer ſolchen Höhe, ſelbſt wenn du alle Korane der Welt unterlegen läßt, ſchwerlich dem Tode entgehen.“ Der Sultan mußte den Plan, den Genius zu verbrennen, für den Augenblick aufgeben; doch las er das ganze Kapitel bis zum letzten Worte. Als ſie an einer Waſſerquelle vorüber kamen, bat Beibars den Genius, ihn abſteigen zu laſſen, um ein wenig zu trinken; ſobald aber der Genius wieder ſeine gewöhnliche Pferdsgeſtalt annahm, ſprach Beibars das letzte Wort des Kapitels aus; das Pferd ward zu Aſche, und er ſelbſt fiel hinein, ohne ſich im Mindeſten zu beſchädigen.

In der nächſten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

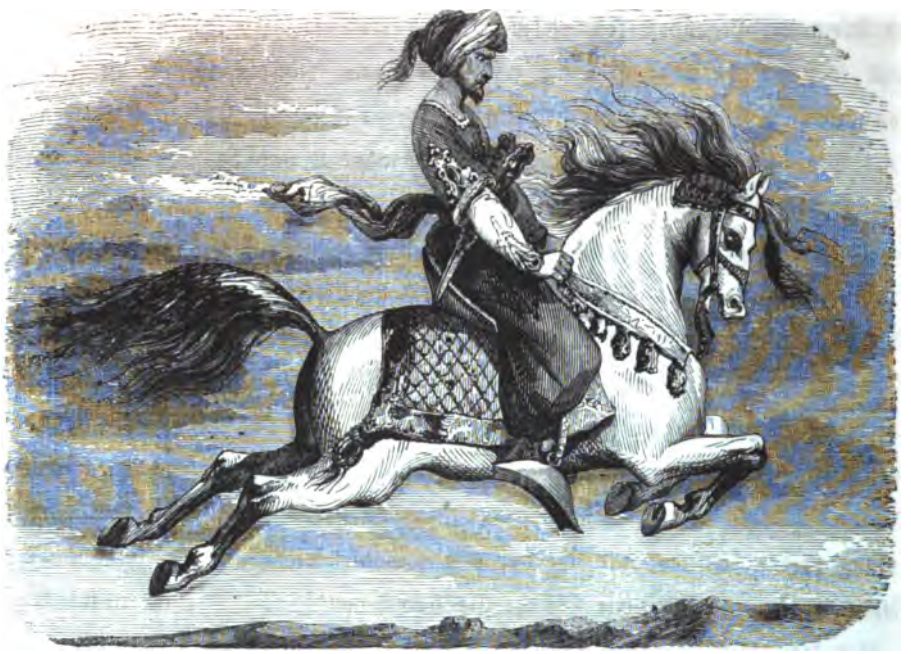
und

ſechsundachtzigſte Nacht.

War aber auch der Sultan von ſeinem böſen Dſinn befreit, ſo befand er ſich doch noch in einer traurigen Lage. Er wußte nicht, wie viele Hundert Meilen weit der Genius ihn getragen, noch in welchem Lande er ſich nun befand, wohin er ſich richten und wovon er leben ſollte. Er irrte drei Tage lang durch ein ödes Gebirge, bis er endlich ganz erſchöpft zu Boden ſank und Allah nur noch um einen ſchnellen Tod anflehte. Bald verſenkte ihn die Mattigkeit in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, ſah er eine große weibliche Geſtalt vor ſich, ſehr ſchön gebaut, mit regelmäßigen Zügen, nur waren ihre Augen nicht nach der Breite, ſondern nach der Länge des Geſichts geſpalten. Daran ſowohl, als an ihrer ungewöhnlichen Höhe erkannte ſie Beibars als einen weiblichen Dſinn. Schon wollte er ſich daher waſchen, um ſie dann durch ſein Gebet zu vertilgen, als ſie ihm freundlich zurief: „Fürchte dich nicht, Sultan Zaher, vor mir: ich bin die Tochter des Königs der muſelmänniſchen Genien; komm mit mir zu meinem Vater, er wird dich gern aufnehmen und für deine Zukunft beſorgt ſeyn.“ Zaher folgte ihr in die Reſidenz ihres Vaters, welche aus ſteinernen Häuſern gebaut war, ſo hoch wie die Pyramiden von Dſiſeh. Die kleinſten Bewohner dieſer Stadt waren dreißig bis vierzig Schuh hoch, der Sultan aber hatte eine Größe von ſechzig Schuh. Alle dieſe Genien hatten gleich der Prinzeſſin eine vollkommen menſchliche Geſtalt, bis auf die Lage der

Augen, welche nicht von den Ohren der Nase zu, sondern von der Stirn gegen die Wangen abwärts liefen. Der Genienſultan erhob ſich von ſeinem goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Throne, als ſeine Tochter ihm Zaher vorſtellte, und bewillkommte ihn mit ausgezeichneter Freundlichkeit. Da Zaher bald aus ſeinen Reden vernahm, daß er Alles wußte, was ihm bisher zugeſtoßen, erkundigte er ſich auch nach dem jetzigen Zuſtande Egyptens und nach dem Befinden der Seinigen. „Deine ganze Familie," antwortete der Genienſultan, „alle Großen des Reichs und Vornehmen der Stadt Kahira ſind glücklich nach Syrien gekommen und leben daſelbſt unter dem Schutze des ſie mit Allem verpflegenden Ibrahim Al Chaurani. In Kahira aber regiert fortwährend Kiptawil, und er kann erſt nach ſieben Jahren wieder geſtürzt werden. Djawan iſt zum Khadi und die gemeinſten Kopten ſind zu Beys und Emiren ernannt worden. Sie haben die Moſcheen in Kirchen verwandelt und daneben Wein- und andere öffentliche Häuſer errichtet, welche ſelbſt die Muſelmänner, wenn ſie nicht den Tod vorziehen, zu beſuchen genöthigt ſind. Bleibe alſo bei mir, bis Kiptawils Zauberkraft erliſcht, und lehre indeſſen meine beiden Söhne und meine Tochter den Koran." Beibars willigte ein und brachte ein Jahr bei dieſen Genien zu; länger aber wollte er ſich nicht in Geſellſchaft dieſer Rieſengenien, neben denen er ſich wie ein Zwerg ausnahm, aufhalten. Auch bemerkte er ſeit einiger Zeit, daß die Prinzeſſin für ihn mehr als die gewöhnliche Achtung hatte, die er von ihr als Lehrer erwartete. Er fürchtete, durch ihre täglich zunehmende Leidenſchaft in Gefahren zu gerathen, aus denen ihn nur eine ſchnelle Entfernung reißen konnte, und bat daher den Genienſultan um die Erlaubniß, ihn zu verlaſſen. Dieſer gab ſich viele Mühe, Beibars von ſeinem Vorſatze abzubringen; da er ihn aber feſt entſchloſſen zur Abreiſe fand, holte er ihm zum Lohn für den Unterricht, den er ſeinen Kindern ertheilt hatte, ein ſchneeweißes Pferd und ſagte ihm: „Vertraue dieſem Genius; er wird dir treu dienen, denn kehrt er ohne ein gutes Zeugniß von dir zurück, ſo wird er als Aſche in alle Welttheile zerſtreut." Zaher dankte ihm, nahm Abſchied von ihm und ſeinen Kindern und beſtieg das Pferd. Es rannte mit ihm wie ein Vogel durch die Luft und trug ihn über Berg und Thal, Land und Meer, Wüſten und bebaute Felder, ohne ſtille zu halten, bis die Sonne gerade über ſeinem Haupte ſtand. Da ließ es ſich zur Erde herab, hieß Beibars abſteigen, verwandelte ſich in einen Menſchen und führte ihn in ein grünes, ſeidenes Zelt. Wie froh war' Zaher, als er gleich an der Thüre des Zeltes ein mit Roſenwaſſer gefülltes, ſilbernes Waſchbecken und daneben ein ſeidenes Handtuch fand. Er wuſch ſich Hände, Arme, Geſicht und Füße; das in einen Diener verwandelte Pferd trocknete ihn ab, worauf er denn

das Mittagsgebet verrichtete. Als er ſein Gebet vollendet hatte, bemerkte er einen kleinen Tiſch, mit den ſchmackhafteſten Speiſen bedeckt. Er aß, trank Limonade und verſchiedene Sorbette, ließ ſich dann auf dem ſanften Divan nieder, vor welchem ſein Tiſch ſtand, und ſchlief bis zum Aſſer (ungefähr drei Stunden vor Sonnenuntergang). Dann kam der Diener und ſagte: „Wenn es meinem Herrn lieb iſt, ſo reiſen wir weiter.“ Zaher verließ das Zelt, das ſogleich hinter ihm verſchwand; der Diener nahm wieder die Geſtalt eines Pferdes an und trug ihn pfeilſchnell durch die Lüfte bis Sonnenuntergang.



Da ſtieg wieder ein Zelt aus der Erde hervor, mit allem Nöthigen verſehen; das Pferd rieth dem Sultan, hier die Nacht zuzubringen.

So reisten ſie drei Tage lang; endlich am vierten Morgen bemerkte Beibars in der Nähe eine von Menſchen bewohnte Stadt; da entließ er das Pferd mit einem ſehr guten Zeugniſſe und ging zu Fuß auf die Stadt zu, welche, wie ihm ein Reiſender ſagte, dem er auf der Straße begegnete, Tauris in Perſien war. Hier ſtellte er ſich dem Khan Pahlawan vor und bat ihn um ſeinen Beiſtand zur Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Syrien. Der Khan nahm ihn gut auf und ließ ihn im Schloſſe bewirthen; aber einer ſeiner Viziere rieth ihm, ihn umbringen zu laſſen, um nach Kiptawils Sturz an ſeiner Stelle Egypten zu beherrſchen. Ein anderer Vizier hingegen, ein geheimer Bekenner des Islamismus — ſein Name war Raſchid —, warnte den Khan vor einer ſolchen

Mordthat, indem er ihm ſagte: „Zahers wackere Söhne und Freunde werden ſeinen Tod nicht ohne Rache laſſen; wir ſtürzen uns dadurch in gefahrvolle Kriege, während daß, wenn wir Zaher als einen Freund behandeln, wir ſtets an ihm und ſeinen Unterthanen treue, dankverpflichtete Verbündete finden werden.“ Des Letztern Worte blieben nicht ohne Eindruck beim Khan; er überhäufte Zaher mit den größten Ehrenbezeigungen, beauftragte Raſchid, ihn in ſeinem Landhauſe außerhalb der Stadt auf Staatskoſten zu bewirthen, wohin er ſelbſt einen guten Koch ſandte, mehrere Sais mit königlichen Pferden, nebſt zehn jungfräulichen Sklavinnen, nämlich drei Griechinnen, drei Georgierinnen, drei Cirkaſſierinnen und eine Abyſſinierin. Zaher nahm Alles mit Dank an; nur die Sklavinnen ſandte er aus Frömmigkeit zurück und erbat ſich einige Sklaven dafür.

Da der Tag bereits herandämmerte, ſo hielt Scheherſad inne; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

und

ſiebenundachtzigſte Nacht.

Zaher lebte einige Wochen ruhig bei Raſchid und bemühte ſich, alle Freunde Raſchids und deſſen Hausgenoſſen, welche Feueranbeter waren, zum Islamismus zu bekehren. Der böſe Vizier hatte indeſſen ſein Vorhaben, den Sultan Zaher aus der Welt zu ſchaffen, noch nicht aufgegeben. Er rief eines Tages ſeine zwei zuverläſſigſten Mameluken zu ſich, gab ihnen allerlei Geſchenke, darunter auch vergiftete Früchte, mit dem Auftrage, ſie Zaher im Namen eines muſelmänniſchen Kaufmanns zu bringen, von dem er wußte, daß er häufig Zaher zu beſchenken pflegte. Als ſie aber bei Sonnenuntergang Zaher mit allen ſeinen Hausgenoſſen beten ſaben und nach dem Gebete ſeine überzeugende Rede für die Religion Mohammeds hörten, wurden ſie von einer heiligen Begeiſterung ergriffen, und in tiefſter religiöſer Rührung fielen ſie vor Zaher hin und baten um Gnade. „Was habt ihr begangen?“ fragte der erſtaunte Sultan; „euch gebührt ja nur Dank für die überbrachten Geſchenke von meinem Freunde?“ Sie antworteten: „Dieſe Früchte ſchickt dir dein Feind, der böſe Vizier, um dich damit zu vergiften; nur aus Furcht vor dem Khan hieß er uns, ſie dir im Namen deines Freundes zu überbringen.“ Zaher ließ ſogleich den Vizier Raſchid Addawla rufen und erzählte ihm das Vorgefallene. Raſchid ritt mit ihm zum Khan und ließ auch

die Mameluken mit den Geschenken folgen. Der Khan, entrüstet über einen solchen Verrath, ließ sogleich den bösen Vizier holen und befahl ihm, die Früchte, die er Zaher geschickt, selbst zu essen. Vergebens behauptete er, unwohl zu seyn und zu fasten: der Khan hätte sie ihm mit Gewalt einstopfen lassen, wenn nicht Zaher selbst um seine Begnadigung angehalten hätte, und so ward die Todesstrafe in einjährige Gefangenschaft verwandelt. Während aber jetzt Zaher und Raschid sich vor der Bosheit des schlechten Viziers geschützt glaubten, schrieb er im Gefängnisse dem Sohne des Khans, der einen Theil der Armee in den Provinzen befehligte und Raschids Tochter, mit der er schon verlobt war, unaussprechlich liebte: „Der Sultan Zaher liebt leidenschaftlich deine Braut; ihr Vater, der, wie du wohl weißt, ein warmer Freund aller Muselmänner ist, wird ihn gewiß dir als Schwiegersohn vorziehen; wenn du es daher nicht eilig verhinderst, so könnte er eines Tages mit deiner Braut und ihrem Vater das Reich des Khans verlassen und nach Syrien flüchten. Darum säume nicht, wenn deine Braut dir theuer ist.“ Sobald der junge Prinz diesen Brief erhielt, brach er mit einer Abtheilung seiner Soldaten auf und überfiel nächtlich das Landhaus, das Zaher bewohnte. Dieser trat sogleich in's Freie und kämpfte wie ein Löwe an der Spitze seiner Mameluken und der bekehrten Diener aus dem Hause Raschids, die aber im Ganzen nur auf hundert und zwanzig Mann sich beliefen, während der Prinz zweitausend bei sich hatte. Schon hatte er die Hälfte der Perser niedergehauen, als sein Häuflein, das bis auf zwanzig Mann

zuſammengeſchmolzen war, von den noch übrigen tauſend Perſern umzingelt ward. Er wäre verloren geweſen, wären nicht plötzlich einige tauſend Soldaten aus der Stadt herangerückt, welche den Prinzen überfielen, einen Theil ſeiner Leute tödteten und die Uebrigen in die Flucht trieben oder gefangen nahmen. Als Zaher dem Anführer ſeiner Hülfstruppen um den Hals fiel, erkannte er in ihm zu ſeiner großen Freude den Vizier Raſchid, dem Einer ſeiner Freunde ſogleich von des Prinzen Unternehmen Nachricht gegeben hatte, und der daher, um keine Zeit zu verſäumen, ohne den Khan davon in Kenntniß zu ſetzen, ſich alsbald an die Spitze eines ihm ergebenen Regiments geſtellt hatte und zu Zabers Rettung herbeigeeilt war.

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung; in der folgenden Nacht ſetzte ſie ſolche alſo weiter fort:

Neunhundert und achtundachtzigſte Nacht.

Als Zaher vom gefangenen Prinzen die Urſache ſeines nächtlichen Angriffs vernahm, beſchloß er, um ihn von der Verleumdung des böſen Viziers zu überzeugen, ſich gleich am folgenden Tage beim Khan zu verabſchieden und die noch übrige Zeit bis zum Verlauf der ſieben Jahre ſeiner Verbannung bei ſeinem alten Freunde, dem Khan Abd Errahman, in Schehr el Hud zu verleben. Um aber auch jeden Verdacht einer ſpätern Zuſammenkunft mit der Tochter des Viziers zu tilgen, bat er am folgenden Morgen den Khan Pahlawan, er möchte doch die Vermählung des Prinzen mit Raſchids Tochter ohne weitern Verſchub ſtattfinden laſſen. Pahlawan ſetzte ſie auf den dritten Tag feſt, und Zaher ließ ſich bewegen, noch ſo lange in Tauris zu bleiben. Nach dem Hochzeitsfeſte aber reiste er mit hundert Mameluken, die ihm Raſchid ſchenkte, ab und erreichte ohne irgend einen bemerkenswerthen Zufall die Reſidenz des Khans Abd Errahman. Dieſer liebte und verehrte den Sultan Zaher ſo ſehr, daß er ihm nicht nur den ſchönſten Flügel ſeines Palaſtes zur Wohnung einräumen ließ, ſondern ihm ſogar auch Thron und Reich bis zu ſeiner Wiederkehr nach Kahira anbot, und als er ſich weigerte, es anzunehmen, doch in allen nur einigermaßen wichtigen Regierungs-

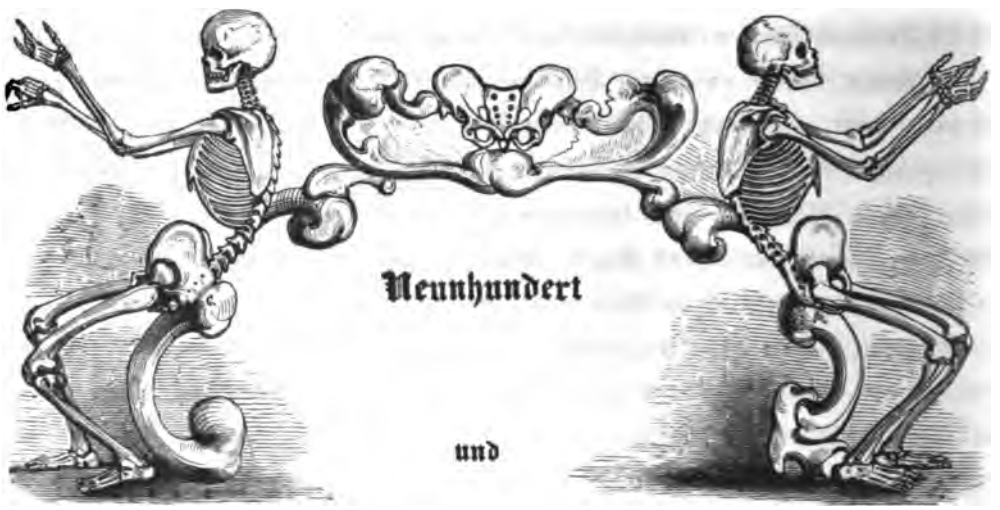
Angelegenheiten nie etwas beſchloß, ohne zuvor ſeine Anſicht darüber zu vernehmen. Zaher regierte demnach in der That, ſo lange er in Schehr el Hud blieb, obſchon Krone und Scepter auf dem Haupte und in der Hand des Khans blieben.

Dieſes Mal glaubte nun Zaher, einen ruhigen Aufenthaltsort für die Dauer ſeines Exils gefunden zu haben, als eines Morgens der Khan ihm ſagte, er müſſe gewiſſer Familien-Angelegenheiten willen acht Tage auf dem Lande zubringen und erſuche ihn daher, während ſeiner Abweſenheit den Oberbefehl ſowohl über die Truppen der Hauptſtadt als über die Civilbehörden zu übernehmen. Zaher hatte Nichts dagegen einzuwenden und blieb alſo allein im Palaſte des Khans zurück. Aber gleich in der erſten Nacht nach der Abreiſe des Khans hörte er gegen Mitternacht an ſeine Thüre klopfen. Er ſtand auf und fragte: „Wer da?“ — „Oeffne, ſchöner Muſelmann, die Thüre,“

antwortete eine zartklingende Frauenſtimme. „Wer biſt du?“ fragte Zaher, ohne zu öffnen. „Frage nicht nach meinem Namen,“ erwiderte das bittende Weib, „öffne nur;

ſieh die Roſen auf meinen Wangen, die Granaten unter meinem Halſe, die Perlen in meinem Munde. Wirf nur einen Blick auf meine Gazellenaugen und Cypreſſengeſtalt, auf meine Arme, ſtark und kräftig, doch weiß wie Milch und ſo zart wie ein Butterball." — „Biſt du ein Djinn oder ein menſchliches Weſen?" fragte der Sultan zum dritten Male. „Wenn du doch ſo neugierig biſt," verſetzte die ungeduldige Frau, „ſo wiſſe denn, ich bin des Khans Gattin, deren Schönheit die ganze Welt bezaubert; ich bin die reizende achtzehnjährige Banura, um deren Beſitz die drei mächtigſten Könige der Erde drei Jahre lang Krieg geführt, bis endlich Abd Errahman, den ich am wenigſten von Allen liebte, den Sieg davon trug und mich mit Gewalt aus meinem väterlichen Hauſe hierher ſchleppte. Dies wird wohl genügen, daß du es der Mühe werth halteſt, mir die Thüre zu öffnen." Zaher hatte oft ſchon Banura's bewunderungswürdige Schönheit rühmen hören; doch, ſtatt ihr zu öffnen und mit offenen Armen entgegenzutreten, war er tugendhaft genug, um ihr, immer bei verſchloſſener Thüre, eine lange Predigt zu halten, in welcher er ihr die Strafe des Ehebruchs in jenem Leben auf's ſchauerlichſte darſtellte.

Beim Anbruch des Tages hielt Scheherſad inne, um in der nächſten Nacht alſo weiter zu erzählen:



neunundachtzigſte Nacht.

„Bedenke, Banura,“ ſagte Zaher unter Anderm, „die Folgen dieſer Sünde. Weißt du, wie ſie gebüßt wird? Gewiß nicht, ſonſt hätteſt du keine Luſt, ſie zu begehen. Für dieſes flüchtige Vergnügen müßten wir zehn Jahre lang an der Pforte des Paradieſes ſtehen und im aufgeregteſten Zuſtande immer zuſehen, wie die Frommen die höchſte Seligkeit genießen.“ Banura verwünſchte den Koran, den Propheten, das Paradies und die Hölle, und ging ganz troſtlos in ihr Schlafgemach. Am folgenden Morgen erzählte ſie ihr mißlungenes Unternehmen einer ihrer vertrauten Sklavinnen. Dieſe rieth ihr, wenn ſie einen ſo harten Mann doch noch lieben könne, ſich, während er beim Nachteſſen im Speiſeſaale ſeyn würde, in ſein Schlafzimmer zu ſchleichen; „denn,“ ſagte ſie, „wenn er in der vergangenen Nacht deinen Bitten widerſtanden hat, ſo war es nur, weil er dich nie geſehen; hat er aber einmal einen Blick auf dich geworfen, ſo wird er dich allen himmliſchen Huri, auf die ſeine ganze Tugend ſich ſtützt, vorziehen.“ Banura war ſich der Macht ihrer Schönheit zu ſehr bewußt, um den Rath ihrer Sklavin zu verwerfen. Im vollen Vertrauen auf ihre Reize ſchlich ſie ſich daher des Abends in des Sultans Schlafgemach und ſtellte ſich, als ſie ihn kommen hörte, vor die Thüre, ihr Mondgeſicht gegen die Oeffnung derſelben gewendet, ſo daß der Sultan

gleich beim Hereintreten ſie ſehen mußte. Zaher zweifelte keinen Augenblick, als er die ungewöhnlichen Reize Banura's ſah, daß ihm Allah eine Huri vom Himmel geſandt zum Lohne für ſeine Entſagung in der verfloſſenen Nacht. „Sey mir willkommen, holder Engel!“ rief er ihr, ſie küſſend, zu. „Heute Nacht wird das Paradies durch

deine Abweſenheit, o liebſte Huri, der Hölle gleichen, und die ſeligen Geiſter werden, mich beneidend auf dieſe Erde herabblicken.“ Banura, welche alles Dies nur als ein artiges Kompliment von dem verführten Sultan nahm, brach in ein lautes Gelächter aus und fragte ihn, womit er wohl ſeine geſtrige Unhöflichkeit abbüßen wolle. „Wahrlich,“ ſagte ſie, „wenn ich dich nicht ſo ſehr liebte und mein Gatte nicht ſchon in ſechs Tagen zurückkehrte, ſo würde ich jetzt recht ſpröde ſeyn, damit du in Zukunft nie mehr ein dir zuvorkommendes Weib zurückſtoßeſt.“ Der Sultan, der an dieſen Worten merkte, daß keine Huri, ſondern die irdiſche Banura vor ihm ſtand, faßte den Entſchluß, die eitle Banura zu beleidigen, um ſo am ſchnellſten ſeine Seele zu retten. „Freches, ſchamloſes

Weib," sagte er ihr, „glaubst du mit deinem reizenden Körper mich zu bezaubern? Dein listiges, unreines Herz kommt mir so schwarz vor, daß es deine weiße Haut nicht bedecken kann, und dein unsittliches Betragen so häßlich, daß alles Schöne an dir dagegen verschwindet. Flieh, gemeine Buhlerin, wenn nicht der Khan Alles erfahren soll!" Die gekränkte Banura, die niemals in ihrem Leben von einem Manne verstoßen worden, verließ zornig Zahers Zimmer, mit dem festen Vorsatze, eine solche Schmach zu rächen. Sobald der Khan von seiner Reise zurückkehrte, fiel sie ihm weinend um den Hals und erzählte ihm, Zaher habe sie fortwährend mit Liebeserklärungen verfolgt und sich sogar eine Nacht in ihrem Schlafzimmer verborgen. „Gewiß," setzte sie hinzu, „hätte er zuletzt noch Gewalt gegen mich gebraucht, wenn nicht meine Sklavin auf meinen Ruf herbeigeeilt wäre." Die gewonnene Sklavin betheuerte dasselbe, und Beide baten dringend den Khan, er möchte doch Zaher aus seinem Lande verbannen. — Der Khan empfing den ihm wie gewöhnlich freundlich entgegenkommenden Zaher sehr kalt.

Scheherfad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:

Neunhundert

und

neunzigſte Nacht.

Dem Sultan Zaher fiel die Kälte des Khans ſehr ſchmerzlich auf; da er aber das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld hatte, war er zu ſtolz, um ihn nach der Urſache derſelben zu fragen. Er ließ ſogleich Alles, was er beſaß, zuſammenpacken und gab in Gegenwart des Khans und ſeiner Tochter Tigan, welche ſowohl durch ihre Schönheit als ihre Fertigkeit in der Zauberkunſt berühmt war, den Seinigen den Befehl, ſich bereit zu halten, am folgenden Morgen aufzubrechen. Der Khan ſeinerſeits ſchwieg auch und fragte Zaher nicht einmal nach der Urſache ſeiner plötzlichen Abreiſe. Tigan aber drang in ihren Vater, er möchte ihr doch ſagen, was zwiſchen ihm und Zaher vorgefallen, und als er ihr Banura's Anklage gegen ihn mittheilte, zweifelte ſie an deren Wahrheit und dachte: Ich war doch ſtets zuvorkommend gegen Zaher, bin doch ſo ſchön als meine Stiefmutter und dazu noch ein unverheirathetes Mädchen, dennoch hat er nie einen Angriff auf meine Tugend gewagt. Sie ſchloß ſich dann allein in ihr Zimmer ein, beſchwor einen Genius, ihr zu berichten, was zwiſchen Zaher und Banura vorgefallen, und vertheidigte dann, als ihr Alles bekannt ward, den unſchuldigen Zaher vor ihrem leichtgläubigen Vater. Da der Khan aber die Worte ſeiner Tochter der längſt zwiſchen ihr und Banura beſtehenden Eiferſucht und Feindſchaft

zuſchrieb und immer wieder auf das Zeugniß der Sklavin ſich berief, ſagte ſie ihm: „Ueberzeuge dich auf folgende Weiſe, ob Zaher oder Banura ſchuldig iſt. Geh zu dieſer und ſage ihr: Politiſche Gründe, von denen deine ganze Exiſtenz abhänge, nöthigen dich, Zaher noch immer als Freund zu behandeln und ihn von ſeiner Abreiſe abzuhalten. Sage ferner, du ſäheſt kein anderes Mittel, dich ſeiner Freundſchaft zu verſichern, als wenn du ihm dein theuerſtes Gut abtreteſt. Stelle ihr dann die Nothwendigkeit vor, ihr einen Scheidebrief zu geben, damit Zaher ſie heirathen könne. Du wirſt dann ſehen, ob ſie mit dieſem Tauſche unzufrieden iſt und ob Zaher ſie von dir annimmt.“ Der Khan befolgte den Rath ſeiner Tochter, und Banura, trotz aller Mühe, die ſie ſich gab, um recht betrübt zu ſcheinen, konnte doch ihre innere Freude nur ſchlecht verbergen. Sie ging in's Bad, brachte einige Stunden daſelbſt zu, bis ſie mit Kohl

und Henna verſehen war, bis man ihre Haare in tauſend Flechten gelegt hatte. Sie zog dann ihre ſchönſten Kleider an, ſchlang eine Perlenſchnur um ihren Hals, ſetzte ein

Diadem auf ihre Stirne und legte viele Ringe um Arm, Finger und Füße. Gegen Mitternacht eilte sie in golddurchwirkten Pantoffeln, neben ihrer vertrauten Sklavin, hinter zwei Fackelträgern Zahers Schlafzimmer zu und klopfte an. Der Khan und Tigan waren hinter einer Treppe verborgen, an einem Orte, wo sie unbemerkt Alles sehen und hören konnten. Schon der prachtvolle Anzug Banura's, ihre freudestrahlenden Augen und ihr lächelnder Mund erschütterten des Khans Glauben an ihre Redlichkeit und Unschuld. „Wer da?" rief Zaher, ohne das Zimmer zu öffnen. „Banura, mit einem Scheidebriefe von ihrem Manne, der sie dir als Sklavin schenkt!" antwortete sie von Außen. „Oeffne nun der Glücklichen, die dir schon früher Beweise von ihrer Liebe gab und die du nun als dein Eigenthum, ohne zu sündigen, auch lieben darfst." — „Sage dem Khan," antwortete Zaher, „von einem Manne, der ohne Grund aufhörte, mein Freund zu seyn, nehme ich kein Geschenk an, und sähe ich ihn noch als Freund an, so möchte ich ihn nicht seiner schönsten Gattin berauben, um die er so viele Jahre lang gekämpft." — „Gewiß liebst du Tigan," versetzte Banura, „du würdest sonst derartige Bedenklichkeiten bei Seite setzen und mich schon längst in deine Arme geschlossen haben."

Bei diesen Worten gerieth der Khan außer sich vor Wuth; er sprang hinter der Treppe hervor, zog sein Schwert und durchbohrte zuerst Banura und dann ihre mitschuldige Sklavin. Als hierauf Zaher erschrocken aus seinem Zimmer lief, küßte ihm der Khan Hände und Füße und bat um Verzeihung; Tigan gab ihm dann über alles Vorgefallene Aufschluß, und er ließ sich bewegen, seinen Aufenthalt beim Khan zu verlängern.

So viel, was Beibars betrifft. Schiha aber, der, wie wir gesehen, die Frauen des Sultans nach Syrien begleitete und dann seinen Herrn aufsuchen wollte, ward von einem Genius zur berühmten Zauberin Tagnas, Tochter Kiptawils, gebracht, die einen prachtvollen Palast auf einer Insel des Nils in Ober-Egypten bewohnte. So sehr er auch erschrack, als plötzlich ein Genius ihn auf die Schultern nahm, so freudig ward er überrascht, als er ihn in diesem Palaste auf einen sanften Divan neben die entschleierte, nur in ein leichtes, durchsichtiges Gewand gehüllte, schöne Tagnas niederlegte. Sie fiel ihm sogleich um den Hals, sagte ihm ihren Namen und gestand, daß sie nimmer länger ihre Liebe zu ihm habe bekämpfen können, ihn daher durch Zauber hierhergebracht habe, um ihn zu heirathen. Darauf erwiderte Schiha: „Wie kann ich, die treueste Stütze des unglücklichen vertriebenen Sultans Zaher, die Tochter seines größten Feindes, der ihm Land und Thron geraubt, heirathen? Und wie soll der Oberste aller muselmännischen Fürsten sich mit einer Christin vermählen?" — „Liebe mich nur," antwortete

Tagnas, „und ich will ſchon alle Hinderniſſe, die unſerer Verbindung im Wege ſtehen, wegräumen. Ich bekenne ſogleich, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und daß Mohammed ein Geſandter Gottes iſt. Somit iſt deine zweite Einwendung ſchon gehoben; was aber die erſte betrifft, ſo wiſſe, daß ich meinen Vater, ſeitdem er meine ſelige Mutter, um eine andere Frau zu heirathen, vergiftet hat, haſſe und verabſcheue. Ich habe geſchworen, meine Mutter zu rächen, und ſind die ſieben Jahre, während welcher unbeſiegbare Dämonen ihn beſchützen, vorüber, ſo ſoll er durch meine Hand umkommen.“

Schiha war vor Freude ganz außer ſich, als er ſich auf einmal im Beſitz eines ſo reizenden und mächtigen Weibes ſah, die aus Liebe zu ihm ihren Glauben abſchwor und vereint mit ihm für die Rückkehr Zahers nach Egypten wirken wollte, und wünſchte Nichts ſehnlicher, als auf geſetzlichem Wege mit ihr vereint zu werden. Tagnas rief daher einen Djinn und befahl ihm, den Khadi von Bulak zu bringen, um den Ehe-Contract zu ſchreiben und ſie mit Schiha zu trauen. Dem Khadi war ein ſolches Geſchäft ſehr erwünſcht, denn ſeitdem die Kopten an der Spitze der Regierung ſtanden, blieb für die muſelmänniſchen Richter ſehr wenig zu thun übrig. Auch war dieſer Khadi in einer ſo verzweifelten Lage, daß er ſeinem Gerichtsdiener ſagte: „Geh einmal auf die Straße, und wenn du keine Streitenden ſiehſt, ſo fange ſelbſt mit Jemanden Streit an, daß ich etwas zu ſchlichten bekomme.“

Beim Anbruch des Tages unterbrach Scheherſad ihre Erzählung, um ſie in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzuſetzen:

Neunhundert

und

einundneunzigſte Nacht.

Der Diener hörte, als er in die Stadt kam, wie ein Mann zum Andern ſagte: „Warum mißhandelſt du deine Frau ſo? Ich werde dich beim Khadi anklagen?“ Der Andere antwortete: „Ich habe dir keine Rechenſchaft abzulegen, und wenn der Khadi ſich in mein Hausweſen miſcht, ſo ſchlage ich ihm die Zähne aus.“ Als der Gerichtsdiener dies hörte, faßte er ihn am Kragen und ſagte: „Komm einmal zum Khadi, wir wollen ſehen, ob du ihm die Zähne ausſchlägſt.“ Der Mann fürchtete ſich ſo ſehr, daß er dem Gerichtsboten einen Dinar gab, um nicht vor den Khadi geführt zu werden. Jener ging damit nach Hauſe, um das Geld mit dem Khadi zu theilen, aber er war ſchon in Ober-Egypten bei Tagnas, und als er wieder zurückkam, brachte er ſo viel Geld mit, das ihm Tagnas ſchenkte, daß er den ganzen Dinar dem Diener ließ. Indeſſen nützte dem ſich liebenden jungen Ehepaare ihre ſchnelle Trauung nicht viel, denn im Augenblicke, wo Schiha aus dem Bade kam und zu Tagnas ſich begeben wollte, ergriff ihn ein ſcheußlicher Djinn und trug ihn nach Kahira zu Kiptawil. Dieſer fühlte ſich nämlich von dem Augenblick an, wo Schiha das Schloß ſeiner Tochter betrat, ſehr beklommen; er beſchwor einen Djinn herbei, der die Eigenſchaft hatte, ſich unſichtbar machen zu können, und ſandte ihn nach Ober-Egypten, um zu erforſchen, ob ſeine Tochter etwas gegen ihn unternommen, denn nur von ihr glaubte er etwas

Schlimmes befürchten zu müſſen. Als der unſichtbare Djinn mit der Nachricht von ihrer Liebe zu Schiha und von ihrer Bekehrung zum Islamismus zurückkam, ſandte er einen andern dahin, um Schiha zu entführen. Tagnas erwartete ihren Gatten bis tief in die Nacht; dann ſchickte ſie in's Bad, und als ſie hörte, Schiha habe es längſt verlaſſen, ließ ſie ihn im ganzen Schloſſe ſuchen. Endlich öffnete ſie ihr Zauberbuch und las darin, wie Schiha auf Befehl ihres Vaters entführt und in die Citadelle von Kahira geſperrt worden. Ihre Verzweiflung war grenzenlos, denn ſie vermochte mit all ihrer Zauberkunſt nicht, ihn zu befreien, weil Genien, über die ſie als Muſelmännin keine Gewalt mehr hatte, ihn bewachten.

Höret nun, was ſich bei dem Khan Abd Errahman mit Zaher und Tigan zugetragen. Eines Nachts, zur Zeit, als ſämmtliche Truppen des Khans im Lager waren und die Hauptſtadt ganz unbewacht blieb, vernahm Zaher im Schloſſe einen großen Lärmen und Waffengetöſe. Er ſprang ſchnell auf; da hörte er, wie Tigan um Hülfe ſchrie, und als er dieſer Stimme folgte, ſah er ſie von einem Haufen bewaffneter Männer umgeben, die ſie mit Gewalt aus dem Schloſſe ſchleppten. Es waren die Trabanten des Gebirgsfürſten Magug, der Tigan leidenſchaftlich liebte, und die Zeit, wo das Schloß faſt ohne Wache war, benutzen wollte, um ſie zu entführen. Zaher zog ſein Schwert und drang auf ſie ein; aber er ward bald entwaffnet, und es wäre um ihn und um Tigans Freiheit geſchehen geweſen, wenn nicht plötzlich ein junger

Mann, als Frauenzimmer gekleidet, mit Kohl in den Augen, Henna an den Fingern, Ringe an Arm und Ohren, herbeigeeilt wäre, der durch eine einfache Berührung so viele Räuber tödtete, daß die Uebrigen die Flucht ergriffen. Sobald aber Zaher und Tigan frei waren, verschwand er wieder. Am folgenden Morgen ließ Zaher in der ganzen Stadt Erkundigungen einziehen nach einem jungen Manne, der sich als Frauenzimmer kleide, und hörte endlich, er sey der Sohn eines Schullehrers. Zaher begab sich sogleich zu dem Schullehrer und fragte ihn, ob er einen Sohn habe, der des Nachts in Frauenzimmerkleidern umhergehe. „Allerdings," antwortete der Schullehrer, „habe ich einen Sohn, er heißt Ali, der einmal sieben Jahre lang abwesend war und dann als Mädchen wiederkehrte; ich schwur aber, ihn nicht aufzunehmen, wenn er sich nicht wieder als Mann kleide; er aber behauptete, er müsse sterben, wenn er sein Frauengewand auf immer ablege. So kommt er nun jeden Abend vor meine Hausthüre, verzehrt, was ich ihm hinausreiche, und gibt mir ein Goldstück dafür; wo er seine übrige Zeit zubringt, weiß ich nicht."

Beim Anbruch des Tages hielt Scheherſad inne, um in der nächsten Nacht also weiter zu erzählen:

Neunhundert und zweiundneunzigste Nacht.

Zaher ſchenkte dem Schullehrer einen Beutel voll Gold; dann gab er ihm einen Schlaftrunk und ſagte ihm: „Miſche dieſen Schlaftrunk in die Speiſe, die du morgen deinem Sohne reichſt, und wenn er ſchläft, ſo bringe mir ihn auf's Schloß. Fürchte Nichts für ihn; er muß ein Heiliger ſeyn, denn er kämpfte in der verfloſſenen Nacht mit wunderbarer Kraft für die gefährdete Unſchuld.“ Der Schullehrer erfüllte Zahers Willen und ſtellte ſeinem Sohne des Abends eine mit Schlaftrunk vermiſchte Speiſe hin. Ali merkte es aber, ſobald er ſich derſelben näherte, und verwechſelte ſeine Schüſſel mit der ſeines Vaters, ohne daß Letzterer die geringſte Ahnung davon hatte. Am folgenden Morgen nahm Ali ſelbſt die Geſtalt ſeines Vaters an, legte ſeinen Vater in eine Kiſte und ließ ihn in's Schloß zu Zaher tragen. „Bringſt du mir deinen Sohn?“ fragte ihn Zaher. „Oeffne nur die Kiſte,“ antwortete Ali, „du ſollſt gleich ſehen.“ Zaher fiel vor Schrecken in Ohnmacht, als er die Kiſte öffnete und den Schullehrer darin fand. Als er wieder zu ſich kam, fragte er: „Wer von euch Beiden iſt der Schullehrer Haſan?“ Da antworteten Beide: „Ich bin der Schullehrer Haſan.“ Da Beide einander vollkommen ähnlich ſahen, wußte Zaher kein beſſeres Mittel, die

Wahrheit zu ergründen, als Hasans Gattin rufen zu lassen und sie zu fragen, welcher von Beiden ihr Gatte sey. Sie sah Beide lange an, ohne daß es ihr möglich war, den wahren Gatten vom falschen zu unterscheiden. Da sagte ihr Zaher: „Hat dein Gatte nicht irgend ein Mal oder ein anderes Merkmal am Körper, woran du ihn erkennen kannst?“ — „Mein Gatte,“ antwortete die Schullehrerin, „hat einen dunkelbraunen Flecken auf dem linken Arme.“ Da untersuchte Zaher Beide und fand diesen Flecken nur an dem, welcher in der Kiste war. In diesem Augenblicke zog Ali ein kleines Spiegelchen aus der Tasche, und siehe da! er hatte wieder seine frühere Gestalt und denselben Anzug, in welchem ihn Zaher in jener Nacht kämpfend im Schlosse gesehen. „Wer bist du?“ fragte ihn Zaher erstaunt, „und wie gelangtest du zur Fähigkeit, solche Wunder zu üben?“ — „Ich bin Ali, der Sohn Hasans,“ antwortete der junge Mann. „Mein Vater hatte sechs Kinder vor mir, drei Söhne und drei Töchter, welche alle bald nach ihrer Geburt wieder starben. Als meine Mutter mit mir schwanger war, betete sie zu Gott in der Nacht Al Kadr, daß er ihr einen Sohn schenke, der beim Leben bleibe und einst zu den Heiligen gezählt werde. Dieses Gebet ward erhört; meine Mutter ward ganz schmerzlos entbunden, und ich war schon bei meiner Geburt so schön und so stark, daß ein Jeder mich bewunderte. Sobald ich zu sprechen anfing, sah man, daß mein Geist nicht minder ausgezeichnet als mein Körper war. Von der Schule an, wo ich lesen und schreiben lernte, bis zu der, wo ich

Vorleſungen über die ſchwierigſten Werke der Theologie, Jurisprudenz, Rhetorik, Philoſophie und Aſtronomie hörte, war ich der Erſte unter allen Schülern. In meinem vierzehnten Jahre hörte ich die letzten Vorleſungen, die nur achtzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge beſuchten. Ich ward daher auch ſo beneidet und angefeindet, daß zwei meiner Mitſchüler, die Erſten nach mir, mich eines Tages zu einer Landpartie einluden, und als wir fern von der Stadt auf einem einſamen Weg am Ufer des Meeres waren, fielen ſie über mich her und wollten mich hinunterſtürzen. Mit vieler Mühe gelang es mir, mich loszuwinden und zu entfliehen. Da ich aber keinen Weg wußte, entfernte ich mich immer mehr von der Stadt, und als die Nacht hereinbrach, ſank ich ermattet zu Boden und ſchlief ein."

Hier ſchwieg Scheherſad, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:

Neunhundert und dreiundneunzigste Nacht.

Ali erzählte weiter: „Als ich des Morgens erwachte, fand ich ein sehr schönes Mädchen neben mir auf einem Teppich. Ich fragte sie, wer sie sey; sie antwortete mir: ‚Ich bin die Tochter eines Zuckerhändlers; meine Mutter starb bei meiner Geburt und mein Vater, als ich noch Kind war; ich blieb bei meiner Stiefmutter, die mich fortwährend mißhandelte, bis ich endlich gestern ihr entfloh und zufällig hierherkam.‘ Als ich dies hörte, vergaß ich meine eigene Lage und bemitleidete das verlassene Mädchen, das ich so reizend fand, daß mein Mitleid sich bald in Liebe umgestaltete. Ich erzählte ihr dann auch meine Geschichte, und sie beschwor mich, nicht mehr nach Hause zurückzukehren; ‚denn,‘ sagte sie, ‚bist du auch dieses Mal der Gefahr entronnen, so werden dich doch später gewiß einmal deine neidischen Mitschüler in's Verderben stürzen.‘ Da ich schon nicht mehr Herr meines Herzens und Verstandes war, ließ ich mich von ihr bereden, mit ihr in die Fremde zu reisen, mich irgendwo als Schullehrer niederzulassen und sie dann zu heirathen. Sobald ich ihr aber das Versprechen gegeben hatte, sie nie ohne ihren Willen zu verlassen, umarmte sie mich mit einer Heftigkeit, daß ich bewußtlos zu Boden sank. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem mir völlig unbekannten Lande, mitten in einem waldigen Gebirge, und meine Braut war verschwunden. Ich bereute es jetzt, eines mir unbekannten Mädchens willen meine Eltern und meine Heimath

aufgegeben zu haben, und faßte den Entſchluß, mich wieder nach meiner Vaterſtadt zu wenden; da vernahm ich eine Stimme, die mir zurief: ‚Ali, gehe rechts!‘ Ich ſchlug einen ſchmalen Fußpfad zu meiner Rechten ein, und nach einer Viertelſtunde fand ich einen großen Garten, mit den herrlichſten Früchten bewachſen, und in deſſen Mitte eine Laube mit einem Sopha, auf welchem ein vollſtändiger Anzug eines Emirs, ſammt

einem königlich verzierten Schwerte, lag. Ich zweifelte nicht, daß dies Alles für mich beſtimmt ſey, zog daher dieſe Kleider an, umgürtete das Schwert und verließ wieder den Garten. Als ich vor deſſen Thüre war und zwei Wege vor mir fand, ohne zu wiſſen, welchen ich wählen ſollte, rief mir wieder die Stimme eines Unſichtbaren zu: ‚Ali, gehe links!‘ Ich verfolgte einen Pfad zu meiner Linken, und nachdem ich ungefähr eine Stunde lang nicht ohne viele Mühe die ſteilſten Hügel hinauf und hinab geſtiegen war, kam ich in eine ſchöne Ebene mit einer großen Stadt in der Ferne. An der Stelle, wo der Weg breit und eben ward, fand ich ein geſatteltes Pferd, das meiner zu harren

schien; ich bestieg es, und sogleich flog es wie ein Blitz der Stadt zu, und ohne daß ich die Zügel lenkte, trug es mich nach dem Schlosse und blieb vor demselben stehen. Ich war sehr verlegen und wußte nicht, ob ich hier absteigen sollte oder nicht. Da trat ein ehrwürdiger Greis aus dem Schlosse und sagte: ‚Sey mir willkommen, Ali, mein theurer Schwiegersohn! Meine Tochter Ifrach, deine Braut, erwartet dich mit Sehnsucht.‘ Ich stieg ab und folgte dem Greis, welcher der Genienſultan Abjad war, in's Schloß. Hier sah ich meine Braut wieder, aber nicht mehr als verstoßene Waise, sondern als eine hohe Prinzessin, in Seidenstoffe gehüllt und mit Gold und Edelsteinen bedeckt. ‚Meine Tochter,‘ sagte der Sultan, ‚wünscht dich zu heirathen; sie hat zwar fortwährend erklärt, sie wolle ledig bleiben, und darum auch den schönsten Genienfürsten, die um sie anhielten, ihre Hand verweigert. Aber eines Nachts sah sie deine Gestalt im Traum und ein Engel rief ihr zu: In Haitan al Hutun, Residenz des Khans Abd Errahman, lebt ein junger Mann mit Namen Ali, der an Tugend, Weisheit und Gelehrsamkeit alle Genien übertrifft; wähle ihn zu deinem Gatten, denn durch ihn wird einst der Islamismus wieder die höchste Stufe von Ruhm und Macht erreichen. Um aber deine Liebe zu erproben, erschien sie dir als Bettlerin, und erst, als du sie als solche zu deiner Gattin wähltest, brachte sie dich hierher. Bleibe nun bei uns und heirathe Ifrach, denn sie liebt dich von ganzem Herzen.‘

„Ich blieb nun“ — fuhr Ali in seiner Erzählung vor Zaher fort — „mehrere Jahre bei dem Sultan Abjad und liebte Ifrach jeden Tag mehr. Eines Morgens kam sie mit blassem Gesichte und rothgeweinten Augen zu mir und sagte mir: ‚Ali, wir müssen uns auf einige Zeit trennen. Du mußt in deine Heimath zurück; der Islamismus bedarf deines Beistandes. Der vertriebene Zaher soll durch dich wieder auf den egyptischen Thron gebracht werden; du mußt den eingekerkerten Schiha befreien, den gottlosen Kiptawil in die Hölle senden und die tugendhafte Tigan gegen die Trabanten des Fürsten Magug schützen.‘ Sie brachte mir dann einen vollständigen Frauenanzug mit dem dazu gehörigen Schmuck und ein kleines Spiegelchen, und fuhr fort: ‚So lange du dieses Gewand am Leibe hast, kann kein Mensch dir beikommen; es schützt dich besser als Davids Panzer gegen Schwert und Lanze. Sobald du deine Fußringe zusammenschlägst, kannst du dich plötzlich nach jedem entferntesten Orte begeben; reibst du an dem Armbande, so öffnen sich vor dir die festesten Schlösser; berührst du deine Halskette, so wirst du jedem menschlichen Auge unsichtbar, und siehst du in das Spiegelchen, so kannst du jede beliebige Gestalt annehmen. Ich werde dir übrigens im Traum erscheinen, so oft ich dir etwas Wichtiges mitzutheilen haben werde.‘ Hierauf umarmte sie mich

und verſchwand; ich aber ſchlug meine Fußringe zuſammen, und in einem Augenblicke befand ich mich vor der Thüre meines väterlichen Hauſes; da aber mein Vater mich nicht in dieſem Aufzuge aufnehmen wollte, ſchlug ich mir ein Zelt außerhalb der Stadt auf, und komme nun jeden Abend in die Stadt, um vor der Thüre meines Vaters mein Nachteſſen zu verzehren. So lebe ich nun ſchon ſechs Monate hier, und meine Gattin erſchien mir erſt zweimal im Traum; einmal, um mich zur Rettung Tigans in's Schloß zu ſchicken, und das andere Mal, um mich vor der einſchläfernden Speiſe meines Vaters zu warnen."

Als Ali dieſe Erzählung vollendet hatte und ſich wieder entfernen wollte, ſagte ihm Zaher: „Du ſprachſt vorhin von Schiba's Gefangenſchaft in Egypten; ich bitte dich, da du doch vermöge deiner Fußringe dich ohne Mühe in einem Augenblicke zu ihm begeben und vermöge deines Armbandes ſeinen Kerker öffnen kannſt, ſo befreie ihn und gib ihm Nachricht von mir." Ali erfüllte den Wunſch Zahers, öffnete in der folgenden Nacht Schiba's Gefängniß und führte ihn, als die Gefängnißhüter im Vertrauen auf ihre ſchweren Schlöſſer ruhig ſchliefen, zur Stadt hinaus.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und vierundneunzigste Nacht.

Schiha reiste hierauf zu seiner Gattin, welche fortwährend um ihn getrauert hatte und nicht wußte, was aus ihm geworden war; um aber nicht wieder von Kiptawil ergriffen zu werden, begab er sich mit ihr nach Syrien. Schiha traf nun mit Ibrahim, Saad und den übrigen Freunden Zahers die nöthigen Anstalten, um Kiptawil wieder aus Egypten zu vertreiben; aber er wagte es nicht, den Krieg zu beginnen, so lange er durch seine Gattin Tagnas wußte, daß die Macht seines Zaubers noch nicht gebrochen worden. „Zaher," sagte sie ihm, „muß mit Hülfe eines jungen Mannes aus Haitan al Hutun einen Zauberstab aus Indien holen, dem unzählbare Djinn gehorchen, mächtiger als die, über welche Kiptawil gebietet."

Eines Morgens — es war am Anfang des siebenten Jahres nach der Thronbesteigung Kiptawils — kam Ali zu Zaber und sagte ihm: „Nimm Abschied von Abd Errahman und seiner Tochter und folge mir; meine Gattin ist mir diese Nacht erschienen und hat mir die Mittel angegeben, durch welche du wieder zur Herrschaft von Egypten gelangen kannst." Zaher dankte Abd Errahman und der Prinzessin Tigan für die freundliche Aufnahme, die er bei ihnen gefunden, und verließ mit Ali die Stadt Haitan al Hutun. Sie reisten vierzig Tage lang durch eine öde Wüste, litten aber weder Hunger noch Durst, da Ali jeden Augenblick aus den entferntesten Ländern Speisen und Getränke herbeischaffen konnte. Am einundvierzigsten Tage gelangten sie an einen sehr breiten Strom; Ali holte schnell zwei Blasen herbei und band sie Zaher unter den Arm, so daß er über den Strom schwimmen konnte. Als er am jenseitigen Ufer war, kamen zwei ungeheuer große Schlangen mit aufgesperrtem Rachen gegen ihn. Ali,

der ſie aber ſchon erwartete, hatte zugleich mit den Blaſen zwei Eier und ein Schächtelchen voll Gift mitgebracht, die Eier ausgehöhlt, mit Gift angefüllt und wieder mit Teig

verſtopft. Er warf jeder Schlange ein ſolches Ei in den Rachen, und ſie lagen leblos vor ihnen. Als ſie eine kleine Strecke weiter gingen, ſah Zaher zwei große irdene Krüge neben einander ſtehen; der eine war mit Waſſer gefüllt und der andere war leer. Der gefüllte war aber von außen ganz trocken, während der leere feucht und mit Moos bewachſen war. Er fragte Ali, was dieſe Krüge bedeuten. „Erkenne daran die Wunder Gottes,“ antwortete Ali; „der leere Krug iſt das Bild eines Armen, jedoch freigebigen; er behält Nichts für ſich, aber Gott läßt das Wenige, das er hergibt, um ſo beſſer gedeihen. Der volle Krug hingegen ſtellt einen reichen Geizigen vor, der Alles für ſich verſchließt und von dem die Außenwelt gar keinen Genuß hat.“ Nicht weit davon ſah Zaher wieder drei Krüge; die zwei äußern waren gefüllt, denn das

Waſſer lief fortwährend von einem zum andern; der mittlere aber war leer. Er fragte Ali wieder nach ihrer Bedeutung, und dieſer ſagte ihm: „Was du hier bildlich dargeſtellt ſiehſt, kommt häufig im Leben vor. Die reichen Leute beſuchen und beſchenken ſich fortwährend, ſo wenig auch Einer des Andern bedarf, und die Armen bleiben unbeachtet liegen.“ Nach einigen Tagen begegneten ihnen zwei Kinder, welche ſie baten, ſie zu ihrer Mutter zu bringen. Zaher bemitleidete ſie und wollte ſchon eines derſelben auf den Arm nehmen, da ſagte ihm Ali: „Du biſt des Todes, wenn du ſie berührſt; es ſind keine Menſchenkinder, ſondern Beni Rummieh, die auf Bäumen wachſen wie Früchte; ſie ſind ganz von Fleiſch und haben gar keine Knochen; wenn ein Menſch ſie aufnimmt, ſo ſchlingen ſie ſich ſo feſt um ihn, daß ſie Niemand mehr losbringt, bis er erſtickt.“ Sie reiſten nun wieder dreißig Tage lang, bis ſie an die Grenze von Indien kamen; dort duftete ihnen ein betäubender Wohlgeruch entgegen, und Ali ſagte zu Zaher: „Hier hat unſere Mutter Eva geweint, als ſie Gott aus dem Paradieſe jagte, und ihre Thränen, die noch aus dem Paradieſe ſtammten, brachten dieſe wohlriechenden Kräuter hervor; binde dir nur Mund und Naſe zu, denn kein Menſch kann dieſen Duft lange ertragen.“

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Neunhundert und fünfundneunzigste Nacht.

Als sie endlich auch glücklich diese letzte Gefahr überstanden hatten, gelangten sie am siebenzigsten Tage nach ihrer Abreise von Haitan al Hutun vor einen schönen Garten, in dessen Mitte ein Zelt aufgeschlagen war. „Unter diesem Zelte," sagte Ali zu Zaher, „ist der Zauberstab begraben, der von Daniels Zeiten her für dich bestimmt ist. Bist du in dessen Besitz, so vermag Kiptawil mit allen seinen Genien Nichts mehr gegen dich. Aber der Boden rings umher ist hohl, wer ihn bisher betrat, sank unter und fiel in einen giftigen Brunnen." Hier hielt er eine Weile inne, sah in sein Spiegelchen und nahm eine Riesengestalt an, hob Zaher auf seinen Arm und setzte ihn, sich hinüber zum Zelte beugend, ohne den falschen Boden zu berühren mitten in's Zelt hinein; dann fuhr er fort: „Rufe jetzt dreimal: Zauberstab des Propheten Daniel, steig' hervor!" Zaher that dies, es stieg ein Rauch aus der Erde hervor und bildete sich zu einem grünen Rohr, und eine Stimme fragte: „Was befiehlst du, Zaher, mächtiger Sultan der Muselmänner?" — „Schaffe mich nach Syrien," antwortete Zaher, „zu meiner Familie und meinen Freunden." Sogleich erschien ein fliegender Djin, nahm Zaher auf den Rücken und flog mit ihm nach Damaskus. Ali begleitete ihn bis dahin, dann sagte er ihm: „Du bedarfst nun meiner nicht mehr, ich werde wieder in meine Heimath zurückkehren." Zaher dankte ihm und wünschte ihm, daß sich nun Ifrach wieder auf immer mit ihm vereinigen möchte. Zaher versammelte nun seine Freunde um sich und zog gegen Egypten. Kiptawil sandte ihm seine Genienschaaren entgegen, sobald sie aber den grünen Stab erblickten, flohen sie bis hinter die Nilkatarakten zurück. Kiptawil ward von seiner eigenen Tochter Tagnas erschlagen, und Djawan von

ihrem Gatten Schiha. Ibrahim heirathete die Prinzessin Tigan auf Zahers Befehl, der fortan, so lange er lebte, von keinem Ungemach mehr heimgesucht ward. Gott erbarme sich seiner und unser!

Der Fischer Ali.

Ein armer Fischer, sein Name war Ali, lebte viele Jahre hindurch in Mangel und Noth, ohne sich deßhalb unglücklich zu fühlen, denn seine Frau Sirrie, die mit einem reizenden Aeußern eine reine tugendhafte Seele und eine immer heitere Laune verband, wußte ihm jeden Abend, wenn er vom Fischen heimkehrte, das Leben so zu versüßen, daß er seine Armuth leicht vergessen konnte. Nur an manchen Tagen, wenn ein heftiger Sturm den Nil allzusehr aufthürmte, so daß sein Kahn nicht auslaufen

konnte und er seiner guten Sirrie Nichts nach Hause zu bringen hatte, ward Ali etwas verdrießlich. Um an solchen unglücklichen, gewinnlosen Tagen ihrem Manne Etwas anbieten zu können, verkaufte Sirrie nach und nach alle Kostbarkeiten. Sie hatte längst schon keine Halskette, keine Nas-, Ohr- und Fingerringe mehr, ohne deßhalb einen einzigen Seufzer auszustoßen. Als sie aber endlich die von ihrer Mutter zum letzten Andenken erhaltenen Armbänder weggeben sollte, da flossen bittere Thränen über

ihre noch jugendfrischen Wangen, und die zärtlichsten Küsse ihres Mannes vermochten diesmal nicht, sie zu trocknen. Sie lief vergebens eines Abends, als Ali mit hungrigem Magen und leerem Netze heimkehrte, zu ihrer Nachbarin, um einige Para zum Nachtessen zu entlehnen. Diese Frau hatte ein hartes Herz und gelüstete schon lange nach den schönen Armbändern, dem letzten Schmucke der armen Fischerin. Da beschloß das unglückliche Ehepaar, lieber die Nacht hungrig zuzubringen, als das letzte Geschenk ihrer Mutter in so unbarmherzige Hände übergehen zu lassen. Aber sie hatten sich kaum niedergelegt, als an ihre Thüre geklopft ward. Ali öffnete, und ein armer Vetter trat herein, der von einer Reise zurückkehrte.

„Hast du schon zu Nacht gegessen?" fragte ihn Sirrie, nachdem sie ihn freundlich bewillkommte. — „Nein, liebe Schwester," antwortete der Fremde, „die Sonne ist so eben untergegangen und ich habe heute gefastet." Als Sirrie dies hörte, dachte sie nicht daran, ihre Armbänder zu retten. Sie machte sich sogleich auf, ging damit zu ihrer Nachbarin und verkäufte sie ihr, behielt sich jedoch vor, sie innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder einlösen zu dürfen. Hierauf ging sie auf den Bazar, kaufte Brod, Käse, Bohnen, Rettig nnd Datteln, trug Alles nach Hause und stellte es den zwei Männern vor. Als sich die Männer gesättigt hatten, aß auch sie ein wenig, dann ging sie mit einer Matte aus Palmblättern und einem Kopfkissen in den Hof, um ihrem Vetter ein Nachtlager zuzubereiten; als sie aber zuvor wegkehrte und einen Stein aufhob, sah sie eine große Schlange, welche sich in die Erde verkroch. Sie rief schnell Ali; er kam mit einem Beile und grub die Erde an der Stelle auf, wo die Schlange verschwunden war, um sie zu tödten; da stieß er auf einmal auf etwas Hartes, und weil er es für einen Stein hielt, grub er daneben, aber sein Beil zersplitterte sich. Er bat Sirrie, Licht zu bringen, sie kam mit einer papiernen Laterne und half Ali die aufgegrabene Erde wegschaffen, und siehe da, sie entdeckten eine große eiserne Kiste.

In der nächsten Nacht fuhr Scheherſad folgendermaßen fort:

Neunhundert

und

ſechsundneunzigſte Nacht.

Als Ali und Sirrie mit Hülfe des Vetters die Kiſte endlich hervorzogen und aufbrachen, fanden ſie viele Rollen Gold und große koſtbare Edelſteine darin. Sie nahmen einige Rollen Gold heraus, verſchloſſen die Kiſte und vergruben ſie wieder ſorgfältig. Ali konnte vor Freude die ganze Nacht nicht ſchlafen und entwarf allerlei Plane über ſeine zukünftige Lebensweiſe. Er wollte ſogleich das ſchönſte Haus in der Hauptſtadt kaufen, es mit den koſtbarſten Geräthſchaften ausſchmücken und mit jungen Sklaven und Sklavinnen ausfüllen. Die beſcheidene, genügſame Sirrie aber wollte nicht auf einmal ſo viel Aufſehen machen und rieth ihrem Manne, nur ſtufenweiſe ſich zu erheben, ſich zuerſt auf den Ankauf des Häuschens, das ſie bisher bewohnten, nebſt dem daran grenzenden Gärtchen, zu beſchränken und erſt ſpäter in die Hauptſtadt zu ziehen. Sie ſelbſt ſchwur, daß ſie nie ihre Armbänder, welche ſie noch an demſelben Abende wieder holte, ſo wenig ſie auch mit den gefundenen Edelſteinen harmoniren mochten, ablegen werde. Auch bewahrte ſie Ali's Fiſcherkleid, Netz, Angel, Ruder und andere Fiſchergeräthſchaften ſorgfältig auf, um ihn zu jeder Zeit durch die Erinnerung an ſeine frühere Armuth vor Stolz, Hochmuth und allzugroßer Pracht- und Vergnügungsſucht zu ſchützen.

Mehrere Monate vergingen, einige kleine Kämpfe abgerechnet, deren Gegenſtand Ali's Ungenügſamkeit war, in Ruhe und Glück. Aber Sirrie's Unfruchtbarkeit ward jetzt, da ſie ſo Vieles für Kinder aufwenden konnten, ſchmerzlicher als früher empfunden.

Sirrie betete daher häufig auf dem Gräbe des Imam Schafii in Alt-Kahira, theilte viele Almoſen aus und gelobte, daß, wenn Gott ihr einen Sohn beſcheren würde, er ſein ganzes Leben dem Studium des Korans und anderer heiligen Bücher widmen ſollte. Sirrie's frommes Gebet ward endlich erhört; ſechs Monate nach dem Funde der eiſernen Kiſte ſtellten ſich unverkennbare Zeichen der Schwangerſchaft ein, welche Ali's Zärtlichkeit für ſie, die durch den Ankauf mancher ſchönen Sklavinnen etwas abgenommen hatte, auch wieder vermehrte. Eines Nachts, es war im fünften Monate ihrer Schwangerſchaft, träumte ihr von ihres Mannes früherm Fiſcherleben, von der Zeit,

wo ſie ſein einziges Gut und ſüßeſter Troſt war. Sie ſah ihn fröhlich mit gefülltem Netze von ſeiner Fiſcherei heimkehren, küßte ihn, nahm ihm ſeine Fiſche ab, zündete Feuer an, kochte einen Fiſch mit Zwiebeln und buck einen andern; inzwiſchen holte Ali Brod und Datteln vom Markte, und als er nach Hauſe kam, wuſchen ſie ſich und aßen. Aber beim erſten Biſſen wachte ſie vom Geräuſche auf, das Ali, der einen Theil der

Nacht in Gesellschaft zugebracht hatte, beim Nachhausekommen machte. Dieser Traum machte einen so tiefen Eindruck auf Sirrie, daß sie glaubte, nicht anders Ruhe finden zu können, als wenn sie das geträumte Glück noch einmal wenigstens in der Wirklichkeit genieße. Am folgenden Tage sagte sie daher zu Ali: „Du weißt, daß ich schwanger bin und du mir folglich Nichts versagen kannst, ohne mich und das Kind, das ich unter meinem Herzen trage, der größten Gefahr auszusetzen. Ich gelüste nach Fischen, die du selbst gefangen. Nimm daher dein Fischerkleid, das ich aufbewahrt habe, sammt allem Zugehörigen, miethe einen Nachen in Bulak und komme nicht eher zurück, bis du mit eigener Hand wenigstens zwei Fische gefangen.“ Es fiel dem reichen, stolzen, schon verwöhnten Ali sehr schwer, seinen künstlich gewundenen feinen Turban, seinen damastnen Kaftan, seinen Kaschmir-Gürtel und seine lange Djubbe vom feinsten Tuche mit einer alten, abgeschabten rothen Mütze, einem zerlumpten blauen Hemde und einer groben wollenen Binde zu verwechseln. Die Liebe zu seiner Frau war gewiß nicht mehr stark genug, um ihn zu einem solchen Schritte zu vermögen. Aber die Furcht, sie möchte ein Kind zur Welt bringen mit zwei Fischen auf dem Leibe oder gar auf den Wangen, bewog ihn, den Willen seiner Frau zu vollziehen und wieder einmal auf ein paar Stunden sein altes Handwerk zu treiben. Er ging in's Schlafzimmer, wo Sirrie sein Fischerkleid aufbewahrt hatte, zog es an und verließ die Stadt, ohne daß ihn Jemand erkannte. In Bulak miethete er einen Nachen und fuhr gegen die Insel Rhoda, wo er früher häufig fischte, warf sein Netz aus, und als er es wieder heraufzog, waren drei Fische darin, so groß und so schön, wie er noch keine in seinem Leben gefangen. Freudig kehrte er zur Stadt zurück, mit dem gefüllten Fischernetze auf dem Rücken, vergaß selbst, daß er jetzt der reiche Kaufmann Ali war, und ging wie ein wahrer Fischer durch die Stadt. Als er aber vor dem großen Kaffeehause im Kupferschmiedquartier vorüberkam und ein von Chaschisch halb berauschter Türke, welcher vor demselben saß, die schönen Fische sah, rief er ihm zu: „Bring' die Fische her! was willst du dafür?“ Ali antwortete: „Diese Fische sind schon verkauft.“ — „Bring' sie her, du arabischer Hund!“ rief der Türke zum zweiten Male; „du willst sie gewiß in's Judenquartier oder einem Konsul bringen; seitdem so viele Gjaur hier sind, kommt nichts Gutes mehr auf die muselmännischen Märkte!“ Ali schwur vergebens, diese Fische seyen einer frommen Muselmännin bestimmt; der gewaltthätige Türke lief auf ihn zu, riß ihm das Netz mit den Fischen aus der Hand und trieb ihn mit seinem Kurbadj fort.

In der nächsten Nacht erzählte Scheherzad folgendermaßen weiter:

Neunhundert und siebenundneunzigste Nacht.

Ali ging verzweifelt nach Hause, erzählte Sirrie, was ihm widerfahren, und belud sie mit den härtesten Vorwürfen über ihre sonderbaren Gelüste. Sirrie schwur, diese Gewaltthat zu rächen, rief sogleich ihre Sklavin und ließ sich von ihr ihre schönsten Kleider bringen; dann schminkte sie ihre Wangen, pinselte ihre Augen mit Kohl und rieb ihre Hände mit Henna ein, band einen leichten, durchsichtigen, nicht ganz bis zu den Augen hinaufreichenden Schleier um, so daß man den obern Theil ihres schönen Gesichts sehen und den untern leicht errathen konnte, und ging in diesem Aufzuge in's Kupferschmiedquartier. Als sie in die Nähe des großen Kaffeehauses kam, nahm sie Gang, Haltung, Blick und Miene eines Freudenmädchens an, um die Aufmerksamkeit des noch immer mit seinen Fischen vor dem Kaffeehause sitzenden Türken auf sich zu ziehen. Der von Chaschisch aufgeregte Mann hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er ihr zuwinkte und ihr eine Tasse Kaffee anbot, die sie auch ohne Umstände annahm. Als er sie dann fragte, wer sie sey — denn für ein gewöhnliches Freudenmädchen sah sie doch zu vornehm aus — antwortete sie: „Ich bin die Frau eines Kommandanten, der schon seit mehreren Wochen in den Provinzen mit Rekruten beschäftigt ist und wahrscheinlich noch einige Zeit abwesend bleiben wird.“ Der wollüstige Mann schöpfte viele Hoffnung aus dieser Antwort und versprach sich schon manche süße Stunde von der leichtsinnigen, fern von ihrem Gatten lebenden Frau. Als Sirrie dies bemerkte, betrachtete sie mit sichtbarem Wohlgefallen die herrlichen Fische, die neben dem Türken lagen, und sagte in begehrendem Tone: „Ma scha Allah! so schön habe ich noch keine Fische in meinem Leben gesehen; wo habt Ihr sie denn her?“ — „Ich wollte sie einem verfluchten Fischer

abkaufen," sagte der Türke; „da er sie aber nicht feil bot, nahm ich sie ihm mit Gewalt weg, und jetzt freue ich mich doppelt darüber, um sie dir anbieten zu können, doch unter der Bedingung, daß du mir gestattest, sie diesen Abend mit dir zu verzehren." — „Eure Bedingung ist nicht unbillig," erwiderte Sirrie, ihre Worte mit einem freien Blick und vielversprechenden Lächeln begleitend. „Schicket jetzt euern Mameluken mit den Fischen mir nach; er soll sich mein Haus merken und euch dann, damit die Nachbarn mich nicht verrathen, nach Sonnenuntergang zu mir begleiten." Der junge Türke war mit diesem Vorschlage zufrieden und befahl seinem Diener, dieser Dame mit den Fischen zu folgen. Er selbst ging bald nachher in's Bad und brachte darin die noch übrigen Tagesstunden zu. Kaum hatte der Muassen die Zeit des Abendgebets verkündet, trat der junge Türke mit seinem Diener und drei Sklaven, welche Fitir, Pilaw, mehrere Braten, frische und trockene Früchte, allerlei Süßigkeiten und verschiedene Weine trugen, in Ali's Haus ein. Sirrie war, dem mit ihrem Manne verabredeten Racheplane

gemäß, allein zu Hause und nahm den Türken sehr freundlich auf. Sie hieß ihn sitzen und es sich bequem machen, worauf er seine Djubbe, seinen Gürtel und Turban ablegte. Inzwischen stellte Sirrie die vom Türken mitgebrachten Speisen zurecht und holte auch die Fische herbei; dann brachten zwei Sklavinnen Wasser und seidene Handtücher. Sie wuschen sich und gingen zu Tisch; aber im Augenblicke, als Sirrie dem Türken ein Stück gebackenen Fisch vorlegte, ward an die Hausthüre geklopft. Sirrie stellt sich sehr erschrocken und schickt eine Sklavin hinunter, um zu öffnen. Sie sieht dann zum Fensterchen hinaus in den Hof und sagt zum Türken: „Wehe uns! da kommt mein Mann mit einigen Offizieren zum Hofe herein; nun weiß ich keine andere Rettung für uns, als dich in dieses Speisemagazin zu sperren, das mein Mann nie öffnet; morgen früh, wenn er ausgeht, befreie ich dich wieder."

Scheherfad endigte für diese Nacht; in der nächsten setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten weiter fort:

Neunhundert

und

achtundneunzigſte Nacht.

Mit dieſen Worten packte Sirrie den Türken am Arme und ſchob ihn in ein an ihr Zimmer anſtoßendes Speiſemagazin, in welchem er Alles hören konnte und mußte, was zwiſchen ihr und dem nun hereintretenden Ali vorging. „Willkommen, lieber Mann!“ ſagte ihm Sirrie; „ich habe dich heute noch nicht zurück erwartet. Gelobt ſey Gott, daß du glücklich angekommen biſt!“ — „Was bedeutet denn dieſer große, mit ſo vielen Speiſen beladene Tiſch?“ fragte Ali. Sirrie antwortete: „Ich habe meinen Vetter mit ſeinem Harem erwartet; da er aber nicht kam, ſetzte ich mich allein an den Tiſch. Gottlob! daß du mir nun Geſellſchaft leiſteſt; ſo habe ich doch dieſe Vorkehrungen nicht umſonſt getroffen.“ Ali ſetzte ſich vor den Tiſch, aß mit Sirrie und pries zu wiederholten Malen die vortrefflichen Speiſen und Getränke, beſonders aber die guten Fiſche. Der eingeſperrte Türke mußte nicht nur dies Alles mit hungrigem Magen anhören, ſondern auch noch die ganze Nacht durch die Liebkoſungen des glücklichen Ehepaares vom Schlafe geſtört werden. Sirrie zeigte ſich ihm gar nicht mehr, und am folgenden Morgen dankte er Gott, als ihm ein Sklave die Thüre öffnete, und fluchte dem Fiſcher, den Fiſchen, dem Kommandanten und ſeiner Frau, ſo oft ihm dieſe Nacht einfiel. Ali liebte aber ſeit dieſem Tage ſeine Frau wieder wie in ſeiner erſten Fiſcherzeit, und Gott ſegnete ihn mit einem Knaben, der nicht nur kein Muttermal zur Welt brachte, ſondern alle Kinder ſeiner Zeit an Schönheit überſtrahlte.

Satilatlas und Hamamatelliwa.

Satilatlas, Sohn eines der vornehmsten Kaufleute in Kahira, liebte lange die schlanke Hamamatelliwa, Tochter eines reichen Goldarbeiters, ohne mehr von ihr erlangen zu können, als einige verstohlene Liebesblicke aus ihren kohlschwarzen Augen durch ein kaum durchsichtiges Fenstergitter, denn sie ging nie ohne ihre Mutter aus und lebte auch zu Hause unter der strengsten Aufsicht. Ihre Mutter aber war eine verstoßene Frau seines Vaters; so lange dieser lebte, war also an keine nähere Verbindung zu denken. Nach dessen Tod erst wagte es Satilatlas, um Hamamatelliwa bei ihrer Mutter zu werben, und als sie ihm zugesagt ward, hielt er sich für den glücklichsten Menschen in der großen Hauptstadt Egyptens, ja in der ganzen Welt; denn, dachte er, was ist denn die ganze übrige Welt neben Egypten, der Mutter der Welt? Aber er liebte auch als Gatte Hamamatelliwa so zärtlich, daß er nicht nur keine andere Frau zu ihr heirathete, sondern sogar auch seine schönen jungen Sklavinnen, Abyssinierinnen sowohl als Cirkassierinnen, gänzlich vernachlässigte. Hamamatelliwa ward von Allen, die sie kannten, wegen der ausschließlichen Liebe ihres Gatten beneidet; sie erregte aber besonders die Eifersucht Warda's, einer griechischen Sklavin, die früher von ihrem Herrn mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde und nun keines freundlichen Blickes